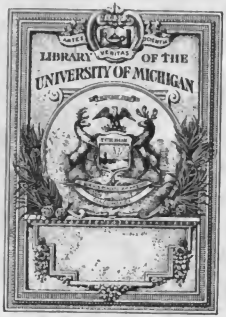
Globus

Digitized by Google


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

G
168

Globus.

LIII. Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Dreiundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Karst-Erscheinungen. Von Franz Kraus 145. Die Insel Korfu. Von H. Seidel 252. Lapplandfahrten. Von H. Z. 38. 52. 70. 86. Rouen. Von Dr. H. Zschalig 321. 337. 358. 372. Durch Thessalien 276. 292. 310. Die Stamm- und Familienverhältnisse der transsylvanischen Zell-Zigeuner. Von Dr. Heinrich von Wlislocki 183.

Asien.

Die Batakker auf Sumatra. Von W. Ködding 57. 75. 90. 107. Geschichte und Kritik der Bevölkerungsverhältnisse von China und Japan. Von Dr. A. Oppel 378. Dajakken-Gedichte. Von H. Tromp 218. Asiatische Eisenbahnen. Von Dr. Emil Deckert 305. 331. Die neueren Forschungen am oberen Hoangho 177. 193. Der Hoangho und seine Stromlauf-Aenderung. Von Dr. Emil Deckert 129. Kapitän Jakobson's Reisen im Gebiete der Giljaken und auf der Insel Sachalin. Von Otto Genest 9. 25. Reise nach den Neusibirischen Inseln. Von E. Baron Toll 209. 225. 250. Der obere Tigris. Von Dr. L. E. Browski 43. Land und Leute des Theedistriktes von Kumaon. Von E. Schröder 241. 266.

Afrika.

Geschichtliches über die Bangala, Lunda und Kioko. Von Curt von François 273. Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 116. 133. 147. 164. 180. Reiseskizze aus dem Haussalande. Von Ernst Hartert 97. Joachim Graf Pfeil's Reisen in Ostafrika 369. Die Beys. Von Heinrich Hartert 236.

Nordamerika.

Sitten und Gebräuche der Indianerstämme von Britisch-Kolumbien. Von E. von Hesse-Wartegg 139. Die nordamerikanischen Höhlen. Von Dr. Emil Deckert 212. 228. Südkalifornien im Jahre 1887. Von Theodor Kirchhoff 168. 348. 363. Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker. Von Dr. F. Boas 121. 153. 299. 315.

Südamerika.

Im Lande der Campas. (Nach O. Ordinaire.) 4. 21. Die „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta" des Nicolas de la Rosa. Von Dr. W. Sievers 232. 283. Wanderungen durch das außertropische Südamerika 49. 65. 81. 102. 113. 161. 246. 260. 280. 294. 344.

Australien und Polynesien.

Der Charakter der Australischen Alpen. Von R. von Lendenfeld 2. Die australische Eiszeit. Von R. von Lendenfeld 257. Der Fidschi-Archipel. Von Dr. Emil Deckert 17. 33. Die Flora der Gesellschaftsinseln. Von Dr. F. M. 171. Der Charakter der Neuseeländischen Alpen. Von R. von Lendenfeld 353.

Allgemeines.

Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nordeuropa und die Frage nach der Heimath der Arier. Von K. Penka 200. Die Weltkarte des Castorius. Von Dr. A. Oppel 289.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Veränderungen in der Straße von Dover 61. Das Projekt einer Kanalbrücke 352. Prof. Nehring über die prähistorischen Hausthiere Europas 351.

Deutsches Reich. Deutschlands Betheiligung am Außenhandel der Vereinigten Staaten 368. Die Zahl der Juden in Preußen 368. Die Wasserverkehr der deutschen Reichshauptstadt 174.

Oesterreich-Ungarn. Die Höhlen Krains 94. Nephritgeschiebe in Steiermark 271.

Schweiz. Die meteorologische Station auf dem Säntis 94.

Italien. Der italienische Außenhandel 271. Der Pfahlbau von Lagozza 254. Dr. Hellmann über die Winterkälte in Oberitalien 223.

Frankreich. Der französische Canal des deux Mers 47. Der französische Weinbau 94.

Großbritannien. Der englische Außenhandel 174. Die Entstehung der Fingalshöhle 61. Das Keltische in Cornwallis und Wales 223. Die Scilly-Inseln 382.

Rußland. Die Bevölkerung des russischen Reiches 382. Eine russische Erdbeben-Kommission 48. Listow's Forschungen in der Krim 79. Voruntersuchungen zu einem Onega-Weißen-Meer-Kanale 143. Der Kanal von Perekop 367. Die russischen Ströme als Wasserstraßen 174. Treibeisbeobachtungen in Finnland 223. Eine meteorologische Station auf dem Tschatyr-Dagh 351.

Griechenland. Der griechische Außenhandel 383.

Türkei. Die Eisenbahn nach Konstantinopel 271.

Asien.

Asiatische Eisenbahnen 352. Bonvalot's Reise in Centralasien 16. M. H. Danverque's geplante Reise nach Centralasien. 159. Joseph Troll's Reise nach Asien 256.

Asiatische Türkei. Die Euphrathal-Eisenbahn 190. Professor Heinrich Kiepert's Reise nach Kleinasien 223. 381. Dr. von Luschan's ethnologische Forschungen in Kleinasien 94. Dr. von Luschan's neue Reise nach Kleinasien 223. Die Libanonceder 61. Dr. Walther's Forschungen auf der Sinai-Halbinsel 383. Dr. B. Moritz über Süd-Mesopotamien 381.

402273

Digitized by Google

Asiatisches Rußland. Der Fischfang in den Gewässern des Kratbeckens 365. Büsst 335. Russische Forscher in Asien 223. Der Kaukasus 15. Kusnezow und Rossikow im Kaukasus 335. Dr. H. Stöger über den Ausbruch des Kel-Polan 239. Naphtalagerung bei Mschet im Kaukasus. Dr. Dr. C. Heyfelder 143. Thevkultur im Kaukasus 174. Baron Toll's und Alexander Junge's Reise nach den Neusibirischen Inseln 192. Russifikationsbestrebungen in Asien 239. Adrianow's Expedition nach Sibirien 128. Alpetin's Expedition nach Sibirien 80. Die Ausfuhr Sibiriens 271. Die Expedition nach Sibirien 217. Die sibirische Eisenbahn 142. 352. Iwanow's Expedition in das Ussuri-Land 335. Kolonisirung des Ussuri-Gebietes 61. Wjernoje 335. Dampferverbindungen von Wladiwostock 335.

Centralasiatische Khanate. Afghanistan 60. Wettrennen in Buchara 190. Bericht über der Lockhart'schen Expedition in die Hindukusch-Khanate 223. Grum-Grshimailo's Pamir-Expedition 80.

Britisch-Indien. Ceylons Produktion 61. Zahl der christlichen Eingeborenen in Ostindien 62. Der Aufforstungsdienst von Britisch-Indien 256. Mitchell's und Needham's Expedition im indisch-chinesischen Grenzgebiete 143. Die Hilfsquellen von Oberburmah 61. A. Forbes über die Rubinfundstätten in Oberburmah. Die Distrikte Pilchin und Sibi 335. Wald und Regen in Britisch-Indien 127. A. T. Oldham über Wüstenbildung im Pendschab 174.

Siam. Eine Eisenbahn in Siam 224. M'Carthy's Forschungsreisen in Siam 46. Dampferfahrten auf dem Menam 143. Ouberk Sartorius über die Shan-Staaten 239.

Französisch-Hinterindien. Graf Ankey-Gimpt in Hinterindien 388. Gautier's Fahrt auf dem Mekkong 352. Schiffbarkeit des Mekkong 95. A. Gouin über den Songkafluß 271. Kohlen in Tongking 256.

Niederländisch-Indien. Die Beriberri-Krankheit in Atchin 62. A. D. Bertson in Nord-Borneo 320. Dr. D. T. Dalv's und John Whitehead's Reisen in Nord-Borneo 159. Eine Expedition nach den Key-Inseln 224. Das neue Pflanzenlehen von Krakatau 287. Gold falsch 191. Die Kolonie Deli auf Sumatra 271. Sprachenkarte von Sumatra 62.

China. Die chinesischen Zukunftsbahnen 31. Das Erdbeben von Yünnan 383. Telegraphenkabel nach Formosa 61. G. L. Harnack's Rückkehr aus China 143. Stromlauf-Aenderung des Hoangho 62. 224. 383. Jangtsekiang-Schiffahrt 112. Katanow's Reise nach der Mongolei 256. Das Klima des Chinesischen Reiches nach G. Thiering 16. Prschewalski's Reiseergebnisse 159. Prschewalski's fünfte Expedition nach Asien 335. Reschne's Reise in der Mongolei 271. A. D. Gorey's Reise in Ost-Turkestan 79.

Korea. Die Europäisirung Korea 95. Der Handel Koreas 174.

Japan. Die Bevölkerungsverhältnisse des Kaiserthums Japan 158.

Afrika.

Aegypten und Abessynien. Bohrungen im Nildelta 383. Brychon's Reise nach Obergypten 272. Alphonse Rubey's Reise nach Schoa 288.

Französische Besitzungen und Schutzgebiete. Ebbe und Fluth im Golf von Gabes 320. Tr. Daniy über seine Reise in Tunesien 159. Phosphatablagerungen in Tunesien 320. Weinexport von Oran 62. Die Franzosen am oberen Niger 240. Die Schiffahrtsstraße von Senegambien nach Timbuktu 42. Ein französisches Saharabahnprojekt 48. Savorgnan de Brazza's Rückkehr vom Kongo 207. Die Franzosen am Ubangi 320.

Marokko. Camille Doul's Erlebnisse in Marollo 95. Joseph Thomson's Reise nach Marokko 239.

Oberguinea. A. W. Felting's Expedition in Oberguinea 159. H. H. Johnston's Reise zum Benuë 320. Tr. G. A. Knaule's Reise im Hinterlande der Gold- und Sklavenküste 95. Dr. P. von Jeschwing über das Aegebolta 383.

Kongo-Staat. Lieutenant Hanenle nach dem Kongo 192. Die Anfnahme der Kongo-Eisenbahn 159. Aus dem Kongostande 62. Die Ausfuhr des Kongo-Staates 320. Gesundheitsverhältnisse im Kongo-Staate 320. Dolizie und Ban Gele am Ubangi-Ueelle 224. Tod Ban de Velde's und Barlemont's 174.

Sudan und Centralafrika. Nachrichten von Major Barttelot 304. 336. Nachrichten von Emin-Pascha 304. Emin-Paicha über Bischofäge in Afrika 304. Prof. Zitzer über der Atlas 159. F. X. Geyer über die ethnographischen Verhältnisse des Sudan 383. Tr. W. Junker über das Gebiet zwischen den Kibali-Uelle und dem Nepoko-Wawimi 304. Montegn Kerr's gegen Reise nach Afrika 16. 320. Henry M. Stanley's Expedition nach Wadelai 16. 174. 304.

Ostafrika. Europäer und Araber am Nyassa-See 272. Der Klimandscharo nach Dr. Hans Meyer 32. Dr. Hans Meyer's Masai-Expedition 272. Tr. M. Sieger über die Schwankungen der afrikanischen See 207.

Portugiesische Besitzungen. Carvatho's Reise im portugiesischen Afrika 159. Lecomte's Reise im portugiesischen Westafrika 272. Aus dem portugiesischen Afrika 14. 320.

Südafrika. Das Amatonga-Land. Von H. Seidel 334. J. F. Ingram's Expedition nach Umzila's Reich 352. F. Johnston's Reise nach dem Matabele- und Maschona-Lande 352. Die Südafrikanische Republik und ihre Goldfelder 206.

Afrikanische Inseln. Otto Baumann über Fernando Poo 32. Mauritius 95. Dr. M. Bernau über die Urbewölkerung der Kanarien 159.

Nordamerika.

Kanada. G. M. Dawson's Forschungen im Felsengebirge 48.

Vereinigte Staaten. Anteznhonder der Vereinigten Staaten 63. Hohlen in Nordamerika 336. Die Verbreitung der Indianerstämme 384. Die Flora der Küstenwüsten Kalifornien's 206. Das Klima von Jowa 272. Geologische Landesunterjuchung 384. C. M. Richter über die Meeresströmungen an der kalifornischen Küste 175. Henry Gannett über den Regenfall des nordamerikanischen Westens 240. Bergsteigerung der Rocky Mountains 336. Der Whymper-River 175.

Mexiko. Niederkalifornien und Sonora 59.

Mittelamerika und Westindien. Der Nicaragua-Kanal 48. Das Panama-Kanal-Unternehmen 207. Die Negerbevölkerung von Martinique 141.

Südamerika.

Höhenveränderungen im Andengebirge 80. C. v. Hesse-Wartegg's Reise in Südamerika 95.

Venezuela. M. J. Chaffanjon's Reise im Quellgebiete des Orinoco 175. Die Goldproduktion von Venezuela 320.

Guyana. H. Coudreau und G. Brousseau am Maroni 256. H. A. Coudreau's Reise nach dem Tumac-Humac-Gebirge 63. Goldlager in Guyana 320.

Brasilien. Labre's Reise nach Bolivia 95. Die Einwanderung in Brasilien 320. Die Expedition K. von den Steinen 63. 320.

Argentinien. G. Fontana's Expedition in die Anden 320. F. Kurz und W. Bodenbender in den Anden 141. Die Halsmenge von Buenos Ayres 95. Ramon Lista in Feuerland 304.

Chile. Die Eisenbahn von Antofagasta nach Bolivia. Von Prof. Dr. R. A. Philippi 351. Die Gemsen Chiles 63. J. Seltze in Feuerland 304.

Paraguay. Sandalio Sosa und Tr. De Bourgade in Paraguay 224.

Australien und Polynesien.

Festland und Küsteninseln. J. R. Browne's und E. C. Giffel's Reise in Südwestaustralien 63. Carle, Anderton und Mayers im Innern Südaustraliens 80. Ernest Favre's Reise in Westaustralien 240. Erfolge der australischen Goldsucher 383. Kaninchen in Neu-Süd-Wales 61. Kings-Island 80. David Lindsay's zweite Reise in Australien 368. Die Melville-Insel. Von Henry Greffrath 173. Schwankungen der äußersten See 240. W. H. Dietlin's Reise nach Central-Australien 365.

Neuguinea. Th. Bevan's Reisen in Neuguinea 64. J. Chalmers am Papua-Golfe 240. W. W. M. Guthbertson's Reise in Neuguinea 64. H. O. Forbes' Reise in Neuguinea 160. Besteigung des Owen Stanley 63. Neukaledonien. Kohlenlager Neukaledoniens 240.

Polynesien. Die Anneren der Inseln Fanning, Christmas und Penrhyn an England 368. R. A. Marche auf den Marianen 144. P. A. Leifon und L. Martinet über die Polynesier 175.

Polarregionen.

F. Nansen's beabsichtigte Grönlandreise 64. 252. 384. Stereneray über Grönlands Gletscher 128. Die Höhe Grönlands 144. Die Temperaturverhältnisse von Nordgrönland 352. Professor Ballung's Reise nach Nowaja Semlja 352. Rossikow's Reise nach Nowaja Semlja 79. Insel im Osten Spitzbergens 384. Die Südpolar-Expedition in Frage gestellt 160.

Allgemeines.

Die Auflösung der Afrikanischen Gesellschaft 32. Der siebente Internationale Amerikanisten-Kongreß 208. Ein inter-

Digitized by Google

nationales Archiv für Glyphographie 255. Canon J. Taylor über den Ursig der Arier 61. Die geographische Ausstellung zu Brüssel 32. Die Stellung der Chetiter 221. Dampfschiffschnelligkeit zwischen Pyramatty und Rajstadt 224. Alte Erd- und Himmelsgloben. Von Prof. Dr. H. Baumgartner 351. Das quantitative Verhältniß des Festen zu dem Flüssigen nach John Murray 144. Getrag der Fischerei auf der ganzen Welt 224. Der deutsche Geographentag 144. Berschiedung desselben 208. F. von Richthofen über geographische Gesellschaften 96. Die Gebirgsrevolution der Erde 176. Der höchste Berg der Erde 48. Prof. Sepp über den Namen „Kleche" 176. Kocaus glaube und Kultur 60. Eduard Süß über die Meere 99. Der französische algerische Meridianbogen 272. Die 61. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte 272. Die geographische Verbreitung des Schnees 221. Der Suezkanal 176. W. de Lapparent über die Ungleichheit der Menschen 238. Prof. Ebermayer über den Einfluß des Waldes auf die Bodenfeuchtigkeit und Bodentemperatur 176

Deutsche Schutzgebiete.

Dr. Gerich's Reise nach dem Tamara-Lande 239. Kaiser-Wilhelms-Land 303. Bischof Parker und J. Blackburn über Ostafrika 174. Die verunglückte Expedition nach Neu-Pommern 368. Rundschau über die deutschen Schutzgebiete 14. 111. 319. Dr. Zintgraff am Elephantensee 175.

3. Bücherschau.

Oskar Baumann, Fernando Póo und die Bube 240. J. von Benko, Reise S. M. Schiffes Frinz nach Westindien 208. Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen 64. H. J. Bidermann, Aeltere slawische Siedelungen auf südbentschem Boden 336. Ernst Böttcher, Orographie und Hydrographie des Kongobeckens 208. Karl Brämer, Nationalität und Sprache im Königreiche Belgien 160. Richard Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft 368. Curt von Francois, Die Erforschung des Tschuapa und Lulonga 336. W. Geiger, Die Pamir-Gebiete 160. Georg Geeland, Beiträge zur Geophysik 112. Paul Güßfeld, Reise in den Andes von Chile und Argentinien 32. F. Hassaurek, Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern 64. Michael Hauertandl, Der altinvische Geist 144. R. Hettgeorge, Aus Deutsch-Ostafrika 208. Ernst Henrici, Das deutsche Togogebiet 256. E. v. Hesse-Wartegg, Kanada und Neufundland 384. C. Heydeloer, Transsibirien und seine Eisenbahn 176. Hölzel's Geographische Charaktertilder 256. Moritz Haeenes, Dinarische Wanderungen 384. H. Kiepert, Uebersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa 48. Gustav Leipoldt, Die Leiden des Europäers im afrikanischen Trapenlitme 64. A. E. Lux, Die Ballanhalbinsel 304. Ferdinand Lingg's Erdprofil 128. Heinrich Moser, Durch Central-Asien 64. H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 80. A. H. Post, Afrikanische Jurisprudenz 96. Hermann Rosolschny, Die Wolga und ihre Zuflüsse 176. K. W. Schmidt, Zanzibar 288. G. Schweinfurth und F. Ratzel, Emin-Pascha 192. Max Sering, Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas 128. Hermann Sonnar, Deutsche Arbeit in Afrika 240. Anton Stauder, Das Studium der Geographie 368. W. Valentiner, Der geistete Himmel 96. August Weinhold, Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien 208. H. Wißmann, L. Wolf, C. v. François, H. Müller, Im Innern Afrikas 336.

4. Illustrationen.

Europa.

Frankreich.

Die Seine bei Bonsecours 322.
Die neue Brücke von Rouen 323.
Hauptansicht von Rouen 324.
Gour d'Albane 325.
Die große Uhr 326.
Rue Harengnerie 327.
Rue de l'Epicerie 328.
Markt am Hohen Alten Thurm 329.
Die Vorstadt St. Sever 338.
Hotel Bourgtheroulde 339.
Thurm der Jeanne d'Arc 340.
Justizpalast 341.
Die Kathedrale von Rouen 359.
St. Ouen 361.
Haus am Square St. André 362.
St. Laurent 373.
St. Maclou 374.
Kirchhof von St. Maclou 375.
Brunnen mit dem Steinernen Kreuz 376.
Aue St. Romain 377.

Griechenland.

Die Inseln Euboea und Skiathos 277.
Der Golf von Volo 277.
Golfgestade bei Volo 278.
Phorsalos 279.
Oeta 280.
Markt zu Tomolo 294.
Trikala 311.
Kalabaka und Umgebung 312.
Das Hagia-Trias-Kloster bei Kalabaka 313.
Larissa 314.

Skandinavien.

Der Svartisen 38.
Fogerndo 39.
Felsenküste bei Elvgaard 39.
Bodd und Umgebung 40.
Fjeldlandschaft bei Elvgaard 41.
Der Lappe Jo Larsen 53.
Lappenlager 54.
Lappengeräthe 55.
Der Kabmalaisa 56.
Badsö 71.
Wasserschlchterei bei Badsö 72.
Der Badsfjord 73.
Winterdorf der Baris-Giebianer 74.
Die Kamasjuvöli 87.
Eine Alta 88.
Der Enara-See 89.
Lappenstation an der Enara-Elf 89.

Asien.

China.

Links Hoangho-Ufer nahe der Tschuenyun-Mündung 178.
Der Hoangho bei Baletun-Gami 179.
Thal des Tetung-Gol 194.
Die Tempelstadt Tschertymon 195.
Chara-Tangut zu Pferde 196.
Spinnende Tanguten 197.
Der Tempel von Tschebiben 198.
Tanguten hütte in Gan-ju 198.
Mühle bei Tschebiben 199.

Britisch-Indien.

Theepflanzung am Himalaya 243.

Afrika.

Getreidehof in Uschiambisa 98.
Giraud's Aufbruch von Kawende 116.
Empfang im Lager von Mere-Mere 117.
Giraud's Wohnhäuser bei Mere-Mere 118.
Zusammenkunft mit König Mere-Mere 119.
Lagerleben bei Mere-Mere 119.
Die Befestigung des Lagers von Mere-Mere 120.
Lager am Luapala 134.
Wiedervereinigung mit der Karawane 134.
Giraud's Lager bei Kazembe 135.
Audienz bei Kazembe 136.
Befestigung des Boma 137.
Lugthorn 137.
Boma Kazembe's 138.
Entwaffnung einer Häuptlingsfrau 148.
Verlassenes Dorf am Mcero-See 149.
Mlunga 149.
Honigernte 150.
Büffeljagd am Moero-See 151.
Ankunft in Jendué 152.
Abschied von den englischen Missionären 165.
Begegnung mit einem Krokodil 166.
Die Station Karema 167.
Nebengebäude 167.
Boma Mukutubu's 180.
Mukutubu 169.
Triumph über einen gefallenen Feind 182.
Abfahrt des Kapitän Storms 183.

Nordamerika.

Eingang zur Mammuth-Höhle 214.
Der Mammuth-Dom 214.
Brücke in der Lucay-Höhle 215.
Die Brand-Kaskade in der Lucay-Höhle 216.
Die Sternkammer in der Mammuth-Höhle 217.
Thron und Kathedrale in der Lucay-Höhle 230.
Stalaktiten in der Lucay-Höhle 231.
Kanzel und Krystallsee in der Howe-Höhle 232.

Digitized by Google

Südamerika.

Argentinien.

Ausschiffung in Buenos Ayres 66.
Quartedores 67.
Gesammtansicht von Buenos Ayres 68.
Die Calle de la Boca 69.
Altjapanisches Haus 82.
Zollhaus und Centralbahnhof zu Buenos Ayres 83.
Kathedrale und Plaza de la Victoria 84.
Calle San Martin in Buenos Ayres 85.
Straßentypen in Buenos Ayres 102.
Bettler zu Pferde 103.
Fisch- und Wildprethändler 104.
Vorstadt-Szenerie in Buenos Ayres 105.
Pampasfuhrwerke auf dem Wollmarkte von Buenos Ayres 106.
Pampas-Landschaft 162.
Brücke über den Rio Segundo 163.
Postwagen im Sumpfe der Monte-Region 246.
Tucuman 247.
Straße in Mendoza 248.
Vorstadt von Mendoza 248.
Der Rio de la Tuebrada 249.
Araucanija-Massiv 261.
Die Ebene von Upallata 263.
Der obere Rio Bermejo 281.
Toba-Indianer 282.
Fuhrt des Aguapey 297.
Pflanzung und Indianerlager in den Missiones 298.
Posadas 298.

Chile.

Chilenisches Bauernhaus 262.
Guarda Vieja 264.
Der Rio Loa 265.

Paraguay.

Junge Guayana-Indianerin 295.
Hacienda San Ignacio 296.

Peru.

Die Eisenbahnbrücke von Verrugas 4.
Cuichua-Indianer 5.
Junger Campa-Indianer 6.
Vegetationsbild und Holzfällerei im Campa-Lande 7.
Der Rio Paucartambo 3.
Kolonistenwohnungen im Campa-Lande 22.
Hochofen der Campas 22.
Campa-Familie 24.
Der Campa-Häuptling Antschoquiri 25.

Uruguay.

Ansicht von Montevideo 50.
Straße in Montevideo 51.
Frey Bentos 345.
Paysandu 346.
Rinderheerde, den Uruguay fuhrtend 347.

Australien und Polynesien.

Neu-Holland.

Der reconstruirte Williamson-Gletscher 259.

Neu-Seeland.

Am Ende des verlängerten Tasmangletschers 354.
Der Tasmangletscher 355.
Der Hochstetter-Dom 356.

Fidschi-Inseln.

Ovalau und Nachbarinseln 18.
Die Küste von Ovalau 18.
Levula 19.
Der Suva-Fluß 20.
Fidschi-Insulaner 34.
Bergstrom auf Viti-Levu 35.
Dorf Tamavua auf Viti-Levu 36.
Eingeborener von Viti-Levu 37.

5. Karten und Pläne.

Der Hoangho und seine Stromlauf-Aenderung 131.
Die Mammuth-Höhle 213.
Das Labyrinth der Mammuth-Höhle 228.
Die Whandotte-Höhle 229.
Die Luray-Höhle 229.
Die asiatischen Eisenbahnen und Eisenbahnprojekte 308.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

Professor Dr. H. Baumgartner 350.
Dr. F. Boas 121. 153. 299. 315.
Dr. L. G. Browski 43.
Dr. Emil Deckert 17. 33. 129. 212. 228. 305. 331.
Hauptmann Kurt von François 273.
Gymnasiallehrer Otto Geneß 9. 25.
Henry Greffrath 173.
Ernst Hartert 97.
Heinrich Hartert 236.
Genst von Hesse-Wartegg 139.
Staatsrath Dr. O. Heyfelder 142. 191.
Theodor Kirchhoff 168. 348. 363.
Pfarrer W. Köbding 57. 75. 90. 107.
Franz Kraus 145.
Dr. A. von Lendenfeld 2. 257. 352.
Dr. A. Oppel 289. 378.
Professor Dr. K. Penka 200.
Professor Dr. K. A. Philippi 351.
Dr. Herm. Pollack 47.
E. Schröder 241. 266.
H. Seidel 252. 334.
Dr. W. Sievers 232. 283.
E. Baron Toll 209. 225. 250.
Missionär H. Tromp 218.
Dr. Heinrich von Wlislocki 183.
Dr. H. Zschalig 321. 337. 353. 372.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

An unsere Leser!

Die Veränderung in dem Titel unserer Zeitschrift deutet an, dass mit dem Redaktionswechsel, der sich in der vorliegenden Nummer vollzogen hat, eine theilweise Veränderung ihres Programms Hand in Hand gehen soll.

Bei den ausgezeichneten Erfolgen, deren sich der „Globus“ unter seiner verdienstvollen bisherigen Leitung zu rühmen gehabt hat, erschien es uns allerdings nicht im geringsten gerathen, mit den alten Traditionen völlig zu brechen. Nach wie vor gedenken wir also darauf bedacht zu sein, sowohl jedem wirklich Gebildeten eine Fülle von länder- und völkerkundlicher Belehrung und Anschauung zuzuführen, als auch dem Geographen und Ethnologen von Fach mancherlei darzubieten, was ihm neu und anregend ist.

Gemäss der Entwickelung, die unser nationales Leben im Verlaufe der letzten Jahre genommen hat, wollen wir aber daneben in Zukunft einen guten Theil unserer Aufmerksamkeit denjenigen in unser Gebiet einschlagenden Fragen zuwenden, die direct unsere praktischen Interessen berühren.

Braunschweig und Berlin, im December 1887.

Friedrich Vieweg und Sohn. **Dr. Emil Deckert.**

Digitized by Google

Der Charakter der Australischen Alpen.

Von R. v. Lendenfeld.

Der Kontinent Australien ist außerordentlich monoton, und derselbe enthält weder besonders hohe Gebirge, noch größere und reichgegliederte Flußsysteme.

Der centrale und südliche Theil liegt in einer Zone, wo überhaupt sehr wenig Regen fällt, und obwohl im Allgemeinen das Klima der südlichen Hemisphäre feuchter und kühler ist wie jenes entsprechender Breiten der nördlichen, so ist es doch im Inneren Australiens außerordentlich heiß und trocken.

An den Küsten regnet es häufiger, jedoch sind die Süd- und Westküste ebenfalls nichts weniger als feucht. Anders verhält es sich mit der Nord- und Ostküste. An der ersteren ist das Klima fast tropisch; hier haben wir zu bestimmten Jahreszeiten, vorzüglich im Spätherbst (Mai), bedeutenden Regenfall. An der Ostküste fällt aber wenigstens viel mehr Regen als an den Süd- und Westküsten. Der ganze centrale Theil mit Ausnahme der südlichen Ecke Australiens dagegen ist so trocken, daß man hier fast von einem Wüstenklima reden muß.

An einzelnen Punkten der Ostküste und im östlichsten Theile der Südküste ist der Regenfall ziemlich bedeutend und erreicht hier und da das jährliche Mittel von 2 m. Wenn wir von der Küste nach dem Innern vordringen, so nimmt die Regenmenge aber sehr rasch ab, und 100 km von der Ostküste entfernt beobachten wir nur noch eine durchschnittliche jährliche Regenhöhe von kaum 500 mm.

In der südöstlichen Ecke Australiens findet sich ein bedeutenderes Gebirge — die Australischen Alpen — welches auf das Klima einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt. Der Hauptkamm läuft der Ostküste streng parallel und ist etwa 170 km von derselben entfernt. In dem Hügellande zwischen dem Gebirge und der Küste ist der Regenfall nun sehr unbedeutend, und an einzelnen Orten sinkt er unter 400 mm herab. Auf dem Gebirge selbst jedoch regnet es viel, und hier finden wir Punkte, an denen die jährliche Regenmenge über 1500 mm steigt. Die Alpenkette zieht übrigens nicht nur auf sich selbst eine bedeutende Regenmenge herab, sondern sie ist es auch, welche den bedeutenden Regenfall an der Ostküste zum großen Theile bedingt.

Von den Australischen Alpen zieht ein zwar nirgends sehr hoher aber vielfach verzweigter und weit ausgebreiteter Gebirgszug nach Norden bis Kap York. Die Gebirge von New-Guinea werden von Einigen als die Fortsetzung dieser Kette angesehen. Der ganzen Kette entlang fällt auch hier viel mehr Regen als in anderen Theilen Australiens von entsprechender Breite, und der bedeutende, von den Gebirgen herabgezogene Regenfall bedingt die relativ bedeutende Fruchtbarkeit der an dem Fuße derselben ausgebreiteten Landstriche von New-South-Wales, Victoria und Queensland, obwohl nach dem Inneren zu der Regenfall von dem Gebirge an auch hier so rasch abnimmt, daß einzelne Theile der Murrayebene, welche man von den höchsten Spitzen des Hauptkammes noch sehen kann, außerordentlich an Dürre leiden. Der regenbringenden Wirkung der Alpen verdanken die genannten Kolonien ihren großen Fortschritt den anderen australischen Kolonien gegenüber.

Wenn nun einerseits das Gebirge einen erheblichen Einfluß auf das Klima ausübt und deshalb der gebirgige südöstliche Theil Australiens viel regenreicher ist, wie jeder andere, so übt die bedeutendere Wassermasse im Gebirge andererseits auch einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des Gebirges selber aus.

Im größten Theile Australiens finden sich überhaupt keine permanenten Flüsse von irgend welcher Ausdehnung, und es ist bekanntlich der ganze centrale Theil von Australien in gar keinem Zusammenhange mit dem Meere. Anders verhält es sich in den Alpen. Die bedeutendere Regenmenge, die durch die niedrigere Temperatur bedingte geringere Verdunstung und vorzüglich auch die von mir beobachtete außerordentliche Quantität des Thaues vereinigen sich zur Bildung größerer und wohlausgebildeter Flußsysteme. Die Hauptwasserscheide von Melbourne bis gegen den Wendekreis hin erstreckt sich auf eine Länge von ungefähr 1700 km fast streng parallel der Küste und bildet somit einen großen nach Ost-Süd-Ost convexen Bogen. Von allen östlichen Hängen der Wasserscheide kommen nun zahlreiche starke Küstenflüsse herab, welche sich an der Ostküste ins Meer ergießen. Die von den westlichen Hängen kommenden Ströme vereinigen sich zur Bildung eines einzigen Flusses — des größten Stromes Australiens, des Murray. Die Hauptwasserscheide fällt indeß keineswegs überall mit Gebirgskämmen zusammen.

Die Australischen Alpen bestehen aus einer Anzahl im Allgemeinen von Süd nach Nord streichender Ketten, welche bogenförmig verlaufen. Alle diese Bogen kehren ihre convexe Seite der Ostküste zu. Sie sind unter einander nicht streng parallel, sondern scheinen von einem Punkte auszustrahlen, welcher etwas östlich von Tasmanien liegt. Die Ketten nehmen nach Osten hin an Höhe zu, bis zur Hauptkette selber, welche die höchsten Spitzen Australiens trägt. Weiter östlich findet sich nur eine einzige, der Küste und dem Hauptkamme parallel vorgeschobene Kette.

Der westliche, westöstlich verlaufende Theil der Wasserscheide ist sehr unregelmäßig und erscheint nicht als eine eigentliche Gebirgskette, sondern besteht nur aus einer Reihe auf einander folgender zufälliger Verbindungen zwischen den an einander gereihten Ketten, welche streckenweise auch an der Bildung der Hauptwasserscheide Theil nehmen.

Nur der östliche Theil der Wasserscheide fällt mit einer Kette zusammen, und zwar mit jener, welche die höchsten Erhebungen enthält und als die Hauptkette angesehen werden muß.

Die Australischen Alpen bestehen vorzüglich aus körnigem Granit, Gneiß-Granit und Gneiß.

Diese Gesteinsarten sind überall durch Uebergänge mit einander verbunden und auf den geologischen Karten der Kolonien schlechtweg als „Granit“ bezeichnet. Es ist wahrscheinlich, daß Laurentische, Cambrische und andere alte Formationen an dem Aufbau dieses „Granits“ theilnehmen.

Außer diesen azoischen Gesteinen findet sich vorzüglich Silur in den australischen Alpen, und zwar erscheint es als branner, bröseliger Schiefer und steht überall, wo ich es beobachtet habe, sehr steil oder vertikal. Die Schichten streichen stets von Süd nach Nord und sind der Richtung des Hauptkammes ziemlich genau parallel. Auf der Oberfläche erscheint die Silurformation in Gestalt langer Bänder und Streifen inselförmig im „Granit“, und diese Bänder sind ebenfalls den Ketten parallel.

Digitized by Google

Außer dem Silur kommt devonischer Kalkstein in einem kleinen Theile des Gebirges vor, nämlich in den Cobberas.

Vulkanische Gesteine — besonders Basalt — bilden ein bedeutendes Hochplateau im südlichen Theile der Bogongkette, und es strahlen ungeheure vulkanische Gänge von den Centren der, jetzt freilich verschwundenen Vulkane aus, welche die großen Basaltablagerungen gebildet haben. Ich habe mehrere Systeme solcher radialer Gänge aufgefunden, so daß ich annehmen muß, daß einst eine ganze kleine Gruppe von Vulkanen und nicht bloß ein einziger in diesem Theile von Australien bestanden hat.

Ich bin geneigt, die thätige Periode dieser Vulkane in die Devonperiode zu verlegen.

Jüngere Formationen wie die devonischen Schichten nehmen an dem Aufbau der Australischen Alpen keinen Antheil.

Die höchste Erhebung des genannten Gebirges und zugleich der höchste Punkt Australiens ist der von mir entdeckte und zuerst erstiegene Mount Townsend in der Kosciusco-Gruppe, welcher 2241 m hoch ist. Mehrere andere Gipfel derselben Gruppe übersteigen wenigstens eine Höhe von 2100 m. In anderen Theilen Australiens findet sich dagegen nirgends ein Berg, der eine Höhe von 2000 m erreicht. In der von mir ebensalls näher untersuchten Bogong-Gruppe giebt es mehrere Gipfel, welche höher sind als 1800 m, der höchste Punkt, auf welchem ich 24 Stunden zubrachte, 1904 m. Dieser Berg — der Mount Bogong — ist, abgesehen von den Gipfeln der Kosciusco-Gruppe, der höchste, und jedenfalls die höchste Spitze der Kolonie Victoria.

Die meisten Kämme sind abgerundet und normal. Größerer Plateaus giebt es nur zwei: dasjenige der Kosciusco-Gruppe und das Basaltplateau im südlichen Theile der Bogongkette.

Einigermaßen felsig sind einige der Gipfel des Kosciusco-Massivs, der Nordabhang des Mount Bogong und die oben erwähnten devonischen Cobberas sowie die Buffalo-Kette im Westen des Bogongkammes.

Wir müssen annehmen, daß die Australischen Alpen einer Faltung ihre Entstehung verdanken, welche durch einen von Westen kommenden Seitendruck bewirkt wurde. Dieser Seitendruck ist auf die Senkung einer Scholle der Erdkruste in der Gegend des jetzigen centralen Theiles von Australien zurückzuführen. Die Faltung fand während, oder kurz nach der jüngeren Devon-Periode statt. Der kolossale submarine Absturz an der Ostküste von Australien, welcher mit einem Winkel von fast 45° zu der Tiefe von 4000 m herabsinkt, dürfte wohl ein jüngerer Bruch sein.

Die Australischen Alpen sind, wie aus der obigen geologischen Skizze hervorgeht, ein sehr altes Gebirge, — viel älter nicht nur als die europäischen, sondern älter auch als die neuseeländischen Alpen. Die meisten großen Alpenketten auf der Erde sind jünger als der Jura, ja in vielen finden sich sogar Kreideschien 4000 bis 5000 m über der Meeresfläche, wie z. B. in der Cordillere am Westrande des amerikanischen Kontinents. Die gewöhnlichen Einflüsse der Atmosphärilien und des sich bewegenden Wassers haben demnach viel länger auf die Australischen Alpen gewirkt wie auf die europäischen und ihr Effekt ist daher ein viel weiter gehender.

Scharfe und schlanke Formen sind fast ganz verschwunden, und von den — einst vielleicht hohen — Gebirgen bleibt nichts als die Basis. Das Kosciusco-Massiv ist ein solcher alter Unterbau; und die jetzigen Erhebungen auf dem über 300 qkm großen und etwa 1700 m hohen, auf allen Seiten von steilen Hängen scharf begrenzten Plateau, welches das Massiv der Kosciusco-Gruppe bildet, sind der Ausdruck von lokalen Verschiedenheiten in der Resistenz des Gesteines. Ich habe dort einen eingekeilten Silurkreisen entdeckt, der dicht unter der Kammlinie und parallel derselben dahin zieht. Dieser ist weicher als der „Granit“ und die Ursache einer Depression, die dem Hauptkamme folgt und die in einer Reihe von tiefen Sätteln in den östlichen Nebenkämmen ihren Ausdruck findet.

Das große Plateau, welches eine Ausdehnung von etwa 1200 qkm und eine durchschnittliche Höhe von 1500 m besitzt, und welches auf allen Seiten durch Steilhänge ebenso wie das Kosciusco-Plateau begrenzt ist, verdankt seine Entstehung der schützenden Basaltdecke, welche sich über demselben ausbreitet und welche weit widerstandsfähiger ist, als alles andere Gestein in der Gegend.

Ringsum ist Alles vom Wasser weggeführt worden, aber der vom Basalt bedeckte Theil ist stehen geblieben. Bieleorts ragen die resistenten vulkanischen Gänge über die Umgebung in Gestalt grotesker Felsmassen vor.

Im Detail beobachtet man, daß der „Granit“ in der subalpinen Region, wo er vorzüglich der chemischen Wirkung des Wassers und der Kohlensäure ausgesetzt ist, zu abgerundeten Blöcken zusammenschrumpft, während er auf den Gipfeln, wo die Luft wahrscheinlich kohlensäureärmer ist, und wo es oft friert, vorzüglich der sprengenden, mechanischen Wirkung des gefrierenden Wassers ausgesetzt ist und daher zu scharfkantigen, grotesken Trümmern verwittert. Müllers Peak, eine der Spitzen der Kosciusco-Gruppe, welche von mir bestiegen worden ist, besteht aus eckigen, scharfkantigen Fragmenten eines dunklen, körnigen, wirklichen Granits. Auf dem Mount Townsend ist das Gestein lichter gefärbt, quarzreicher und zersplittert, — schieferig, zu plattigen Stücken, — und hier ist das Gestein offenbar kein wirklicher Granit sondern Gneiß.

In den höheren Regionen geht die Abschwemmung vorzüglich an den Hängen, in den tieferen subalpinen Gebieten, wo die Flüsse wasserreicher sind und die Sprengwirkung des gefrierenden Wassers wegfällt, vorzüglich in der Thalsohle vor sich. Deshalb erscheinen die Hochthäler auf den Plateaus flach und breit, jene in der Tiefe schmal und eng.

Auf der Höhe nimmt die Neigung der Hänge nach der Thalsohle hin ab, im tieferen Lande nimmt sie nach unten hin zu.

Ich hoffe auf die von mir in den Australischen Alpen entdeckten Spuren prähistorischer Gletscher und auf die Fauna und Flora der Alpen in einer späteren Mittheilung eingehen zu können [1].

[1] Nähere Details über meine Reisen in den Australischen Alpen finden sich im Ergänzungsheft Nr. 37 von Petermann's geographischen Mittheilungen.

Digitized by Google

Im Lande der Campas.

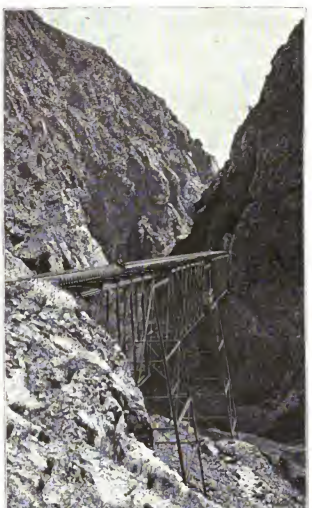
(Mit fünf Abbildungen.)

Es regnet so gut wie nie in dem Küstenlande von Peru, namentlich aber nicht in der Provinz Lima, wo so zu sagen ein ewiger Sommer herrscht — wenn man sich einen Sommer ohne Grün vorstellen kann.

Nur in gewissen Monaten wird der Boden ab und zu von einem niedergehenden, feuchten und kalten Nebel — den sogenannten „garuas“ — benetzt. Der Regenschirm aber, den wir Europäer so vielfach in Bewegung zu setzen haben, ist in diesem Lande ein gänzlich unbekannter Luxus.

Wer sollte dessenungeachtet nicht froh sein, wenn er nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Callao, dem Haupthafen der peruanischen Küste, dieser staubigen Atmosphäre, diesen kahlen Gebirgen und diesen öden Schilfsichten „Valet“ sagen darf, um eine Reise nach der Montaña — nach der berühmten peruanischen Waldregion — anzutreten.

Die Eisenbahn, welche die moderne Hauptstadt von Peru mit dem Inneren des Landes in Verbindung setzt, muß als die merkwürdigste auf Erden gelten, sowohl was die Kühnheit ihrer Technik (Siehe Abbildung 1), als auch was ihre Höhe anbetrifft. Die letztere beträgt im „tunel en la Cima“ wolle 4729 m, bleibt also nur um 81 m hinter der Höhe des Mont Blanc zurück. Die nordamerikanische Gesellschaft, der die Bahn gehört, hat sich zwar verpflichtet, sie bis nach Cerro de Pasco, wo sich die reichsten Silberfundstätten von Peru befinden, auszudehnen, vorläufig aber reicht sie bloß bis zum Dorfe Chicla, das etwa 30 Meilen hinter Callao liegt.



Die Eisenbahnbrücke von Verrgas in den peruanischen Anden.

In Chicla gilt es also, sich mit Pferd und Führer zu versehen, um nach seinem ersten Ziele — dem Thale von Chanchamayo — zu gelangen. Die Vorberge der Anden gegen den Stillen Ocean zu sind meist ganz steril, und erst 50 bis 60 km von der Küste und — in einer Höhe von ungefähr 1000 m — fangen sie an, sich mit Gräsern und Sträuchern zu bedecken. In der Höhe von 4000 bis 4500 m ferner bildet das Gebirge weite Plateaus oder „Punas“, die mit kurzem Grase bewachsen und von schneebedeckten Bergspitzen überragt sind. Die häufigsten Thiere in diesen Einöden sind Lamas und Heerden von peruanischen Schafen.

Der Paß von Galera, der etwa 5000 m über dem Meeresspiegel liegt, bildet die Wasserscheide zwischen dem Pacifischen und dem Atlantischen Oceane.

Nach dem Dorfe von Palca führt der Weg im Thale von Chanchamayo in einer Höhe von 2700 m zwischen Hecken von Rosen und Mimosen, mit denen „huarangos“ und „tantalos“ voll gelber Kapseln und blauer Glocken abwechseln, hindurch. Am Rande des Gebüsches ist unter vielen anderen Blumen namentlich eine Art Wintergrün und eine kleine grellrothe Orchidee auffällig. Die blaugrauen, dornigen Blätter der Agaven zeigen sich beinahe allenthalben. In dieser Gegend sind kurze, heftige Regengüsse, namentlich vom Oktober bis April, sehr häufig.

Wenige Kilometer ostwärts von Palca belleiden sich die beiden Abhänge des Thales mit Wäldern, die zuerst sehr dürftig ausschauen, später aber stattlicheren und stattlicheren Wuchs aufweisen. Durch sie gelangt man nach Matichacra, das auf einer schmalen Ebene liegt und nur aus zwei oder drei hölzernen Hütten besteht. Dort findet der Reisende mit Hilfe seines Führers eine Mahlzeit, die aus einem Ragout von Kartoffeln mit „charqui“ (an der Sonne getrocknetem Fleische) besteht, nebst einem Trunke „chicha“ (einer Art Bier, das aus Mais gebraut wird, und das das Nationalgetränk der Pernaner bildet).

Vier Stunden hinter dem genannten Orte gelangt man am Fuße des Cerro an, und nachdem der Fluß vermittelst einer schmalen Brücke aus Weidengeflecht gekreuzt ist, öffnet sich eine Schlucht, die man als den eigentlichen Eingang in die Montaña von Chanchamayo betrachten kann.

Aus diesem kühlen Grunde, der von bläulichen Felswänden, an denen ein dichtes Flechtwerk von Lianen herabhängt, umrahmt wird, strecken hohe Bäume ihre Aeste empor, als suchten sie das Tageslicht, und der Strom, der sich

Digitized by Google

heftig an den schwarzen Felsblöcken bricht, füllt die Tiefe mit Schaum. Diese Stelle heißt „Uten-Yacu“ — eine Bezeichnung, die in der Quichua-Sprache so viel als „weiße Schäume“ oder wörtlicher „baumwollenes Wasser“ bedeutet. Die Schwärme von Papageien, welche beständig über die Schlucht hinüber und herüber fliegen, erscheinen fast wie ein grüner Schleier, der von einer Felswand zur anderen flattert. Am anderen Ende dieser Schlucht kommt man in ein offenes Terrain, wo als ein Zeichen eindringender Civilisation ein kleines Gasthaus (eine sogenannte posada) steht. An den Abhängen der benachbarten Hügel sieht man aus dem Gehölz die Köpfe von zahlreichen hundertjährigen Baumriesen hervorragen. Nachdem der Rio de Chanchamayo diese enge Wiese durchflossen, verliert er sich in der üppigen Vegetation, nun endlich hinter den Wäldern vollständig zu verschwinden.

Die „Arrieros“, die mit ihren beladenen Eseln von der Kolonie Chanchamayo kommen, pflegen auf dieser Stelle ihr Lager aufzuschlagen, da sie weiter hinauf, bis nach Matichacra umsonst eine Fläche suchen würden, die für sie und ihre Thiere geräumig genug zum Schlafen wäre, ohne daß sie Gefahr liefen, in den Abgrund hinunter zu rollen.

Die Quichua-Indianer erinnern einigermaßen an die Zigeuner, aber es bestehen zwischen den beiden Volkstypen doch eine Reihe von auffälligen Unterschieden. Das kohlschwarze Haar des Quichua z. B. ist niemals kraus oder lockig, sondern dasselbe fällt gerade herunter über das grobe Filztuch, das ihm als Hauptkleidungsstück dient. Seine Raubinstinkte sind ebenfalls weit weniger ausgeprägt als diejenigen des Zigeuners.

Weiter führt der Weg durch eine zweite Felsenschlucht auf kultivirten Boden. Das Thal erweitert und verengt sich abwechselnd und bildet auf diese Weise eine Reihenfolge von großen, kreisförmigen Becken, welche mit einer überreichen Vegetation erfüllt sind. Die bedeutendsten Haciendas in dieser Gegend gehören Franzosen, und bei ihren wohlhabenden Besitzern genießt der Reisende überall die freundlichste Behandlung und die hingebendste Gastfreundschaft. Das Zuckerrohr wird hauptsächlich in den niedrigen Theilen der Becken, der Kaffee dagegen auf den Hügelabhängen kultivirt. In den Haciendas wird das Rohr meist in Alkohol verwandelt, der von den Indianern der Sierras in gewaltigen Mengen konsumirt wird. Zucker wird daraus nur wenig gewonnen, weil der Transport desselben ein sehr schwerfälliger ist. Während das Zuckerrohr aber in dem Küstenlande von Lima nur dreimal in fünf Jahren geerntet wird, und verhältnißmäßig nicht mehr Ertrag giebt als die Zuckerrübe in Europa, so finden die Ernten bei Chanchamayo aller neun bis zehn Monate statt, und der Ertrag beläuft sich wegen der großen Fruchtbarkeit des Bodens auf mehr als das Doppelte. Daraus kann man ersehen, was diese Region für Aussichten haben würde, wenn sie durch die Handelsstraße, die Lima mit dem Amazonenstrome verbinden soll, einen hinreichenden Absatz bekäme. Hierzu kommt, daß für Klima ein sehr gesundes ist, und daß das Wechselfieber, welches an der Küste herrscht, daselbst völlig unbekannt ist.

Die Haciendas und „Chacras“ (Bauernhöfe) sind meistens von Baumgruppen umgeben, die alle denkbaren Fruchtsorten tragen: Orangen, Citronen, Granaten ꝛc. Außer Bananen- findet man auch Papayabäume, deren Frucht, einer grünen Melone ähnlich, ein sehr angenehmes Aroma hat. In den Wäldern herrschen Laubbäume von ungeheuren Dimensionen vor. Unter den Palmen ist die Chonta, die von den Wilden zur Herstellung von Bogen und Pfeilspitzen benutzt wird, und der „humiro“ oder Negerkopf namhaft zu machen. Die große, runde Frucht des letzteren liefert das vegetabilische Elfenbein, und die schönen Blätter werden von den Chunchos zu Dächern für ihre Häuser verwendet. Der Federschmuck der Vögel ist unvergleichlich in seiner Pracht und in seinem Farbenreichthum, und von Tschudi wurden nicht weniger als vierhundert verschiedene Vogelarten beschrieben. Als Federwild findet man in dem Chanchamayothal einen schwarzen Pfau, der „Panjil“ genannt wird, sowie die „Para“ und die „Gallina del Monte“ und mehrere Rebhuhnsorten, Enten, Fasanen ꝛc. Auch anderes Wild giebt es in Hülle und Fülle, so: Rehböcke, Pecaris, Tapire und zwei verschiedene Bären (Ursus ornatus, der die kälteren Höhen besucht, und eine andere Art, die Fruchtliebhaber ist und in den Thälern weilt). Der Puma und ein kleiner Tiger, große Schlangen, die mitunter eine Länge von 4 m haben, und endlich drei Arten Affen sind gleichfalls in der Gegend anzutreffen.

Quichua-Indianer.

Der Fußweg, der durch das Chanchamayothal führt und Bon pasteur genannt wird, liegt in den meisten Gegenden ungefähr 30 m über dem Flusse und ruht vielfach auf großen Balken, welche in die natürlichen Spalten der Felswände eingeklemmt sind. Die Brücken ohne Geländer sind öfters morsch, und der Reisende darf sich nicht eher auf sie verlassen, als wenn sein Pferd oder Maulthier glücklich hinüber ist. Auf vielen Strecken zwischen den Brücken wird der Weg durch die überhängenden Bananäste für den Reiter schwer passirbar gemacht, während sein Maulthier ohne ihn

Digitized by Google

ruhig darunter wegtraben kann. Die Landſchaften, auf welche man von dieſem Pfade hinabſieht, ſind von einer großartigen Schönheit. Bald ſind es Felſenſchluchten, die man erblickt, und in deren Tiefe klare Bäche und glänzende Cascaden, von Blumengirlanden bedeckt, dahin rauſchen, und bald ſind es lange, dem Schiff einer Kirche ähnliche Gänge, in denen große Syſomoren und Baſtbäume die Säulen bilden, und wo das Tageslicht durch die dichte Wölbung von Schlingpflanzen kaum hindurch zu dringen vermag. In dieſem Dämmerlicht ſieht man dann und wann den Morpho Menelas, einen ſchönen blauen Schmetterling, flattern, den die Indianer, die an eine Metempſychoſe glauben, für die Seele eines Verſtorbenen halten. Hier und da öffnen ſich wieder weite Biſtas, wo man tief unter ſich den Fluß in ſeiner Einrahmung von bläulichen Wäldern erſpäht.

Die Wilden, die man in dieſen Gegenden trifft, gehören dem großen Stamme der Campas oder Antis an. Es ſind große Menſchen mit bloßem Kopfe und nackten Beinen

Junger Campa-Indianer.

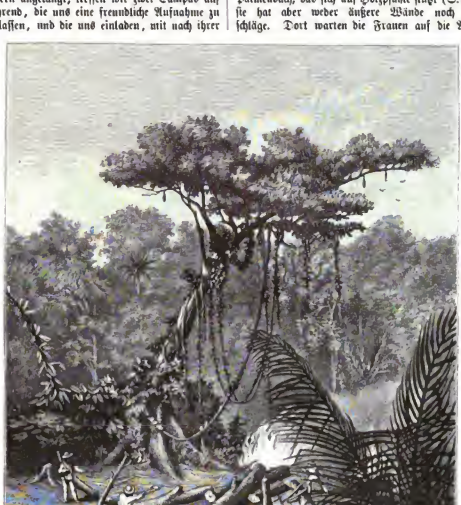
die den Körper in eine Art Toga hüllen — von derſelben fahlbraunen Farbe wie ihre Geſichter —, und die in der Hand einen Bogen mit ein paar Pfeilen tragen (S. Abbildung 3). Sie haben im Allgemeinen einen einfalen, unbeweglichen Geſichtsausdruck. Wenn ſie gegrüßt werden, geben ſie mit freundlicher Miene die Hand, ſprechen aber dazu kein Wort.

Unſere nächſte Station iſt ein verlaſſenes Kloſter nebſt einer Gruppe von Palmenhütten, die die ehemalige Miſſion des „Guten Hirten“ (Bon Pasteur) bilden. Der hier gemachte Koloniſationsverſuch verunglückte aus einem ſehr einfachen Grunde. Die Schäflein, die dem „Guten Hirten“ aus Lima folgten, waren in der Hauptſache gerettete Mädchen und Waiſen aus dem Kloſter. Obgleich nun der Aufenthalt, den er für ſeine Miſſion auserkoren hatte, fünf Stunden von den letzten menſchlichen Wohnungen weg lag, kamen doch Freier in ſolcher Menge herbei, daß der „Gute Hirt“ es für klug und angebracht, ja für unumgänglich nöthig hielt, ſeine Schäflein ſämmtlich zu verheirathen. Das Reſultat war

für die benachbarte Kolonie von Chanchamayo vortheilhafter als für die Miſſion des „Guten Hirten“, deſſen Kaffeeplantagen bald darauf brache dalagen.

Von hier wenden wir uns den Ufern des Rio Paucartambo zu, der ſich unweit der Miſſionsſtation mit dem Chanchamayo vereint, um den Perene zu bilden.

An den Ufern angelangt, treffen wir zwei Campas auf dem Fluſſe fahrend, die uns eine freundliche Aufnahme zu Theil werden laſſen, und die uns einladen, mit nach ihrer Hütte zu gehen. Ihr Fahrzeug iſt ein Floß aus rohen Baumſtämmen, das durch die Dornen der Chontapalmen zuſammengehalten wird, und das ſo ſchmal iſt, daß vier Perſonen vermittelſt ſeiner nur mit Mühe über den Fluß hinweggeſetzt werden können. Die Hütte der Campas, die ſich nahe bei dem Fluſſe befindet, beſteht aus einem ſchiefen Palmendach, das ſich auf Holzpfähle ſtützt (S. Abbildung 5), ſie hat aber weder äußere Wände noch innere Verſchläge. Dort warten die Frauen auf die Ankommenden.

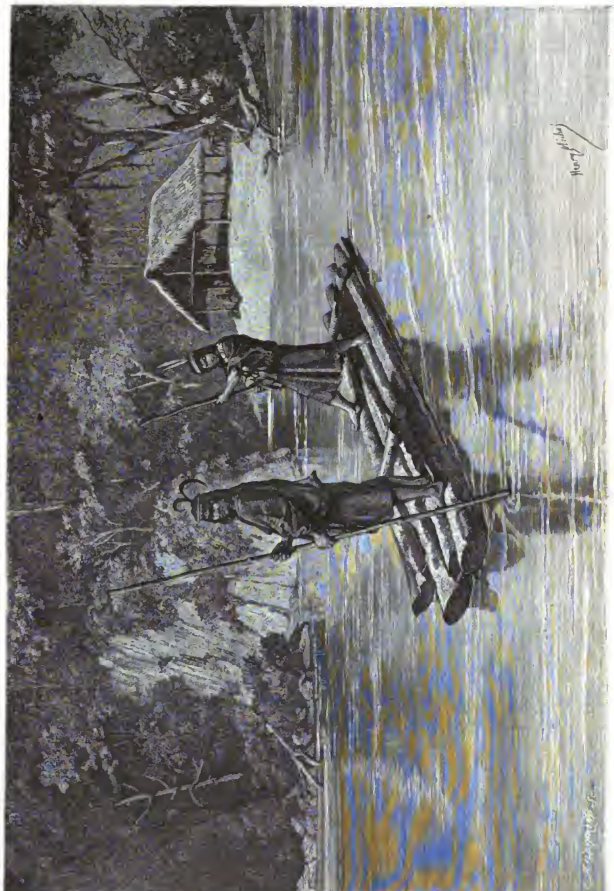


Vegetationsbild und Holzfällerei im Campa-Lande.

Ihre Kleidung — das Hauptſtück bildet ebenfalls eine loſe Kutte — iſt von derjenigen der Männer nur durch einen bogenförmigen Ausſchnitt über die Brüſte unterſchieden. Die Jüngeren ſind nicht unſchön, und häßlich vermag ſelbſt ihre Tättowirung ſie nicht zu machen. Sie tragen einen Gürtel aus weißen und ſchwarzen Getreidekörnern, die im Wechſel an einander gereiht ſind, und von demſelben hängen Vogelbälge mit ſchönen bunten Federn herunter.

Die Campas ſind durch kindliche Neugier ausgezeichnet, beweiſen ſich aber übrigens als ehrlich, und für die kleinen Geſchenke, die ihnen gemacht werden, bieten ſie den Reiſenden eine völlig freie Auswahl unter ihren Habſeligkeiten. Sie bereiten uns Gäſten eine Mahlzeit von Fiſch und Wild, die wieder von ihrem Nationalgetränk (der Chicha) begleitet wird. Für einen Europäer, der die Zubereitung dieſes Getränkes kennt, gehört aber einige Selbſtbeherrſchung dazu, daſſelbe zu koſten. Die Wurzeln der Yucca werden gekocht

Digitized by Google



Der Rio Paucartampo.

Digitized by Google

und zerstoßen und dann aus einem Gefäß in das andere geschüttet. Während dieser Operation aber kauen Frauen, die rings um die Gefäße sitzen, süße Kartoffeln zu einem weißen, halbflüssigen Teige und befördern denselben direct aus ihrem Munde in die gährende Masse. Der Geschmack ist etwas säuerlich und demjenigen des Apfelmost nicht unähnlich. Unter den Fleischsorten wird das Affenfleisch von den Campas am meisten geschätzt.

Am Abend, nachdem die Gäste ebenfalls ihre Plätze zugewiesen bekommen haben, lagert sich die Familie auf die Palmenmatte, die der Hütte zugleich als Teppich dient, zum Schlafen nieder, die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite, während einer der ersteren wacht, um die Uebrigen vor etwaiger Gefahr warnen zu können, und um das Feuer, das in dem „Pangachi“ niemals ausgehen darf, zu schüren. (Fortsetzung folgt.)

Kapitän Jakobsen's Reisen im Gebiete der Giljaken und auf der Insel Sachalin.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest.**

II.

Am 7. Oktober 1884 verließ Jakobsen Nikolajewsk auf dem deutschen Dampfer „Doris“, um nach Sachalin hinüber zu fahren und dort unter den *Ainos*, *Giljaken* und *Tungusen* Sammlungen zu veranstalten. Sein Reiseplan war folgender: Er wollte den Dampfer bis *Due* an die Westküste, etwa 50° 40′ nördl. Br., benutzen, von dort aber mit seinen Begleitern in demselben Boote, welches ihn schon den Amur abwärts getragen hatte, an *der Küste nach Süden fahren*, das Kap Krillon umsegeln und dann über den Aniwa-Busen *Korsakowa* erreichen, um von hier aus mit Schlitten zunächst *an der Ostküste nach Norden* zu gehen, dann die *Insel* zu *durchkreuzen* und so über das Eis des Tatarensundes wieder auf das asiatische Festland zurückzukehren. Als er von diesem Plane mehreren mit den Verhältnissen bekannten Herren in Nikolajewsk Mittheilung machte, warnten sie ihn dringend vor der Ausführung desselben, indem sie ihn darauf aufmerksam machten, daß die Westküste von Sachalin in der bevorstehenden Jahreszeit ein Gebiet fast fortwährender heftiger Stürme sei, daß ferner sich an dieser Küste wegen ihrer Steilheit nur wenige gute Landungsplätze fänden, und daß endlich die Klippenreihen, welche dem Inselgestade vorgelagert wären, sowie die mächtige Brandung, von welcher die Küste gepeitscht werde, die Fahrt in einem Boote nicht nur höchst gefährlich, sondern geradezu unmöglich machten. Sie widerriethen ihm aus diesen Gründen die geplante Bootfahrt auf das Entschiedenste, und Jakobsen beschloß daher, nicht schon in Due, sondern erst in *Mauka*, welches etwa unter 47° nördl. Br. an der Westküste von Sachalin liegt, das Schiff zu verlassen und die Bootfahrt anzutreten. Allerdings erwuchs ihm aus dieser Aenderung seines Entschlusses möglicher Weise die Nothwendigkeit, den Besuch der Insel ganz aufzugeben, denn der Kapitän der „Doris“ erklärte ihm, daß, wenn in Mauka in Folge hohen Seeganges keine Möglichkeit sei, mit dem Boote ans Land zu kommen, Jakobsen darein willigen müßte, mit ihm nach Wladiwostok oder Japan zu fahren, wohin das Schiff bestimmt war, da es ihm wegen des herannahenden Winters nicht möglich sei, um des Reisenden willen an der Küste von Sachalin festzuliegen und die Gelegenheit zum Landen abzuwarten.

Unter so unsicheren Aussichten also begann Jakobsen seine Reise nach Sachalin. Schon der Anfang derselben war nichts weniger als verheißungsvoll. Der *Amur* war, *wie fast immer in dieser Jahreszeit*, *ziemlich wasserarm*, und so kam es, daß der Dampfer nach mehrstündiger Fahrt gegen Mittag plötzlich fest saß. Er wurde zwar bald wieder flott, aber nur um ebenso schnell wieder auf den Grund zu gerathen, und so war denn die ganze Fahrt am Nachmittage nichts als ein fortwährender Wechsel zwischen Festfahren und Loskommen. Zum Glück fuhr der erfahrene Kapitän nur mit wenig Dampf, und ferner war die Sohle des Strombettes im Ganzen steinfrei, so daß das Schiff ohne Leck davon kam. Aber erst am nächsten Morgen gelangte die „Doris“ in das Meer hinaus, da man wegen der Gefährlichkeit des Fahrwassers am Abend vorher Anker geworfen und während der Nacht still gelegen hatte. Die *Küste des Festlandes war hoch und steil*, während *die von Sachalin flach und sandig* da lag; an beiden zeigten sich *keine Ansiedelungen*, wenn auch früher solche von Giljaken am Inselgestade vorhanden gewesen sind. Nach kurzem Aufenthalte in der *Castries-Bai* — denn das Schiff hielt sich zunächst an der Festlandsküste — gelangte man nach einer ruhigen Nachtfahrt quer über den Sund am frühen Morgen des 9. Oktober nach *Due*, wo Kohlen eingenommen werden sollten.

Due ist ein *Militär- und Gefangenenposten* und liegt anmuthig zwischen zwei Hügeln in einem nach der See sich öffnenden Thale. In Folge der in seiner Nähe liegenden *Kohlenbergwerke* ist der Schiffsverkehr hier ein ziemlich bedeutender, leider aber ist es nur bei ruhigem Wetter möglich, die weit in das Meer hinaus gebaute hölzerne Landungsbrücke zu erreichen. Ueber die Einwohnerzahl giebt der Reisende nichts an; immerhin kann dieselbe für dortige Verhältnisse nicht gering sein, da sich zwei Kirchen in dem Orte befinden. Jakobsen benutzte den Aufenthalt, welchen die „Doris“ nehmen mußte, zur Besichtigung des Kohlenbergwerks, welche ihm von dem Befehlshaber der Garnison in zuvorkommendster Weise gestattet wurde. Der Stolleneingang, durch den er in das Bergwerk eintrat, befand sich nur wenige Meter hoch über dem Meeresspiegel und führte in einem sehr engen Schacht, der sich ziemlich steil in das Innere des Berges, in welchem die Mine angelegt war, hineinerstreckte. In diesem Schachte läuft ein Schienenstrang, auf welchem in kleinen Karren, bei denen Fortbewegung sich die Arbeiter sehr tief bücken müssen, die Kohlen an den Ausgang des Bergwerkes geschafft werden. Das Kohleinlager ist nicht sehr mächtig und liegt schräg mit einer ungefähren Neigung von 45°, scheint sich jedoch ziemlich tief in das Innere der Insel hinein zu ziehen. *Die Arbeiter*, welche in dem Bergwerke be-

Digitized by Google

schäftigt sind, sind durchweg Sträflinge. Diese werden auch dazu verwandt, die anlaufenden Schiffe mit Kohlen zu versorgen. Es ist das eine Arbeit, die bei dem fast immer hohen Seegange nicht leicht zu bewerkstelligen ist, so daß viele Kohlen bei dem Transport aus den Leichterkähnen in das Schiff in's Meer fallen und verloren gehen. Uebrigens müssen die Mannschaften der Schiffe sehr vorsichtig sein, um zu verhindern, daß die an Bord beschäftigten Sträflinge sich dort verstecken und so ihrer Gefangenschaft entgehen, denn zu Fluchtversuchen haben alle russischen Gefangenen in Sibirien und Sachalin große Neigung, obgleich ihnen besonders beim Herannahen der schlechten Jahreszeit in der Freiheit meist ein viel schlimmeres Loos bevorsteht, als im Gefängniß.

Am Abend des 9. October, nachdem die nöthigen Kohlen an Bord genommen waren, setzte die „Doris" ihre Fahrt nach Süden fort. Schon jetzt wehte ein scharfer Nordwind und herrschte hoher Seegang; am folgenden Tage aber steigerten sich beide Schwierigkeiten, und es schien unmöglich, die Landung bei Mauka unter diesen Verhältnissen auszuführen. Trotzdem wurde sie nördlich von dem genannten Orte bei einem russischen Dorfe Namens Kusnai versucht, und obgleich die Küste steil und die Brandung an ihr und an dem vorliegenden Riff ganz gewaltig wüthete, gelang sie über Erwarten gut. Auch am nächsten Tage war dem Reisenden das Glück hold; das Wetter klärte sich auf, und die Reise konnte mit mehreren Unterbrechungen, welche durch den Besuch von an der Küste liegenden Ainodörfern verursacht wurden, den ganzen Tag hindurch in südlicher Richtung fortgesetzt werden. Aber schon am folgenden Tage wendete sich das Blatt, indem stürmisches Wetter und hohe See eintrat, welche dem Reisenden und seinen Begleitern an den beiden folgenden Tagen nur mit Mühe vorwärts zu kommen gestattete und sie am dritten vollständig an der Fortsetzung der Fahrt hinderte. Glücklicher Weise fanden sie ein Obdach in einer einsamen und von ihren Bewohnern zur Zeit verlassenen Ainohütte und konnten ein in der Nähe gelegenes Dorf leicht erreichen und sich von dort her verproviantiren, so daß sie gegen die Unbilden der Witterung und gegen Entbehrungen während der sieben Tage, welche sie hier zubringen mußten, einigermaßen geschützt waren. Am achten Tage endlich hatte sich der Wind so weit gelegt, daß sie es wagen konnten, wieder in See zu stechen, und ihr Muth wurde dadurch belohnt, daß sich das Wetter immer mehr und mehr besserte, so daß sie am 21. October Abends ohne besondere Gefahr Mauka erreichten.

Mauka ist ein Ainodorf von ungefähr 20 Hütten, in deren Mitte sich ein englischer Kaufmann angesiedelt hatte, der einen lebhaften Handel mit Dorschen, Häringen und Seekohl unterhält. An ihn war Jakobsen empfohlen, und daher suchte er ihn sogleich auf, um sich seiner Unterstützung bei seinen Sammlungen zu versichern. Er hatte auch gehört, daß dieser Herr eine große Autorität unter den Ainos von Mauka besitze. Leider aber traf der Reisende den Kaufmann — Denbigh war sein Name — nicht zu Hause, da derselbe in Geschäften nach Korsakowa gereist war. Da er jedoch nach der Aussage seiner Frau, welche eine Japanerin war, in Kurzem zurückkehren sollte, so folgte Jakobsen der an ihn gerichteten Einladung, in dem Hause des Engländers seine Ankunft zu erwarten. Das Wetter war in den nächsten Tagen ungünstig; es regnete fast unaufhörlich und der Wind steigerte sich zu orkanartiger Heftigkeit, wie das in der Jahreszeit an der Westküste von Sachalin häufig vorkommt. Leider wird durch diese Stürme auch häufig Unglück angerichtet; zwei Wracks, welche im Jahre 1883 an einem Tage vor Mauka gescheitert waren, lagen noch als ein Spielball der Wellen am Strande. Theils durch dieses schlechte Wetter, theils durch die Hoffnung auf die Rückkehr des Herrn Denbigh, welche, wie man immer von Neuem verscherzte, jeden Tag erfolgen konnte, ließ sich der Reisende bewegen, bis zum 3. November in Mauka zu verweilen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, während dieses Aufenthaltes irgend einen kalten Tag zu konstatiren, wenn auch mehrere Male dichter Schneefall eintrat. Endlich am genannten Tage fuhr Jakobsen ab, traf aber bald darauf mit Denbigh zusammen und kehrte mit ihm noch einmal nach Mauka zurück, um mit seiner Unterstützung bei den dortigen Ainos Einkäufe zu machen, weil er auf eigene Hand fast nichts hatte erhalten können. Nachdem er seinen Zweck vollständig erreicht hatte, brach er am 9. November zum zweiten Male von Mauka auf, obgleich das Wetter wieder sehr stürmisch war, und gelangte am Abend zu dem kleinen Ainodorfe Tolombo (46° 30' nördl. Br.).

Die ganze bis jetzt befahrene Westküste von Sachalin wird von Felsenriffen begleitet, welche bald in einfacher, bald in doppelter Reihe in einer Entfernung von etwa 20 bis 30 Faden und weiter dem Strande ziemlich parallel verlaufen. Zwischen ihnen und der Insel ist das Meer fast stets ruhig, und es würde daher das beste Fahrwasser abgeben, wenn nicht der Wasserstand ein außerordentlich flacher wäre. An einzelnen Punkten kann man fast trockenen Fußes von der Insel zu den Klippen gelangen, an anderen Stellen wiederum schwankt die Tiefe des Wassers zwischen 30 und 60 cm, während Orte mit größerer Tiefe nur außerordentlich selten vorkommen. Daher ist die Fahrt mit kleinen und leichten Booten zwischen der Insel und den Riffen fast unmöglich, noch viel mehr aber mit einem so stark beladenen, wie das des Reisenden war. So ist man denn gezwungen, im Allgemeinen außerhalb der Riffe zu rudern, und das ist besonders deshalb im höchsten Grade gefährlich, weil man bei plötzlich auftretendem Sturm — und diese plötzlichen Sturmerscheinungen sind dort nicht selten — keinen Schutz finden kann. Buchten sind in den Riffen nur selten vorhanden, und Einschnitte, durch welche man an das schützende Ufer gelangen könnte, giebt es ebenfalls nur in geringer Anzahl. Daher pflegen selbst solche Leute, welche die Küste und ihre Beschaffenheit genau kennen, die Bootreise an derselben nur in der guten Jahreszeit und bei ruhigem Wetter zu unternehmen, ein Umstand, der erst recht deutlich hervortreten läßt, wie groß das Wagestück war, das der Reisende bei dieser Fahrt unternahm.

Schon am Mittag des folgenden Tages — am 10. November — mußten sie südlich von Tolombo ihre Fahrt von Neuem unterbrechen, weil ein Sturm heraufzog, der, als sie kaum ihr Boot ans Ufer gezogen hatten, unter furchtbarem Schneegestöber losbrach und die Wellen so hoch hinauf an das Land schleuderte, daß sie ihr Boot nur dadurch vor der Gefahr, weggerissen zu werden, bewahren konnten, daß sie es eine ganze Strecke vom Ufer entfernten. Glücklicher Weise lag an ihrem Landungsplatze eine Strohhütte, wie sie die Seekohl sammelnden Koreaner und Japaner an der Küste von Sachalin häufig errichten. Diese bot Jakobsen und seinen Begleitern ein allerdings ziemlich luftiges Obdach, und der nahe Wald lieferte Brennholz in Fülle. Das letztere war um so erwünschter, als die Kälte, welche bisher nur wenig bemerkbar gewesen, empfindlich zu werden anfing. Dagegen war es schwer, die nöthigen Nahrungsmittel, besonders Fische, herbeizuschaffen, weil der Fang in der letzten Zeit schlecht gewesen war, und die Bewohner der nächsten

Digitized by Google

Ainodörfer entweder gar keine, oder doch nur ſo wenige beſaßen, als ſie für ſich ſelbſt nöthig brauchten. Der Sturm hielt — wenn auch nicht mit immer gleicher Heftigkeit — bis zur Nacht vom 19. zum 20. November an, und erſt am 21. November war die See ſo ruhig, daß Jakobſen den Aufbruch wagen konnte, nachdem er anderthalb Wochen unthätig hatte feſtliegen müſſen. Die Fahrt an dieſem und dem nächſten Tage war wenig ſtürmiſch und dabei intereſſant durch den Anblick des reichen Thierlebens, welches ſich an der Küſte entwickelte.

Das Meer wimmelte von Walfiſchen, welche zu Hunderten ſichtbar wurden, in Rudeln dicht an das Boot heranſchwammen und deſſen Inſaſſen durch die Geſahr, umgeworfen zu werden, ängſtigten. Die mächtigen Thiere hielten ſich beſtändig ſo dicht an der Küſte der Inſel, weil ſie auf eine Art von Stimten, die in großen Schaaren in der Nähe des Landes dahinzogen, Jagd machten. Auch Seelöwen waren in großen Mengen vorhanden. Ein Ufer-felſen, welcher von den Ainos wegen ſeiner Form für die Verſteinerung eines Rieſenpanzers gehalten wird, war von Seelöwen vollſtändig bedeckt, da die Thiere ſich dort hin vor den Walfiſchen geflüchtet hatten. Die Reiſenden konnten der Verſuchung nicht widerſtehen, auf die plumpen Thiere, welche ſie im Vorbeifahren wüthend angrunzten, zu ſchießen, ohne jedoch etwas auszurichten, da ſie nur Schrotflinten beſaßen. Offenbar aber nahmen die Seelöwen ſchon dieſen Verſuch eines Angriffs ſehr übel, denn, kaum waren die Schüſſe verhallt, ſo wälzten ſie ſich von dem Felſen in das Meer und verfolgten das Boot mit furchtbarem Gebrüll, ſo daß die Reiſenden ihnen nur mit Mühe entkamen.

Nicht lange darauf kam das Leuchthaus in Sicht, welches die ruſſiſche Regierung auf Kap Krillon hat errichten laſſen. Dieſes Kap iſt ein in der Form eines unregelmäßigen Vierecks in das Meer vorſpringendes Plateau, welches von zwei Hügeln überragt wird, von denen der eine das Leuchthaus und die hölzernen Wohngebäude für die dienſtthuenden Soldaten und Matroſen trägt. Rings herum fällt das Ufer ſteil zum Meere ab, und nur auf der Weſtſeite befindet ſich eine niedrige Landeſtelle, welche noch durch den Umſtand einen beſonderen Werth erhält, daß ſie von einem vorgelagerten Riffe gegen den Andrang der unruhigen See geſchützt iſt. Die Ainos fürchten ſich faſt alle vor der Umſegelung des Kaps, an deſſen Fuße die Brandung gewaltig tobt, und landen deshalb gern an dieſer Stelle, ziehen ihre Kähne quer über das Plateau und laſſen ſie auf der anderen Seite in das Waſſer der Ainobucht hinabgleiten. Auch die in der Begleitung Jakobſen's befindlichen ſprachen ſich für die Ausführung dieſes Experimentes aus, der Reiſende aber war wegen der Schwere ſeines Bootes anderer Meinung, und in der That gelang die Umſchiffung der gefährlichen Stelle ohne nennenswerthe Schwierigkeiten. Den Nachmittag und die folgende Nacht blieben die Reiſenden dann als Gäſte der Beſatzung des Poſtens liegen und wurden mit der größten Freundlichkeit behandelt, da alle froh waren, einmal etwas von der Außenwelt zu hören. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen bleibt ja dieſes Leuchthaus volle ſechs Monate von allem Verkehr abgeſchnitten. Am folgenden Mittag, wo die Luft ſo klar war, daß man die gegenüberliegende Küſte von Teſſo deutlich erkennen konnte, wurde dann die Fahrt nach Korſakowa fortgeſetzt und nach Ablauf von drei Tagen, am Mittag des 26. November, beendet.

Das Ufer der Aniwabucht, an welchem ſie dahinfuhren, fiel ſtellenweiſe hoch und ſteil zum Meere ab, während es an anderen Punkten wieder ſich langſam zum Waſſerſpiegel hinabſenkte. An dieſen Stellen würde man gewiß einen weiten Blick in das Innere des Landes gehabt haben, wenn nicht die hart am Ufer beginnenden Nadelholzbeſtände, welche hier die Dichtigkeit von Urwäldern erreichen, hinderend entgegengetreten wären. Mehrere größere Flüſſe und eine Menge von kleinen, ſchnell fließenden Bächen durchſchnitten die Küſte — unter jenen auch der Trunotaga, welcher vom Aniwabuſen nach Mauka aufwärts führt. Auch dieſe Küſte von Sachalin iſt von Riffen begleitet, welche in einer Entfernung von ungefähr 1 km mit dem Strande parallel verlaufen. Dadurch wird ein breiter und auch für größere und ſchwerer beladene Boote gut fahrbarer Kanal gebildet, welcher namentlich bei Nordweſtwind ſo ruhiges Waſſer hat, daß man glaubt, auf einem Fluſſe, nicht aber auf dem Meere, zu fahren. Während der Fahrt allerdings, welche Jakobſen hier unternahm, lagen die Verhältniſſe ungünſtiger. Es wehte ein mäßiger Gegenwind, der aber völlig ausreichte, das Vorwärtskommen zu erſchweren und den Reiſenden mehrmals zu zwingen, die ihn begleitenden Ainos und ſeinen goldiſchen Dolmetſcher ans Land zu ſetzen und durch ſie das Fahrzeug weiter ziehen zu laſſen. Von ſtehenden Niederlaſſungen wurde während dieſer dreitägigen Fahrt faſt keine Spur bemerkt; nur am Truotaga ſtand ein kleines Giljakendorf von wenigen Hütten. Dagegen ſah man häufig einzelne kleine Häuschen am Strande, wie ſie von den zum Fiſchfange hier weilenden Koreanern, Japanern und Ainos angelegt zu werden pflegen. Das Thierleben im Meere war auch hier ſehr reich, ebenſo wie an der Weſtküſte, und Walfiſche und Seelöwen zeigten ſich wieder in großen Schaaren.

Nach ihrer Ankunft in Korſakowa wurden die Reiſenden von dem Gouverneur von Süd-Sachalin, dem Oberſt Bogorowitſch, auf das Liebenswürdigſte empfangen, obgleich ſie in Folge der letzten Wochen in ihrem Aeußeren ſehr heruntergekommen ausſahen. Dieſelbe freundliche Aufnahme fanden ſie auch ſonſt überall bei den Honoratioren des Ortes, wie denn der Reiſende überhaupt die Zuvorkommenheit der ſibiriſchen Ruſſen aus beſſeren Ständen und beſonders die der höheren Beamten nicht genug zu rühmen weiß. Korſakowa, welches zugleich Militärpoſten und Deportationsort iſt, liegt ebenſo wie Due höchſt anmuthig in einem kleinen Thale an den Abhängen zweier Hügel, an der Oſtküſte des Aniwabuſens. Es iſt der Mittelpunkt für die Verwaltung des ſüdlichen Sachalin und beherbergte zur Zeit von Jakobſen's Anweſenheit in etwa 60 Häuſern ungefähr 700 Bewohner, von welchen etwa 250 Soldaten waren, während der Reſt mit Ausnahme einiger Civilbeamten und Geſchäftsleute aus Verbannten beſtand. Die letzteren zerfallen in zwei Klaſſen; entweder nämlich ſind ſie wegen politiſcher Vergehen oder geringerer Kriminalverbrechen zur Anſiedelung verurtheilt, oder ſie werden wegen ſchwerer Verbrechen im Gefängniß interniert gehalten. Die Verbindung des Ortes mit der Außenwelt iſt ſchon im Frühling und Sommer, wo ein jeden Monat nur zweimal von den Poſtdampfern angelaufen wird, eine höchſt mangelhafte; im Herbſte und Winter aber erfiſirt außer einer zweimaligen Hundeſchlittenpoſt nach Due nicht der geringſte Verkehr, ſo daß der Oberſt Bogorowitſch nicht ganz Unrecht hatte, wenn er Korſakowa dem Reiſenden gegenüber als ein von Gott und Menſchen verlaſſenes Neſt bezeichnete. Um ſo mehr ſcheinen die Bewohner des Poſtens darauf bedacht zu ſein, ihr Leben zu genießen; wenigſtens herrſchte während

Digitized by Google

der Anweſenheit Jakobſen's eine ſolche Fülle von geſelligen Vergnügungen, daß ſie dieſem faſt zu groß wurde. Nicht nur traf man einander in den Häuſern der einzelnen Honoratioren, ſondern es wurden ſogar Concerte und theatraliſche Vorſtellungen arrangirt, bei welchen Soldaten und Verbannte mitwirkten, und ſo blieb faſt kein Tag ohne Vergnügungen. So angenehm Jakobſen dieſelben nach den Anſtrengungen der Seereiſe zunächſt auch empfand, ſo widerſtrebte ihm doch der ſtarke Genuß geiſtiger Getränke, beſonders des Branntweines, dem die ruſſiſchen Officiere und Beamten im Uebermaße huldigten.

In der Umgegend von Korſakowa ſind auch einige ruſſiſche Bauern angeſiedelt, welche jedoch in Folge ihrer Trägheit und Trunkſucht ſelten vorwärts kommen; die meiſten Bewohner der umliegenden Dörfer aber beſtehen aus Verbannten, die auch im Inneren der Inſel ziemlich zahlreich vertreten ſind. Jakobſen hat den Eindruck gewonnen, daß die Gefangenen auf Sachalin ſich über ihr Loos nicht beklagen können. Ihre Wohnungen, welche aus Holzbaracken beſtehen, ſind allerdings bisweilen nicht geräumig genug für die Menge der Inſaſſen, indeß iſt man in dieſer Richtung bemüht, Wandel zu ſchaffen. Andererſeits iſt die Verpflegung mit Speiſe und Trank nicht nur reichlich, ſondern auch gut, und in manchen der Verbrecherdörfer befinden ſich Badehäuſer mit ſo vortrefflicher Einrichtung, daß ſie einer europäiſchen Großſtadt zur Ehre gereichen würden. Gewiß iſt dieſe Fürſorge für die Verbannten ſehr anerkennenswerth, doch ſcheint die Milde gegen dieſelben bisweilen auch zu weit getrieben zu werden. So erzählt der Reiſende, daß einſtmals reiche Perſönlichkeiten in Korſakowa der Meinung waren, daß zwei Sträflinge, welche ein altes Ehepaar ermordet und beraubt hatten, nicht etwa hingerichtet, ſondern mit 100 Knutenhieben beſtraft werden müßten, weil das gleiche Verbrechen auch in einem anderen gleichen Falle nicht ſtrenger geahndet worden wäre. Die Folge dieſer falſch angebrachten Milde iſt dieſelbe wie auf dem ſibiriſchen Feſtlande; die Sträflinge laſſen ohne Furcht vor der Strafe ihren verbrecheriſchen Neigungen gern die Zügel ſchießen, ſie ſuchen, wo ſich ihnen irgend Gelegenheit bietet, zu entfliehen und brandſchatzen dann in der abſcheulichſten Weiſe die einzeln liegenden Niederlaſſungen der ruſſiſchen Bauern, beſonders aber die Dörfer der Eingeborenen, welche hier deshalb ebenſo feindſelig gegen ſie geſinnt ſind wie im Amurlande. Uebrigens möge in dieſem Zuſammenhange noch die Bemerkung Platz finden, daß in Korſakowa ſelbſt über ſo ſchwere Verbrechen wie das oben genannte nicht abgeurtheilt werden darf, ſondern daß derartige Fälle der Entſcheidung der Gerichte in Due oder Alexandrowsk auf dem Feſtlande unterſtehen.

Der Aufenthalt in Korſakowa war für Jakobſen trotz aller Freundlichkeit, welche er erfuhr, ein ſehr peinlicher, da er vom 26. November bis zum 30. December währte, alſo einen Zeitraum, während deſſen der Reiſende die Oſtküſte von Sachalin hätte beſuchen, die Inſel durchkreuzen und wieder auf das Feſtland hätte zurückgelangen können, wenn die Verhältniſſe günſtiger geweſen wären. Aber Jakobſen war in ſeinen Dispoſitionen von zwei Faktoren abhängig, die er nicht beherrſchte. Zunächſt war es nöthig, daß reichlicher Schneefall und ſtrenge Kälte eintrat, damit die nöthige Bahn für eine Schlittenreiſe durch das Innere entſtände; beides aber ließ bis zur Mitte des December auf ſich warten. Ferner aber hatte ihm der Oberſt Bogorowitſch entſchieden abgerathen, auf eigene Hand die Fahrt nach Due zu unternehmen, weil an der Oſtküſte keine oder nur ſehr wenige ruſſiſche Soldatenpoſten beſtänden, und weil daher die Ainos durchaus nicht geneigt ſein würden, ihm zu Hilfe zu kommen, während er doch ohne deren Unterſtützung ſicherlich ſeinen Zweck nicht erreichen würde. Bisweilen gab ihm der Oberſt den Rath, ſich der nächſten nach Due abgehenden officiellen Schlittenpoſt anzuſchließen, deren Abreiſe Ende December erfolgen würde, denn als Inſaſſe dieſer Poſt würde er erſtens ſehr ſchnell vorwärts kommen, weil die begleitenden Beamten für pünktliche Beförderung zu ſorgen hätten, und außerdem würde er, geſtützt auf die Autorität jener Beamten, ſeine Einkäufe mit Leichtigkeit beſorgen können. Aus dieſen Gründen mußte ſich denn der Reiſende wohl oder übel entſchließen, bis zum 30. December in Korſakowa auszuhalten, weil erſt an dieſem Tage die Poſt ihre Reiſe antrat.

Der Weg führte in nördlicher Richtung zunächſt eine kurze Strecke am Meere entlang und dog dann in das Thal eines kleinen Fluſſes — Suſſuja — ein, der in vielen Windungen zu einem aus Nadelhölzern und Birken zuſammengeſetzten dichten Walde aufwärts führte, den man erſt am nächſten Tage wieder verließ. Auffallend waren dem Reiſenden in dieſem eine große Anzahl von hohen und ſtarken Bäumen, wie er ſie in Sachalin nicht zu finden geglaubt hatte. An dieſen beiden ſowie an dem dritten Tage traf man nur auf wenige menſchliche Niederlaſſungen, welche entweder Gefangenen oder Ainos als Wohnſtätte dienten. Bis dahin war der Weg recht gut; am letzten Tage waren ſogar 50 Werſt (circa 50 km) zurückgelegt worden. Das wurde aber am nächſten Morgen anders; trotzdem erreichte die Expedition am Abend die Station Manue an der Oſtküſte der Inſel (etwa 48° nördl. Br.). Von hier aus begann ein außerordentlich ſchwieriger und gefahrvoller Theil der Fahrt. Der Weg führte hart am Meere hin, daſſelbe war aber erſt mit einer dünnen Eisdecke überzogen, welche noch nicht im Stande war, beladene Schlitten zu tragen, ſo daß alſo an ein Ausweichen vor Hinderniſſen nach dieſer Seite hin nicht zu denken war. Ebenſowenig aber war das nach der anderen Seite hin möglich, denn hier erhoben ſich in zuſammenhängender Linie ſteile Felswände von 40 bis 60 m Höhe. Die Straße war an vielen Stellen ſo abſchüſſig, daß die Schlitten häufig umſchlugen und außerdem war ſie auch mit überaus Steinblöcken ſowie mit Schollen beſäet, welche letzteren die Brandung aus Land geworfen und hier und da förmlich aufgethürmt hatte. Und doch war dieſer Theil des Weges noch gut zu nennen gegenüber demjenigen, den man am Nachmittage deſſelben Tages in Angriff nahm. Von einer Straße war hier nichts mehr zu ſehen, die beiſten Steinblöcke wuchſen zu Felſen, über welche die Hunde ohne menſchliche Hilfe nicht hinüberkommen konnten, und wenn bisher die Thiere die Schlitten und ihre Inſaſſen vorwärts gebracht hatten, ſo mußten die letzteren jetzt jenen denſelben Dienſt leiſten. Die Schlitten, von welchen man die Hunde löſte, mußten über die Felſen hinübergehoben werden und erlitten dabei natürlich vielen Schaden, und daſſelbe Experiment mußten die Reiſenden auch mit den Hunden machen. Einmal ſperrte ein unüberſteiglicher Fels vollſtändig den Weg; man mußte ſich entſchließen, den Weg über das dünne Eis des Meeres zu nehmen, und obgleich alle Schlitten einbrachen und auf wenige Augenblicke verſanken, gelang es doch, wohlbehalten wieder an Land zu kommen. Man hatte das Gepäck dadurch geſchützt, daß man waſſerdichte Decken darüber geſpannt hatte, und in der That blieb jenes auch von der Näſſe unverletzt; bei der ſtrengen Kälte aber, welche herrſchte, gefroren die Schlitten ſogleich zu großen Eisblöcken, deren

Digitized by Google

Transport über die Felſen nun erſt recht große Schwierigkeiten machte. Wie furchtbar der Weg geweſen war, den die Expedition an dieſem Tage hatte machen müſſen, geht daraus hervor, daß, als man am Abend um 7 Uhr in einem Dorfe Raſt machte, eine Strecke von 15 Werſt in 12 Marſchſtunden zurückgelegt worden war.

Auch der folgende Tag brachte die Expedition nicht weit vorwärts, weil man, um die Gefahren der Küſtenfahrt zu vermeiden, einen Fluß als Weg benutzte, deſſen Eis ſo glatt war, daß die Hunde auf ihm kaum Fuß faſſen konnten, und weil ferner ein dichter Wald, durch welchen ſich die Straße weiter hinzog, noch größere Hinderniſſe bot. Der in demſelben liegende Schnee war nämlich ſo loſe, daß er erſt mit den Schneeſchuhen feſtgetreten werden mußte, ehe man ihn als Fahrbahn benutzen konnte. Als man daher am folgenden Tage exfuhr, daß die Schwierigkeiten an der Küſte nicht mehr in dem Maße vorhanden ſeien wie früher, bog man wieder nach Oſten um, und nachdem man den Strand erreicht hatte, folgte man ihm bis Taraika, und traf daſelbſt nach fünftägiger Fahrt am Abend des 10. Januar ein. Auch dieſer letzte Theil des Weges war in mancher Hinſicht ſehr beſchwerlich geweſen, namentlich hatten die Reiſenden aber durch die enorme Kälte, welche allmählich eingetreten war, und durch Mangel an Lebensmitteln für ſich und die Hunde zu leiden, weil in den wenigen Ainoniederlaſſungen, die paſſirt wurden, faſt gar keine Fiſche vorhanden waren. Um ſo wohler that ihnen der Aufenthalt in Taraika, wo Jakobſen zwei Tage in dem gaſtfreien Hauſe eines ruſſiſchen Kaufmannes Aufnahme fand.

Taraika liegt im innerſten Winkel des Terpjenijabuſens, welcher bekanntlich durch die Oſtküſte der ſchmaleren Südhälfte und die Südküſte der breiter vortretenden Nordhälfte von Sachalin gebildet wird. An dieſes weite Meeresbecken ſchließt ſich in nördlicher Richtung noch eine kleinere Bucht an, die mit jenem durch eine ſchmale Meerenge in Verbindung ſteht, und an eben dieſer Meerenge liegt Taraika. Seine Lage iſt inſofern günſtig, als ſie den Zugang zu dem bedeutendſten Fluſſe der Inſel, dem Boronai[1]), beherrſcht, welcher in der Richtung von Norden nach Süden läuft und mit ſeinen oberen rechten Zuflüſſen bis in die Nähe von Due führt. Da das Gebiet, welches der Boronai durchſtrömt, im Allgemeinen eben, der Waſſerreichthum des Fluſſes ziemlich groß, und ſeine Tiefe bis auf 30 bis 40 km oberhalb ſeiner Mündung überall 2½ bis 3 m iſt, ſo iſt er für japaniſche Dſchunken ſehr gut ſchiffbar und wird von ihnen auch viel befahren. Ende April beginnt mit dem Aufgehen des Eiſes die Flußſchiffahrt und ſie dauert bis in den November hinein. Die Japaner ſuchen den Fluß beſonders deshalb gern auf, weil er reichen Ertrag für den Fiſchfang liefert. Im Sommer iſt er von vielen Delphinen belebt, welche vom Meere aus in ihm emporſteigen, im Winter aber fängt man in ihm eine beſonders große Art Schmelz. Auch an der Küſte in der Umgebung von Taraika haben japaniſche Fiſcher zahlreiche Stationen angelegt, von denen aus ſie während des Sommers ihr Gewerbe betreiben. Sie fangen hier namentlich verſchiedene Lachsarten, welche ſie auf der Stelle in ihren Schiffen einſalzen und nach Japan einſchiffen. An die ruſſiſche Regierung müſſen ſie für das Pud (16,4 kg) friſch gefangener Fiſche 5 Kopeken Abgaben zahlen, ſo daß dem Staate zwar eine ganz beträchtliche Einnahme aus dieſem Auſenthalte der Japaner erwächſt, daß aber die Ainos ihrer Beute dadurch verluſtig gehen und leicht dem Hunger im Winter ausgeſetzt ſind.

Dem Fluſſe Boronai folgte der Weg, den Jakobſen am 13. Januar wieder antrat, auf einer langen Strecke. Er war im Allgemeinen gut; bald benutzte man das Eis des Stromes, bald aber verließ man den Fluß wieder, um nicht alle ſeine zahlreichen Windungen mitmachen zu müſſen. Die Anwohner des Fluſſes ſind nicht mehr Ainos, ſondern Orokos, ein tungusiſcher Stamm, über den unten noch weiter die Rede ſein wird. Die Gegend war zunächſt flach und zeigte Steppencharakter, und nur hier und da wurden einige Bäume ſichtbar. Später aber fuhren die Reiſenden durch dichten Nadelholzwald, der ſich beſonders am linken Ufer des Stromes ausbreitete, wo auch eine niedrige Hügelkette emporſtieg. Am vierten Reiſetage wechſelten die beiden Landſchaftsformen mit einander und ebenſo am fünften, nach deſſen Verlaufe die Expedition den ruſſiſchen Poſten Tiennowa oder Rikowski erreichte, wo eine längere Raſt gehalten wurde, um den durch Hunger und Anſtrengungen ermüdeten Hunden eine Erholung zu gönnen, denn auch in den während der letzten Tage paſſirten Ortſchaften waren nur wenig Fiſche zu haben geweſen. Uebrigens gab es zwiſchen Taraika und Rikowski (etwa 50° 20' N.) nur wenige Niederlaſſungen, ſo daß die Expedition dreimal die Nacht im Freien hatte zubringen müſſen, während das Thermometer ſtets über 20° R. unter dem Gefrierpunkte wies und am 17. Januar ſogar auf — 28° fiel.

Tiennowa oder Rikowski iſt eine Verbrecherſtation, in welcher ſich zur Zeit von Jakobſen's Beſuch 300 Sträflinge und 130 ruſſiſche Soldaten befanden, während in der Umgebung auch eine Anzahl von Freigelaſſenen wohnten, die jedoch mit dem bäuerlichen Gewerbe, das ſie treiben, nicht recht vorwärts kamen. Das Gefängniß und alles, was mit ihm zuſammenhing, war, wie ſich Jakobſen durch eine Beſichtigung überzeugte, im beſten Zuſtande, und die Leiter der Anſtalt bewieſen den Reiſenden durch ihre Liebenswürdigkeit, wie angenehm ihnen in ihrer Einſamkeit der Beſuch civiliſirter Menſchen war. Rikowski bildete damals den Endpunkt der Telegraphenlinie, welche Sachalin mit dem Feſtlande verbindet, doch plante man ſchon, wie Jakobſen berichtet, die Weiterführung der Leitung nach Korſakowa. Bemerkt ſei noch, daß, obgleich die Kälte in der Umgegend der Station eine bedeutende iſt, doch der Bambus noch in der Stärke eines Fingers angetroffen wird. Daſſelbe Leiden, welches der Reiſende ſchon bisher von Korſakowa an hatte erdulden müſſen — den Mangel an Fiſchen für die Hunde — ſagte man ihm auch für den Reſt ſeiner Inſelreiſe vorher, ja man ſprach ſogar die Befürchtung aus, daß er keinen ſeiner Hunde lebendig nach Nikolajewsk bringen würde. Die Stimmung, in welcher er die Weiterreiſe antrat, war daher nicht die beſte, beſonders da er ſich in den Tagen vorher den rechten Fuß verletzt hatte und die Kälte unverändert eine grimmige blieb. Auch trug der Umſtand nicht zur Aufheiterung für ihn und ſeine Genoſſen bei, daß die nächſte Wegſtrecke als eine beſonders unſichere galt, weil gerade in dieſer Gegend viele ſchwere Verbrecher angeſiedelt waren. Dennoch kamen ſie ohne Unfall über dieſelbe hinweg und erreichten am folgenden Tage die Waſſerſcheide zwiſchen dem Boronai und Tymi, welcher letztere nach Norden ſtrömend etwa unter 52° 10' N. an der Oſtküſte in den Nyjbuſen fällt. Von dem Punkte aus, wo die Expedition den Kamm des waſſerſcheidenden Gebirges überſchritt, hatte man eine weite Ausſicht nach Norden und Süden, und es zeigte ſich dem Reiſenden hier beſonders die muldenförmige Bildung

[1]) Der Name Ty, welcher ſich hier und da auf den Karten findet, iſt in Sachalin ſelbſt ganz unbekannt.

Digitized by Google

der nördlichen Inselhälfte, indem die weiten Tiefebenen der beiden genannten Flüsse im Osten und Westen von mehr oder weniger hohen Gebirgsketten flankirt und so von den umgebenden Meeren getrennt werden. Am wenigsten hervorragend erschien die Küstenkette zwischen der Mündung des Tymi und dem Nordende der Insel, doch war sie auch dort vorhanden. Die muldenartige Vertiefung des Inneren erlitt nur durch die eben erstiegene Wasserscheide eine Unterbrechung. Dieser Höhenzug steigt von Süden her allmählich empor, während er nach Norden hin ziemlich jäh abfällt, so daß die Reisenden bei der Thalfahrt die Kufen ihrer Schlitten mit dicken Stricken umwinden mußten, um ein allzu schnelles Hinabgleiten zu verhindern.

Nach Ueberwindung dieses Hindernisses näherte sich die Expedition der Westküste von Sachalin, die auf guten Wegen in nördlicher Richtung verfolgt wurde. Hier gab es in den Töfern auch Fische in Menge, so daß die Hunde neu gestärkt in vollem Maße ihre Schuldigkeit thaten. Nur einmal noch mußte die Reise in einem Giljakendorfe auf einen Tag unterbrochen werden, weil ein so furchtbarer Schneesturm ausbrach, daß man an die Fortsetzung der Fahrt nicht denken konnte. Die letzte Nacht auf der Insel brachte Jakobsen in dem früheren Soldatendorfe Pogobi zu, welches auf der Ostseite der schmalsten Stelle des Tatarensundes lag, und am Morgen des 28. Januar betrat er wieder den Boden des asiatischen Festlandes, nachdem er fast vier Monate auf Sachalin zugebracht hatte.

Von dieser Zeit entfallen auf die Reise von Due bis Korsakowa 47 Tage, auf den Aufenthalt im letzteren Orte rund ein Monat, und dieselbe Zeit wurde von der Reise bis auf das Festland in Anspruch genommen. Unter den ersten 47 Tagen, welche Jakobsen auf und in der Nähe der Insel zubrachte, befanden sich fast 30 Sturmtage, so daß das Urtheil über die Unguust einer derartigen Reise an der Westküste von Sachalin durch die Erfahrung Jakobsen's Bestätigung fand. Dagegen war die Kälte während dieser Zeit im Allgemeinen erträglich und der Schneefall nicht sehr bedeutend. Während des Aufenthaltes in Korsakowa war das Wetter im Allgemeinen ruhig und angenehm; stärkere Kälte zeigte sich erst gegen die Mitte des December und ebenso wurde erst seit dieser Zeit der Schneefall sehr stark. Endlich waren auf der Schlittenfahrt durch die Insel nur zwei Tage zu verzeichnen, welche starken Schneefall brachten, während die Kälte außerordentlich heftig auftrat. Trotzdem wurde sie noch übertroffen durch die Temperatur, welche zu gleicher Zeit an der Mündung des Amur herrschte; zuverlässige Leute gaben dem Reisenden die tiefste, dort mehrere Tage hinter einander herrschend gewesene Temperatur auf — 41° R. an.

Wenn man alle die Gefahren und Strapazen, welche Jakobsen auf der Expedition nach Sachalin erduldet hat, in Anschlag bringt, so wird man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er mit geringen Mitteln Tüchtiges geleistet hat und im Dienste der Wissenschaft, speciell des Museums für Völkerkunde zu Berlin, eine aufopferungsvolle Thätigkeit entwickelt hat.

Kürzere Mittheilungen.

Rundschau über die deutschen Schutzgebiete.

Die Entwickelung unserer südwestafrikanischen Kolonie, die sich so lange als eine werthlose „Sandbüchse" hat verhöhnen lassen müssen, verspricht plötzlich eine Wendung zu nehmen, die manchen Gegner der jungen deutschen Kolonialpolitik zu bekehren geeignet sein dürfte. Es sind daselbst, wie unter Anfang November aus Kapstadt gemeldet wird, große Goldlager entdeckt worden, die Aussicht auf reiche Ausbeute gewähren, und zwar sowohl in mehreren mächtigen zu Tage stehenden Quarzriffen, als auch in dem Sande des Swakop-Flusses, in einem Abstande von 70 bis 160 km von der Walfischbai.

Man wird nun nicht so sanguinisch sein dürfen, zu erwarten, daß sich das deutsche Südwestafrika dadurch über Nacht in ein zweites Kalifornien verwandeln werde. Dazu sind in der Landesnatur zu mannigfaltige Hindernisse gegeben. Zumerhin könnte die Geschichte Südwestafrikas von jetzt ab leicht einen Verlauf nehmen, der eine ganze Reihe von Anklängen an die Geschichte des berühmten amerikanischen Goldlandes bietet. Wo auf Erden hätte sich denn das Gold nicht als ein mächtiger Magnet bezüglich der menschlichen Wanderungen und Unternehmungen bewährt!

Was die Goldfundstätten auf dem Boden des deutschen Südwestafrika aller Wahrscheinlichkeit nach in erster Linie bewirken werden, ist: daß sie Arbeitskräfte in das Land ziehen. Ist dies aber einmal geschehen, so werden sich bald verschiedene andere Hilfsquellen herausstellen, die in dem Boden schlummern, und man wird ohne Weiteres daran gehen, dieselben praktisch nutzbar zu machen. Die Goldminen werden es beispielsweise viel besser als die Kupferminen ermöglichen, Wasser aus größeren Fernen herbeizuleiten, und dieses Wasser wird natürlich außer dem bergmännischen Betriebe auch dem landwirthschaftlichen seine Dienste leisten können. Sodann eröffnet sich aber auch durch die Goldfunde mit einem Male eine viel bessere Perspektive auf die Ausstattung des deutschen Südwestafrika mit modernen Verkehrslinien, und auf den Anschluß dieser Verkehrslinien an diejenigen des britischen und portugiesischen Südafrika und der holländischen Bauernrepubliken. Doch wir wollen das südwestafrikanische Zukunftsgemälde nicht weiter ausführen, als mit den realen Thatsachen verträglich ist.

Was die Geschichte der wichtigen Entdeckung betrifft, die der deutsche Reichskommissar Dr. Göring auf Grund eigener Anschauung in ihrem vollen Umfange bestätigt hat, so ist es interessant zu erfahren, daß dieselbe durch den Engländer Stevens eigentlich schon vor 30 Jahren gemacht worden ist. Erst als die deutsche Flagge über dem betreffenden Gebiete wehte, ist sie aber von den Söhnen dieses Mannes, denen derselbe sein Geheimniß anvertraut hatte, weiter verfolgt worden.

Um eine bessere öffentliche Sicherheit in dem Goldlande herzustellen, hat Dr. Göring übrigens bei der deutschen Reichsregierung die Organisirung einer berittenen Polizei vorgeschlagen, nach Art derjenigen, wie sie sich bei den holländischen Bauern und in den englischen Kolonien (besonders in Britisch-Südafrika und in Canada) so vorzüglich bewährt hat. Namentlich den räuberischen Gewohnheiten der Namaqua, die bisher auch die Viehzucht in dem Lande sehr beein-

Digitized by Google

trächtigten, soll dadurch in wirksamer Weise ein endliches Ziel gesetzt werden.

In Kamerun und Togoland ist man eifrig beim Exploriren, und wenn unser Volk für die Mühen und Opfer, die es am innersten Winkel des Guinea-Golfes, östlich und westlich von der Mündung der prächtigen Niger-Benuë-Schiffahrtsstraße, aufzubieten im Begriffe steht, auch niemals irgend welchen materiellen Gewinn ernten sollte — wie es manche Unglücksprophesten so gern sehen würden —, so müßte uns doch in jedem Falle die Art und Weise, in der wir die deutsche Afrikaforschung an diesem wichtigen Punkte concentrirt sehen, mit großer Genugthuung erfüllen. Die drei Stationen welche die deutsche Reichsregierung neuerdings in dem äquatorialen Afrika errichtet hat, versprechen in dieser Hinsicht viel. Unterstehen dieselben doch Männern, die sich durch ihre Entdeckerfahrten bereits große Lorbeeren erworben haben: die Station zu Batanga dem wackeren Lieutenant Kund (unter Beiordnung des Zoologen Weißenborn und des Botanikers J. M. Braun), diejenige am Elephantensee dem Dr. E. Zintgraff, und diejenige in dem Togo-Lande endlich dem Lieutenant Francois und dem Dr. Wolf. A. Kund ist bereits an seinem Ziele angekommen, und von ihm werden wir daher aller Wahrscheinlichkeit nach im Wilde wieder zu berichten haben.

Ein Bericht, den der Lehrer Christaller über seine Erfolge in der im Februar 1887 eröffneten Elementarschule zu Kamerun erstattet, läßt den Fleiß und Lerneifer der schwarzen Duala-Jugend in sehr günstigem Lichte erscheinen, während dagegen die Väter sich ziemlich störrisch und unkratzbar zeigen, und während der Unterricht an 20 Tagen wegen Krankheit des Lehrers ausgesetzt werden mußte. Es wiederholt sich die Geschichte von Moses und den alten Israeliten, wie es scheint! Die Alten müssen erst aussterben!

Aehnlich wie in dem äquatorialen Westafrika liegen die Dinge auf Neu-Guinea und auf dem Bismarck-Archipel. Auch dort gilt es zunächst vor allen Dingen noch zu forschen und zu prüfen, welcher Art die natürlichen Reichthümer des Landes sind, und wie dieselben am zweckmäßigsten nutzbar gemacht werden können. In dem Kaiser-Wilhelmsland ist gleichfalls Gold entdeckt worden, ein Goldfieber, wie in Südafrika, ist dadurch aber nicht entstanden. Im Uebrigen wird unter dem Admiral Schleinitz eifrig an der Untersuchung und Aufnahme der Küste gearbeitet — wovon namentlich die schönen Karten des Hauptmanns Dreger Zeugniß geben —, es werden Versuche gemacht, in das Innere einzudringen, Dr. Hoffrung, Dr. Schneider und Dr. Schrader legen botanische und zoologische Sammlungen an ꝛc.

Als Stützpunkte dieser Operationen dienen die vier bestehenden Stationen am Finschhafen, am Konstantinhafen und am Hasfeldhafen (in Kaiser-Wilhelmsland), sowie bei Misko auf Umon (Bismarckarchipel). Bezüglich der wirthschaftlichen Ausbeutung der Kolonie bieten sich der Neuguinea-Kompagnie nach wie vor gute Aussichten, wenngleich die genannten feuchtwarmen Küstenpläße zunächst noch nichts weniger als gesund heißen mögen. Daß eine künstliche Sanitirung dieser Orte möglich sein wird, stellen die Erfahrungen, die die Holländer in Batavia und anderweit gemacht haben, ziemlich außer Zweifel. Die Kompagnie hat, um den Plantagenbau einzuleiten, ihre Ländereien zunächst auf dem australischen Markte feilgeboten.

In Ostafrika hat die Reise des Dr. Peters vor allen Dingen eine günstige Wirkung auf die Beziehungen zu dem Sultanat Zanzibar ausgeübt, und außerdem ist es der ostafrikanischen Plantagengesellschaft auch gelungen, Grundbesitz auf der Insel zu erwerben, indem die große Plantage Kibweni durch Kauf in ihre Hände übergegangen ist.

Aus dem portugiesischen Afrika.

Man darf behaupten, daß das Eintreten Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte einen außerordentlich befruchtenden Einfluß auf die Entwickelung des gesammten Kolonialwesens ausgeübt hat. Auch diejenigen europäischen Nationen, die ihren überseeischen Besitz bislang mit einer offenbaren Gleichgültigkeit betrachteten und behandelten, und in deren Kolonien die Dinge in Folge dessen in eine sehr üble Lage geriethen waren, haben sich mit einem Male aufgerafft und angeschickt, die Kulturmission, zu der sie sich durch die Occupation weiter Landstriche in den fremden Welttheilen verpflichtet haben, in ehrenvollerer und erfolgreicherer Weise als bisher zu erfüllen.

In vorderster Reihe unter diesen Nationen steht die portugiesische.

Den Hebel ganz an der richtigen Stelle ansetzend, ist dieselbe vor allen Dingen dazu geschritten, ihre Besitzungen in das Netz der interkontinentalen Schnellverkehrslinien hineinzubringen, und es ist ihr dies auch bereits in einem sehr hohen Grade gelungen. Im Verlaufe von wenigen Jahren sind beinahe alle ihre Kolonien mit submarinen Kabelleitungen ausgestattet worden, und ebenso hat der Eisenbahnbau in der neuesten Zeit große Fortschritte in ihnen gemacht. Das neueste Ereigniß von bedeutender Tragweite, das in dieser Beziehung zu verzeichnen ist, ist die Fertigstellung der Eisenbahn von der Delagoa-Bai nach der Grenze der südafrikanischen Republik (Transvaal), die dem Beschlusse der Boeren gemäß alsbald eine Fortsetzung nach den Boeren-Hauptstädten Pretoria und Bloemfontein erhalten soll. Ebenso hat man auch die Herstellung einer Schienenstraße von Loanda, im Thale des Bengo aufwärts, nach Ambaca in Angriff genommen.

Daß die transoceanische portugiesische Macht, die in ein sehr bedenkliches Wanken gekommen war, dadurch in Afrika wieder auf einen viel festeren Fuß gestellt worden wird, ist selbstverständlich. Ebenso werden dadurch aber auch die betreffenden Gebiete einer besseren wirthschaftlichen Zukunft entgegengeführt werden. Während die Ansiedelungen der Weißen in dem portugiesischen Afrika früher in einem beständigen Rückweichen in der Richtung auf die Küste hin begriffen waren, so verspricht die materielle und geistige Kultur der Kolonisirer nunmehr auch hier wieder tiefer und tiefer in den schwarzen Erdtheil einzudringen. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem Kaukasus hat der Engländer Douglas Freshfield eine Reihe von Hauptgipfeln bestiegen, darunter namentlich den 5100 m hohen Tetnuld. Gleichzeitig erhalten wir von M. Smirnoff in dem „Bulletin" der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau einen interessanten Beitrag zur kaukasischen Gletscherkunde. Nach den Smirnoff'schen Tobellen liegen die untersten Gletscherenden in der Elbrus-Kette 2504 m hoch, in der westlichen Abai-Choch-Kette 2176 m, in dem

Digitized by Google

Hochthal von Ingur 2266 m, an dem Osthange des Kasbek 2898 m, an dem Nordhange dieses Berges 2238 m, am Großen Ararat 2776 m und am Schach-Dagh 3162 bis 3194 m. Der Kaukasus bildet hiernach, wie nicht anders zu erwarten, bezüglich seiner Vergletscherung und bezüglich der Lage seiner Schneelinie den strengen Uebergang zwischen den europäischen Alpen und dem asiatischen Thianschan und Himálayasch. Daß der westliche Kaukasus eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Himalayagebirge zeigt, insofern als die Schneelinie am Südhange erheblich tiefer liegt als am Nordhange, ist bekannt.

Asien.

— Die französischen Reisenden Bonvalot, Capus und Pepin (Vergl. „Globus" Bd. 52, S. 271) sind nach ihren Wanderungen in Badachschan und Russisch-Chinesisch-Turkestan glücklich auf dem Boden Britisch-Ostindiens angelangt, um von da die Heimreise nach Europa anzutreten. Ihre kostbaren wissenschaftlichen Sammlungen haben sie leider aus Mangel an Kameelen und sonstigen Transportmitteln zum Theil in Centralasien zurück lassen müssen, und nur die botanische Sammlung haben sie in der Hauptsache in Sicherheit gebracht. Daß die eingehenden Berichte, die die drei Herren demnächst zu veröffentlichen gedenken, mancherlei Neues über das angegebene Forschungsgebiet enthalten werden, kann keinerlei Zweifel unterworfen sein.

— Ueber das Klima des Chinesischen Reiches veröffentlicht G. Thirring in der Meteorologischen Zeitschrift (Jahrg. 1887, S. 279 ff.) eine Abhandlung, die die Untersuchungen H. Fritzsche's und A. Woeikoff's in sehr willkommener Weise ergänzt, und der wir deshalb auszugsweise Folgendes entnehmen: Die maximale Sommerwärme ist durch das ganze ungeheure Gebiet eine merkwürdig gleichförmige, während dagegen die maximale Winterkälte in den verschiedenen Distrikten eine durchaus verschiedene ist. Die größte Julihitze ist in den nördlich gelegenen Orten (in Tafu 37,2° C.) kaum um einen Centigrad geringer als in den südlich gelegenen (in Wuhu 37,8°); die größte Januarkälte nimmt dagegen in der Richtung nach Norden, sowie in der Richtung von der Küste nach dem Binnenlande sehr rasch zu, und dieselbe beträgt in Wuhu (am Jangtsekiang) — 7,2°, in Kiukiang (ebenfalls am Jangtsekiang) — 10° und in Tafu (am Pehó) — 17,2°. Das Jangtsekiangthal, aus dem zum Theil vierjährige Beobachtungen vorliegen, hat ein ausgeprägtes Kontinentalklima, dasselbe ist aber nicht ganz so excessiv wie dasjenige der ungarischen Ebene. In Tschöngking liegen die Extreme um 39,5°, in Wuhu um 45°, in Kiukiang um 46,7° und in Hankou um 46,1° aus einander. Im Allgemeinen ist dem chinesischen Klima ein kurzer, aber strenger Winter eigen. Die Fröste beginnen in der Regel erst im December und hören bereits gegen Ende Februar wieder auf. Was die Niederschläge betrifft, so sind dieselben im Süden und an der Küste viel reichlicher als im Norden und im Inneren. Bei Kanton belaufen sie sich auf 120 bis 150 cm, bei Peking aber nur auf 50 bis 60 cm, und im Inneren giebt es weite Gebiete, die als nahezu regenlos bezeichnet werden müssen. Der Winter ist durch den alsdann vorherrschenden Nord- und Nordwestwind (in Folge des hohen Luftdruckes über dem Kontinente) außerordentlich trocken, beständig und klar, der Sommer dagegen durch südliche Winde (in Südchina durch den Südwest, und in Nordchina durch den Süd und Südost) feucht und veränderlich. Das Klima der ostasiatischen Inseln — insbesondere Formosa — weicht natürlich von demjenigen des Festlandes erheblich ab. E. D.

Afrika.

— Mr. Montagu Kerr, bereits bekannt durch seine 1884 ausgeführte Reise vom Kap nach dem Zambesi und Nyassa-See, ist, mit Empfehlungsbriefen des Marquis von Salisbury an das britische Konsulat in Zanzibar, und mit Instrumenten von der Kgl. Geographischen Gesellschaft versehen, am 24. November 1887 nach Zanzibar abgereist, um von dort auf eigene Kosten eine Reise quer durch Afrika anzutreten. Sein Plan geht dahin, durch das Land der Masai nach dem Nordende des Victoria-Nianza und von da nach Wadelai, Emin-Pascha's Station, vorzudringen. Weiterhin will er seine Route bis zu einem gewissen Grade nach Emin's Rathschlägen einrichten, gedenkt aber wahrstrs zum Tsad-See und von da zum Niger vorzudringen. Seit der Rückkehr von seiner letzten Expedition hat sich Kerr nach Kräften im Gebrauche von wissenschaftlichen Instrumenten geübt, auch soll er völlig vorbereitet und im Stande sein, selbst in den fanatischesten mohammedanischen Gebieten als Moslem aufzutreten. R. K.

— Aus dem Lager Pambuga an den Aruwimi-Fällen, das Henry M. Stanley vor seinem Aufbruche von dort zur Sicherung der Verbindungslinie mit dem unteren Kongo errichtete, und das er dem Major Barttelot unterstellte, sind neuere Nachrichten eingegangen, denen zufolge die Emin-Entsatz-Expedition am 8. Juli noch wohlbehalten ihrem Ziele zustrebte. Das Lager Barttelot's erhielt am 14. August Verstärkung durch die Herren Troupe, Ward und Bonny und zählte eine Belagung von 246 wohldisciplinirten Leuten — vorwiegend Zanzibaris. Sollte Tippoo Tib, der sich bekanntlich sehr zweifelhaft verhält, das Lager ernstlich bedrohen, so ist Major Barttelot entschlossen, in den Spuren Stanley's am Aruwimi aufwärts zu marschieren. Die Kommunikation per Dampfer (die Fahrt hin und zurück) erfordert zwischen Pambuga und Leopoldville etwa 8 Wochen. Der Kongostaat scheint durch Tippoo Tib in eine immer üblere Lage zu gerathen, und falls es Stanley — eventuell mit Emin-Pascha — nicht gelänge, von Wadelai südostwärts nach Zanzibar vorzudringen, so könnte er auf seinem Rückwege über Pambuga und Leopoldville leicht in eine bedenkliche Lage gerathen.

Während Stanley übrigens bemüht ist, Emin-Pascha Hülfe zu bringen, communicirt dieser neuerdings ziemlich lebhaft mit der Außenwelt, und den Briefen zufolge, die er unterm 20. Januar und 10., 20., 23. und 27. Februar 1887 an Dr. W. Junker abgesandt hat, scheint er keineswegs gemeint, sein Kulturwerk im Ostsudan zu verlassen, auch wenn Stanley glücklich bis zu ihm vordringen sollte. Mit Kabrega, dem König von Unyoro, unterhält er leidliche freundnachbarliche Beziehungen, und im Uebrigen errichtet er beständig noch neue Stationen am Albert-See. Das schlimmste Unglück, das ihn neuerdings betroffen hat, ist der Brand von Wadelai, Lado und Muggi. Falls es ihm nothwendig erscheinen sollte, so würde er, wie er glaubt, auch aus eigener Kraft die englischen Missionsstationen am Tanganika-See erreichen (Vergl. „Globus", Bd. 52, S. 271).

Inhalt: R. v. Lendenfeld: Der Charakter der Australischen Alpen. — Im Lande der Compas. 1. (Mit fünf Abbildungen.) — Gymnasiallehrer Otto Genefi: Kapitän Jakobsen's Reisen im Gebiete der östlichen und auf der Insel Sachalin. II. — Kürzere Mittheilungen: Rundschau über die deutschen Schutzgebiete. — Aus dem portugiesischen Afrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 19. December 1887.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Fidschi-Archipel.

Von Dr. Emil Deckert.

I.

Gleich Neuseeland und Neukaledonien ist der Fidschi-Archipel in erster Linie die stehen gebliebene Ruine eines vom Ocean verschlungenen Festlandraumes, der sich in einem früheren geologischen Zeitalter im Osten von Australien ausdehnte, und der diesen Erdtheil damals auf mehr als sein Dreifaches vergrößerte. Nachdem die Welt rund umher in die Tiefe versunken war, erwachten aber auf dem Fidschi-Archipel ebenso wie auf Neuseeland, auf Hawai und auf anderen Südsee-Inselgruppen starke vulkanische Kräfte, und diese thürmten durch ihre Eruptionen Laven und Aschen und sonstige Auswürflinge in so gewaltigen Massen über einander, daß das sedimentäre Grundgerüst der Inseln beinahe vollkommen davon verdeckt wurde. Gleichzeitig begannen in dem seichten Wasser am Rande der Inseln zahllose Korallenthierchen ihre wunderbare Architektenarbeit, und durch die von ihnen aufgeführten Riffe und Dämme wurde es der rings herum tosenden wilden Meeresbrandung in sehr wirksamer Weise verwehrt, die jungen vulkanischen Aufschüttungen wieder hinwegzuwaschen sowie mit ihnen zugleich auch die alten stehen gebliebenen Schichtgesteinsschollen vollends zu vernichten. Nur an den Südostküsten, gegen die die Südsee-Orkane die Wogen besonders häufig hinaufpeitschen, gelang der Brandung ihr Zerstörungswerk bis zu einem gewissen Grade, und deshalb sind diese Seiten auch am stärksten durch Buchten und Baien zerrissen. Die kohlensäuregeschwängerte feuchtwarme Tropenluft, die über den Inseln lagert, und die heftigen Regengüsse, die auf sie niederstürzen, begünstigten sehr den Zerfall und die Verwitterung der vulkanischen Gesteine zu einem fruchtbaren, rothen Thonboden, während die abfließenden Gewässer tiefe Schluchten und Thäler in das Gebirge hinein nagten.

Das ist in kurzen Zügen die Entwickelungsgeschichte des Fidschi-Archipels, die sich — mehr oder minder variirt — bei sämmtlichen Südsee-Archipelen, so weit dieselben aus hohen Inseln bestehen, wiederholt. Ueberdenkt man diese Geschichte, so begreift man dadurch auch am besten die geographischen Haupteigenthümlichkeiten der Inseln: ihren gewaltigen Produktenreichthum, ihre schwere Zugänglichkeit, ihre Fremdartigkeit ihrer Pflanzen- und Thierwelt, und ihre herrlichen Naturschönheiten, von denen alle Reisenden, die sie geschaut haben, des Lobes voll sind. An solchen Stellen des Erdplaneten, wo die verschiedenen bodengestaltenden Faktoren — die der Tiefe und die des Luftkreises — gleichzeitig am Werke sind, und wo sie bald mit einander zusammenwirken, bald einander bekämpfen, da haben wir ja in der Regel eine besonders großartige Naturscenerie zu bewundern. Das dekorative Moment der Landschaft, das in einer unendlichen Fülle von Pflanzenformen liegt, wird selbstverständlich dadurch, daß eine heiße Tropensonne auf den Archipel herabglüht, noch sehr bedeutend erhöht. Unsere Bilder wollen davon eine Vorstellung geben.

Die Hauptglieder der aus mehr als 200 Inseln und Inselchen und aus unzähligen Felsklippen zusammengesetzten Gruppe, die nach den neueren englischen Berechnungen insgesammt 20000 qkm mißt, sind Viti-Levu (Groß-Fidschi) und Vanua-Levu, das erstere 11000, das letztere 6730 qkm groß — beide zusammen also nahezu neun Zehntel von der Landfläche des Archipels ausmachend. Auf diesen beiden

Digitized by Google

Inſeln erheben ſich auch zugleich die erloſchenen Vulkanberge zu der bedeutendſten Höhe — der Vomo auf Viti-Levu 1525 m und die Berge auf Vanua-Levu wenigſtens gegen 1200 m —, und ebenſo entwickeln ſich auf ihnen, ins-

Ovalau und Nachbarinſeln, von Viti-Levu aus.

Die Küſte der Inſel Ovalau (Fidſchi-Archipel.)

beſondere auf dem compact geſtalteten Viti-Levu, die ſtattlichſten Ströme — der Reva-Reva, der Navua, der Riga-Toka und andere. Da auch bei Viti-Levu und Vanua-Levu die Südoſtſeiten die Wetterſeiten ſind — die regenreichſten

Digitized by Google

Der Hauptort des Fidschi-Archipels: Levuka auf Ovalau.

Digitized by Google

ebenso wie die sturmreichsten —, so darf man sich nicht darüber wundern, daß die Hauptströme ihren Lauf fast sammt und sonders nach dieser Richtung hin nehmen, und daß sich an ihren Südostküsten zugleich auch die zahlreichsten Baien und die besten Zugänge finden. Die Fluß-Erosion und Thalbildung ging daselbst rascher vor sich als anderwärts, und sie erscheint in Folge dessen gegenwärtig am weitesten vorgeschritten, und ebenso hat auch die Meeres-Erosion daselbst ihre größten Effekte erzielt. Besonders reich gegliedert ist Vanua-Levu, in dessen prächtige Berglandschaft von Osten her die Raiteva-Bai, und von Süden her die Savu-Savu-Bai sehr tief eingreifen. Unter den Küstenbuchten Viti-Levus ist diejenige von Suva, an der die Hauptniederlassung der Europäer und der Sitz des englischen Gouverneurs liegt, namhaft zu machen. Dank der häufigen Befeuchtung der Südostseiten durch die sommerlichen Gewittergüsse — die jährliche Niederschlagsmenge beträgt an manchen Orten mehr als 3 m — ist dieselbe auch zugleich bis hinauf auf die höchsten Berggipfel mit der üppigsten Vegetationsdecke bekleidet — mit Bambusen, Farnen, Orchideen, Scitamineen, Pflangen, Brotfruchtbäumen und tausend anderen Formen, über die Kokos- und Sagopalmen ihre stolzen Häupter erheben. Sollte sich dadurch der Reiz der Fidschi-Landschaft an den angegebenen Stellen nicht noch wesentlich erhöhen? Wer in dem Thale des Reva-Reva oder Suva aufwärts wandert, dem bietet sich eine vorzügliche Gelegenheit, den Zauber der Tropen zu genießen und sich davon zu berauschen. — Die Nordwestseiten der beiden großen Inseln liegen im Wind- und Regenschatten der hohen Vulkanberge, die das Innere füllen, und auf ihnen ist das Pflanzenkleid in Folge dessen ein weniger dichtes und mehr an das australische Festland erinnerndes, wie denn auch in die Korallenriffe und Küstenfelsen in viel geringerem Umfange Bresche gerissen worden ist. Kasuarinen, Akazien, Baubanusarten und Steppengräser sind im Nordwesten von Viti-Levu und Vanua-Levu die vorherrschenden Pflanzenformen.

Die übrigen dem Fidschi-Archipel zugehörigen Inseln, von denen die meisten nur ein paar Quadratkilometer Flächeninhalt haben, gruppiren sich um Viti- und Vanua-

Der Suvafluß auf Viti-Levu.

Levu in einem Oval, dessen Hauptachse nach Südosten gerichtet ist — bemerkenswerther Weise nach ganz derselben Himmelsgegend, nach der sich auch die Hauptachsen Neu-Kaledoniens, der Neu-Hebriden, der Salomon-Gruppe, Neu-Guineas und der nordost-australischen Gebirge richtet. Darf man dies nicht vielleicht auch als ein Indicium dessen betrachten, daß diese Archipele nichts sind als Theile von einem nach einem einheitlichen Plane konstruirten Ganzen?

Mit den beiden Hauptinseln zusammen schließen die Nebeninseln inmitten des Stillen Oceans eine Art Binnenmeer — das Goro-Meer — zwischen sich ein, das Dumont d'Urville in Uebereinstimmung mit anderen Seefahrern als eins der gefährlichsten Meere der Erde bezeichnet. Die Madreporen haben ihre Riffe und Barrièren nicht bloß gegen die Brandungswelle, sondern auch gegen menschliche Eindringlinge berechnet, könnte man glauben.

Am dichtesten schaaren sich die kleineren Fidschi-Inseln im Osten und Südwesten und in der Mitte des genannten Binnenmeeres, sowie im Nordwesten von Viti-Levu, so daß man also als Untergruppen des Gesammt-Archipels zu unterscheiden hat: die Ost- oder Lakemba-Gruppe (auch die Inseln über dem Winde, resp. die Lau-Inseln genannt), die Central- oder Viti-i-Loma-Gruppe, die Südwest- oder Kandavu-Gruppe und die Nordwest- oder Yasawa-Gruppe (die Inseln unter dem Winde, resp. die Lee-Inseln). Die wichtigsten und interessantesten unter den kleineren Inseln sind Ovalau und Bau (in der Centralgruppe, nahe bei Viti-Levu), Lakemba und Buna (in der Ostgruppe) und Kandavu (in der Südwest-Gruppe und an den offensten Eingängen in die Goro-See. Auf Ovalau (s. Abbildungen), dessen vulkanische Berge gegen 600 m emporsteigen, befindet sich, an einer herrlichen Bai gelegen, der bedeutende Handelsplatz Levuka, der bis zum Jahre 1879 auch Regierungssitz war; auf Bau hausten seiner Zeit die mächtigsten eingeborenen Könige; von Lakemba aus gelang es den wesleyanischen Missionären, die anthropophagen Eingeborenen zum Christenthum zu bekehren und die englische Occupation vorzubereiten; und Buna (Taviuni) sowie Kandavu endlich sind die größten, höchsten und reichsten unter den kleineren Inseln, auf denen der Vulkanismus

Digitized by Google

übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach am längsten lebendig blieb oder vielleicht noch gar nicht vollständig erloschen ist. Buna trägt daher auch einen Bulkantegel mit einem sehr schön erhaltenen Kratersee.

Das Klima sämmtlicher Inseln — der großen wie der kleinen — ist durch stärkere Temperaturwechsel ausgezeichnet, als man sie sonst in den Tropen gewöhnt ist, und dasselbe kann im Allgemeinen als der Gesundheit der Europäer zuträglich gelten. Diätfehler führen bei den letzteren nur leicht zu Dysenterie.

Was die produktiven Kräfte des Fidschi-Archipels betrifft, so haben sich dieselben unter dem britischen Regimente in einer so glänzenden Weise entfaltet, daß andere Kolonisationsversuche in der Südsee — wir denken an Samoa und Neu-Guinea — daraus ohne Zweifel große Ermuthigung schöpfen dürfen. Die angelsächsische Beharrlichkeit und Energie hat in den dreißehn Jahren, die seit der Aufpflanzung der englischen Fahne in Levuka verflossen sind, einfach Wunder auf den Inseln gethan. Ohne irgend welchen Aufwand militärischer Kräfte und mit Hilfe einer kleinen Konstablerschaar von 75 Mann haben die Gouverneure Sir Arthur Gordon und Sir C. B. H. Mitchell vollkommene Ordnung auf den Inseln hergestellt, es hat ein gutes Einvernehmen zwischen den Eingeborenen und Einwanderern herrschen gelernt, die ersteren haben sich unter der Führung der letzteren zu einem beträchtlichen Bruchtheile an rüstige Plantagenarbeit gewöhnt — und das Weitere ist ringsum die Ortschaften ebenso deutlich sichtbar wie in den statistischen Zahlen. Um Levuka, Suvaa, Nausori dehnen sich heute weite Zuckerrohrfelder und Bananen- und Orangengärten aus, an dem Fuße der Berge in der Nachbarschaft stößt man auf Thee-, Kaffee-, Tabak- und Chinchonapflanzungen, und auch selbst mit der Wiederaufforstung der Wälder, deren Reichthum an Sandelholz durch den früher betriebenen Raubbau beinahe erschöpft war, hat man einen anerkennenswerthen Anfang gemacht. Der Gesammthandel der Inseln, der vor Etablirung der britischen Herrschaft nur in Kokosprodukten (Nüssen und Kopra) von einigem Belang war, hatte sich im Jahre 1883 auf reichlich 16 Millionen Mark gesteigert (9 Millionen Mark Einfuhr und 7 Millionen Ausfuhr). Im Jahre 1885 exportirte der Archipel für 4,25 Millionen Mark Zucker, für 1,3 Millionen Mark Kopra und für 480 000 Mark Südfrüchte (besonders Bananen). Und dabei ist erst ein sehr kleiner Theil der Landfläche in Kulturboden verwandelt.

Wenn wir also in wirthschaftlicher Beziehung im Allgemeinen einen geradezu phänomenalen Aufschwung der Inseln zu konstatiren haben, so dürfen wir doch andererseits auch nicht verschweigen, daß in den beiden zuletzt vergangenen Jahren die Zuckerkrisis schwer auf ihren Bewohnern gelastet hat. Wie es leider zumeist in der Kolonialwirthschaft zu gehen pflegt — vor allen Dingen in der im englischen System begründeten —, so hat man auch auf dem Fidschi-Archipel in dem großen Welthandelsspiele zu viel auf eine Karte gesetzt. Daß man neuerdings ein größeres Gewicht auf die Kultur von Nährstoffen — besonders des Mais — legt, ist wohl als ein großer Fortschritt anzusehen. — Die Zuckerkrisis ist übrigens dadurch noch sehr erheblich verschlimmert worden, daß im März des Jahres 1886 einer der rasendsten Orkane über die schönen Inseln hinwegbrauste und die Ortschaften und Kulturen — namentlich die Kokospalmenhaine — in der furchtbarsten Weise verheerte.

Im Lande der Campas.

(Mit vier Abbildungen.)

II.

Der Rio Paucartambo wird von dem Ucayali, dem bekannten schiffbaren Nebenflusse des Amazonenstromes, durch den Cerro de la Sal und den Gran Pajonal getrennt — Bergmassen, die nur mit „Pajas“ oder Gräsern, nicht aber mit Wald bewachsen sind. Der Cerro de la Sal ist, wie sein Name sagt, ein Salzberg, und zwar ein Salzberg von mehreren Stunden Länge. Sein Vorsprung, der sich zwischen den Flüssen Ammiansac und Paucartambo hineinschiebt, zeichnet sich vor den benachbarten Rücken sowohl durch seine Höhe als auch durch seine rothe Farbe und durch seinen schönen Palmenwuchs aus. Zwischen den schlanken Stämmen der herrlichen Bäume erblickt man zahlreiche Hütten der Campas — zum Theil in kleinen Gruppen, die „Samairinchis“ genannt werden.

Die ganze Gegend ist außerordentlich reich an Eisenerzen, die auch von den Wilden nach einer den spanischen Kolonisten abgelauschten Methode bearbeitet werden. Die Hochöfen der Campas (Siehe Abbildung) sind viereckig, ungefähr 2 m hoch und aus Lehmziegeln erbaut. Das Feuer wird durch vier Blasebälge, deren auf jeder Seite zwei angebracht sind, unterhalten. Die Campas haben es in der fraglichen Industrie zu keiner großen Vollkommenheit gebracht, die allereinfachsten Sachen aber, wie Aexte, Messer ꝛc., verstehen sie zu schmieden.

Die Gramineen und Cyperaceen, welche die „Pajonales“ bedecken, wachsen mitunter so hoch und sind die und da so buschig, daß die Rinderheerden, die sich von ihnen nähren, völlig unsichtbar darin sind. Die Spanier haben hier zahlreiche Gold-, Silber-, Eisen- und Bleifundstätten ausgebeutet.

Von der Gegend, die sich zwischen dem Cerro de la Sal und dem Ucayali ausbreitet, hat man keine nähere Kunde, man weiß aber, daß sie ebenfalls mit hohen Gräsern bedeckt ist, und daß die Rinder, die von den Eroberern eingeführt worden sind, unter den dortigen Antis im wilden sowie auch im zahmen Zustande wohl gedeihen. So weit uns der „Pajonal“ bekannt ist, scheint er aus weiten Plateaus zu bestehen, die durchgängig denen auf der höchsten Stufe der Anden ähnlich sind. Die Abwesenheit aller großen Tributärflüsse auf dem linken Ufer des Perene beweist, daß er auf dieser Seite nicht durch „Quebradas“ (Brüche) getheilt wird, denn sonst würden sich bei einem so regnerischen Klima mehr oder weniger lange und bedeutende Ströme unbedingt bilden. Die interoceanische Schienenstraße, durch die man Lima und den Chanchamayo mit dem Amazonenstrome ver-

Digitized by Google

binden will, ſollte eigentlich über dieſe Plateaus führen, um dann nach dem Ucayali und dem daran zu errichtenden Hafen hinunterzuſteigen. Alle anderen Entwürfe haben nämlich den Nachtheil, auf Flüſſe zu ſtoßen, die nur periodiſch

Koloniſtenwohnungen im Campa-Lande.

Hochofen der Campas.

ſchiffbar ſind, und dazu auch nur für Dampfer von geringem Tiefgange. Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt die hohe Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer gründlichen Erforſchung des Pajonal.

Digitized by Google

Die Bewohner dieser Gegenden wurden vor etwa zwei Jahrhunderten von den spanischen Missionären zum Christenthume bekehrt, und nach der Statistik der Missionäre zählten sie ungefähr 20000 Seelen. Das ganze Chanchamayothal war aber damals in einem blühenderen Zustande als heutzutage. Im Jahre 1742 lehnten sich die Indianer auf, und nach einem zehnjährigen Kampfe zwangen sie die Spanier, sich bis auf die Höhen der Sierra zurückzuziehen. Der Führer in diesem Kriege war ein Indianer aus Cuzco, der einen Mord begangen und sich nach dem Pajonal geflüchtet hatte, um alsdaß eine unbedingte Autorität über die Antis zu erlangen. In seiner Jugend war er von einem Jesuiten erzogen worden, und in Folge dessen besaß er eine für seine Zeit ungewöhnliche Bildung. Er nannte sich Juan Santos Atahualpa und gab sich für einen Abkömmling der Incas aus. In der Montaña war sein Sieg ein vollständiger, aber da es ihm unmöglich war, den Krieg bis in die Küstengegend fortzuführen, kehrte er mit seinen Antis nach dem Pajonal zurück, und was später aus ihm geworden ist, weiß man nicht. Seine Absicht war, die Spanier vollkommen zu vertreiben und ein nationales Reich, ähnlich dem der Incas, zu begründen. Er maßte sich sowohl die höchste geistliche als auch die höchste weltliche Gewalt an.

Von dem Einflusse der spanischen Missionare und des Christenthums findet man unter den Campas noch heute mancherlei Spuren. So steht z. B. nicht weit von der verlassenen Mission des „Guten Hirten“ eine kleine Kapelle, die sammt ihrer ganzen Ausstattung von den Wilden bewahrt und heilig gehalten worden ist, die letzteren sorgten sogar dafür, daß von Zeit zu Zeit ihr Dach erneuert wurde. Auch in den Hütten der Campas gewahrt man häufig Kreuze, die mit Blumen bekränzt sind.

An den Ufern des Rio Apurimac wohnen die beiden wichtigen Antistämme der Catongos und der Quoringasates, von denen ein pernanischer Reisender erzählt, daß sie nur einen sehr vagen Begriff von der Gottheit, die sie „Genoquiri“ nennen, besitzen. Auf die Frage: „Was ist Gott?“ antworteten sie: „Wir wissen es nicht.“ „Wer hat den Himmel, die Erde und die Campas geschaffen?“ „Vielleicht wußten es unsere Ahnen, wir aber wissen es nicht.“ Sie glauben trotzdem an die Unsterblichkeit der Seele, „die den Körper belebt so wie der unsichtbare Wind die Blätter der Bäume bewegt“, und an die Metempsychose. Wenn ein Anti stirbt, wird er von seinen Verwandten in dem „Panguchi“ begraben, den sie verlassen, nachdem sie rings unter seinen Sand gestreut haben. Dann und wann kommen sie wieder, um den Sand zu beobachten, und das erste Thier, dessen Fußstapfen sie darin erkennen, halten sie für dasjenige, welches der geschiedenen Seele als Wohnstätte dient. Sie verehren auch die Sonne und bringen ihr gelegentlich Trankopfer frisch bereiteter „Chicha“. Wenn sie darüber gefragt werden, sagen sie: „Es gilt der Sonne, die uns erleuchtet, und die die Pflanzen wachsen und die Früchte reifen läßt.“ In dem Paucartambo- ebenso wie in dem Apurimac-Thale glauben die Campas allgemein an den Teufel; sie nennen ihn „Camagari“ und betrachten ihn als eine Art Knecht Ruprecht. Oft werden sie von einem Hallucinationszustande heimgesucht, und dann glauben sie sich von dem Teufel in der Gestalt irgend eines phantastischen Thieres verfolgt. Sehr verbreitet ist auch der Irrsinn unter ihnen und zum Theil kann dies vielleicht ihrer Gewohnheit, mit dem Kopfe zu nahe am Feuer zu schlafen, zugeschrieben werden. Im Uebrigen ist Alles, was häßlich und ihnen fremd ist, für sie „Camagari“. Merkwürdig ist es, daß sie in ihren Teufelsbeschwörungen einen von ihrer sonstigen Sprache gänzlich abweichenden Dialekt anwenden. Von dem gewöhnlichen Campa wird derselbe, trotzdem daß dieser die Worte nachzusprechen hat, nicht verstanden, und nur eine kleine Anzahl Mitglieder des Stammes, wie der Häuptling und die Aeltesten, sind Eingeweihte. Auch unter den Wilden an den Ufern des Ucayali haben die Missionäre eine besondere religiöse Sprache beobachtet. Pallares und Calvo sprechen sich darüber in der folgenden Weise aus: „Von Zeit zu Zeit versammeln sich die Eingeborenen in der Hütte eines ihrer Häuptlinge, der „Mucroya“ (Zauberer) heißt. Dieser setzt sich, eine lange Tabakspfeife in der Hand, unter eine Art Zelt und redet, während ringsumher die tiefste Stille herrscht, in einer Sprache, die von seinen Zuhörern nicht verstanden wird. Eine Stimme antwortet darauf aber in demselben Idiom. Alsdann stimmen die um das Zelt herumstehenden Indianer Gesänge an, die ebenfalls kein Fremder versteht, und der Mucroya beschließt die Ceremonie mit einer langen Litanei und einer kurzen Anrede. Laut scheinend und unter lebhaften Freudenbezeugungen geht die Versammlung dann aus einander.“ Bei dem Studium der Herkunft der Ureinwohner von Südamerika könnte diese religiöse Sprache möglicher Weise wichtige Dienste leisten.

Wie bei den meisten wilden Völkern, so ist auch bei den Antis die Jagd die Hauptbeschäftigung, und die Geschicklichkeit, die sie dabei an den Tag legen, ist bewunderungswürdig genug. So zeichnete der Häuptling Jutschoquiri (Siehe Abbildung) einen kleinen Kreis auf den Boden, spannte darauf seinen Bogen und schien nach irgend einem Punkte an dem Himmel zu zielen. Der Pfeil aber fiel wieder zur Erde und traf genau in die Mitte des bezeichneten Kreises. Beim Fischen bedienen sich die Antis einer Angel aus Knochen. Mauchmal leiten sie aber auch einen Flußarm ab, oder sie vergiften das Wasser mit einer Wurzel Namens „Cubi“. Rings um ihren Wohnungen kultivieren sie Mais, Bohnen, Yuccas und eine Leguminose Namens Mani, deren Frucht einer kleinen Nuß ähnelt; auch süße Kartoffeln, Bananen und Ananas, sowie in beschränkterer Weise Zuckerrohr und Coca bauen sie. Letztere Pflanze liefert alle zwei Monate eine neue Ernte, und ihre Blätter werden mit Kalk oder Asche vermischt — um ihr intensiveren Geschmack zu geben — bevor sie den Antis gekaut. Die Rinde einer gewissen Schlingpflanze wird aber der Coca als Stimulans noch vorgezogen, namentlich wenn es große Strapazen zu überwinden gilt. Die betreffende Pflanze ist in Europa unbekannt und wird „Chumayro“ genannt.

Bezüglich des socialen Systems der Campas hat man behauptet, daß dasselbe der Communismus sei. Den Begriff des Grundeigenthums haben die Campas thatsächlich nicht, und bei der Unmöglichkeit, auch nur den tausendsten Theil des Stammesbesitzes zu kultivieren, kann dies nicht Wunder nehmen. Nur um ihre Hütten herum hauen sie die Urwaldbäume so weit nieder, daß sie den nöthigen Raum für die paar Kulturpflanzen gewinnen, die sie zu ihrer Nahrung bedürfen. Wenn dann einer von ihnen stirbt, so verlassen sie das Palmendach, das der Tod mit seinen Flügeln berührt hat, um irgend wo anders ihr Lager aufzuschlagen. Den Handel betreiben sie nicht mit Hilfe des Geldes, sondern sie tauschen einfach einen Gegenstand für den anderen aus. Die Dinge, welche für sie den meisten Werth haben, sind Stoffe und metallene Werkzeuge. Jeder, der an dem „Panguchi“ vorüberkommt, darf hineintreten und sich das nehmen, was er zu seiner Existenz nöthig hat, gleichviel ob die Eigenthümer daheim sind oder nicht. Wird ihnen aber ein Gegenstand genommen, der ihnen besonders lieb ist, so zeigen sie indeß doch, daß sie eine Idee von Eigenthumsrecht besitzen.

Thut ein Mitglied der Familie seinen Theil Arbeit nicht, so wird er verjagt und gezwungen, für sich allein in

Digitized by Google

Campa-Familie.

Digitized by Google

den Wäldern zu leben. Das Alter genießt eine hohe Achtung in dem Stamme, und beim Ausbruche von Zank und Streit bilden die Greise eine Art Schiedsgericht. Meist leben sie unter Häuptlingen.

Die Vielweiberei üben sie nur theilweise und Eifersucht zeigen jüngere Männer, die in der Regel nur eine Frau haben, häufig genug; mit dem zunehmenden Alter wächst aber gleichzeitig mit der Zahl der Frauen auch die Gleichgültigkeit, mit der dieselben von ihren Ehegatten betrachtet werden. Das Lesen und Schreiben verstehen die Anüs nicht, und deshalb haben sie auch keine Geschichte, sondern nur einige mündliche Traditionen. Sie erzählen die Eroberung von Peru durch die Spanier folgendermaßen: „In jener Zeit kamen weiße Männer auf großen Schiffen und fingen ohne Weiteres an todtzuschlagen."

Der Campa-Häuptling Imtschoquiri.

Das Gebiet der Campas liegt ziemlich hoch und ist im Westen von der Sierra — einer für sie unüberschreitbaren Mauer —, im Osten aber durch das Thal des oberen Ucayali, wo Wilde anderen Stammes (Conibos, Piros 2c.) wohnen, begrenzt. Dann und wann fallen die letzteren über die Campas her, um ihnen ihre Frauen zu rauben und ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen, und zwar, wie man sagt, des Oefteren im Dienste civilisirter Scheusale, die sich durch den schändlichen Handel mit Menschenfleisch zu bereichern suchen.

An den Ufern des Ucayali wächst die Zahl der Europäer beständig, und Arbeitskräfte werden deshalb dort sehr gesucht; die Zahl der Campas hingegen hat in den letzten Jahren stark abgenommen. Der Grund, warum sie zu wiederholten Malen die Missionäre ausgetrieben haben, ist viel weniger im Haß gegen die Lehre derselben zu suchen, als in der Abneigung vor jeder Art Zusammenleben in Ortschaften, ohne die keine Predigt und kein Unterricht denkbar ist. Ihr Unglück ist, daß sie zu viel Platz zum Leben brauchen. Hineingerathen zwischen die Fluthen, die von der Cordillere herunter und von dem Amazonenstrome und Ucayali heraufkommen, tragen die Campas auf der Stirn den Stempel jener Rassen, welche verdammt sind, in einer verhältnißmäßig nahen Zukunft vollkommen von dem Erdboden zu verschwinden.

(Nach O. Ordinaire.)

Kapitän Jakobsen's Reisen im Gebiete der Giljaken und auf der Insel Sachalin.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest.**

III. (Schluß.)

Die Bewohnerschaft von Sachalin besteht vorwiegend aus drei verschiedenen Stämmen, den Ainos, den Giljaken und den Orokos, welche letztere der großen tungusischen Völkerfamilie angehören. Ueber die an zweiter Stelle genannten Giljaken ist schon im ersten Theil dieses Aufsatzes gesprochen; die nachfolgenden Zeilen sollen zu einer gedrängten Darstellung dessen dienen, was der Reisende über die beiden anderen Stämme berichtet.

Die Ainos, deren Zahl ebensowenig mit Bestimmtheit angegeben werden kann, wie diejenige der anderen unkultivirten Stämme in Ostsibirien, haben den südlichen schmaleren Theil von Sachalin inne. An der Ostküste scheinen ihre Wohnsitze bis Taraika nach Norden zu reichen, und im Westen finden sie sich wohl noch etwas nördlicher. Die Ainos erbauen ihre meistens nur aus wenigen — drei bis vier — Hütten bestehenden Dörfer am liebsten an der Meeresküste, doch findet sich auch eine ziemlich beträchtliche Anzahl derselben im Inneren der reich bewaldeten und wasserreichen Insel, und zwar pflegen sie dort hart am Ufer der Bäche oder Flüsse zu liegen. Die Hütten der Ainos, welche Jakobsen an der Westküste der Insel vorfand, sind nicht sehr geräumig. Sie haben eine länglich viereckige Form und besitzen ziemlich hohe und spitze Giebeldächer. Das Material, aus welchem die Hütten gebaut sind, besteht aus senkrecht in den Boden getriebenen Pfählen, zwischen denen das Fachwerk aus Baumrinde hergestellt wird, welches gegen Kälte, Regen, Schnee und Sturm einen nur mangelhaften Schutz gewährt. Dagegen ist der Fußboden von guter und solider Arbeit, denn er ist aus Brettern zusammengesetzt, welche von Japan aus eingeführt werden. In der Mitte des Fußbodens findet sich die Feuerstelle, deren Rauch durch ein Loch im Dache ohne Schornstein abgeleitet wird. Außer dem Rauchloche haben die Hütten nur noch eine Oeffnung

Digitized by Google

nämlich den durch eine Schiebethür gebildeten Eingang, während Fenſter nicht exiſtiren. Rings an der Innenſeite der Hütte ſind hölzerne Schlafpritſchen angebracht, welche mit bunten, von den Ainos ſelbſt gefertigten Strohmatten bedeckt werden und dadurch einen freundlichen Anblick gewähren. Hausgeräthe beſitzen die Ainos nur in ſehr beſchränktem Umfange; einige hölzerne Eßſchüſſeln, ein paar aus Fiſchblase hergeſtellte Thranflaſchen und ein Behälter zur Aufnahme der Holzlöffel und Eßſtäbe pflegen nach dieſer Seite hin den geſammten Reichthum einer Ainofamilie zu bilden. Um der auf dieſe Weiſe in den Hütten herrſchenden Leere einigermaßen abzuhelfen, befeſtigen die Ainos an den Wänden eine Menge japaneſiſcher Säbel, die ſie ankaufen, wo ſie ihrer habhaft werden können. Sie ſcheinen von ihnen für den werthvollſten Zimmerſchmuck gehalten zu werden und ſind ihnen ſo unentbehrlich, daß die an der Oſtküſte der Inſel wohnhaften Ainos, die durch ihre Armuth verhindert werden, die Originale zu erwerben, dieſelben durch Imitationen aus Holz erſetzen. Außerdem finden ſich in allen Ainohütten zahlreiche Idole, über die jedoch erſt weiter unten ausführlich gehandelt werden ſoll. Da das Baumaterial, welches zur Herſtellung der Hütten verwandt wird, ſehr leicht Feuer fängt, ſo darf in den Wohnungen ſtets nur eine kleine Flamme unterhalten werden, welche im Herbſt und Winter bei der ſtarken Kälte und bei der Durchläſſigkeit der Wände natürlich nicht ausreicht, den Raum genügend zu erwärmen, ſo daß in dieſer Beziehung ein ſcharfer Kontraſt zwiſchen den Ainohütten und den Winterwohnungen der Golden herrſcht. Um dieſem Uebelſtande wenigſtens einigermaßen abzuhelfen, hant man wohl die Häuſer bis zur Hälfte ihrer Höhe in die Erde hinein, wie das namentlich an der Oſtküſte von Jakobſen beobachtet wurde. Uebrigens ſind die Ainos gegen die Kälte ebenſo unempfindlich wie gegen das in ihren Hütten maſſenhaft vorhandene Ungeziefer; bei einer Kälte von etwa 35° C. ſchliefen ſie in ihren luftigen Wohnungen ohne andere Bedeckung als ihre gewöhnliche Kleidung ſehr gut, während Jakobſen trotz Ueberzieher, Pelz und Decken am ganzen Leibe vor Froſt zitterte.

Die Ainos leben vom Fiſchfange und von der Jagd [1]). Dem erſteren gehen ſie namentlich während der Sommermonate nach, während für die letztere Herbſt und Winter beſtimmt ſind. Da die Meeresküſte reich mit Fiſchen belebt iſt, ſo würden ſie wohl im Stande ſein, nicht nur während der Fangzeit, ſondern auch für den Herbſt und Winter ſich mit Nahrung zu verſorgen, wenn ſie nicht noch immer thöricht genug wären, in die Dienſte der Japaneſen zu treten, welche an der Inſelküſte Fiſchfang treiben und Seekohl ſammeln. Dieſe heimſen faſt den ganzen Ertrag des Fiſchfanges ein, während die Ainos von ihnen weder mit Geld noch mit Nahrungsmitteln derartig bezahlt werden, daß ſie einigermaßen für ihren Winterbedarf verſehen wären. Die Folge davon iſt häufige Hungersnoth im Winter, die aber trotz ihrer Verderblichkeit noch immer nicht ausreichend geweſen iſt, die Ainos zu einer Aenderung ihres Verfahrens zu veranlaſſen. Eine ſolche Hungersnoth wird durch den Umſtand noch weit bedenklicher, daß ja auch die Hunde von Fiſchnahrung leben und weder Brot noch Fleiſch gern freſſen und gut vertragen. Die Fiſche, welche als Winterbedarf für Menſchen und Hunde benutzt werden, ſind eine Art Häringe, welche die in Europa genoſſenen zwar an Größe nicht unbeträchtlich übertragen, ihnen aber an Fettheit und Wohlgeſchmack weit nachſtehen. Das wichtigſte Jagdthier auf Sachalin iſt der Zobel, der in den dichten Nadelholzwäldern der Inſel noch immer häufig vorkommt. Zu ſeinem Fange zieht nach Eintritt des Herbſtes die geſammte, körperlich dazu noch fähige männliche Bevölkerung des Dorfes aus, und dieſe Geſchäft wird von allen Ainos als ein derartig wichtiges betrachtet, daß Jakobſen nur durch reichen Lohn den einen oder anderen von ihnen zum Dienſt als Ruderer oder Schlittenführer gewinnen konnte. Auch andere Pelzthiere, und die in Sachalin ſehr häufigen Bären werden viel gejagt; letztere erlegt man häufig durch Selbſtſchüſſe, welche in ſo großer Zahl und ſo gut verſteckt in den Wäldern liegen, daß man dieſelben nur mit der größten Vorſicht betreten darf. An den Meeresflüſſen ſpielt auch die Jagd auf Seehunde eine bedeutende Rolle. Bei ihr kommen Harpunen von ſo ungeheurer Länge zur Verwendung, wie ſie der Reiſende bis dahin noch nirgends geſehen hatte. Dieſelben beſtehen etwa 35 bis 40 Faden [1]) und beſtehen aus mehreren, durch eine Vorrichtung mit einander verbundenen Stangen. An dem einen Ende derſelben befindet ſich eine ſchaufelartige Spitze, in welche das Harpuneneiſen eingelaſſen wird. Dieſes Eiſen iſt an ſeiner hinteren Seite durchlöchert, ſo daß ein ſtarker Lederriemen hindurch gezogen werden kann, den der Jäger in der Hand behält. Hat der Aino nun einen auf dem Eiſe des Meeres ſchlafenden Seehund erblickt, ſo kriecht er, die Harpune vor ſich her ſchiebend, langſam an das Thier heran und ſtößt ihm mit aller Kraft das Eiſen in die Seite, ſo daß ſich daſſelbe von der Stange löſt. Natürlich taucht das überraſchte Thier Hilfe, indem es ſich ins Waſſer ſtürzt, der erwähnte Riemen aber, welcher an der Harpune befeſtigt iſt, verhindert ſeine Flucht, ſo daß es zuletzt durch die vergeblichen Anſtrengungen, los zu kommen, und durch den Blutverluſt erſchöpft, aus Land gezogen werden kann. An der Oſtküſte von Sachalin begegnete Jakobſen mehrmals Schlitten mit Ainos, welche zur Seehundsjagd fuhren und die Harpunenſtangen ihrer ganzen Länge nach hinter ſich her ſchleppen ließen.

Hausthiere ſcheinen die Ainos außer ihren Hunden nicht zu beſitzen. Dieſelben werden von ihnen ſowohl zur Bewachung der Wohnungen als auch zur Fortbewegung ihrer Schlitten benutzt. Die Hunde der Ainos ſind ebenſo biſſig und wild wie die der Amurvölker. Sie fallen Pferde, Rinder und Rentiere, welche ihnen auf ihrem Wege begegnen, an und zerreißen ſie, wenn es nicht zur rechten Zeit gelingt, ſie feſtzuhalten; und ebenſo ſcheuen ſie auch nicht vor einem Angriffe auf Menſchen zurück. Ihre Ausdauer iſt, wenn ſie gut, d. h. mit Fiſchen, deren ſie täglich etwa 10 Stück beſitzen, genährt werden, eine bedeutende; bei anderer Nahrung aber vermögen ſie keine große Anſtrengungen zu ertragen. Am wichtigſten ſind ſie den Ainos bei ihren Schlittenreiſen. Man pflegt neun bis elf, höchſtens aber dreizehn Hunde vor einen Schlitten zu ſpannen, und zwar ſo, daß alle einzeln hinter einander in Zwiſchenräumen von etwa 1½ Meter gehen, während die Ruſſen ſie zwei neben einander anſchirren. Die Art der Beſpannung, wie ſie bei den Ainos üblich iſt, hat den großen Vortheil, daß ſich die Hunde viel weniger leicht in ihrem Geſchirr verwirren, und wenn das wirklich einmal

[1]) Ein in Mauka erworbener, am unteren Ende zugeſpitzter Stock, welcher beim Pflanzen von Kartoffeln benutzt wird, deutet darauf hin, daß die Ainos — allerdings wohl nur unter europäiſchem Einfluß — auch Ackerbau treiben.

[1]) Ich hielt dieſe Angabe zunächſt für einen Schreibfehler in Jakobſen's Tagebuch; ſie entſpricht aber nach der ausdrücklichen Erklärung des Reiſenden durchaus den thatſächlichen Verhältniſſen.

Digitized by Google

geſchieht, viel leichter wieder von einander getrennt werden können, als wenn zwei dicht neben einander geſpannt ſind. Beſonders hatte Jakobſen Gelegenheit, ſich von dieſem Vorzuge bei der im vorigen Abſchnitte beſchriebenen, mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpften Fahrt an der Oſtküſte zu überzeugen, welche nach ſeiner Anſicht noch viel mehr Beſchwerden verurſacht haben würde, wenn man mit ruſſiſcher Beſpannung gefahren wäre. Die auf Sachalin gebräuchlichen Schlitten laufen gewöhnlich auf Schienen von Knochen größerer Seethiere. Sie ſind ziemlich ſchmal und ſchlagen in Folge deſſen leicht um, ſo daß der Lenker ſtets zwei ſtarke, am unteren Ende mit Eiſen beſchlagene Stäbe bei ſich führt, mit welchen er bald auf dieſer, bald auf jener Seite den Schlitten ſtützt. Mit der Schmalheit der Schlitten hängt auch ihre geringe Tragfähigkeit zuſammen, durch die namentlich längere Reiſen ſehr erſchwert und verteuert werden. Denn daſſelbe Gewicht, welches Jakobſen in Alaska auf einem Schlitten fortſchaffen konnte, mußte er in Sachalin auf zwei oder ſogar drei vertheilen. Ein weiterer Fehler, der den auf Sachalin gebräuchlichen Schlitten anhaftet, iſt der, daß ſie der Güter an den Seiten und am Rückende entbehren, ſo daß alles Gepäck ſehr ſorgfältig auf ihnen feſt geſchnürt werden muß, eine Arbeit, die natürlich viel Zeit erfordert. Aber faſt noch ſchlimmer als dieſer Zeitverluſt iſt die Gefahr, welche in Folge des Mangels der Gitter den Inſaſſen der Schlitten droht. Dieſelben müſſen ſich eiligſt auf das Brett ſetzen, welches die Oberfläche der Schlittens bildet, und um Halt zu gewinnen, beide Füße auf die Schienen ſtemmen. Da nun aber in den dichten Wäldern von Sachalin die Schlitten hart an den Bäumen dahin ſtreifen, oder der Weg auch durch Steine oder Eisſchichten oft ſehr beengt iſt, ſo müſſen die Inſaſſen häufig auf lange Strecken die Beine ganz emporziehen und in hockender Stellung zubringen. Bei der großen Geſchwindigkeit, mit welcher die Schlitten bei leidlich guter Bahn dahinſauſen, geſchieht es dann nicht ſelten, daß jemand aus der eben bezeichneten unſicheren Stellung herausgeſchleudert wird und ſich an Bäumen oder Steinen ſchwer verletzt. Und auch anderweitig droht ihm die Gefahr, bei der raſenden Fahrt durch tief herab hängende Zweige am Kopfe beſchädigt zu werden. Aus alledem geht hervor, daß eine ſolche Schlittenreiſe in hohem Grade anſtrengend iſt, ſo daß öfters Pauſen gemacht werden müſſen, in denen ſich die Paſſagiere erholen. Außer dem Lenker, welcher ſtets kurze Schneeſchuhe trägt, um im Nothfalle vor dem Schlitten den loſen Schnee feſt zu ſtampfen, hat nur noch eine Perſon auf dem Fahrzeuge Platz, an Gepäck darf man etwa 5 bis 6 Pud (85 bis 95 kg) aufladen. Da bei der ſchnellen Fahrt die Schlitten und beſonders die Knochenſchienen nicht ſelten Schaden leiden, ſo ſind die Schlittenführer ſtets mit allem Handwerkszeug zur Herſtellung ihrer Fahrzeuge ausgeſtattet, und man muß ihnen das Zeugniß geben, daß ſie ſich in dieſer Beziehung ſehr geſchickt zeigen.

Außer zur Fortbewegung der Schlitten benutzen die Ainos ihre Hunde auch zum Ziehen ihrer Boote über Land oder gegen die Strömung. Die Boote werden meiſtens aus einem großen Baume gehauen und ſind ziemlich plump. Trotzdem wiſſen die Ainos ſie gut zu regieren, namentlich erregte es mehrfach die Bewunderung des Reiſenden, mit welcher Leichtigkeit jene die ziemlich hohe Brandung an der Weſtküſte zu paſſiren wußten. Uebrigens aber ſcheinen die Ainos im Allgemeinen keine ſehr unternehmende Seeleute zu ſein, denn mehrere von ihnen ſchlugen dem Reiſenden rundweg ihre Theilnahme an ſeiner Bootfahrt ab, weil ſie dieſelbe für unmöglich erklärten, und auch ſelbſt die, welche ſich zu ſeiner Begleitung bereit finden ließen, zeigten ſich bei höherem Seegange ſtets ſehr ängſtlich, ängſtlicher ſogar als Jakobſen's Begleiter, der Golde Iwan, der noch nie vorher das Meer geſehen hatte.

Die Kleidung der Ainos beſteht meiſt aus ſelbſtgefertigten Stoffen, namentlich aus Baſt, doch findet man daneben auch japaniſiſche Zeuge verwendet. Die Männer tragen kittelartige Baströcke, die bis auf die Oberſchenkel reichen und um die Hüften mit einem Gürtel befeſtigt werden. Daran ſchließen ſich Beinkleider aus demſelben Stoffe, welche in Strümpfen und Stiefeln aus Fiſchhaut ſtecken. Bei unfreundlichem Wetter trägt man Mäntel, die aus Baſt hergeſtellt ſind. Im Winter ſind auch Pelzkleidungen im Gebrauch, namentlich werden Hunde- und Seehundsfelle dazu benutzt. Die Weiber tragen ein Hemd aus Fiſchhaut und darüber ein Ueberkleid, welches ebenfalls aus Baumbaſt beſteht und den Blankets der nordweſtamerikaniſchen Indianer ähnlich ſieht. Die Kopfbedeckung der Männer beſteht im Winter aus Pelzmützen, die der Frauen aus Pelzringen, welche bisweilen von einem einzigen Fuchsſchwanze gebildet werden; in der guten Jahreszeit aber tragen beide Geſchlechter, wie es ſcheint, keine Kopfbedeckung, oder hier und da Baſthüte von japaneſiſcher Form. Für eine zierliche Ausſtattung ihrer Kleider ſcheinen ſelbſt die Frauen der Ainos nicht viel Sinn zu haben, wenigſtens fand Jakobſen nur vereinzelt Bezierungen durch Stickereien oder Perlenbeſatz, die doch am Amur ſo häufig ſind. Ein eigenthümlicher Zierrath findet ſich an der Kleidung der Knaben vor. Dieſelben tragen am Gürtel ganze Schnüre von knöchernen Ringen oder hölzernen Rollen, welche letzteren einige Aehnlichkeit haben mit unſeren Garnwickeln. Der Gürtel dient auch bei den Ainos dazu, allerlei ihnen unentbehrliche Dinge zu tragen. Jeder Aino ohne Unterſchied des Geſchlechts trägt ein Meſſer in einer ledernen oder knöchernen Scheide bei ſich, doch iſt bemerkenswerth, daß dieſe Inſtrumente bei Männern und Frauen verſchiedene Form haben. Daſſelbe iſt der Fall mit den Tabakspfeifen, die ebenfalls zuſammen mit dem Tabaksbeutel am Gürtel befeſtigt werden.

Die Ainos, welche Jakobſen geſehen hat, waren faſt durchweg ſtattliche, zum Theil geradezu herkuliſche Geſtalten. Die Männer beſitzen ſtarken Bartwuchs, tragen aber die vordere Hälfte des Kopfes geſchoren. Daſſelbe war auch ſchon bei kleinen Knaben der Fall, nur hatte man bei ihnen einige Haarbüſchel ſtehen laſſen, an welchen kleine Perlenſtickereien befeſtigt waren, ſo daß ſie über die Stirn herabhingen. Dieſer eigenthümliche Schmuck wird von den Knaben etwa bis zum vollendeten ſiebenten Lebensjahr getragen. Die Frauen der Ainos ſind faſt durchweg weit hübſcher als die Giljakinnen, ihre nächſten Nachbarinnen, und namentlich zeichnen ſie ſich durch große, ſchwarze, mit langen Wimpern gezierte Augen aus, die durchaus keine Aehnlichkeit mit den mongoliſchen Typus eigenthümlichen haben, ſondern vielmehr lebhaft an die der Hindufrauen erinnern. Die ſchwarzen Haare tragen ſie meiſt in der Mitte geſcheitelt und halblang vom Haupte auf die Schultern herabhängend, die Oberlippe aber pflegen ſie mit kleinen dunklen Punkten zu tätowiren, ſo daß es den Anſchein gewinnt, als trügen ſie einen ganz kurz geſchorenen Schnurrbart.

Der Charakter der Ainos ſcheint auf Sachalin etwas von dem der Bewohner von Jeſſo abzuweichen, wie ihn uns Siebold ſchildert. Jakobſen fand ſie im Allgemeinen mißtrauiſch und unfreundlich. Daß man ihm den Eintritt in die Hütten verwehrte, wie am Amur, ſtörte ihn nicht, denn er ſcheute ſich nicht mit Gewalt dahin zu gehen, wohin

Digitized by Google

man ihn mit Güte nicht kommen laſſen wollte. Schlimmer aber war es für ihn, daß die Ainos alle ſeine Anträge, ihm Geräthe, Kleidungsſtücke und Anderes zu verkaufen, im Großen und Ganzen hartnäckig zurückwieſen und auch wenig bereit waren, ihn bei ſeinen Reiſen zu unterſtützen. Vielmehr erſchwerten ſie ihm an der Weſtküſte das Vorwärtskommen dadurch, daß ſie für ihre Dienſte als Anderer ganz exorbitante Preiſe forderten und die Auszahlung derſelben wohl gar ſchon vor Antritt der Fahrt verlangten. Die Frauen bewieſen eine große Furchtſamkeit, wo ſich der Reiſende ihnen nähern mochte, pflegten aber zutraulicher zu werden, wenn jener ihre Kinder mit einigen Kleinigkeiten beſchenkte, ſo daß daraus erſichtlich wird, daß der Familienſinn bei ihnen ziemlich ausgebildet iſt. Sie pflegten dann den Reiſenden zum Sitzen einzuladen, indem ſie Strohmatten auf den Fußboden der Hütte legten, und forderten ihn auch wohl auf, ihre Mahlzeit zu theilen. Gegen die Ruſſen ſind die Ainos faſt durchweg feindſelig geſtimmt, weil ſie dieſelben als die unrechtmäßigen Beſitzer ihres Landes anſehen. Daher iſt der Einfluß der Behörden auch nur dort bemerkbar, wo Soldatenpoſten, wie an der Weſt- und Südküſte, in größerer Anzahl vorhanden ſind, während an der Oſtküſte, wo dies nicht der Fall iſt, nach dem Zeugniß des ruſſiſchen Gouverneurs in Korſakowa ſelbſt, die Ainos ohne allen Reſpect vor der Regierung ſind. Auch im Inneren des Landes wor der Verkehr mit ihnen ein höchſt ſchwieriger; meiſtens ſuchten ſie ſich jeder Berührung mit der Poſtkarawane, als deren Theilnehmer Jakobſen reiſte, dadurch zu entziehen, daß ſie ſich ſo ſtill in ihren Häuſern hielten, daß es den Anſchein gewann, als ſeien dieſelben unbewohnt. Wenn ſie überhaupt darauf eingingen, als Schlittenführer mit zu gehen, ſo zeigten ſie ſich im höchſten Grade ſtörriſch und eigenſinnig, beſonders wenn die Anſtrengungen der Reiſe größer wurden. Uebrigens darf zu ihrer Entſchuldigung wohl hinzugefügt werden, daß manche, mit denen der Reiſende in Berührung kam, ſich auch als höflich und mittheilſam erwieſen, nachdem ſie erſt Vertrauen zu ihm gewonnen hatten; daß aber die ruſſiſchen Behörden ſowohl, wie auch die überwiegende Mehrzahl der Anſiedler — die ja Verbrecher ſind — ſich gar keine Mühe geben, ſich dieſes Vertrauen zu erwerben. Wie wenig die Ainos den Verkehr mit den Ruſſen wünſchen, geht auch daraus hervor, daß es nur ſehr wenige unter ihnen giebt, welche etwas von der Sprache ihrer Herren verſtehen. Doch hindert dieſer Umſtand den Verkehr mit ihnen nur wenig, da ſie Meiſter in der Geberdenſprache ſind. So wenig ſie mit den Ruſſen Gemeinſchaft ſuchen, ſo anhänglich ſind ſie an die Japaner, welche ihnen aber ihre Anhänglichkeit, wie oben bemerkt, eben ſo ſchlecht lohnen, wie die Chineſen den Anwohnern des Amur die ihrige.

Dem Genuſſe des Branntweins ſind die Ainos zwar nicht in dem Grade ergeben wie die Amurvölker, doch lieben ſie ihn ebenfalls nicht wenig. Leider werden ſie von den Ruſſen in dieſer Liebhaberei mehr als gut iſt unterſtützt, beſonders wird denjenigen, welche ruſſiſche Schlittenkarawanen führen, faſt ſtets ein Theil ihres Lohnes in Geſtalt von Branntwein ausgezahlt, ſo daß auch der Reiſende ganz gegen ſeine Grundſätze zu einem gleichen Verfahren ihnen gegenüber genöthigt war. Noch mehr aber als den Branntwein lieben ſie den Tobak, den beide Geſchlechter in gleich unſongreichem Maße genießen. Für Tobak war von ihnen faſt alles zu erreichen, und ein Geſchenk, das man ihnen mit einigen Blättern dieſes edlen Krautes machte, war im Stande, ſelbſt eine hochgradige Erregung bei ihnen zu dämpfen.

An abergläubiſcher Geſinnung geben die Ainos den Amurvölkern nichts nach, wie dem Reiſenden durch einige Vorfälle erſichtlich wurde. Als er in Mauka die von ihm eingekonſten Gegenſtände zur Verſendung nach Europa verpackte, forderte ihn ein bei dieſem Geſchäfte behülflicher Aino auf, eine Strohmatte nicht mit den übrigen Dingen zuſammen zu packen, weil ſonſt Sturm und hoher Seegang eintreten werde. Bei einer anderen Gelegenheit hätten die Bewohner eines Ainodorfes beinahe Gewalt gegen ihn und ſeine Begleiter gebraucht, weil ſie hörten, daß er in einer benachbarten Niederlaſſung ein Webe-Inſtrument gekauft hatte, und weil ſie in dieſem Umſtande die Urſache für einen heftigen Sturm ſuchten, der ſie mehrere Tage am Fiſchfange hinderte. Von Amuleten zum Zweck der Krankenheilung hat Jakobſen nichts vorgefunden, doch berichtet er, daß in jeder Ainohütte, die er betreten habe, ein Kopfring aus Spänen vorhanden geweſen ſei, welcher das Kopfweh vertreiben ſollte.

Bei ſchweren Krontheiten trägt man die Patienten aus den Hütten in kleine von den Dörfern abſeits liegende Häuſchen und überläßt ſie dort ſich ſelbſt; ſtirbt aber jemand plötzlich in ſeiner Hütte, ehe man ihn aus derſelben fortſchaffen kann, ſo wird ſie von den übrigen Bewohnern verlaſſen und durch Feuer zerſtört, nachdem man die Leiche beerdigt hat. Zu einem Begräbniß kommen aus den benachbarten Dörfern eine Menge von Frauen zuſammen, welche um den Todten herumſitzen und ihn mit lautem Geheul beklagen. Dann wird die Leiche in ihren Kleidern auf Strohmatten in einen liſtenförmigen Sarg gelegt und von den Männern des Dorfes außerhalb der Niederlaſſung eingeſcharrt. Bei dieſer Arbeit werden die Thaten, welche der Verſtorbene während ſeines Lebens vollführt hat, beſungen, und nachdem man die Erde über den Sorg geſchüttet hat, verneigt ſich die ganze Verſammlung und verläßt nach Errichtung eines Todtenpfahles die Grabſtätte. Noch einmal verſammeln ſich dann am folgenden Raumonde die Weiber an dem Grabe und beklagen einen Tag und eine Nacht hindurch unter ſtrengen Faſten den Verſtorbenen; kann aber erwähnt niemand mehr den Todten, der nach der Ausdrucksweiſe der Ainos zu Ende gegangen iſt, ja ſelbſt ſein Name fällt der Vergeſſenheit anheim.

In der Gegend von Korſakowa hat Jakobſen eine Anzahl von Ainogräbern geöffnet. Er berichtet darüber Folgendes. Die Stellen, an welchen ſich die Gräber befanden, waren meiſtens an einer durch das Einſinken der Erde über der verweſten Leiche hervorgebrachten Bodenvertiefung erkennbar. Die neueren Gräber waren nicht tief; ſie lagen nur etwa 10 cm unter der Erdoberfläche, während die Bodenſchicht bei den älteren 50 bis 75 cm betrug. Eine beſtimmte Längsrichtung ſcheint bei ihnen nicht vorhanden zu ſein, denn, wenn auch an einer Stelle alle ausgegrabenen Leichen mit dem Kopfe nach Oſten gerichtet waren, ſo gab es doch an anderen Punkten ſolche mit der Längsrichtung von Süden nach Norden. Theilweiſe waren die aufgedeckten Gräber ſchon recht alt, und ihr Inhalt war ſtark in Verweſung übergegangen, an neueren aber ließ ſich feſtſtellen, daß die Särge zum größten Theil aus liſtenartig zuſammengeſetzten Brettern beſtanden, bisweilen aber auch durch ein einfaches Brett, welches über der Leiche lag, erſetzt waren. Die Leichen lagen alle auf der Seite, aber nicht immer auf derſelben. Bei den männlichen Kadavern war von einer Bekleidung keine Spur vorhanden, doch iſt es möglich, daß dieſer Umſtand ſeinen Grund in dem zweifellos hohen Alter der Gräber hatte. Dagegen fanden ſich bei den weiblichen Leichen Reſte von einheimiſchen und japaneſiſchen

Digitized by Google

Kleidungsſtoffen, ſowie Glasperlen und Zierrathe aus Meſſing, wie ſie noch heute hier und da von den Ainofrauen an den Gürteln getragen werden. Ferner entdeckte Jakobſen in den Frauengräbern Reſte von japaniſchen Thonpfeifen, Frauenmeſſer, ſilberne Ohrringe und mancherlei andere ſchwer zerſtörbare Dinge; dagegen fehlten Steinwerkzeuge völlig. Doch iſt aus dieſem Umſtande nicht der Schluß zu ziehen, daß die früheren Bewohner von Sachalin keine Steingeräthe beſeſſen haben, denn am Kap Kriſſon fand in einer alten Aino-Niederlaſſung zwei Steinäxte gefunden worden, welche in Wladiwoſtok aufbewahrt werden.

Die Ainos huldigen ebenſo wie ihre Nachbaren am Amur dem Schamanismus, doch ſollen, wie Jakobſen glaubwürdig mitgetheilt wurde, nicht Mitglieder dieſes Volkes ſelbſt Schamanendienſte thun, ſondern vielmehr Oroſos, d. h. alſo Tungnſen, ſo daß die Vermuthung nahe liegt, daß die letzteren in religiöſer Beziehung auf die Ainos eingewirkt haben. Eigenthümlich und dem religiöſen Standpunkte der Golden und Giljaken ganz widerſprechend iſt es, daß Jakobſen während ſeines ganzen Aufenthaltes unter den Ainos nicht ein einziges Götzenbild in Menſchengeſtalt fand, mit Ausnahme eines Falles an der Oſtküſte, wo nach dem ganzen Ausſehen des Idols die Vermuthung ſehr nahe lag, daß daſſelbe ein japaniſches Buddhabild war — eine Vermuthung, welche beſonders durch die Erwägung noch beſtärkt wird, daß die japaniſchen Fiſcher vornehmlich an der Oſtküſte von Sachalin ihren Aufenthalt zu nehmen pflegen. Nicht zu bezweifeln iſt nach den Beobachtungen Jakobſen's, daß die Ainos dem Meere göttliche Verehrung zu Theil werden laſſen. So war er während ſeiner Fahrt an der Weſtküſte der Inſel Zeuge davon, daß ein ihm begleitender Aino bei der Umſegelung eines Vorgebirges, an deſſen Spitze die See ſehr bewegt war, eine Priſe Tabak ins Meer warf, um durch dieſes Opfer den Meergott günſtig zu ſtimmen, und in ähnlicher Weiſe ſuchte ein anderer ſeiner Begleiter, als ſie durch den Sturm lange Zeit feſtgehalten wurden, die Weſſen zu beſänftigen, indem er ein ganzes Blatt Tabak hineinwarf. Auf der Weiterfahrt brachte derſelbe Aino dem Meergotte auch dadurch ein Opfer dar, daß er einen eben erſt am Lande abgeſchnittenen Stab ausſpannte und ihn, nachdem er ihn an der Lreſeite des Boots mit feierlicher Miene ins Waſſer getaucht hatte, auf der Windſeite in die Fluthen ſchleuderte. Dieſe Späne ſpielen überhaupt bei dem Gottesdienſte der Ainos eine höchſt wichtige Rolle. Sie erſetzen die Hausgötzen und finden ſich deshalb, wie ſchon oben bemerkt, in allen Hütten in größerer Zahl vor; ſie werden auch als Opfer dargebracht, nachdem es gelungen iſt, einen Seehund zu tödten. Man taucht ſie dann in das Blut dieſer Thiere und ſtellt ſie auf dem Gipfel eines der vielen als Opferſtätten geltenden Berge auf. Ebenſo trifft man ſie an ſolchen Stellen des Ufers häufig an, wo auf abgetrennten Felſen im Meere die Seehunde gern ihren Aufenthalt nehmen und gute Jagdgelegenheit gewähren. Hier müſſen auch die Häuptlinge die Köpfe der erlegten Seehunde, welche man ihnen gewiſſermaßen als Tribut überbringt, aufſtellen, während man die vom Fleiſche entblößten Knochen und die Klauen, ebenſo wie die Krallen der erlegten Bären, im Walde zu vergraben pflegt. Wie es ſcheint, haben alle die eben bezeichneten Vorgänge die Bedeutung von Dankopfern, welche man dem Meergotte für den Segen ſchuldig zu ſein glaubt, den er durch einen glücklichen Fang gewährt hat. Uebrigens erhalten die aufgeſpänten Stäbe oft noch dadurch einen beſonderen Schmuck, daß ſie durch die Schädel von Seevögeln, Füchſen oder anderen Thieren hindurchgeſteckt werden. Eine beſondere Art dieſer Spangötzen iſt der Feuergott, welcher durch vier Stäbe dargeſtellt wird, die an den Ecken der Feuerſtelle im Boden der Hütte befeſtigt werden.

Gemeinſam iſt den Ainos mit den Amurvölkern und beſonders mit den Giljaken die Verehrung des Bären und die Feier der Bärenfeſte, welche letzteren bei ihnen eine ebenſo wichtige Angelegenheit ſind wie bei jenen und eine nicht geringere Anziehungskraft beſitzen. Die Ainos ſelbſt führen die bei ihnen herrſchende Verehrung des Bären darauf zurück, daß ſie von einem Bärenpaare abſtammen — wie ſich das auch in ihrer ſtarken Behaarung zeige, welche in früheren Zeiten noch viel ſtärker geweſen ſei. Ebenſo wie in den Niederlaſſungen der Giljaken findet man auch in den Ainodörfern in ſtarken Baſtenkäfigen gefangene Bären, deren man ſich meiſtens bemächtigt hat, während ſie noch ganz jung waren, und die man etwa drei Jahre lang ſorgfältig nährt. Ihr Futter beſteht hier ſowohl in Fiſchen als in ausdrücklich für ſie zubereiteten Kuchen, welche ihnen in großen hölzernen Eßſchalen, die auch nur dieſem Zwecke dienen, gereicht werden. Im Beginne des Winters werden auf Sachalin die Bärenfeſte gefeiert, zu denen von Seiten des Eigenthümers weithin Einladungen an Bekannte, Freunde und Verwandte ergehen. Drei Tage und drei Nächte vor dem eigentlichen Feſte haben die Weiber der Nachbarſchaft vor dem Käfig Gebete zu halten und den Tod des Bären unter lautem Weinen zu beklagen. Am Morgen des vierten Tages wird dann der Bär durch die Oeffnungen im Baſtengitter ſeines Zwingers hindurch mit feſten Leberriemen gefeſſelt, aus ſeinem Gefängniſſe herausgezogen, mit einer langen Schärpe aus Stroh oder Schilf geſchmückt, und dann zu der in der Nähe des Dorfes gelegenen Opferſtätte geführt. Dort bindet ihn der Eigenthümer mit Hilfe ſeiner Gäſte an einen eigens dazu errichteten und mit Tannenreiſern geſchmückten ſtarken Pfahl, um ihn mit Pfeil und Bogen zu erſchießen. Der Pfeil, welcher das Thier getödtet hat, wird dann von einem anderen Aino, den der Feſtgeber beſonders ehren will, in die Weite geſchoſſen, und man vermeidet ſorgfältig, denſelben wieder aufzufinden. Dann ſchleppen die Feſttheilnehmer den noch warmen Leichnam in die Hütte des Eigenthümers, legen ihn dort an der Feuerſtelle nieder und ſtimmen einen Geſang an, in welchem ſie ihm die Verſicherung geben, daß ſeine Seele hochgeehrt von ihnen fortlebe. Während dieſes Geſanges ſtreuen ſie die mehrfach erwähnten aufgeſpänten Stäbe über die Leiche, indem ſie der Meinung ſind, daß jene dadurch einen heiligen Charakter erhalten. Daher erklärt es ſich auch, daß ſie dieſelben nach Schluß des Geſanges wieder an ſich nehmen, nm ſie in ihren Hütten aufzuhängen und als Idole zu betrachten. Der Zeitpunkt für die Zerlegung des Bären wird von dem Schamanen beſtimmt. Hat derſelbe das betreffende Zeichen gegeben, ſo macht ſich die ganze Verſammlung daran, das Fleiſch zum Kochen bereit zu machen und damit den Anfang des Feſtmahles möglichſt ſchnell herbeizuführen. Während das Fleiſch gekocht wird, ſtellt man den Kopf des Bären auf einem altarförmigen Gerüſte in der Ecke des Hauſes, wo links dem Eingange gegenüber auch die übrigen Hausgötzen ihren Platz haben, auf. Neben ihn werden dann Tabaksbeutel und Pfeife gelegt, vor ihn ſtellt man zwei Schalen mit gekochtem Reis und aus Wurzeln zubereitetem Gemüſe und über ihm befeſtigt man den Bogen, mit deſſen Hilfe er getödtet iſt, ſowie einige hübſche Strohmatten, die ſo gewiſſermaßen den Hintergrund für dieſes eigenthümliche Gemälde bilden.

Auch eine heilkräftige Wirkung ſchreiben die Ainos dem Bären zu. Jakobſen war Zeuge davon,

Digitized by Google

daß in Mauka ein dort in Gewahrſam gehaltener Bär zu einem Kranken geführt werde, um dieſem Geneſung zu bringen. Man verfuhr bei dieſem Vorgange ähnlich wie bei der Einleitung zum Bärenfeſte. Der Bär wurde, indem man ihm um Hals und Leib dicke Ledergurte legte, an welchen lange Riemen befeſtigt waren, gefeſſelt. Dann deckte man das Dach ſeines Zwingers ab und zwang ihn durch Stöße mit langen Stöcken an den Wänden aufwärts ins Freie zu klettern. Natürlich machte er, ſobald er ſein Gefängniß verlaſſen hatte, den Verſuch, zu entfliehen, wurde aber von etwa 6 bis 8 ſtarken Männern, welche die Riemen um ihre Hände gewickelt hatten, daran verhindert und mußte ihnen dorthin folgen, wohin ſie ihn zogen. Auf dem Wege wurde das arme Thier nicht nur von ſeinen Führern, ſondern von der ganzen Bewohnerſchaft des Dorfes, welche ihn ſchreiend und tanzend umgab, durch Fauſtſchläge und Stöße mit Stöcken auf das Aergſte gereizt, ſo daß er in einem unbewachten Augenblicke einem ſeiner Angreifer einen Tatzenhieb verſetzte, der dieſem ein ziemlich großes Stück Fleiſch aus dem Körper riß. Solche Verwundungen kommen bei dieſer Gelegenheit nicht ſelten vor, werden aber von den Ainos für eine hohe Ehre gehalten. Ob die Kur, welche der Bär vornehmen ſollte, dem Kranken genützt hat, iſt Jakobſen nicht bekannt geworden.

Die Ainos behaupten ſowohl von ſich ſelbſt wie von den ihnen auf der Inſel benachbarten Giljaken mit der größten Beſtimmtheit, daß ſie noch vor Kurzem Kannibalen geweſen ſeien und bezeichnen es als eine bei ihnen durchweg geltend geweſene Sitte, daß der Vater ſein krüppelhaftes Kind oder der Mann ſein unfruchtbares Weib tödtete und verzehrte. Namentlich aber ſollen die Ainos nach ihrer eigenen Angabe die Giljaken, welche ſich unter ihnen ſehen ließen, gefreſſen haben. Auch von den Ainos auf Jeſſo behaupteten ihre Landsleute und die Ruſſen in Sachalin, daß ſie dem Kannibalismus gehuldigt hätten; heute iſt jedenfalls, ſo weit meine Kenntniß reicht, jede Spur verwiſcht, welche auf einer von beiden Inſeln das frühere Vorhandenſein der Anthropophagie beweiſen könnte.

Eine Sage der Ainos möge hier noch Platz finden: An der Oſtküſte der Inſel lebte vor langen Zeiten ein Ainо, welcher eine Tochter hatte. Dieſelbe wies alle Bewerbungen zurück, mochten es nun ihre Landsleute oder Japaner ſein, welche als Freier um ſie anhielten. Einige Zeit ſah ihr Vater dieſes Verfahren mit Nachſicht an, endlich aber riß ihm die Geduld, und er drang in ſie mit Bitten und Drohungen, endlich einen der Bewerber als Gatten zu erwählen. Sie aber erwiderte, daß ſie ſich ohne Rückſicht auf ſeine Wünſche einen Gatten erkoren habe, und zwar ſei derſelbe ein Gott. Dieſe Antwort erfüllte den Vater mit höchſter Verwunderung, die ſich bald in Angſt verwandelte, als ſeine Tochter eines Tages von einem Wege, den ſie angetreten hatte, nicht nach Hauſe zurückkehrte. Alle ſeine Nachforſchungen hatten keinen Erfolg; das Mädchen war und blieb ſpurlos verſchwunden. Als jedoch der Vater nach längerer Zeit eines Morgens an den Strand des Meeres ging, um zu fiſchen, ſah er einen mächtigen Nordkaper — ein walfiſchartiges Thier — durch die Wellen majeſtätiſch auf das Land zuſchwimmen, und auf dem Rücken des gewaltigen Thieres ſaß eine Frau mit einem Knaben im Arme und rief ihm freudig zu, daß ſie ſeine verſchwundene und lange vergeblich geſuchte Tochter ſei. Zuerſt war der Aino vor Schreck ſprachlos, dann aber rief er ſeine Nachbaren herbei und zeigte ihnen das Wunder, welches ſich hier ereignet hatte. Bald waren alle darin einig, daß der Nordkaper der Gott des Meeres, ſeine Tochter aber als die Gemahlin deſſelben eine große Heilige ſei, und man begann, beiden ſeine Verehrung darzubringen. Das Ungeheuer aber erwies ſich dem Vater und ſeinen Verwandten dadurch dankbar, daß es alljährlich einige Seehunde oder einen Walfiſch durch den Sturm auf den Strand ſchleuderte, gewiſſermaßen als Kaufpreis für das Mädchen, das es ſich ohne eine vorhergegangene Zahlung deſſelben angeeignet hatte.

Natürlich kommt es bisweilen auch vor, daß ein ſolcher Nordkaper durch das ſtürmiſche Meer an den Strand geſchleudert wird und verendet. Dann eilt Jung und Alt ans Ufer, umkränzt das Thier mit Tannenzweigen und umwebt es mit den beſten Stoffen, die vorhanden ſind. Darauf wird ein Feſt veranſtaltet, bei welchem Geſang und der Genuß eines aus Reis gebrauten Getränkes von ſüßſäuerlichem Geſchmacke die wichtigſte Rolle ſpielen. Endlich wird das Thier zertheilt und jeder Theilnehmer des Feſtes erhält ein Stück des Fleiſches, welches als ein Geſchenk des Meergottes an alle Anwohner des Strandes angeſehen wird. Zur Erinnerung an ein ſolches Ereigniß ſtecken dann die Ainos in die Nähe ihrer Hütten Tannenbäume in die Erde, deren Zweige bis auf wenige abgehauen werden und die auf ihrer oberſten Spitze die mehrerwähnten Idole und Späne tragen; rings um die Bäume aber legt man hölzerne Abbildungen eines Nordkaper nieder, deren Rückenfloſſen durchlöchert ſind, und zwar wahrſcheinlich zu dem Zwecke, daß dieſelben ſpäter in den Hütten aufgehängt werden können. Offenbar hat man es hier mit einem Verſuche mythologiſcher Erklärung der dem Meere von den Ainos dargebrachten göttlichen Verehrung zu thun.

Die Orokos oder Oltas, wie ſie ſich ſelbſt nennen, während ihnen der erſtere Name durch die Ainos beigelegt ſein ſoll, nehmen den Raum zunächſt nördlich von den Ainos ein, ſind aber nur wenig zahlreich. Sie ſtehen äußerlich in einem frappanten Gegenſatze zu ihren ſüdlichen Nachbarn, denn während dieſe im Allgemeinen hochgewachſene Geſtalten ſind und keine Spur des mongoliſchen Typus zeigen, iſt letzterer bei jenen in allen übrigen Körperverhältniſſen ſowohl als auch in ihrer geringen Größe deutlich erkennbar. Auch in der Sprache beweiſen ſie ihre nahe Verwandtſchaft mit den Tungуſen am unteren und mittleren Amur; der goldiſche Dolmetſcher Iwan, welchen Jakobſen bei ſich hatte, verſtand mit wenigen Ausnahmen alles, was ſie ſagten. Endlich zeigten die Geräthe, welche ſich bei ihnen im Gebrauche fanden, ſo weit dieſelben nicht ruſſiſchen Urſprungs waren — und das war bei den weitaus meiſten der Fall — eine ſo auffallende Uebereinſtimmung mit den bei dem Uebergangsvolke zwiſchen Golden und Giljaken üblichen, daß kaum ein Zweifel daran ſein kann, daß dieſe Orokos oder Oltas verſprengte oder freiwillig ausgewanderte Mitglieder jenes Stammes ſind, die im Winter einſt eine ebenſo gangbare Straße nach Sachalin über das Eis des Tatarenſundes fanden, wie noch jetzt die Händler, die während der rauhen Jahreszeit den Verkehr zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel vermitteln [1]).

Die Wohnungen der Orokos beſtehen aus zuckerhutförmigen Jurten, die aus Fiſchhaut oder Rentierfellen hergeſtellt ſind und in ihrer Geſtalt lebhaft an die Sommerwohnungen der Anwohner des Amur erinnern. Ihren Unterhalt gewinnen die Orokos durch Fiſchfang und Jagd auf die im mittleren Sachalin häufigen wilden Rentiere,

[1]) Die nahe Verwandtſchaft der Namen Olta und Oltcha, mit welchen man bisher das Uebergangsvolk zwiſchen Golden und Giljaken bezeichnet hat, iſt wohl kaum als eine Zufälligkeit anzuſehen.

Digitized by Google

deren Fleisch, wie der Reisende aus eigener Erfahrung bezeugen kann, von ihnen höchst schmackhaft zubereitet wird. Daneben aber beschäftigen sie sich auch mit der Zucht zahmer Rentiere, welche ihnen nicht nur Milch und Kleidungsstoffe liefern, sondern auch als Reit- und Zugthiere dienen und in letzterer Eigenschaft die Hunde der Ainos und Giljaken ersetzen. Während der Nacht und der Fahrtenunterbrechungen läßt man die Thiere außerhalb der Dörfer weiden und fängt sie ein, sobald sie gebraucht werden. Um zu hören, wohin sie sich beim Weiden begeben haben, befestigt man an ihrem Halse eine Holzklapper, welche die Glocke unserer Heerdenthiere ersetzt und einen weithin schallenden Ton von sich giebt. Das Einfangen der Thiere geschieht mit Hilfe des Lassos und nimmt oft lange Zeit in Anspruch, denn die Orokos sind in dieser Thätigkeit wenig geschickt, ein Beweis dafür, daß sie die Zucht der Rentiere erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit treiben oder, was dasselbe sagen will, daß sie ihre Heimath am Amur noch nicht sehr lange verlassen haben.

Im Gegensatze zu ihren südlichen Nachbaren schließen sich die Orokos den Russen leicht an und bemühen sich auch mit Erfolg, die Sprache ihrer Herren zu lernen, sodaß man sich mit den meisten von ihnen wenigstens nothdürftig unterhalten kann. Ueberhaupt sind sie gegen Fremde weit zugänglicher und freundlicher als die Ainos, wie denn Jakobsen bei ihnen stets gastliche Aufnahme und gute Verpflegung für sich, seine Begleiter und seine Hunde fand. Allerdings scheint diese Freundlichkeit gegen Fremde die Grenzen des Schicklichen auch nicht selten zu überschreiten, indem die Frauen sich leicht zu unsittlichem Umgange gewinnen lassen. So fand Jakobsen z. B. in Taraika ein Orokomädchen, welches mit seinem Bräutigam, einem jungen Giljaken, in heftigem Streite begriffen war, weil es diesem nicht in das Innere der Insel folgen, sondern vielmehr an der Küste bleiben und die freie Liebe mit den japanischen Fischern, die dorthin im Sommer in Menge kommen, weiter pflegen wollte. Sie besaß zwar noch Schamgefühl genug, diesen Grund zu verschweigen und ihren Bräutigam zu beschuldigen, daß er an Stelle der ausbedungenen sechs Seehunde nur drei als Kalym für sie bezahlt habe; aber unparteiische Zeugen versicherten dem Reisenden, daß diese Beschuldigung nur ein leerer Vorwand sei, und daß dieses Mädchen wie manche andere ihres Stammes ihren unsittlichen Verkehr mit den Fremden einer regelrechten Ehe vorziehe.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auch in religiöser Beziehung die Orokos den Golden und ihren nördlichen Nachbaren sehr nahe stehen, denn auch bei ihnen findet man in Menge die bei jenen besprochenen Amulete gegen die verschiedensten Krankheiten, von denen Jakobsen eine ganze Anzahl auch hier erwerben konnte.

Kürzere Mittheilungen.

Die chinesischen Zukunftsbahnen.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß der Bau der russischen Pacificbahn, zu dem die Vorarbeiten bereits begonnen haben (Vergl. „Globus“ Bd. 52, S. 302) eine mächtige Anregung dazu geben wird, daß man auch in den anderen asiatischen Territorien mit der Anlage von Schienenstraßen vorgeht. Mag man insbesondere in China die Concessionen, die man dem Amerikaner Wharton ertheilt hatte, immerhin noch einmal zurückziehen, man wird sich in Peking dem allmächtigen Zuge der Zeit doch endlich beugen müssen, und man wird sich in einer nahen Zukunft durch strategische und handelspolitische Erwägungen einfach gezwungen sehen, dem Beispiele der Nachbarn zu folgen. Nach G. von Kreitner [1]), den wir in chinesischen Angelegenheiten als eine Autorität zu respectiren haben, dürfte nun das chinesische Eisenbahnnetz am naturgemäßesten folgende Entwickelung nehmen.

Es werden zuerst drei von Ost nach West verlaufende Hauptlinien entstehen, und zwar:

1) eine Nord-Linie von Tientsin nach Peking und dann über Tschongting, Schilute, Tschangte, Weihwei hoango- und weiho-aufwärts nach Hwaking, Tung quan und Singanfu, sowie eventuell weiter nach Lantschau und Sutschou und durch die mongolische Wüste;

2) eine Mittel-Linie am Jangtsekiang aufwärts und von Hankou nach Kingtschou, Itschang, Kweitschou, Tschungking und Tschingtufu;

3) eine Süd-Linie am Sikiang hinauf, und von Kanton nach Wutschou, Liutschou, Kinjuen, Nati, Kuangsi, Yünnanfu und Talifu.

Diese drei Hauptbahnen werden aber Anschluß an einander suchen müssen, und es werden auf diese Weise vor allen Dingen noch zwei Verbindungslinien gebaut werden:

1) die Linie Hankou-Tschajang-Tautscheng-Lakolou-Singanfu (über das Singling-Gebirge); und

2) die Linie Wutschang-Jotschou-Tschangtsche-Hengtschou-Jungtschou-Sieu-Liutschou.

Das betreffende Netz würde nach Kreitner's Ansicht den Vorzug haben, gleichzeitig das billigste und in strategischer und wirthschaftlicher Hinsicht wirksamste zu sein. Die problematischen Linien schließen sich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, auf das Engste an die natürlichen Schiffahrtsstraßen des Landes an —, was die Eisenbahnen anderwärts auf Erden bekanntermaßen auch mit großer Vorliebe thun. Die Nordbahn könnte man ebenfougt Hoangho-Bahn, die Centralbahn Jangtsekiang-Bahn, die Südbahn Sikiang-Bahn nennen, die zuerst angegebene Verbindungsbahn endlich Hankiang-Bahn und die zuzweit angegebene Siangkiang-Bahn. Es ist dies ein Umstand, der uns die Kreitner'schen Ausführungen ganz besonders plausibel erscheinen läßt. Die Terrainschwierigkeiten, die der Eisenbahnbau in China zu überwinden haben wird, sind im Allgemeinen keine außergewöhnlichen, und auch selbst in Yünnan sind nur mäßige Bergketten zu erklimmen. Größere Anstrengungen würde die Ueberbrückung der Riesenströme erfordern, um so mehr, als dieselben bekanntlich sehr gewaltige Hochwasser haben.

Was den Anschluß der chinesischen Eisenbahnen an die russische Pacificbahn betrifft, so wird derselbe voraussichtlich zuerst bei Kiachta erfolgen. Der Anschluß an die britisch-indischen Bahnen andererseits ist nur durch Birmah denkbar. Doch davon später an anderer Stelle!

[1]) Vergl. „Revue coloniale internationale“ T. 5, No. 2, p. 88. ff.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die Afrikanische Gesellschaft hat sich um die Erforschung des dunklen Welttheils zu große Verdienste erworben, als daß uns die Nachricht von ihrer in der letzten Ausschußsitzung beschlossenen Auflösung nicht mit lebhaftem Bedauern erfüllen sollte. Wenn Deutschlands Reisende während des letzten Jahrzehnts in vorderster Reihe gestanden haben, sobald es galt, irgend ein afrikanisches Problem zu lösen, und wenn unsere Güßfeldt, Lenz, Peschuel-Lösche, Pogge, Wißmann, Flegel, Buchner ꝛc. reiche Lorbeeren für sich und unsere Nation heimbrachten — so hatten wir dies ohne Zweifel in erster Linie dieser Organisation zu danken.

Die Ursache des angegebenen Beschlusses ist bekanntlich, daß der Zuschuß, den das Reich der Gesellschaft früher für ihre Zwecke gewährt hat, in Wegfall getommen ist, weil die Reichsregierung die Ansicht hegt, die betreffende Summe werde künftig besser für die Erforschung der deutschen Schutzgebiete aufgewendet.

— Da der „Globus“ über die Besteigung des Kilimandscharo durch Dr. Hans Meyer bereits früher berichtet hat (Bd. 52, S. 288), so bleibt uns auf Grund des Vortrages, den der genannte Herr am 3. December in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat, nur Folgendes nachzutragen übrig: Das ganze Massiv des Kilimandscharo ist ungefähr 100 engl. Meilen lang und 60 Meilen breit, und dasselbe erscheint, wenn man von Marcales Dorf aufsteigt, als ein mächtiger Wall, der von zwei schneebedeckten vulkanischen Gipfeln — dem Kibo und Kimawenzi — überragt wird. Der erstere erhebt sich bis 5692 m, der letztere, viel stärker verklüftete, bis 4952 m über den Meeresspiegel. Das zwischen beiden liegende Plateau enthält sechs kleinere Kegel, die ebenfalls aus vulkanischen Auswürflingen aufgebaut sind. Die ersten Schneeflecken in geschützten Lagen fanden sich am Kibo in 4000 m Höhe, die eigentliche Schneelinie liegt aber im Süden und Südwesten 4680 m hoch und im Nordosten sogar 5500 m. Die Nordseite ist gänzlich schneefrei, was sich sowohl durch die stärkere direkte Besonnung des Gipfels als auch durch die starke Wärmeausstrahlung der daselbst vorliegenden Hochebene erklärt. Uebrigens werfen die schneebringenden Nordwinde den Schnee wohl auch zum größeren Theile über den Gipfel hinaus. Rücksichtlich der Vegetation wandert man bis zu 1000 m Höhe in dichtem Buschwald; dann folgt das fruchtbare, wohl angebaute Kulturland von Dschagga bis 1800 m; hierauf wieder Buschwald bis 2000 m; ferner Urwald bis 3000 m; endlich Grasflur mit zerstreutem Akazien- und Erikengesträuch bis 4000 m; und reine Grasflur mit Strohblumen, Löwenzahn ꝛc. bis 4500 m. Die letztere Ziffer bezeichnet gleichzeitig die Vegetationsgrenze.

Bezüglich der Entstehung der Bergmasse vertritt Dr. Meyer die Ansicht, daß der Kimawenzi durch die älteste und stärkste Eruption gebildet wurde. Während derselbe von den Atmosphärilien zernagt und zerklüftet wurde, bildete sich dann durch schwächere vulkanische Kraft der Kibo. Noch später, und in noch vorgerückteren Stadien des Erlahmens jener Kraft, entstanden nach einander die sechs kleinen Kegel zwischen den beiden Hauptgipfeln, das gleichfalls durchaus vulkanische Dschagga-Plateau, und die kleinen Kegel und Dome der Fußgegend.

Heiße Quellen konnte Dr. Meyer nirgends entdecken.

In derselben Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde schilderte O. Baumann die Insel Fernando Po und ihre merkwürdige Bube-Bevölkerung, dabei gleichzeitig eine von ihm aufgenommene topographische Karte der Insel vorlegend, wie es deren so genaue vom schwarzen Erdtheile nur wenige giebt.

Allgemeines.

— Die für das Jahr 1888 in Aussicht genommene Internationale Ausstellung zu Brüssel wird auch eine besondere geographische Abtheilung enthalten. Es werden für dieselbe als Beiträge willkommen geheißen: Karten und Kartensammlungen der verschiedenen Art, geographische Werke, Diagramme, Reiseführer, Reiseausrüstungen, wissenschaftliche Instrumente ꝛc. ꝛc. Als besonders erwünscht werden genannt: die beste Karte des Congogebietes, die beste topographische Karte irgend eines besonderen Landes, die beste Reisekarte, ein Apparat zur Veranschaulichung der Eigenthümlichkeiten eines Fußläufes an seinen verschiedenen Theilen, ein gutes Tellurium. Sekretär der Section ist Prof. Du Fief, Rue des Palais 22, Brüssel.

Bücherschau.

— Paul Güßfeldt, Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Berlin 1888. — Die geographische Reiseliteratur Deutschlands hat in den letzten Jahrzehnten ohne Zweifel bedeutend an Gehalt und Werth gewonnen. Der naturwissenschaftliche Geist, der unser Zeitalter beseelt, und die Erhebung der Geographie zu dem Range einer akademischen Disciplin haben in dieser Beziehung ihre Wirkung nicht verfehlen können. — Um so schwerer ist es dem einzelnen Reisenden geworden, derart über bereits eine Erlebnisse und Anschauungen zu berichten, daß kein Geistesblitz alle anderen, die mit ihm gleichzeitig zur Welt kommen, um Hauptesläuge überragt. Wenn das letztere bei Paul Güßfeldt's Andenreise doch der Fall ist, so beweist das, daß der Verfasser sich das Rüstzeug der wissenschaftlichen Geographie vor seiner Andreise in einem besonders hohen Grade dienstbar gemacht hatte. Außer durch seinen bedeutenden exacten Inhalt und durch seine Gedankenfülle zeichnet sich sein Werk auch durch eine elegante und zugleich markige Sprache aus, und an gewissen Stellen — wie bei der Besteigung des Aconcagua — wirkt dasselbe vollkommen dramatisch auf uns. Wir behalten uns vor, bei anderer Gelegenheit auf das Werk zurückzukommen.

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Der Fidschi-Archipel. I. (Mit vier Abbildungen.) — Im Lande der Campas. II. (Mit vier Abbildungen.) — Gymnasiallehrer Otto Genest: der Insel Sachalin. III. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Die chinesischen Zukunftsbahnen. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 26. December 1887.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin, W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Fidschi-Archipel.

Von Dr. Emil Deckert.

II.

Die Bevölkerung des Fidschi-Archipels belief sich im Jahre 1885 Alles in Allem auf 127 279 Seelen. Ihren Ursprung verdankt dieselbe drei großen Völkerwanderungen, die zu verschiedenen Zeiten über die Inseln hinwegfluteten, und durch die es sich erklärt, daß mehrere grundverschiedene ethnologische Elemente — oder, wenn man so will, mehrere Rassen — neben einander darauf vertreten sind.

Die erste Wanderung, die in eine Zeit fällt, welche wir nicht zu bestimmen vermögen, nahm ihren Ausgang wahrscheinlich auf Neuguinea und seiner Nachbarschaft, und dieselbe brachte vor dem Fidschi-Archipel auch unserem Bismarck-Archipel, sowie den Salomons-Inseln, den Neu-Hebriden und Neu-Kaledonien ihre dunkelfarbigen Bewohner. Da die Wanderung eine bedeutende Seetüchtigkeit der Menschen, die sie unternahmen, voraussetzt, so ist es als wahrscheinlich anzunehmen, daß die genannten Archipele vollkommen menschenleer waren, bevor sie stattfand. Rein und unvermischt haust das Bevölkerungselement, welches so nach den Fidschi-Inseln kam, und welches man als das papuanische oder melanesische zu bezeichnen hat, in dem gebirgigen Inneren der Inseln, namentlich aber in dem Inneren der Hauptinseln Viti-Levu und Vanua-Levu. Dort stellen nach Flower's interessanten Untersuchungen die sogenannten Kai Kolos in ihren Körpermerkmalen den strengsten und sozusagen übertriebensten Papua-Typus dar, — vor allen Dingen sind es die ausgeprägtesten Schmalschädel, die man überhaupt beobachtet hat [1]).

Die zweite Völkerwoge, die über die Fidschi-Inseln hinwegschlug, oder die wenigstens die Gestade derselben sehr stark berührte, ging von der Halbinsel Malakka aus und gelangte nur auf dem großen Umwege über Samoa und Tonga an ihr Ziel. Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach erst in unser Mittelalter — etwa in die Zeit unserer Kreuzzüge — zu datiren. Hawai, Samoa, Tonga ꝛc. erhielten dadurch ihre erste menschliche Besiedelung, auf Fidschi aber entstand dadurch nur auf der östlichen Lakemba-Gruppe (die Tonga zunächst benachbart ist) und in den Küstenstrichen der übrigen Inseln eine Mischrasse, während im Uebrigen nur die Kultur und Sprache der papuanischen Urbevölkerung erheblich dadurch modificirt wurde, — die erstere vielleicht erheblich gesteigert, denn hinsichtlich derselben sind die Fidschi-Insulaner ohne Zweifel unter allen papuanischen Völkern zu oberst zu stellen [2]). Es ist die polynesische Wanderung, von der wir reden. Dieselbe wurde selbstverständlich auch im Canoe bewerkstelligt. Eine Ausrottung der Urbevölkerung war durch sie nicht zu befürchten, einfach weil der Tonga-Archipel, der als die letzte Etappe der Wanderung diente, in Folge

[1]) Vergl. „Nature", Vol. 22, S. 59 ff.

[2]) Vergl. O. Peschel, Völkerkunde (Leipzig 1874), S. 366 ff.

Digitized by Google

Fidſchi-Inſulaner.

Digitized by Google

seines viel geringeren Flächenraumes immer auch eine viel geringere Volkszahl beherbergte, als der Fidschi-Archipel. Zahlreiche Kämpfe und Fehden, durch die die Fidschi-Inseln von jeher verheert wurden, mögen aber wohl zum Theil in der Rassenmischung ihre Begründung haben. Was wir heute im physischen Typus der Insulaner auf Rechnung der eingeströmten Polynesier zu setzen haben, ist nach unserer Ansicht vor allen Dingen die häufig vorkommende helle Hautfarbe und der kaum weniger häufige hohe Wuchs. Das krause Papuanenhaar ist der eingeborenen Insel-Bevölkerung ganz im Allgemeinen eigen geblieben, und daselbe bezeugt, daß das Papuanenblut in derselben in jedem Falle weit aus vorwiegt (Siehe Abbildung). Hinsichtlich ihrer Sprache könnte man eher geneigt sein, die Fidschier ein mehr polynesisch-malayisches Volk, als ein papuanisches zu nennen, aber die Sprache ist bekanntlich ein viel weniger persistentes und maßgebendes Rassenkennzeichen als die Behaarung.

Die dritte Völkerwanderung, die über den Fidschi-Archipel hinweggeschritten ist, und die noch gegenwärtig im Begriff, ist darüber hinweg zu schreiten, ist die seit Ende des vorigen Jahrhunderts von Europa aus eingeleitete, und dieselbe dürfte für die Urbevölkerung leicht die verhängnißvollste werden. Man denke nur an das traurige Beispiel, das uns Neuseeland war die Augen gestellt hat, wo die eingeborene Maori-Bevölkerung vor der eingedrungenen Europäer-Bevölkerung in erschreckender Weise zusammengeschmolzen ist (von circa 400000 auf 40000). Die Europäer sind heute auf dem Fidschi-Archipel nur etwa 3500 Mann stark, während die Eingeborenen (incl. die Bewohner von Rotumah) noch immer 113000 zählen, aber auf Neuseeland und Hawaï war das Verhältniß einst auch kein anderes, und wie sehr hat es sich dort in wenigen Jahrzehnten umgekehrt! Die europäische Invasion bedroht nicht bloß die Sitte und Sprache der Eingeborenen, sondern auch ihre Existenz, daran kann kein Zweifel obwalten, auch wenn die englische Regierung — anderes als auf Neuseeland — sich noch so sehr befleißigt, in humaner und fürsorglicher Weise gegen sie zu verfahren.

Wie auf den anderen Südsee-Archipelen, so hat auch auf Fidschi die christliche Mission ein außerordentlich dankbares Arbeitsfeld gefunden, und heute können bereits sämmtliche Eingeborene für bekehrt gelten. 100154 davon bekannten sich im Jahre 1885 zur westsyrischen Kirche, und 9100 zur römisch-katholischen, 2490 waren in den verschiedenen Schulen als Lehrer thätig, und 42698 Zöglinge wurden von diesen unterrichtet. Daß damit aber eine Umgestaltung von gewaltiger Tragweite mit der Bevölkerung begonnen hat, ist ohne Weiteres klar.

Daß die Fidschier vor Kurzem noch wilde Anthropophagen waren, und daß es unter den älteren Kirchenbesuchern eine große Anzahl giebt, die in ihren jüngeren Jahren gierig das Fleisch von Ihresgleichen verzehrten, klingt gegenwärtig kaum noch glaublich. Wie viel weniger wird es glaublich scheinen, wenn noch 50 weitere Jahre dahin gegangen sein werden! Der grausige Brauch der Wittwenstrangulirung, die ihrem verstorbenen Gatten ins Jenseits folgen sollte; der noch grausigere Brauch, Alte und Kranke lebendig zu begraben; der Brauch, unwillkommene Neugeborene in die heißen Quellen von Savu-Savu zu werfen — wir möchten sie heute für Fabeln halten. Und wer wird bedauern, daß ihre Zeit dahin ist?

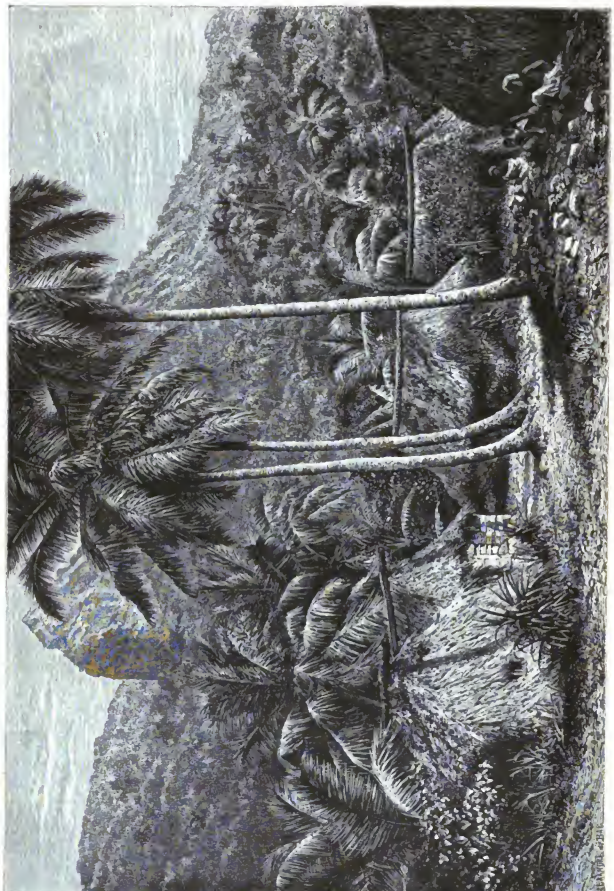
Aber auch Manches, was harmlos an der Sitte des Inselvölkchens ist, was ihre Intelligenz, ihren Erfindungsgeist und ihre Phantasie bekundet, und was uns die Entwickelung einer eigenartigen Kultur bezeugt, ist heute dahingeschwunden und droht noch weiter bis auf die letzten Spuren dahinzuschwinden. Die Meister der ethnologischen Wissenschaft haben da wohl viel Ursache, uns daran zu mahnen, daß wir ein Volk von dieser Art studiren, ehe es zu spät ist.

Bergstrom auf Viti-Levu.

Sehr geschickt waren die Fidschier in der Fischerei sowie in der Herstellung von Fischereigeräthen, und in dieser Beziehung ist in Folge der Inselnatur ihrer Heimath wohl auch am allerersten Hoffnung vorhanden, daß das Völkchen sich selbst gleich bleiben werde. Die Herstellung von Waffen aus hartem Eisenholz und undurchbohrtem Stein dagegen, in der sie unter allen Südsee-Insulanern am meisten hervorragten — entsprechend ihrem kriegerischen Charakter — wird bald nicht mehr von ihnen geübt werden. Ebenso werden sie verlernen, ihre Moskitonetze und ihre „Tapa", mit der sie sich bekleideten, selbst zu bereiten, ihre Topfgefäße selbst zu fertigen, ihr Bier — die bekannte „Kawa", die auf Fidschi Yanggona genannt wird — selbst zu brauen, ihre sinnreichen Auslegeboote selbst zu konstruiren ꝛc. ꝛc. Auf den Landbau und die künstliche Bewässerung des Bodens verstanden sich die Fidschier schon vor der Ankunft der Europäer ganz vortrefflich, und den Taro und Yams sowie auch den Brotfruchtbaum kultivirten sie eifrig. Den weißen Kolonisten arbeiten sie aber auch in dieser Beziehung vielfach nicht zur Friedenheit.

Was die Fidschi-Insulaner in ihrer Existenz noch ganz besonders gefährdet, ist, daß die europäische Einwanderung auch die Einwanderung von fremden Arbeitern — den

Digitized by Google



Dorf Tamavua auf Viti-Levu.

Digitized by Google

ſogenannten Kulis — aus Indien und aus anderen Südſee-Archipelen nach ſich gezogen hat. Dieſe — an Zahl gegenwärtig etwa 7500 — werden den Eingeborenen von den europäiſchen Koloniſten zur Bewirthſchaftung ihrer Plantagen vorgezogen. Die weißen Kulturmenſchen ſind eben auch an dieſer Stelle — dem leidigen Triebe nach raſchem Erwerbe gemäß — ziemlich ungeduldige Lehrmeiſter der armen Wilden, und ſie möchten die letzteren am liebſten über Nacht in Ihresgleichen verwandelt ſehen. Nicht genug anzuerkennen iſt in dieſer Hinſicht der zügelnde Einfluß, den der Gouverneur Gordon auf die Europäer ausgeübt hat, wenn man ihm auch in den Koloniſtenkreiſen wenig Dank dafür weiß.

Widerſtandsfähiger als andere Südſee-Inſulaner dürften

Eingeborener von Viti-Levu.

ſich die Fidſchier in dem Kampfe um das Daſein übrigens vielleicht doch erweiſen. Einmal ſtehen ſie den Europäern doch in weſentlich größerer Zahl gegenüber als die Hawaier, die Tahitier ꝛc., ferner verfügen ſie im Allgemeinen über eine ſehr robuſte Körperkonſtitution, die dem eigenartigen Klima beſſer adaptirt iſt, wie diejenige der Europäer, und endlich herrſcht unter ihnen eine viel ſtrengere Sittlichkeit. Ihre Frauen ſind nicht ſchön, aber treu, — anders als die Frauen der Tahitier und Hawaier. Daß es ſeitens der Europäer zu ähnlichen Ausrottungs-Kämpfen mit den Fidſchiern kommen werde wie mit den Neuſeeländern, wird die engliſche Regierung aber hoffentlich in Zukunft ebenſo wie bisher zu verhüten verſtehen. Man lernt ja doch wohl etwas aus der Geſchichte!

Digitized by Google

Lapplandfahrten.

Von H. Z.

(Mit fünf Abbildungen.)

Lappland gehört zu den unbestimmten geographischen Begriffen. Es umfaßt den ganzen Norden Skandinaviens, etwa vom Polarkreis an, und den nordwestlichen Theil Rußlands, ohne deutlich nachweisbare Grenzen.

Unsere Kenntniß dieses Landes beruht zum großen Theil noch auf älteren Forschungen, oder auf Reisewerken, die nach der wissenschaftlichen, namentlich aber nach der geologischen, orographischen und topographischen Seite hin nur ungenügende oder gar keine Angaben enthalten; während die neueren Entdeckungen — z. B. die trigonometrischen Höhenbestimmungen des schwedischen Geologen Dr. Svenonius und des Topographen G. W. Bucht — noch keine sicheren Ergebnisse darbieten, oder sich auf zu beschränkte Gebiete beziehen[1]). — Ungenau, wie unser Wissen, sind naturgemäß auch unsere Karten. Nur wenige Menschen scheinen sich um diesen kulturfeindlichen Erdraum zu kümmern.

Der Strom der sogenannten Vergnügungsreisenden, die, der Mode gehorchend, seit Jahren das Land der Mitternachtssonne aufsuchen, läßt wie der Golfstrom seine Segnungen nur der norwegischen Küste angedeihen. Man begnügt

Der Svartisen.

sich, das Sommerlager der nomadischen Lappen bei Tromsö zu besuchen und von den seßhaften Seelappen sieht, riecht und hört man schon genug, wenn man das Glück hat, — etwa auf dem anmuthigen Solbergfjord — einige derselben als Mitreisende zu „genießen“. Wenigstens mochte das die Ansicht unserer vornehmen Norweger, insonderheit der Damen sein, die sich immer 10 Schritt entfernt von ihnen hielten. Für den bloßen Touristen ist ein Ausflug in das rauhe Bergland ohne Weg und Steg zu zeitraubend, wenn ihn nicht vielleicht schon die Unkenntniß der Sprache, sei es der norwegischen oder finnischen, zurückhält. Und gerade hier, wie auch im schwedischen Nordland läßt ihn, was gewiß sehr bezeichnend, sein landeskundiger Führer — der rothe Baedeker — im Stich. — Der reisende Geograph, von den kolonial-politischen Bestrebungen der Gegenwart mehr oder weniger erfaßt, hat augenblicklich andere Ziele! — Die skandinavischen Regierungen ferner, besonders die norwegische, richten ihr Augenmerk bei den alljährlich stattfindenden Messungen und Untersuchungen mehr auf die Küste und das Meer, da dort die Hauptnahrungsquellen der Nordländer liegen. Von den drei nördlichen Aemtern Norwegens erfreut sich nur Tromsö regelmäßiger Aufnahmen.

Besondere Verdienste hat sich neuerdings Ch. Rabot um unsere Kunde von Lappland erworben. Derselbe besuchte im Auftrage des französischen Unterrichtsministers mit großer Beharrlichkeit sieben Sommer hindurch (von 1880 bis 1886) das norwegische, schwedische, finnländische und russische Lappland und machte während dieser Zeit 14mal die Fahrt nach dem Nordkap und umgekehrt.

An seine schätzenswerthen Mittheilungen im „Tour du Monde“ lehnen wir uns in dem Folgenden auch zum Theil an, während uns zum anderen Theile eigene, im letztverflossenen Sommer gemachte Studien und Beobachtungen leiten.

---

[1]) Du Chaillu, Paßarge, Hartung und Dulk u. A. schildern uns Land und Leute mehr als Landschafts- und Sittenmaler. — Ueber die wissenschaftlichen Untersuchungen und Aufnahmen vergleiche namentlich „Petermann's geogr. Mittheil.“ (Bd. 32, 1886 u. a. Stellen), sowie „Sveriges Geologiska Undersökning“ etc. (Stockholm 1877); Berlins' pflanzengeogr. Untersuchungen. Stockholm 1876.

Digitized by Google

Charles Rabot ſchildert uns beſonders zwei von ihm unternommene Excurſionen, eine Beſteigung des Kabnakaiſa im Sommer 1883 und eine Pasvikfahrt 1884.

Der Kabnakaiſa erhebt ſich ſüdlich vom Ofotenfjord, zu welchem man von Trondhjem — dem gewöhnlichen Ausgangspunkt aller Nordfahrten — mit dem Poſtdampfer in drei bis vier Tagen gelangt, je nachdem der Poſtdienſt,

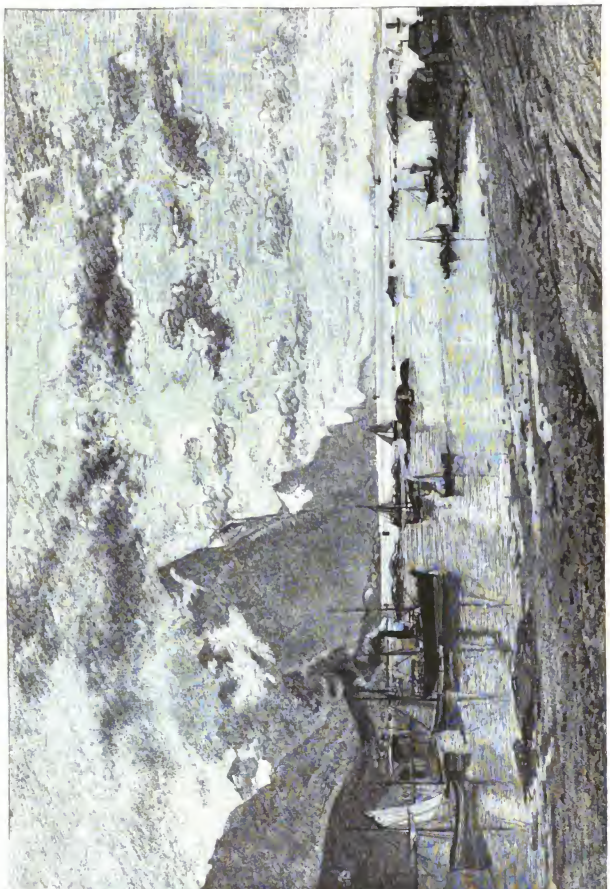
Fagernäs.

der mit der Ungeduld der Reiſenden oft ſein grauſames Spiel treibt, oder plötzliche Nebel, die beſonders in den Lofoten zu fürchten ſind, dem Schiffe mehr oder minder häufig ein unerwartetes Halt gebieten.

Felſenküſte bei Elvgaard, mit Gletſcherſchliffen.

Was uns bei dieſer langen Küſtenfahrt in ſteter Spannung erhält, iſt die fortwährende Steigerung der Reize, welche die ganz eigenartige nordiſche Landſchaft auf unſere Phantaſie ausübt. Wir eilen dahin wie Träumende, von einem Wunderbild und einem Paradeſtück der Natur zum anderen, und wir ſind wie ans Schiff gebannt, da wir fürchten, „dieſe Fülle der Geſichte“ zu verlieren, ſobald wir den Fuß ans Land ſetzen. Dabei verleiht ein gewiſſer natürlicher Zuſammenhang und eine innere Harmonie des Geſchauten jedem Fahrtage ſein eigenes Gepräge.

Digitized by Google



Pobé und Umgebung.

Digitized by Google

Am ersten Tage versetzt uns erst das Erscheinen von Helgoland (altnord. Halogaland) in die Wikingerzeit, dann der Anblick der Riesenjungfrau Lecks, des Riesenhutes Torghatten (Markthut) und der sieben Riesenschwestern (Syv Söstre) noch weiter zurück in die Zeit der nordischen Riesen- und Götterwelt. Den zweiten Tag erfüllt, nachdem wir noch den Riesenreiter (Hestmand) mit seinem weiten fliegenden Mantel vorbeisprengen sahen, der gewaltige, 70 km lange Svartisen (S. Abbildung 1), der im Holandsfjord, wo sein Fuß fast die Wasserfläche zu berühren und so ein Meer in das andere sich zu ergießen scheint, den großartigsten Eindruck auf uns macht[1]). — Am dritten Tage, nachdem wir uns zögernd zum zweiten Male einige Stunden Schlaf gestattet, erheben sich vor uns zunächst die noch von Morgennebeln und Wolken umwobenen Felsennalen von Bodö (S. Abbildung 4) und als kühnste, preiswürdigste Felsenromantik in magischem Granblau — Gespensterschlössern gleich — die zackigen Zinnen der Lofoten. Beim Verlassen derselben nähern wir uns unserem Ziele: vor unseren Blicken thut sich der weite Ofotenfjord, einer der größten Fjorde Norwegens, auf. In Lödingen, das herrlich auf einer lindöstlichen Halbinsel der vielarmigen Insel Hindö liegt, müssen wir den großen, nordwärts auf Tromsö zustenernden Postdampfer verlassen, denn nur ein wöchentlich zweimal von Bodö kommendes Lokalschiff, das den Fjord befährt, kann uns dem Kabnakaisa näher bringen.

Acht oder zehn Häuser und ein paar Waarenniederlagen, die zerstreut um eine flache Bucht liegen, bilden den ganzen Ort.

Fieldlandschaft bei Elvgaard.

Dennoch ist es eine der wichtigsten Küstenstationen, die man, gleich volkreichen Städten, auf der Karte mit großen Buchstaben bezeichnet hat. In Norwegen hängt die Wichtigkeit eines Ortes eben nicht von der Zahl, sondern von der Bedeutung der Bewohner ab, und hier wohnen alle die hohen Persönlichkeiten des Umkreises: der Pfarrer, der Arzt und der Handelsmann.

Natürlich würde dies nicht der Fall sein, wenn der Ort durch seine Lage nicht besser als andere zu einem Verkehrsmittelpunkt geeignet wäre.

Unterkunft gewährt der Handelsmann, der sich zwar seine Gastfreundschaft gut bezahlen läßt, der aber dafür auch ein liebenswürdiger Wirth ist und der außerdem noch liebenswürdigere Töchter und vortrefflichen Toddy besitzt. Seine freundlichen Zimmer sind wie überall in Norwegen — besonders aber im Norden — mit den schönsten Blumen geschmückt.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Lödingen geht die Fahrt weiter und zwar in Begleitung eines von Bodö mitgenommenen und bereits von früheren Reisen her wegen seiner Zuverlässigkeit und Gutwilligkeit geschätzten norwegischen Dieners. — Die sanften, gras- und birkenbewachsenen Anhöhen, die den Fjord im Vordergrunde umsäumen, sehen braun aus: die Sonne hat sie verbrannt, seit Wochen hat sie kein Regen erfrischt, das Thermometer ist — unter 69 Grad nördlicher Breite! — bis über 26 Grad im Schatten gestiegen[1]).

[1]) Der vorstehenden Abbildung (1) zufolge muß der Gletscher in den letzten Jahren links etwas zurückgegangen sein.

[1]) Glücklicherweise kommt so anhaltende Hitze nur ausnahmsweise vor, und in der Regel hat man sich eher über zu viel

Digitized by Google

In Fagernäs (S. Abbildung 2), wo die Reisenden Abends 7 Uhr ankommen, ist Alles in Aufregung. Eine englische Gesellschaft hat die Genehmigung erhalten, eine Bahn zu bauen, die bis nach Luleå an der Ostsee gehen und die mächtigen Eisenbergwerke von Gellivara zugänglich machen soll. Und wie wichtig diese Bahn in der That werden kann, läßt ein Hinweis des Statistikers E. Sidenbladh erkennen. Derselbe sagt in seinem Bericht über das Norrland, „daß ihm vielleicht eine große Zukunft beschieden ist, wenn der Unterernährungsgeist dahin kommt, seine unschätzbaren Reichthümer — seine ungeheuren Wälder, reichen Fischereien, fruchtbaren Ackerthäler und großartigen Erzreichthümer vollständig auszubeuten“, d. h. Eisenbahnen zu bauen.

Ein Führer nach dem gänzlich unbekannten Kabunkaisja ist in Fagernäs nicht aufzutreiben; dagegen folgen weniglens ein wegen Trunksucht abgesetzter Schulmeister und ein haftentlassener Eigenthumsfeind als Träger.

Der Karte nach liegt der fragliche Berg südlich vom Stjomen, einem südlichen Arm des Fjords, und am Ufer des Stjomen wohnt Jo Larsen, ein Lappe, der alle Berge kennen soll.

Am Eingange des Stjomen ragen etwa 30 m über die heutige Meeresfläche zwei Küstenriffe hervor, die einen deutlichen Beweis liefern von der allgemeinen Bodenerhebung der skandinavischen Küste seit der Eiszeit. Dort an der Mündung eines Flusses entdeckte nämlich Nabot, während er die eigenthümliche Ueberbildung betrachtete, ungefähr 200 m vom Meere, mit rhomatigem Gestein verwachsen, das Gerippe eines Walfisches, dessen gut erhaltene Theile vom Kopf sowie von den Wirbeln und Seiten sich gegenwärtig im naturhistorischen Museum zu Paris befinden.

Lehrreich ist die Einkehr bei Jo Larsen (S. Abbildung 5), dessen Geschichte typisch genannt werden kann im Hinblick auf die Verhältnisse des ganzen Volkes. Jo war erst ein reicher Heerdenbesitzer. In einer einzigen Nacht, im welcher die Wölfe seine Heerde anfielen und zerspreugten, wurde er aber zum armen Mann, der sich nun genöthigt sah, sein Leben an der Küste zu fristen, indem er die wenig noch übrigen Thiere einem Verwandten zur Ueberwachung überließ. — Er hat es dann aber durch Fleiß dahin gebracht, sich nach einigen Jahren ein Stück Wald zu kaufen, ihn auszuroden, mit Kartoffeln und ein wenig Gerste zu bauen, hat sich nach und nach auch wieder ein paar Kühe und Ziegen erworben, ein hübsches Häuschen errichtet, in welchem er mit seiner „bräunlichen Gattin“ — die, wenn auch nicht schön, doch thätig und für eine Lappin ungemein sauber ist — nach gethaner Arbeit am warmen Ofen friedlich sein Pfeifchen schmaucht. Im Herbst geht er auf die Jagd (die mit uns reisenden Seelappen hatten gleichfalls Jagdgewehre bei sich, die sie in Futteralen von Seehundsfellen trugen) und im Winter fährt er nach den Lofoten, wo der Dorschfang ihm unter Umständen in einem Monat mehrere Hundert Kronen einbringen kann. Kurz gesagt: aus dem Berglappen wurde ein Seelappe.

Die Norweger unterscheiden gewöhnlich nur diese zwei Klassen. Du Chaillu spricht außerdem noch von Fluß-, Wald- und Fischerlappen, je nachdem sie diese oder jene mit dem erwähnten Wohnsitz zusammenhängende Lebensweise angenommen haben. Ursprünglich waren sie aber wohl Alle Nomaden, Nabot rechnet aber gegenwärtig auf die 30 000 Lappen, die es etwa giebt, nur kaum noch 2000 bis 2500 Nomaden.

Jo wird nach längeren Verhandlungen für 4 Kronen täglich als Führer geworben, und nun sich seiner ganz zu versichern, wird schon nach einer Stunde, sobald er bereit ist, aufgebrochen. Bald ist das Boot in Elvgaard, wo das nach dem Kabnakaisja führende That seinen Anfang nimmt. Die Landschaft hat hier bereits vollständig alpinen Charakter, im Wasser spiegeln sich Felsen mit Gletscherschliffen (S. Abbildung 3) und weiter hinauf erglänzt ein prächtiger Gletscher.

Die beiden Träger werden entlassen, die Gepäckstücke auf einen Karren geladen, und die Landreise beginnt. Das That, durch welches der Weg zum Fjeld emporführt, ist weder malerisch, noch mannigfaltig. Nach allen Seiten schroffe Felsen, stellenweise Spuren von Vergstürzen, in der Tiefe ein zwischen grünen Abhängen und Geröllich bald ruhig dahinfließender, bald schäumend hinabstürzender klarer Bergstrom, alle 4 km ein Haus mit grünem Rasendach. — Jo kennt natürlich alle Bewohner, und Alle, denen er das Reisezeit nennt, schütteln bedenklich die Köpfe.

Im letzten Hause des Thales wird übernachtet. Das Abendbrot besteht aus Kartoffeln und Flatbröd, und der Wirth Peder hat nicht erst nöthig zu versichern, daß er ein armer Mann ist. Um so mehr ist man überrascht, bei ihm verschiedene Unterhaltungsbücher zu finden. Belehrende Bücher und Zeitschriften sind eben in Norwegen fast überall, auch in den ärmsten Hütten, anzutreffen, und ebenso oft auch ganze von Gesellschaften gegründete Volksbibliotheken.

Am nächsten Morgen in aller Frühe macht sich Peder auf, um sein Pferd von der Weide, die auf einem der umliegenden Berge liegt, zu holen. Die norwegischen Pferde sind, wie alle übrigen Hausthiere, sehr genügsam: im Sommer grasen sie im Freien, besonders auf den Höhen, und im Winter fressen sie Fische, wie die Kühe. Um 10 Uhr kommt Peder auf seinem mittelkaffeefarbenen, ponyartigen Pferdchen angetrabt — für norwegische und lappische Verhältnisse ziemlich bald und selbst! Einige Stunden vergehen aber, bis das arme Thier beschlagen und mit sämmtlichem Gepäck, nebst Lebensmitteln auf 10 Tage und für vier Mann, beladen ist.

Bald drei Uhr erfolgt der Aufbruch! Zehn Minuten vom Hause entfernt beginnt der Wald und hört der Weg auf, und oft muß sogar das Beil Jo's dem Pferde erst Bahn durch die dicht verwachsenen Aeste der Kiefern und Birken verschaffen. Bald wird der Wald lichter, die Nadelbäume hören auf, nur hier und da begegnet man noch kleinen Gruppen von Birken, und endlich in die Grenze des Baumwuchses erreicht! Jo hat aber vorher noch für einen reichlichen Vorrath von Birkenrinde gesorgt. Dieselbe ist ja für den Lappen fast von derselben Wichtigkeit, wie das Rentthier: sie dient ihm als Unterlage auf feuchtem oder sumpfigem Boden, als Schutzdach gegen Regen und Schnee, und auch die Rasendächer der Häuser erhalten dadurch eine wasserdichte Unterlage. Becher, Eimer, Schnitzwerk und dergleichen fertigt man ebenfalls daraus.

Immer steiler wird jetzt der Anstieg, und langsamer zugleich der Schritt, bis nach mehrstündigem Klimmen das Fjeld (S. Abbildung 5) erreicht ist. Hier aber beginnt erst die Anstrengung; denn hier nimmt das Gebirge erst seinen wahrhaft nordischen Charakter an: nirgends ein Baum oder Strauch, ringsum eine von grauem Gestein und erratischen Blöcken erfüllte traurige Einöde! Mühsam und gefährlich ist das Ueberschreiten dieser wüsten Trümmer. Und was heißt hier Ueberschreiten! Es ist kein Gehen oder Marschiren, sondern bald ist es ein Springen von Felsplatte zu Platte, bald ein Versinken im Moorboden zwischen Felsstücken, bald ein Klettern über die mit Gerölll bedeckten

Regen zu beklagen, wofür man aber selbst bei Tromsö und am Altenfjord noch entschädigt wird durch das üppige Grün der Birken und die frische Farbe der Birkenwälder. E. Sidenbladh s „Statistischen Mittheilungen“ zufolge fiegt übrigens das Thermometer im Schned. Nordland in heißen Sommertagen bis auf 30 oder 35° C., doch treten danach nicht selten verderbliche Nachtfröste ein.

Digitized by Google

Hügel und Kämme der welligen Fläche, bald ein Waten durch Rinnsale und Bäche, bald endlich ein Hängenbleiben und Fallen in dem niederen, dichten Gestrüpp am Rande von Pfützen und Morästen!

Abends zehn Uhr gelangt die Karawane an eine kleine Oase, wie sie die Fjelle au geschützten Stellen zuweilen bergen, und ein kleiner See, umgeben von Zwerggebüsch und etwas Rasen grüßt wie eine freundliche Frühlingserinnerung inmitten des rauhen Winters. Der Boden ist fest und trocken, das Pferd hat Nahrung, die Nacht bricht herein, die Wanderer sind müde: das Nachtlager wird aufgeschlagen.

Während nun das Zelt errichtet und das Abendessen zubereitet wird, werden zur Vervollständigung des Mahles einige Schneehühner (Lagopus alpinus) erlegt, die so zahlreich und so wenig menschenscheu sind, daß es leicht gelingt, sie zu tödten. Nachdem dann noch die schwierige Frage, alle in dem kleinen Zelte unterzubringen, erledigt ist, überläßt man sich der Ruhe, um für neue Beschwerden neue Kräfte zu gewinnen.

Der obere Tigris.

Von Dr. L. E. Browski in Mosul.

In Central-Armenien, am südlichen Abhange des Anti-Taurus, dessen Höhenzüge die Wasserscheide zwischen Tigris und Euphrat (resp. dessen Murad-Sniu benannten Nebenarm) bilden, liegt zwei kleine Tagereisen nördlich von der Stadt Charput, in etwa 1500 m Höhe, der kleine salzige Bergsee Göldjik, der seinen Namen („Himmelblau") von der stets tief azurblauen Farbe seines klaren, ruhigen Spiegels erhalten hat. An der südlichen Ecke dieses Sees bahnen sich überschüssige Gewässer unter Steinen und Gerölle einen Abfluß und bilden so die westliche Hauptquell des Tigris [1]).

Vorerst noch ein seichtes, unscheinbares Bächlein, fließt er durch einen langen, tiefen Thaleinschnitt, der stellenweise sich zu einer dunklen Schlucht mit steilen himmelanstrebenden Felswänden verengt, theils ruhig dahin, theils hüpft er in sprühenden Kaskaden von Stein zu Stein.

Es sind zumeist großartig wildromantische Alpenlandschaften, die der junge Tigris auf diesem seinem ersten Wege durchströmt, die an düsterer Pracht und starrer Großartigkeit in Tirol und der Schweiz ihres Gleichen suchen, und die endlich bei den Kupferminen von Arghana (Bahyr-Mäden) sich zu einer Scenerie entfalten, so wild, so düster und so großartig, daß selbst ein blasirter Globe-Trotter überwältigt stille steht und schaudert. Türken, Griechen und Armenier, von dem Mineralreichthum dieser Gegend angelockt, haben sich seiner Zeit hier niedergelassen, und die Ausbeutung der Minen zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger rührig betrieben.

Eine kahle, dunkle Seitenschlucht, auf deren Grund niemals ein Strahl der Sonne fällt (von den zahlreichen, in die steilen Seitenwände gallerieartig eingehauenen, sowie auch natürlichen Grotten gegenwärtig Magharat genannt) scheint einst die weitaus ergiebigste Fundstätte des Kupfer-Erzes in dem Distrikte gewesen zu sein, derselbe ist jedoch heute, weit sich im Laufe der Zeiten die Schwierigkeiten der Gewinnung vergrößert haben, ganz verlassen. Trotzdem ist der Kupferreichthum dieser Schlucht noch immer zweifellos ein sehr bedeutender; alle Quellen und Bäche der Gegend strömen in der bekannten intensiv grünen Farbe concentrirter Kupfervitriollösung, und an deren Ufern schillern weithin die glänzenden, grünen Krystalle. Gegenwärtig wird zu Arghana-Maden der Bergbau nur noch sehr lässig betrieben, und das gewonnene Rohmaterial wird auf beschwerlichen Wegen nach dem entfernten Tokat gebracht, nun dort erst geschmolzen zu werden. Da zu diesem Zwecke in gänzlicher Ermangelung von Steinkohle nur das ziemlich kostspielige Holz verwendet wird, so dürfte das ganze Unternehmen der türkischen Regierung, in deren eigener Regie es betrieben wird, wohl kaum einen nennhaften Gewinn abwerfen.

Das alte, verlotterte Städtchen Arghana, mit seinem als Wallfahrtsort berühmten armenischen Kloster, liegt am rechten Ufer in einiger Entfernung vom Tigris, höchst romantisch in der Mitte einer breiten Schlucht, die sich gegen Süden hin allmählich nach einer großen, mit zahlreichen Basaltblöcken übersäeten Ebene öffnet. Diese, fast ohne alle Niveauunglecichheiten, ein schönes Tafelland, 2500 preußische Fuß über dem Spiegel des Persischen Golfes, war im Alterthum sehr fruchtbar und dicht bevölkert, ist jedoch gegenwärtig sehr wenig bebaut und spärlich bewohnt. Oft mehrere Tagereisen weit kein Baum, kein Dorf, eine trostlose Oede, wüstes Haideland!

Durch diese traurige Hochfläche zieht der Tigris von Arghana seine Bahn weiter und wird daselbst als auch zu durch von den Bergen herabkommende, meist namenlose Bäche verstärkt. An dem Dorfe Piran und dem Kurdenstädtchen Egil vorüber erreicht er Diarbekir (Tjarbekr). Der Ort — die Stadt — des Bekr wurde sie von Arabern vorerst genannt, nach einem Stammeshäuptlinge dieses Namens, der einst daselbst seine Zelte aufgeschlagen haben soll. Die Türken nennen sie auch kurzweg Amid, oder auch Kara Amid, das schwarze Amid, von dem dunklen Basaltgestein, aus welchem Mauern und Häuser derselben durchgehends erbaut sind. Amida war der alte römische Name des Platzes, der in der Geschichte des Weltreiches eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Diarbekir liegt am rechten Tigrisufer etwas abseits vom Strome, der hier zwar schon ziemlich entwickelt, doch bei normalem Wasserstande noch überall zu Pferde durchfahrtet werden kann, und zwar auf der Höhe eines Basaltfelsens, der auf der Wasserseite ziemlich steil abfällt und stellenweise mit Gärten und Gebüsch bepflanzt ist, das sich weiter unten zu ausgedehnten, dichten, morastigen Auen erweitert. Die äußere Peripherie der mit hohen, noch sehr wohl erhaltenen Mauern, Thürmen und Bastionen aus der Römerzeit umgebenen Stadt ist fast rund, hat $4^1/_2$ km Umfang und fünf Thore.

Die ersten festen Mauern und Thürme erhielt Amida nach Ammianus Marcellinus, unter der Regierung des Kaisers Constantin, der sie zu einem Hauptwaffenplatz und Kriegsdepôt an der fernsten Süd-Ost-Grenze des weiten Reiches ausrüstete.

[1]) Das ist nicht genau. Nach Prof. Josef Wunsch, welcher diese Gegend 1883 untersucht hat, ist die Verbindung des Sees mit dem westlichen Tigrisarme, dem Göksurit-Ichai, eine künstliche und erst in neuerer Zeit hergestellte. Die natürliche Tigrisquelle selbst liegt südlich vom See beim Dorfe Kawach; durch Kunst hat man aber außerdem eine noch weiter südwestlich, beim Dorfe Sawolchan entspringende mächtige Quelle, welche eigentlich zum Euphratgebiete gehört, zum Tigris hin abgeleitet. Vergl. „J. Wunsch, die Quelle des westlichen Tigrisarmes und der See Göllschikl" in den Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien, Bd. 28, S. 1 ff.

Digitized by Google

Ammianus beschreibt sie als auf der Anhöhe eines Felsens gelegen, zu der man bloß auf einem einzigen engen, in den Stein gehauenen Pfad hinangelangen konnte. Das hat sich nun inzwischen wahrscheinlich in Folge der im Verlaufe der Jahrhunderte stattgefundenen Verwitterung des porösen Basaltgesteines geändert; das heutige Diarbekir ist selbst von der Stromseite her allenthalben leicht zugänglich. Darin wohnen an die 40 000 Türken und armenische Christen zu nahezu gleichen Theilen.

Das Klima von Diarbekir ist ein sehr ungesundes; glühende Sommerhitze wechselt mit harter Winterkälte, und man dürfte unter den Bewohnern kaum irgend einen einzigen finden können, der nicht, schwefelgelben Angesichtes, eine in Folge chronischer Wechselfieber degenerirte Milz oder eine übermäßig geschwollene Leber mit sich herumträgt.

Im Jahre 359 fiel der Perserkönig Sapor mit großer Heeresmacht in Mesopotamien ein, eroberte nach langer, hartnäckiger Gegenwehr Amida und richtete unter den Einwohnern ohne jedwede Schonung des Alters und Geschlechtes ein fürchterliches Blutbad an. Es scheint aber dieser Erfolg Sapor's doch nur ein Pyrrhus-Sieg gewesen zu sein; denn seine Kerntruppen wurden während der langwierigen Belagerung gleichfalls nahezu aufgerieben, so daß er für die Folge den Platz nicht behaupten konnte und sich alsbald wieder zurückzuziehen veranlaßt sah.

Amida scheint sich nach diesem Falle bald wieder aufgerichtet zu haben, so daß einige Jahre später die flüchtigen Bewohner von Nisibis nach Uebergabe der Stadt an die Perser daselbst eine sichere Zufluchtsstätte finden konnten.

Während der Regierungszeit des jüngeren Theodosius lebte zu Amida der Bischof Acacius, dessen schönes Beispiel manchen seiner heutigen Kollegen nicht warm genug zur Nacheiferung empfohlen werden kann. Er verkaufte nämlich sämmtliche kostbaren Geräthe und Gefäße der ihm unterstehenden Kirchen, um mit dem Erlöse 7000 unglücklichen Opfer des Krieges aus harter, persischer Gefangenschaft loszukaufen, indem er den Gläubigen verkündigte, daß man dem Höchsten auch ohne allen gleißenden Prunk und goldenen Flitterstand würdig dienen und die geziemende Verehrung darbringen könne.

Während Anastasius auf dem Throne des östlichen Kaiserreiches saß, brachen im Jahre 505 noch einmal die blutigen Schrecken der Belagerung, Eroberung und Plünderung über Amida herein.

Drei volle Jahre lang belagerte nämlich der Perserkönig Kobad die Stadt, und als er nach dem Verluste von 50 000 seiner besten Krieger schon an einen schmählichen Abzug dachte, gelang es unvermuthet in einer Nacht, einen von nur wenigen erschöpften Mönchen bewachten Thurm zu erstürmen, und am nächsten Morgen bedeckten über 80 000 Leichen der heldenmüthigen Vertheidiger die Straßen der zerstörten Stadt.

Später scheint Kobad durch eine hohe Abfindungssumme bewogen worden zu sein, von dem eroberten Platze abzuziehen, und Justinian befestigte ihn aufs Neue und erbaute die noch heute stehenden gewaltigen Mauern um die Stadt.

900 Jahre später wurde Amida von Tamerlan überfallen, hatte dann im Laufe der Zeiten noch mehrere andere feindliche Belagerungen abzuschlagen, bis es endlich im Jahre 1515 von Selim II., dem ersten Sultan des Osmanen-Reiches eingenommen wurde, in dessen ungestörtem Besitze es nunmehr bis auf die Gegenwart verblieb.

Heute ist das „schwarze Amida" — das moderne Diarbekir — im Vergleiche zu seiner bedeutenden Vergangenheit eine unbedeutende Stadt, ohne besondere bemerkenswerthe Denkmale aus jener bewegten Zeit, was uns, nach den vielen wuchtigen Schicksalsschlägen, die über diese Stadt hereingebrochen, eben nicht Wunder nehmen kann.

Der Tigris besitzt bei Diarbekir zur Zeit hohen Wasserstandes eine Breite von 800 Fuß und ist von der fünf Minuten südlich von der Stadt gelegenen kühn gewölbten Römerbrücke an für kleinere Kelleks (bis zu 600 Schläuchen) bereits schiffbar.

Allerdings kommt es im Sommer und Herbste bei niedrigem Wasserstande häufig vor, daß an besonders seichten Stellen Floßknechte ebenso wie Passagiere nach Beseitigung der betreffenden, die freie Bewegung im nassen Elemente hindernden Garderobestücke vom Kellek herunter ins Wasser steigen müssen, um das im Sande festgerathene Behikel über die verhängnißvollen Untiefen hinwegzuschieben — eine Aufgabe, die zur glühendheißen Sommerszeit als abkühlendes Reise-Intermezzo eigentlich gar nicht unangenehm ist.

An die 80 km strömt nun der Tigris durch wellige, spärlich bebaute und dünnbevölkerte Gegenden fast genau in östlicher Richtung, dann wird allgemach sein Gefäll stärker, das Strombett zwischen hohen steilen Ufern — den mit gestrüppartiger Quercus tinctoria reichlich bestandenen Ausläufern des Bohtan-Gebirges — tief und enge. Hier nimmt der Tigris links seinen ersten östlichen großen Nebenfluß in sich auf, den Batman-tschai, der früher häufig unrichtiger Weise als der eigentliche Tigris betrachtet wurde.

Bald darauf erblicken wir am rechten Ufer das erste bedeutende Kurdendorf Hassan-Kéf, unheimlich hoch auf einem zerklüfteten Felskegel gelegen. Die Skorpione dieses Felsennestes sind ihres, in den meisten Fällen schnell tödlich wirkenden Stiches halber weit und breit berüchtigt. Aus dem Strome ragen daselbst einige hohe, verfallene Brückenpfeiler römischen Ursprunges empor. Unterhalb Hassan-Kéf flachen sich die Bohtan-Ausläufer allmählich ab, und die Scenerie öffnet sich wieder bei dem Kurdendorfe Til zu einer mehr flachen, welligen Gegend.

In derselben wird ziemlich viel Wein gebaut. Die Reben werden aber hier weder auf Stöcken gezogen, noch wie sonst zumeist im Lande nach persischem Gebrauche zu Lauben aufgebunden, auch nicht beschnitten, sondern sie wuchern, ganz sich selbst überlassen, wie Unkraut unregelmäßig über das Feld. Die producirte Traubensorte ist allerdings auch von geringer Güte, sie wird zumeist gedörrt auf Kelleks nach Mossul, Bagdad und Basra versendet.

Das Dorf Til spielt ebenfalls eine Rolle in der alten Geschichte des Landes. Der armenische König Tigranes II. hatte sich daselbst ein ländliches Bauernetzo angelegt, das er unter anderem mit einer aus Griechenland hergebrachten Minerva-Statue schmückte. Auch sind in Til noch einige wohlerhaltene Gräber der ersten christlich-armenischen Patriarchen bemerkenswerth, die also gleichfalls eine Zeit lang hier residirt zu haben scheinen.

Unweit dieses Dorfes ergießen sich — beide von der linken Seite her — zwei wichtige Nebenflüsse in den Strom, der Bitlis-Suju und der Séert-Suju. Ersterer, der Bitlisfluß, entspringt nahe dem westlichen Ufer des großen Wan-Sees, strömt von dort durch wilde, unbewohnte, und zum großen Theile auch noch unerforschte Hochgebirgslandschaften zur Stadt Bitlis hinab, die, in einer Seehöhe von 5600 Fuß höchst romantisch und wahrhaft malerisch an die Wände eines engen Bergkessels hingeklebt, von 2500 Fuß hohen, schroffen, wandartig sich auftürmenden Kalkfeinkesseln rings umher überragt wird. Schluchten ziehen sich von diesem Thalkessel sternförmig nach allen Richtungen hinein in die Berge — jede derselben das Bett eines kleinen, rauschenden Flüßchens, die sich dann hier im Centrum mit dem Hauptarme, dem Bitlisflusse, vereinigen, um dem Tigris zuzuströmen.

Die Stadt selbst ist inmitten dieses sternförmigen Vereinigungspunktes der Schluchten mit dem Kessel erbaut, die Straßen ziehen sich an den kleinen, an zahlreichen Stellen

Digitized by Google

von steinernen Bogenbrücken überwölbten Flüßchen entlang, und riesige, abgekürzte Felstrümmer, sowie üppige Gärten mit Fruchtbäumen und Jasmingebüsch umgeben im bunten, malerischen Kranze die einzeln stehenden Wohnhäuser.

Unter den dunklen Schlagschatten des himmelanstrebenden, düsteren, am Gipfel mit ewigem Schnee bedeckten Gesteines strotzt freudig reiches Leben.

Das ist zur Frühlingszeit ein Rauschen, ein Blühen, ein Duften, ein frohes Singen zahlloser bunter Vögelein inmitten dieser stillen, großartig idyllischen Felsenwelt, eine magische Verwunschung manch holder Lenznachtsträume aus jungen Jahren, ein Märchen aus tausend und einer Nacht!

In der Mitte des Kessels erhebt sich gleich einem Wächter dieses kleinen, weltentlegenen Paradieses steil ein hoher vulkanischer Felsenkegel, von den Ruinen einer alten Burg gekrönt. Dort oben hausten einst die früheren Beys (Fürsten) von Bitlis, welche bis vor nicht allzu langer Zeit ihre Unabhängigkeit von der türkischen Regierung zu bewahren gewußt hatten und damals ihre eigene Münze — ein kleines Kupferstück prägten, die bis heute noch im Städtchen gang und gäbe ist. Die Bevölkerung von Bitlis besteht aus ungefähr 2500 mohammedanischen und 1200 christlich-(gregorianisch-) armenischen Familien. - Seit vier Jahren ist Bitlis ein sogenanntes Wilajet, und die Residenz eines türkischen General-Gouverneurs. Umgangssprachen sind türkisch, kurdisch und armenisch.

In verhältnißmäßig großen, wohlassortirten Bazaren bieten neben einheimischen Lebensmittel- und Viktualienhändlern zumeist fremde Kaufleute ihre verschiedenen Waaren feil: Erzeugnisse europäischer Textil-Industrie, weiße und bunte Manchester-Baumwollengespinnste, Indigo vom Ganges, Mokka aus Yemen, Datteln aus Arabien, Teppiche aus Kurdistan und Persien. Reisende finden in mehreren Chans bei landesüblich bescheidenen Ansprüchen immerhin gute Unterkunft.

Der Winter in diesen hochgelegenen Regionen des Ala-Dagh-Gebirges ist hart und kalt. Oft drei bis vier Monate lang bleibt Bitlis gänzlich eingeschneit und jedwede Verbindung mit der Außenwelt ist vollständig unterbrochen. Besonders die heftigen Schneestürme, die in den umherliegenden Bergen wüthen, sind sehr gefürchtet und haben schon so manche Karawane rettungslos begraben.

Es sind deshalb auch allenthalben an der hier durchführenden Karawanenstraße, in geringen Entfernungen von einander, zahlreiche, solid aus Stein erbaute Schutzhäuser errichtet, um den von einem oft mit plötzlicher Wucht hereinbrechenden Schneegestöber auf dem Wege überraschten Karawanen eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren.

Bei den umwohnenden Kurdenstämmen dieser Berge besteht von Alters her die wackere, durch keinerlei behördlichen oder sonstigen Zwang herbeigeführte Gepflogenheit, nach jedem derartigen Schneewehen sich unverzüglich mit bereitwilligem Opfermuth, großer Mühe und oft eigener Lebensgefahr zu diesen Stationen Bahn zu brechen, um die dort hilflos eingeschneiten Reisenden, die ihre Anwesenheit und bedrängte Lage durch Büchsenschüsse kundgeben, sowie deren Thiere mit Lebensmitteln zu versehen.

Der zweite Nebenfluß, der Sört-Suju oder Bohtan-Tschai genannt, entspringt in den südlich vom Wan-See gelegenen Bergen und wendet sich von da nach kurzem Laufe dem Kurdenstädtchen Sört zu, an welchem er in einiger Entfernung östlich vorüberfließt. Eine bastionengekrönte, an vielen Stellen bereits schadhafte oder gänzlich verfallene Mauer aus der Chalifenzeit, ungefähr drei und einen halben Kilometer im Umfange, umgiebt das Städtchen Sört sammt vielen Obstgärten und verlassenen, verödeten Quartieren.

Auf der wellenförmigen Ebene außerhalb der Stadtmauern wird im weiten Umkreise ein ergiebiger Kürbis-, Melonen- und Gurkenbau betrieben. Dazwischen wachsen auch viele Obstbäume, namentlich prächtige Edelkastanien, bemerkbar, deren große köstliche Früchte, ebenso wie die Haselnüsse in ganz Mesopotamien hochgeschätzt, und selbst bis Bagdad und Bassora verfrachtet werden. Ein jeder Grundbesitzer hat auf seinem Felde oder Garten ein kleines kasellartiges, ringsherum mit Schießscharten versehenes, kugelfestes Steinhäuschen errichtet, worein er zur Zeit der Fruchtreife zum Schutze seines Eigenthums „Gewehr im Anschlag" Wache steht. Ein deutliches Wahrzeichen der hier zu Lande herrschenden traurigen Sicherheitszustände!

Die aus Mohammedanern und wenigen christlichen Familien bestehende Einwohnerschaft spricht fast ausschließlich kurdisch, bezieh ungsweise ein plattes, verdorbenes Armenisch. Vor ungefähr zehn Jahren hat zu Sört ein kleines Christen-Massacre stattgefunden.

Einige Reisende haben die Vermuthung ausgesprochen, daß hier die aus den Kriegszügen des Lucullus und Pompejus bekannte und damals zerstörte altarmenische Königsstadt Tigranes'II., Tigranocerta, gestanden habe, was indeß wenig wahrscheinlich ist.

Dagegen ist wohl der heutige Sört-Suju, welches die ideale Grenze zwischen diesen kurdischen Berggebieten und Armenien bildet, ohne Zweifel der Kentrites des Xenophon, den er als ein 200 Fuß breites, in einer Entfernung von ungefähr einer Meile längs den kurdischen Gebirgen hinströmendes Wasser beschreibt. Xenophon wollte mit seinen Kriegern diesen Fluß überschreiten, fand ihn aber anfangs überall zu tief, während ihm feindliche Horden im Rücken unablässig hart zusetzten.

Er erzählt, daß er, schon halb verzagt, durch ein Traumgesicht wieder aufgerichtet und frohen Muthes wurde, so daß er endlich das lange vergeblich versuchten Uebergang glücklich bewerkstelligte und seine Schaaren aufs jenseitige Ufer in theilweise Sicherheit brachte.

An der Mündung des Sörtflusses in den Tigris bei dem Dorfe Til ist letzterer bei mittlerem Wasserstande 600 bis 650 Fuß breit und zugleich ziemlich tief, und die Strömung ist eine sehr reißende.

Von hier ab wird die Richtung des Stromlaufes bleibend eine südöstliche. Nach längerer Fahrt sieht man sodann auf einer Anhöhe hart am Ufer das ziemlich große, von mohammedanischen Kurden und Jakobiten (orthodoxen Christen) gemeinsam bewohnte Dorf Kelek liegen, das von einem alten, doch noch sehr wohl erhaltenen, seiner Bauart nach aus der Perserzeit stammenden, starken Kastell gekrönt wird. Hier fallen wieder senkrechte Felsenriffe allenthalben in den Tigris ab, so daß nur bei niedrigstem Wasserstande zwischen denselben und dem Wasser ein schmaler Fußweg frei wird.

Diese Stelle hielt auch die Griechen auf ihrem, zumeist unmittelbar den Strom entlang bewerkstelligten Rückzuge auf, und zwang sie, einen beträchtlichen Umweg zu machen.

Xenophon versuchte an der Spitze einer auserlesenen Schaar den hohen Platz auf dem nächsten geraden Wege zu forciren, mußte jedoch bald von diesem Versuche ablstehen, da die Kurden die denselben völlig beherrschenden Höhen besetzt hielten, und unablässig ungeheure Steinblöcke auf die armen, viel geprüften Griechen herabrollen ließen.

Von Kelek an werden die den Strom begleitenden Gebirgszüge beiderseits von fast parallel laufenden, wilden Schluchten durchschnitten, deren letzte und großartigste sich ein wenig unterhalb des Dorfes Fenik befindet, wo die Gebirgszüge sich zu verflachen beginnen und der Strom allmählich in eine freie Ebene hinaustritt.

Digitized by Google

Fenik liegt auf dem weiten Ruinenfelde einer alten Stadt, die von Ammianus Marcellinus Phoenica genannt wird, ein Name, der auch dem heutigen Dorfe fast gleichlautend erhalten blieb.

Ueber die Stelle lesen wir in der Anabasis: „Als die Griechen an den Tigris kamen und denselben seiner Breite und Tiefe halber unüberschreitbar fanden, während die wilden Gebirge der Kurden über den Strom hingen, beschlossen die Führer über die Berge zu ziehen. Von da an konnte nun auch Xenophon etwas ruhiger seinen Weg nach der fernen Heimath verfolgen, da an dieser Stelle das persische Heer seine weitere Verfolgung einstellte und sich zurückzuziehen begann."

Doch war Xenophon's Noth noch lange nicht zu Ende. Da nunmehr die wilden Bergstämme, durch die große Heeresmasse der Griechen höchlichst beunruhigt, fürchteten, dieselben würden ihre Gebiete in dauernden Besitz nehmen, zeigten sie sich ihnen allerwegen feindlich und bereiteten ihnen von ihren natürlich befestigten Stellungen aus noch unausgesetzt bedeutende Schwierigkeiten. Nachzügler wurden durch Pfeilschüsse und Steinwürfe unbarmherzig niedergemacht.

Der Geschichtsschreiber bemerkt, daß die allenthalben verlassenen Wohnhäuser dieser Bergbewohner mit allem Hausrath, und namentlich Kupfergefäßen reichlich versehen waren, was sehr wohl glaublich ist, denn der Reichthum aller dieser kurdischen Berge an Kupfer-, Blei- und Eisenerzen ist ein geradezu ungeheurer, und man findet noch heute an verschiedenen Orten einzelne deutliche Spuren, daß dieselben im grauen Alterthum auch theilweise ausgebeutet worden sind und daß sie wahrscheinlich die Hauptquelle gebildet haben, aus welcher die alten Assyrier und Babylonier ihren Bedarf an Metallen bezogen.

Der letzte Gebirgszug, der hier bei Fenik von Osten her bis an den Tigris hin sich erstreckt, ist ein Ausläufer des großen Kalksteingebirgsstockes Djebel-Tjudi, der Montes Gordiaeorum der alten Geographie.

Der Koran läßt auf der höchsten, dem Kurdensüdlichen Zalho gegenüber gelegenen Spitze dieser Bergkette nach der Sintflut die Arche Noah's landen.

Zahlreiche kleine, armselige und theilweise befestigte Kurdendörfer liegen, von üppigen Gärten umgeben, an den Einsenkungen dieses Ausläufers, vom Tigrisufer bis gegen Zalho hin, wo die Menschen die Berge verlassen und die fruchtbare Ebene des Chabur[1]) als Wohnsitz vorziehen.

Von hier abwärts bieten die Tigrisufer wenig Bemerkenswerthes bis zur Stadt Djezire-ibn-Omar, (Insel der Söhne Omar's). Der Ort steht thatsächlich auf einer, vom Strome selbst und von einem seichten, huvenförmigen Ausläufer desselben, der jedoch bei niedrigem Wasserstande trocken ist, gebildeten, circa drei Kilometer im Umfange messenden Insel an Stelle einer alten römischen Stadt, die nach dem Tode des Kaisers Julian in den Besitz der Perser kam. Das Weichbild des heutigen Städtchens, kurzweg Dezire genannt, ist größtentheils mit verödeten Quartieren und Ruinen bedeckt. Nureddin, des Chalifen Omar Vetter, erbaute eine mächtige Brücke über beide Arme des Stromes, deren Ruinen noch theilweise aus dem Wasser emporragen.

Früher hatte Dezire und die umliegenden Gebirgsdistrikte, — lange noch nach der allgemeinen Eroberung des Landes — ihre von der ottomanischen Regierung unabhängigen Dere-Beg's, bis endlich Reschid Pascha die Macht dieser trotzigen Kurdenfürsten für immer brach, und ihr festes, auf einem hohen Felsen über der Stadt thronendes Kastell schleifte.

Die aus mohammedanischen Kurden und wenigen Christen bestehende Bevölkerung der Stadt (Sitz eines türkischen Kaimakamé) und des Bezirks betreibt Viehzucht, Holzhandel und Kohlenbrennerei und sammelt nebenbei große Quantitäten vorzüglicher Galläpfel.

Der Tigris ist hier an die 600 Fuß breit, die Strömung stark und das Bett mit großen Steinblöcken besät, welch' letztere zuweilen der Kellerschiffahrt gefährlich werden. Einen halben Kilometer unterhalb Dezire findet man abermals spärliche Ueberreste von Brückenruinen, die jedoch römischen Ursprungs sind. Unweit derselben ergießt sich der bereits oben erwähnte, in den noch unerforschten Hochgebirgsregionen von Hakkari entspringende Nebenfluß Chabur in den Tigris.

Von hier bis Mosul ist nur noch die große Beduinenniederlassung Peschabur, der einsame, vom nunmehr breit und ruhig durch wüstes Haidelaud dahinziehenden Tigris fast im Kreise umströmte, etwa 800 Fuß hohe Bergkegel Butma-Dagh und endlich das verfallene Kastell Esti-Mosul[1]) besonders erwähnenswerth. Letzteres, am rechten Stromufer gelegen, ist ein großer, von viereckigen Thürmen flankirter Steinbau, der einst von der türkischen Regierung in flüchtiger Anwandlung väterlicher Fürsorge für die Sicherheit ihrer Unterthanen erbaut und zum Schutze der Reisenden an dieser durch die räuberischen Sindjar-Leiden sehr gefährdeten Stelle mit einem Bataillon besetzt wurde. Gegenwärtig steht er bereits wieder leer und öde, eine Herberge für Eulen und Schakale, die dafür dort allnächtlich um die Werte der Verwaltung des Landes ihr helles Loblied singen.

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Flusse gleichen Namens, dem Chaboras der alten Geographie, dem Araxes des Xenophon, der von mehreren, im Tur-Abdin (Masius) bei Harran, Ras-el-ain, Mardin, Nisibin Sindjar und Ain-el-Gazal, entspringenden Armen gebildet, bei Abu-Seai in den Euphrat mündet.

[1]) An dieser Stelle hatte allem Anschein nach Alexander der Große den Tigris überschritten, als er zur Entscheidungsschlacht nach den Gefilden von Arbela eilte.

Kürzere Mittheilungen.

M'Carthy's Forschungsreisen in Siam.

Am Eröffnungsabende der Wintersaison der Royal Geographical Society in London hielt der durch seine Reisen in Hinterindien rühmlichst bekannte Irländer J. M'Carthy einen interessanten Vortrag über seine als Leiter der Vermessungsarbeiten in Siam unternommenen Expeditionen in dem Innern des Landes. Die Völkerstämme, die dort wohnen, sind: eigentliche Siamesen, Lao-Kambodier, Burmanen, Annamiten, Malayen, Chinesen und viele Bergstämme (die Karens u. a.). Die Bevölkerung des Landes ist zum größten Theil an den Ufern der Flüsse ansässig und befaßt sich hauptsächlich mit der Reiskultur. Nur wenige Dörfer finden sich in größerer Entfernung von den Flüssen. In den gebirgigen Theilen des Landes dagegen sind die Städte und Dörfer in offenen Thalniederungen gebaut und gewöhnlich, eingefaßt von Bergen und dichten Wäldern, einen reizenden Anblick. — Die verschiedenen Nationalitäten amalgamiren sich nicht mit einander, und selbst in der Umgebung von Bangkok leben Burmanen und Annamiten zwar in denselben Dörfern, aber in abgesonderten Gemeinden, von denen

Digitized by Google

jede ihre eigene Sprache und Sitten bewahrt. Das Klima ist heiß und feucht und wenig beneidenswerth, und jeder Reisende im Innern des Landes hat früher oder später einen Angriff des daselbst grassirenden Dschungel-Fiebers zu bestehen. Seine erste größere Reise ins Innere machte Mr. M'Carthy auf dem Meinam Chan Phraya, den er stromaufwärts von Bangkok bis nach Rahang verfolgte. Beide Ufer dieses Flusses, der sich durch ein ausgedehntes Flachland hindurchschlängelt, zeigen eine bedeutende Reisekultur und sind dicht mit Dörfern und Tempeln besetzt. Die Dörfer hängen mit einander zusammen und bestehen hauptsächlich aus hölzernen Häusern, welche in Hainen versteckt liegen, die von Kokospalmen, Bambus und Pisang gebildet werden. Alle Dörfer sehen einander ähnlich, und es fällt schwer zu unterscheiden, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Bei Pakuan Po, dem Vereinigungspunkte der zwei Hauptarme des Meinam, wendete M'Carthy sich dem Mei-Ping oder westlichen Arme zu. Auf langen Strecken bestehen war keine Spur zu entdecken, daß die Gegend bewohnt sei, und die wenigen Dörfer, die sich hier und da vorfanden, sahen überaus armselig aus. Rahang selbst besteht aus einer Anzahl von hölzernen Bohnhäusern, die fast ohne Ausnahme aus dem bekannten Theakholze, das sich in den ausgedehnten Waldungen der Gegend reichlich vorfindet, gebaut sind. Das Land zwischen Rahang und der Grenze von Britisch-Indien ist zumeist gebirgig und gleicht einer vollkommenen Wildniß, in der selbst nur wenige Karens sich aufhalten. Diese sind ein einfacher, aber robuster und abgehärteter Gebirgsstamm, welche die Waldgeister anbeten und verehren. — Die projektirte Eisenbahnverbindung zwischen Indien und China, welche die zwei bevölkertsten Länder der Erde in Berührung bringen wird, muß diese Bergkette bei Moulmein überschreiten (?), so daß dieser schwach bevölkerte und unwirthliche Theil Indiens heute von größtem Interesse ist. M'Carthy zweifelt jedoch, daß diese von Holt Hallett und Colquhoun projektirte Eisenbahn je durch den zu erwartenden Gewinn die riesigen Ausgaben lohnen werde. — Eine zweite Expedition unternahm M'Carthy nach der Malakischen Halbinsel. Daselbst fand er zwei ebenso eigenthümliche als interessante Stämme, oder richtiger gesagt, Ueberreste von Stämmen vor, welche wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes sind. Die Malayen nannten sie „Orang Utang" oder wilde Menschen, sie sind aber auch unter dem Namen Sakais und Samangs bekannt. Sie durchwandern die einsamen Wälder bei Tag und Nacht, um sich ihre Nahrung zu suchen. Sonne und Mond sind ihre Führer, sie gehen unbekleidet und sind in der Handhabung des Bogens und Pfeiles auf der Jagd äußerst bewandert. Sie halten sich mit Vorliebe auf den Gipfeln der höchsten Berge auf. Die Wälder sind dicht und bedecken ganze weite Landstriche, und dieselben bergen alle Arten von Thieren, namentlich aber Elephanten, Tiger, Wild- und Landschweine. Die Tiger sind zumeist „maneater" (Menschenfresser) und in Folge dessen für die Bewohner sehr gefährlich. Die Berge sind sehr metallreich, und besonders Gold, Zink und Blei finden sich in großen Mengen und werden von Chinesen bearbeitet. In den Bleibergwerken bemerkte M'Carthy, daß der Körper nahezu sämmtlicher beschäftigter Arbeiter — der Chinesen wie der Malayen — mit großen, eiternden Geschwüren bedeckt war, was den Wirkungen des daselbst sich vorfindenden Trinkwassers zugeschrieben wird. Fast in jedem Industriezweige auf der ganzen Halbinsel werden die Malayen immer mehr von den Chinesen verdrängt. Ueberdies setzt auch Opium, welches von den Malayen leidenschaftlich geraucht wird, sein Zerstörungswerk unter ihnen erfolgreich fort. — Die dritte Expedition M'Carthy's wurde zur Nordostgrenze Siams unternommen. Auf derselben wurde eine starke Escorte mitgenommen, da die ganze Gegend von Strauchrittern — den Alams — in Schrecken gehalten wurde. Nach fünftem Verweilen in Surabwri gelangte die Expedition nach Khorat, einer wichtigen Stadt, deren Umfassungsmauern über 4500 Fuß lang und 3200 Fuß breit sind. In der Umgebung der Stadt befinden sich bemerkenswerthe Tempelruinen, über deren Erbauer nichts in Erfahrung gebracht werden kann. Nördlich von Khorat ist Nangthai gelegen, das im weiten Umkreise von zahlreichen reizend situirten Dörfern eingeschlossen ist. Hier stieß man zum ersten Male auf einige der interessanten Bergstämme, welche von den Siamesen mit dem Namen Kha Chaos belegt wurden. Diese Stämme besitzen keine Schriftzeichen. Wollen sie eine Botschaft absenden, so bedienen sie sich eines Botens, der dieselbe mündlich ausrichtet und einen Stock mit sich führt, auf dem durch eine Anzahl von tiefen Einschnitten der Rang des Absenders der Botschaft ausgedrückt ist. Neben den Khas kam man noch mit den Meos in Berührung. Diese leben an den Bergabhängen in verhältnißmäßig ruhigen und angenehmen Verhältnissen. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen sie den Chinesen, ihre Sprache jedoch hat mit dem Chinesischen nichts gemein. Ihre Hauptbeschäftigung beschränkt sich auf den Anbau des Mohns. Die nächste Stadt, welche von der Expedition erreicht wurde, war Nakraw, welches den Mittelpunkt einer ausgedehnten Hochebene bildet, die ungefähr 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und von hohen Bergen eingeschlossen ist, deren einer sich 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt. Hier war auch ein großes Thal, genannt Kangnalone, auf dem sich mehrere gigantische kruganige Steingefäße zerstreut in dem Boden eingewachsen befanden, über die die ausässige Bevölkerung zu berichten weiß, daß ehemals Engel aus denselben zu trinken pflegten. Nachdem die Expedition noch Ubing Kwang besucht hatte, kehrte M'Carthy über Luang Phrabang — einst die Hauptstadt eines mächtigen Königreiches — zurück.

Dr. Herm. Pollock.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Angeregt durch die Inangriffnahme des deutschen Nordsee-Ostsee-Kanals diskutiren die Franzosen gegenwärtig wieder sehr eifrig das alte Wickersheimer'sche Projekt ihres „Canal des deux Mers". Am meisten scheinen die Ingenieure und Politiker unserer Nachbarlandes dazu zu neigen, den Kanal im Westen von Bordeaux beginnen und etwa 80 km am linken Ufer der Garonne entlang laufen zu lassen. Bei Castel-Sarrasin soll er den Strom sodann vermittelst eines „pont canal" (eines Aquäductes) überschreiten und bis Toulouse — dem Haupt-Kanalhafen — dem rechten Ufer desselben folgen. Zwischen Toulouse und Narbonne würde er sich zweimal mit dem Kanal du Midi kreuzen. Das Fahrwasser des Kanals soll $7^1/_2$ m Tiefe erhalten, oder, falls es der französische Marineminister aus Rücksicht auf die Panzerschiffe ersten Ranges für nöthig erklären sollte, $8^1/_2$ m. Die Zahl der Schleusen (von 6 bis 9 m Fall) wird 38 betragen, und die Gesammtsoften des Baues veranschlagt man auf 650 Millionen Francs.

— Auf Antrag des Professors Mnschketoff hat die

Digitized by Google

russische Regierung die Einsetzung einer besonderen Erdbeben-Kommission beschlossen, die sich die wissenschaftliche Beobachtung und Untersuchung der Erderschütterungen in dem Gebiete des Reiches zur Aufgabe machen soll. Da die Haupt-Schütterbezirke des europäisch-asiatischen Rußland Kaukasien, Turkestan und Transbaikalien sind, so sollen diese Gegenden vor allen Dingen mit seismologischen Stationen ausgestattet werden.

Asien.

— In der Londoner geographischen Gesellschaft entspann sich eine längere Debatte über den Namen, welchen der höchste Berg der Erde vom Rechts wegen tragen sollte. Der 29 000 Fuß hohe Schneeberg, welcher als die höchste Erhebung der Erdrinde gilt, liegt bekanntlich in Nepal, im Quellgebiete des Kosi, nahe der Grenze von Sikkim. Die Hochgipfel dieser Gegenden wurden nun seiner Zeit von englischem Gebiete aus gemessen, und es stellte sich dabei heraus, daß Nr. 15 alle anderen überragte. Da ein einheimischer Name für den Riesenberg nicht zu erfahren war, machte der Surveyor-General Walker von seinem Entdeckerrechte Gebrauch und taufte ihn nach seinem Vorgänger Mont (nicht Mount) Everest. Er hatte diesen Namen aber kaum bekannt gemacht (1856), als der britische Resident in Nepal, Mr. Hodgson, erklärte, daß der Berg ihm wohl bekannt sei und längst einen Namen trage: nämlich Devadhunga — „die Wohnung der Götter". Vier Jahre später veröffentlichten die Gebrüder Schlagintweit den zweiten Band ihres Werkes und gaben dem höchsten Berge den Namen Gaurisankar — „die glänzende Braut des Sankar (Siva)", während sie gleichzeitig erfahren hatten, daß die Tibetaner ihn Chingopamari nennen. Auf den Karten haben sich nur zwei Namen eingebürgert, Mt. Everest und Gaurisankar, und der Streit dreht sich namentlich darum, ob die Spitze, welche die Gebrüder Schlagintweit gesehen und mit 29 190 Fuß gemessen, identisch mit Nr. 15 der englischen Aufnahmen sei oder nicht. Eine Einigung wurde nicht erzielt, da General Walker zäh an dem Namen Everest festhielt. Doch ist es nicht sehr zweifelhaft, daß Hodgson und die Schlagintweit im Rechte sind. Die ganze Berggruppe heißt im Gegensatze zum eigentlichen Himalaya Devadhunga, und die höchste Spitze trägt, wie auf deutschen Karten allgemein üblich, den Namen Gaurisankar. Sein Nachbar Makalu (27 799 Fuß) ist nur wenig niedriger, und derselbe verdeckt daher den Gaurisankar für den größten Theil von Nordindien. — Der zweithöchste Gipfel der Erde, der Kantschanschhinga (28 156 Fuß), liegt zwar nicht allzu entfernt vom Gaurisankar, gehört aber doch einer anderen Gruppe an, welche durch den tiefen Durchbruch des Arun vom Devadhunga geschieden wird. Die mehrfach aufgetauchte Behauptung, daß jenseit der tibetanischen Grenze sich noch höhere Gipfel von 30 000 Fuß und mehr fänden, hat sich bis jetzt nicht bestätigt.

Afrika.

— Der traurige Schiffbruch, den das Project der französischen Saharabahn durch die Niedermetzelung der Expedition Flatters' seiner Zeit erlitt, schreckt andere Sahara-Reisende nicht ab, ihrerseits die Anlage solcher Bahnen zu empfehlen. So schlägt George Angeli den „Proceedings" der Londoner geogr. Gesellschaft zufolge vor, das Kap Tschubi auf ziemlich geradem Wege mit Timbuktu zu verbinden. Die Bevölkerung der von der Eisenbahn zu durchschneidenden Gegend sei zwar spärlich, aber nicht feindlich, und an Wasser sei in der letzteren kein Mangel. Wir fürchten, daß Andere — und ganz besonders die unumgänglichen Actionäre — die Sache weniger sanguinisch betrachten werden. Aussichtsvoller dürfte die Schiffahrtsstraße von Ober-Senegambien nach Timbuktu sein, die die Franzosen eifrig bemüht sind, ihren nordwestafrikanischen Interessen dienstbar zu machen. Ist es ja doch dem französischen Marineleutenant Caron kürzlich gelungen, per Dampfer bis nach diesem Knotenpunkte der nordwestafrikanischen Karawanenstraßen vorzudringen.

Nordamerika.

— Der kanadische Landesgeolog G. M. Dawson ist von seiner Forschungsreise in den äußersten Norden der kanadischen Felsengebirgsgegend wohlbehalten nach Victoria zurückgekehrt, während zwei seiner Begleiter — die Herren Ogilvie und Mc Connell — in der Nähe der alaskischen Grenze überwintern werden. Daß wir von der Expedition reiche geographische Ausbeute zu erwarten haben, ist selbstredend. Kannten wir doch aus dem in Frage stehenden Districte kaum viel mehr als ein paar Namen. Der vorläufige Bericht, den Dawson von Victoria aus abgestattet hat, lautet dahin, daß das Land, das er durchstreift hat, bei weitem nicht so unwirthlich ist, als man bisher annahm. Die Vegetation ist im Gebiet des oberen Liard- und Pelly-Flusses keine wesentlich andere als im Gebiete des Fraser Flusses, es finden sich daselbst nirgends Eissümpfe (Tundren), und der Sand der meisten Ströme enthält Gold. Für die Besiedelung durch Europäer bietet das Land demnach in mehrfacher Beziehung gute Aussichten.

— Die Amerikaner scheinen mit ihrem Nicaragua-Kanale, der dem Lesseps'schen Panama-Kanale die Spitze bieten soll, doch noch Ernst zu machen. Einer Nachricht aus Philadelphia zufolge ist am 30. November 1887 der Dampfer „Howdo" mit 40 Ingenieuren und 110 Arbeitern von New York nach Greytown abgegangen, um die nöthigen Vermessungen vorzunehmen und die zweckmäßigste Linie, der der Kanal folgen soll, im Einzelnen zu trassiren. Die Regierung von Nicaragua hat der betreffenden amerikanischen Gesellschaft die Concession selbstredend bereitwillig ertheilt. Möglich also, daß wir beinahe gleichzeitig zwei interoceanische Verbindungen in Mittelamerika entstehen sehen werden.

Bücherschau.

— H. Kiepert, Uebersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Berlin 1887. In den Zeiten der Nationalitätenkämpfe, in denen das Meer der Völker rings um uns her uns voll genug umwogt, erfreut uns diese schöne Karte, die der Altmeister deutscher Kartographie im Auftrage des deutschen Schulvereins bearbeitet hat, doppelt. Wer sich für die treibenden Kräfte im politischen Leben interessirt, der kann durch das Studium derselben ohne Zweifel erheblich mehr lernen, als durch das Studium aller der Leitartikel, mit denen ihn die Tagespresse zahrans zahrein beglückt. Zeichnung und Kolorit lassen an Deutlichkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig.

Inhalt: Der Fidschi-Archipel. II. (Mit vier Abbildungen.) — Lapplandfahrten. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. L. E. Bronski: Der obere Tigris. — Kürzere Mittheilungen: M'Carthy's Forschungsreisen in Siam. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 2. Januar 1888.)

Hierzu ein Prospect der Verlagshandlung Carl Graeser in Wien.

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin, W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Sechzig oder siebzig Jahre lang hat das Wunderland der Nordamerikanischen Union den europäischen Auswandererstrom so ausschließlich auf sich hingelenkt, daß andere Auswanderergebiete daneben keine oder doch nur eine sehr geringfügige Rolle gespielt haben. Heute scheint sich aber darin — bälder als man diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans gedacht hat — ein starker Umschwung zu vollziehen. Heute hören wir von einer großen Zahl derjenigen, die sich durch die Vorspiegelungen von Landagenten auf den fruchtbaren Boden von West-Dakota, West-Nebraska und West-Texas locken ließen, versichern, daß es ohne Zweifel besser für sie gewesen sein würde, wenn sie daheim in ihrem Schwaben oder Mecklenburg geblieben wären; und heute beobachten wir zugleich auch an den statistischen Zahlen, wie die Einwanderung in Nordamerika ein konsequentes Decrescendo, diejenige anderer transoceanischer Gebiete dagegen ein nicht weniger konsequentes Crescendo zeigt. Unter den Ländern, nach denen die Europa-Müden der verschiedensten Nationalität — namentlich auch der deutschen — neuerdings in wachsenden Schaaren hinüberziehen, ragen aber keine so sehr hervor, wie diejenigen, die südlich vom Wendekreise des Steinbocks in Südamerika gelegen sind: Uruguay, Argentinien, Chile, Paraguay und Südbrasilien. Da diese Länder unsere deutsche Kolonialpolitik in Folge dessen in einem hohen Maße beschäftigen, so dürfen die kleinen Skizzen, die wir unseren Lesern aus ihnen vorzuführen beabsichtigen, vielleicht um so eher auf Aufmerksamkeit rechnen. Der oberste Grundsatz, den wir dabei nicht aus den Augen lassen werden, soll selbstverständlich: Sachliche Prüfung! sein.

Da das Dreieck des außertropischen Südamerika in seiner ganzen breiten Basis fest mit dem großen Fünfeck des tropischen Südamerika verwachsen ist, da das gewaltige Andengebirge und die daran angeschlossenen Ebenen durch das erstere so gut hindurch streichen wie durch das letztere, und da auch die Ströme des ersteren zu einem großen Theile in dem letzteren ihren Ursprung und ihren Quellauf haben, so fällt es schwer, das eine von dem anderen zu scheiden. Und doch: wenn irgendwo, so ist an dieser Stelle strenge kultur- und wirthschaftsgeographische Scheidung nöthig. Man ist in Süd-Brasilien nicht mehr in Brasilien, und man ist in Uruguay und Argentinien nicht mehr in Südamerika! Könnte man versucht sein zu sagen, wenn man auf den Gedankeninhalt Bezug nimmt, den die Namen „Brasilien" und „Südamerika" gemeinhin bei uns haben. Das klimatische Regime ist über dem außertropischen Südamerika ein anderes als über dem tropischen, und damit sind es zugleich auch die hauptsächlichsten natürlichen Vorbedingungen, mit denen es der europäische Mensch und seine Kultur daselbst zu thun hat, und im Allgemeinen läßt sich gar wohl die Behauptung aufrecht erhalten, daß dieselben in mannigfaltiger Hinsicht ebenso günstige, oder selbst günstigere sind als in Nordamerika. Mit mancherlei

Digitized by Google

Schwierigkeiten hat der Kolonist, der sich in einem der genannten Länder Haus und Hof und Wohlstand zu begründen trachtet, ohne Zweifel zu kämpfen — hier mit gelegentlichen Regenfluthen, dort mit häufiger Dürre, dort mit Heuschreckenschwärmen —, aber hat er das nicht genau in derselben Weise auch auf dem Boden der Nordamerikanischen Union? Was die Einwirkungen des Klimas auf die Gesundheit des Einwanderers und auf das physische und geistige Gedeihen seiner Nachkommenschaft betrifft, so steht es unseres Erachtens um diese im außertropischen Südamerika eher besser als übler wie in der Union.

Die erheblichsten Bedenken, die man gegen eine Besiedelung der in Frage stehenden Länder durch Deutsche geltend machen kann, liegen nicht so sehr in der Natur derselben, als vielmehr in den historischen faits accomplis, die sich daselbst in den früheren Jahrhunderten und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vollzogen haben. Ehe die italienischen und französischen sowie die deutschen Einwanderer ankamen, hatten sich ja Spanier und Portugiesen in ihnen festgesetzt, diese hatten sich die besten Ländereien angeeignet, und diese hatten den gesammten politischen, rechtlichen und kulturellen Verhältnissen einen Stempel aufgeprägt, der sich nicht ohne Weiteres wieder weglöschen läßt. Damit hat sich natürlich auch die deutsche Kolonialpolitik, wenn sie ihr Augenmerk mit gutem Grunde vor allen Dingen auf jene Länder richtet, in der einen oder anderen Weise abzufinden. Doch dieses Alles dürfte aus den kontreten Skizzen am allerbesten hervorgehen.

Die große Hauptpforte des außertropischen Südamerika, durch die man den weitaus größten Theil des in Frage stehenden Ländertreiecks in der bequemsten Weise erreicht, bildet die breite Mündung des Laplata-Stromes, der wir deshalb vor allen Dingen zustreben. Die Seefahrt dahin nimmt ungefähr eine dreifach so lange Zeit in Anspruch als die Fahrt nach der nordamerikanischen Hudson-Mündung, aber mit Hilfe eines großen Postdampfers, wie solche heute zwischen Hamburg, Bremen, Antwerpen, Southampton, Liverpool, Bordeaux, Marseille und Genua auf der einen Seite und den Laplata-Häfen auf der anderen Seite hin und her spielen, wird dieselbe leichter und angenehmer über-

Ansicht von Montevideo.

wunden, als wir gedacht haben. Pünktlich am 29. Tage unserer Ausfahrt passiren wir das Kap von Santa Maria, und alsbald befinden wir uns in dem weiten, unübersehbaren Golfe, der auf der Karte als Rio de la Plata bezeichnet ist. Nun dauert es nicht mehr lange, und eine stattliche Häuserfront, die von zahlreichen schönen Kuppeln und Thürmen überragt wird, erhebt sich vor unseren Augen aus dem Wasserspiegel. Es ist Montevideo — der Hauptstrebepunkt aller europäisch-südamerikanischen Dampferlinien.

Anders als die Mehrzahl der amerikanischen Küstenstädte, und namentlich anders als die Mehrzahl der nordamerikanischen Küstenstädte, entfaltet die Hauptstadt von Uruguay gleich vom ersten Augenblicke an ihren vollen Glanz. Dieser Glanz vermindert sich aber auch nicht, sobald man den Fuß ans Land setzt, und die einzelnen Straßen und Plätze durchwandert oder das Innere der Häuser betritt. Montevideo hat nicht vergebens an demjenigen Punkte gelegen, an dem sich das außertropische Südamerika durch die interkontinentalen Kommunikationsmittel am engsten mit Europa berührt, und die europäische Civilisation hat in ihm eine Heimstätte gefunden, wie sie vollkommener kaum gedacht werden kann. Die Straßen sind wohl gepflastert und gepflegt, die Privathäuser schmuck und elegant, die öffentlichen Bauten — darunter voran, wie in allen Städten spanischen Ursprunge, die Kathedrale, neben ihr aber auch der Kongreß-Palast, die Universität, die Börse, das Solis-Theater, das Hospital 2c. — stolz und imposant. Und dabei herrscht allenthalben ein Leben, dessen sich keine europäische Großstadt zu schämen haben würde. Auf den Trottoirs wandern Herren und Damen — die Montevideenserinnen erfreuen sich des Rufes pikanter Schönheit — in ausgewählten Toiletten auf und ab, ganz wie Unter den Linden von Berlin, auf den Fahrwegen jagen Pferdebahnwagen und Droschken hin und her, und aus den großen Schaufenstern leuchten einem die Erzeugnisse von jeder Art Kunst und Industrie entgegen.

Seinen vorherrschend spanischen Ursprung giebt Montevideo namentlich in den inneren Höfen seiner Häuser sowie in den flachen Dächern derselben, die gelegentlich als Promenade zu dienen haben, kund. An zahlreichen Punkten hat die Stadt aber ein durchaus kosmopolitisches Gepräge,

Digitized by Google

was bei dem starken Fremdenzuflusse aus allen Gegenden Europas, dem die Stadt ausgesetzt ist, nicht sehr Wunder nehmen kann.

In Folge ihrer Lage auf einer Art niederem Vorgebirge, das weit hinaus springt in den Laplata-Golf, bietet sie allenthalben prächtige Ausblicke auf die blaue Wasserfläche, und dadurch erhalten die Reize, die sie besitzt, noch eine sehr wesentliche Steigerung. Besonders gilt dies van dem vorstädtischen Villenquartiere entlang dem Paseo del Molino. Die Halbinsel-Lage und der stark erhobene Baugrund bringen es übrigens auch mit sich, daß die Gesundheitsverhältnisse in der Stadt im Allgemeinen gute genannt werden können, und daß der neue Ankömmling aus Europa daselbst zumeist keinerlei Acclimatisationskrankheit zu überstehen hat. Wenn das Gelbe Fieber die Stadt zuweilen heimsucht, so hat man dies als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu betrachten, und größere Verheerungen hat die Krankheit eigentlich nur im Jahre 1857 angerichtet.

Straße in Montevideo.

Auf die Entwickelung der Stadt konnten die beständigen Revolutionswirren, die Uruguay in den letztvergangenen 60 Jahren ebenso sehr verheerten wie die anderen südamerikanischen Republiken, natürlich nicht ohne Rückwirkung bleiben. Nichtsdestoweniger ist aber ihre Volkszahl und ihr Reichthum fast jeder Zeit in starkem Wachsthume begriffen gewesen, und man kann nur annehmen, daß dies in einem nach viel höherem Maße der Fall gewesen sein würde, wenn die politische Ordnung des Landes eine bessere gewesen wäre. 1726 von den Spaniern begründet, hatte Montevideo im Jahre 1781 bloß 6460 Einwohner, bis zum Jahre 1792 hatten sich dieselben aber auf 30 000, bis 1862 auf 45 000 und bis 1879 auf 115 000 vermehrt. Sollte die Aera der Staatsumwälzungen endlich vorüber sein, so stünde vielleicht zu hoffen, daß der Aufschwung fernerhin noch viel bedeutenderer werden könnte. Zuvörderst ist noch nicht viel mehr als 1 Proc. der gesammten Landfläche von Uruguay unter Kultur. Sollte es nun nicht in einem hohen Grade fördernd auf Montevideo einwirken müssen, wenn sich diese Fläche innerhalb der nächsten Jahr-

Digitized by Google

zehnte durch den Fleiß neuer Ankömmlinge etwa verdoppelte oder gar verzehnfachte! Daß dazu von verschiedenen Seiten her ein kräftiger Anlauf genommen wird, ist an der Einwandererziffer deutlich genug sichtbar. Dieselbe wird für den Hafen im Jahre 1875 auf 5298 angegeben, im Jahre 1880 auf 9208, im Jahre 1881 auf 25 628, im Jahre 1882 auf 31 383, im Jahre 1883 auf 31 276 und im Jahre 1884 auf 41 624, wobei freilich der sehr starke Durchgang nach Argentinien, Paraguay ꝛc. mit gerechnet ist. Das Hügelland im Inneren bietet aber außer der Viehzucht, die bereits eine hohe Entwickelungsstufe erreicht hat, auch dem Ackerbau an vielen Orten gute Aussichten.

Bislang spielten spanische und französische Basken sowie Italiener die Hauptrolle unter den Immigranten, in den letzten Jahren ist aber auch das deutsche und schweizerische Element stark vertreten gewesen.

Was die Qualität des Hafens von Montevideo betrifft, so heißt es bezüglich desselben: Faute de meilleure! Der Ankergrund ist schlecht, zahlreiche Klippen hemmen den Zugang, große Fahrzeuge können nicht bis an die Quais herangelangen, und die ungestümen „Pamperos“ aus dem Südosten haben in der Bucht ein ziemlich freies Spiel. Man kann aber den Bürgern der Stadt das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich bemüht haben, dem Naturfehler nach Kräften abzuhelfen. Sie haben Docks und Molen angelegt, so wie man es in Europa zu thun pflegt, und ebenso haben sie es an anderen Vorkehrungen zur Förderung der Schiffahrt in keiner Weise fehlen lassen. Uebrigens können sie sich aber auch damit trösten, daß die übrigen Laplata-Häfen alle noch viel weniger taugen, und daß ihrer Stadt in dem transoceanischen Verkehre kaum irgend welche Konkurrenz droht. Die Schiffahrtsbewegung des Hafens belief sich im Jahre 1885 auf 2½ Millionen Tonnen, und die Handelsbewegung auf 200 Millionen Mark. Die Export-Artikel sind vorläufig noch ausschließlich Fleischpräserven, Häute, Talg, Wolle und lebendes Vieh, seit einigen Jahren ist aber auch der Weizenexport ein beachtenswerther geworden.

Mit seinem Hinterlande steht Montevideo gegenwärtig durch drei Eisenbahnlinien in Verbindung, dieselben sind aber insgesammt noch nicht 450 km lang, und sie genügen dem Lande nicht im entferntesten als Abzugsstraßen. Würde das Schienenstraßennetz im Verlaufe der nächsten Jahre — so wie es projektirt ist — weiter ausgebaut, so würde damit vielleicht am besten dem Grundübel, an dem das Land bisher gekrankt hat, begegnet. Nicht bloß würden dann die Kolonisten für die Produkte, die sie im Inneren bauen, Absatz finden, sondern die Centralgewalt des Staates würde auch zugleich auf einen festeren Fuß gestellt werden können. Beides müßte aber natürlich vor allen Dingen der Blüthe der Hauptstadt zu gute gehen.

Lappландfahrten.

Von H. Z.

II.

Je weiter die Fjeldwanderung vorwärts geht, desto größer werden die Schwierigkeiten, so daß in 8 Stunden nur 12 km zurückgelegt werden können. Bei jedem Schritte über das lockere Geröll und über die glatten Felsen ist ein gefährlicher Sturz des Pferdes zu befürchten. Noch viel gefährlicher freilich sind die Fjelde, wenn Regen und plötzliche Nebel eintreten, und wer ihre Besteigung dann allein wagt, dem droht dabei der Tod in vielfacher Gestalt.

Endlich geht es wieder rascher von der Stelle, und beim Ueberschreiten der schwedischen Grenze — ungefähr 900 m über dem Meere — gelangt man über eine ausgedehnte, grasbedeckte Hochfläche, die die untere Terrasse einer hohen Bergreihe bildet. Das eigentliche Hochgebirge aber ist noch immer fern. Mit wachsender Ungeduld werden hierauf die sanften Abhänge des 1200 m hohen Passes Tjäkta-Batta erklommen, ohne daß irgendwo die reiche Abwechslung einer Alpenwanderung dafür lohnte.

Ein überraschend großartiger Anblick bietet sich nur von der Höhe des Passes. Weiße Riesenkuppeln, dunkle Felswände mit Nadeln, Zacken und Hörnern, sonnenbeglänzte Schneefelder, bläulichgrüne Gletscher entzücken das von der Einförmigkeit der Fjelde ermüdete Auge. Man kann sich einen Augenblick in die Schweiz versetzt glauben. Jedoch bald gewahrt man die gewaltige Verschiedenheit der nordischen Alpen. Während die Schweizer-Berge gleichsam von unten beginnen und in ihrem Gesammtbau anzuschauen sind wie freistehende Riesendome und Paläste, umgeben von großen, menschenbelebten Plätzen und Straßen, so baut sich die nordische Alpenwelt erst auf dem mächtigen Podium der Fjelde auf, und ihre Gipfel gleichen nur Kirchendächern und Kuppeln, welche sich, von einer nahen Anhöhe aus gesehen, über das einförmig geschlossene Häusermeer einer Großstadt erheben.

Während ferner in der südlichen Alpenwelt das Leben bis hoch hinauf auf die Berge steigt, und sich noch angesichts der Gotthardspitze in einer Höhe von ziemlich 1500 m „ein lachend Gelände“ mit Dorf und Stadt ausstuft, so fristen im nordischen Berglande zerstreut umherziehende nur wenige Familien mit ihren Heerden ein nothdürftiges Dasein. Nur in den Schlupfwinkeln größerer Gebirgseinsenkungen begegnet man spärlichem Wachsthume. — Eine solche Einsenkung gilt es jenseits des Tjäkta-Batta zu verfolgen. Noch immer verbirgt sich aber der Kabmakaisa. Da Regen eintritt, erfolgt eine unfreiwillige Rast. Rasch, damit der Boden nicht erst erweiche, wird das Zelt aufgeschlagen. Leider hält der Regen an, und erst am Nachmittage des nächsten Tages wird es möglich, einige Kilometer weiter vorzudringen bis zum Eingang eines Seitenthales, das der Karte nach am Kabmakaisa seinen Anfang nimmt. Das aufgeschlagene Zelt genießt den Schutz einer alten Moräne. Ringsum steht eine Art Birkenwald, doch gleicht dieser mehr einer jungen Forstsaat, denn die höchsten Wipfel sind kaum drei Fuß hoch.

Während der Vorbereitungen zum Nachtlager entdeckt Jo mittelst seines fast unmenschlich feinen Geruchsinnes im Thale hausende Lappen. Die Reisenden folgen dem freudig Vorauseilenden und befinden sich bald vor einer aus zwei Zelten bestehenden Lappen-Sommerfrische.

Die Lappen bewillkommnen die Fremden aufs Freundlichste. Unaufgefordert bieten sie ihnen alles an, was eine Lappenküche nur aufweisen kann: vor allem Rentiermilch

Digitized by Google

und — Kaffee. Die gewöhnlich in trockenem, käseartigem Zuſtande dargebotene Rentiermilch iſt wenig appetitlich und ſchmeckt abſcheulich. Zum Dank ſpenden die Reiſenden aber Branntwein, und dieſer verſetzt die Lappen in ſeliges Entzücken. — Die Zelte ſind, wie die Abbildung zeigt, von der einfachſten Art. Mehrere, oben zuſammengebundene Stangen ſind mit grober Leinwand umſpannt, ſo jedoch, daß oben eine als Rauchfang und gleichzeitig als Fenſter dienende Oeffnung bleibt. Das Innere gewährt ein Bild, wie es bunter ein Zigeunerlager nicht darbieten kann. In der Mitte auf dem Boden lodert ein ſtarkes Feuer. Der Rauch, der durch die beſagte Oeffnung nur zum Theil ſeinen Ausgang findet, droht einen beim Eintreten faſt zu erſticken und treibt die Thränen in die Augen. Raſch ſetzen wir uns aber zu unſeren Wirthen um das Feuer, und bald ſpüren wir vom Rauche ſo wenig, daß wir die Augen öffnen und Umſchau halten können. Die Inſaſſen des Raumes gehören allen Altersſtufen an. Nächſt dem Feuer ſitzt ein nicht unſchönes junges Weib, mit der einen Hand ihren Säugling haltend, den ſie ſtillt, mit der anderen auf großer Pfanne flache Kuchen backend.

Die friſchen, ganz dünnen Fladenkuchen ſehen nicht unappetitlich aus. Doch danken wir für die freundliche Aufforderung zum Koſten, nachdem wir geſehen, daß der runde Holzlöffel, mit welchem der dickflüſſige Teig auf die Pfanne gegoſſen wird, faſt ſtiellos iſt, ſo daß ein guter Theil der Hand, ſowie der mit Rentierfell beſetzte Aermel der Lappin deutliche Spuren von allzunaher Berührung mit dem Teige zeigen. Raſch wird freilich beides durch Lecken geſäubert und das nun geſättigte Kind in die Wiege geſteckt, ſo daß nur das Köpfchen hervorguckt. Die Lappenwiege, Kumſe oder Kjaerris genannt, iſt aus Rentierfell und hat ungefähr die Form eines Holzſchuhes. Im unteren, futterartigen Theile ſteckt der Körper, und am oberen Theil wird die Wiege an der Zeltdecke aufgehangen, ſo daß ſie von ſelbſt ſich im Schaukeln erhält. — Ueber dem Feuer brodelt ein kupferner Keſſel. Ein alter, halb blinder Lappe ſchmaucht eine übelriechende Pfeife. Ein altes Weib, in einer Ecke kauernd, bearbeitet durch Schaben mit einem Holzinſtrument ein Rentierfell. Gewöhnlich kommen zur Behaglichkeit noch

Der Lappe Jo Larſen.

eifrige klug ausſehende Lappenhunde, mit welchen die Kinder ſich balgen und ſpielen. Die Hunde wie die Kinder tragen mitten im Auguſt dicke, winterliche Kleidung — die Hunde langes wollartiges Fell, die Kinder Pelzjacken, Pelzſchuhe und Pelzhauben. Auf dem Boden ſind überall Rentierfelle ausgebreitet. Die Ecken werden als Vorraths-, Kleider- und Rumpelkammern benutzt. Herrſcht Armuth, ſo beherbergt ein einziges ſolches Zelt öfters mehrere Familien. Wir haben in einer nicht viel größeren Nasengamme vier mit kleinen Kindern gefegnete Ehepaare angetroffen.

Die Norweger, als die vornehmeren Bewohner des Landes halten die Lappen nicht hoch. „Wir verachten ſie“, ſagte unſer norwegiſcher Freund, „denn ſie lügen wie gedruckt und ſtehlen wie die Raben. Nichts geht ihnen über den Branntwein, und dieſer iſt auch das einzige Mittel, um ſie lenkbar zu machen.“

Dieſe Verachtung mag jedoch in mancher Beziehung auf Vorurtheil beruhen. Rabot, Du Chaillu, Dult u. A. ſchildern die Lappen als zuverläſſig und ehrlich. Freilich die von der Kultur belecten und von reichen Fremden oft geradezu verdorbenen „Finner“ wiſſen gar wohl im Handel ihren Vortheil zu wahren und fordern ohne Scheu das Doppelte des eigentlichen Preiſes. Außerdem mag es für ſie eine große Genugthuung ſein, gelegentlich einen „klugen“ Fremden übervortheilen zu können. Ein Lappe, der uns ein 20 bis 30 Öre werthiges Stück Rentiergeweih für 50 Öre verkauft hatte, freute ſich darüber ſo ſichtlich, daß es uns ſelber ergötzte, ihm ein ſo großes Vergnügen bereitet zu haben. — Auf alle Fälle bewunderungswerth jedoch iſt die Geſchicklichkeit dieſes merkwürdigen Volkes. Die auf Seite 55 abgebildeten Gegenſtände überzeugen uns ſchon davon durch ihre zierliche und geſchmackvolle Ausführung, namentlich durch die hübſchen geometriſchen oder Thierfiguren, womit ſie geſchmückt ſind[1]). Den richtigen Begriff

[1]) Dieſe Verzierungen, beſonders auch die ſehr häufig und in ſtereotypen Umriſſen wiederkehrenden Rentierbilder, haben ein ſehr alterthümliches Gepräge; dennoch behauptet Dr. Sophus Müller in ſeiner „Thier-Ornamentik im Norden“, daß die finniſche Ornamentik keine eigenthümlichen Züge ausgebildet hat und im Weſentlichen mit der ſlaviſchen übereinſtimmt.

Digitized by Google

von ihrer kunstgewerblichen Leistungsfähigkeit bekommt man aber erst, wenn man sie bei der Arbeit beobachtet und die unvollkommenen Werkzeuge sieht, mit denen sie diese Dinge herstellen. Alle Schnitzwaaren aus Rentierhorn und Birkenrinde, wie Löffel, Messergriffe, Nadelbüchsen, Schuhe u. s. w. verfertigen sie mit einem einzigen, ziemlich großen und plumpen Messer. — Aus Wurzeln der Zwergbirke verstehen sie ohne Beihilfe von Instrumenten die feinsten Flechtwerke, wie Körbchen, Salzgefäße u. dergl., zu gestalten.

Die Berglappen ziehen in kleinen Gemeinden von zwei oder drei Familien das ganze Jahr in dem ihnen zugewiesenen Gebiete umher, im Winter in der Waldregion, im Sommer auf den Fjelden, von wo sie oft bis zur Meeresküste vordringen. Manche Lappen wandern jährlich gegen 300 km weit. — Die Nahrung des Renthiers besteht im Sommer aus der mageren Weide des Berglandes und im Winter aus dem bekannten Renthiermoos (Cladonia rangiferina).

Eine Heerde von 200 Thieren ist erforderlich zur Unterhaltung einer Familie. Reiche Lappen jedoch besitzen Heerden bis zu 4000, oder wie Du Chaillu berichtet, bis zu 6000 Stück, die bei einem Durchschnittspreis von 25 M. ein ganz hübsches Vermögen darstellen.

Eine längere Hochgebirgstour in Nordskandinavien ohne viel Regen soll eine Ausnahme sein. Unsere Reisenden erleben dieselbe nicht, sondern zwei Tage lang ohne Aufhören wird ihnen dieser Segen von oben reichlich zu Theil. Zum Glück fällt das Thermometer aber nicht unter + 2°.

Lappenlager.

Am dritten Tage, am 22. August, früh noch immer Fortsetzung. Endlich gegen 10 Uhr ein Umschlag zum Besseren! „Die Nebel zerreißen, der Himmel wird hell", und siehe da, der Kabnakaisa steht vor ihnen mit seinem ehrwürdigen Greisenhaupte und mit einem frischen, feierlich-weißen Mantel angethan. Offenbar hat er nur den Regen- und Nebelvorhang fallen lassen, um zu Ehren des von Weitem schon bemerkten Besuches sich in den Staat zu werfen.

Auf unserem Bilde (S. Abbildung 4) erscheint er als Hintergrund eines breiten, durch rechts vorgeschobene Berge kulissenartig sich verengenden Thales, das in einen ebenen, mit Geröll und Felsblöcken überstreuten Vordergrund einmündet.

Die gewaltige Schneedecke auf seinem vielfach gezackten Rücken, sowie der ebenfalls mit frischem Schnee überzogene breite Gletscher zu seinen Füßen verleiht den an sich schon runden Formen eine große Weichheit, und selbst die schroff abfallende Felsenfluh ist wie mit feinen Schneeadern durchsetzt und erhält dadurch einen milderen Ausdruck. Die zerklüfteten Seiten sind mit Schneefeldern ausgefüllt. Bei den offenbar niederen und darum ziemlich schneefreien Vorbergen rechts herrscht die runde Form noch mehr vor, so daß sie fast wie hinter einander stehende Glasglocken erscheinen; nur links zeigen sich schärfere Spitzen und Umrisse.

Das ist im Großen und Ganzen dasselbe Bild, wie es auch der Suchaetta von der Jerkinhöhe aus, und der Sulitjelma vom Hochplateau von Bods aus darbieten. Die nordischen Alpenstöcke haben unter sich eine noch größere Familienähnlichkeit als die südlichen.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen wird die Besteigung bei schönstem Sonnenschein und 12° Wärme vorgenommen. Der Weg über die steinige Thalsohle ist auf dem Bilde leichter zurückgelegt als in Wirklichkeit. Er ist theilweise noch mühsamer als über die Fjelde. Jede Spur von Leben und Wachsthum hat aufgehört. Nach zweistündigem Marsche gelangt man endlich an den Fuß des Gletschers. Eine Steinmoräne ist nicht zu bemerken, woraus man schließen kann, daß der Gletscher in einer Vorwärtsbewegung begriffen ist. Dasselbe ist an mehreren Gletschern in Lappland beobachtet worden, während vorher das Gegentheil stattfand. Daß das Klima Skandinavien kälter geworden ist, scheint auch der Umstand anzudeuten, daß an vielen Stellen die obere Baumgrenze abwärts gerückt ist.

Nun geht es einen sehr steilen Abhang hinauf zum ersten 600 m hohen Sattel oder Vorsprung des Berges. Da plötzlich, verdächtiges Poltern! Ein Steinregen, wie ihn Alpenwanderer oft beschrieben! Inmitten der Gefahr lernt man sie verachten: es geht weiter!

Um 4 Uhr ist der Sattel erreicht, und damit ist der schwierigste Theil des Aufstieges überwunden!

Indem man jedoch am Felsengrat ankommt und den Schnee betritt, gewahrt man, daß er nicht trägt. Unter beständigem Versinken und Fallen, wobei man oft in schmerzliche Berührung mit unter dem Schnee verborgenem spitzem Gestein kommt, wird endlich um 6 Uhr der Gipfel des Kabnakaisa erreicht, eine unscheinbare Eisspitze, welche über einen Abgrund von 1000 m Tiefe hinausragt.

Die merkwürdige Klarheit der nordischen Luft, die um diese Tagesstunde natürlich den höchsten Grad erreicht, ermöglicht einen unermeßlichen Rundblick. Vor allem machen sich eine Anzahl anderer Bergriesen bemerklich, die möglicher Weise eben so hoch oder zum Theil noch höher sind als der Kabnakaisa. Den barometrischen Beobachtungen Rabot's zufolge beträgt seine Höhe 2130 m. Nach Svenonius beträgt sie 2135 m und diejenige des Sarjektjäkko und des Kaskasatjäkko nicht viel weniger (2080 bezw. 2093 m).

Lappengeräthe.

1. Steingewicht (Norwegen, Finnland, Rußland). 2. Gefäß aus Zwergbirkenwurzeln (Schweden). 3. Schachtel aus Birkenrinde (Rußland). 4. Streichholzschachtel aus Renthierknochen (Schweden). 5. Messer mit Scheide aus Renthierhorn (Norwegen). 6. Messergriff aus Renthierknochen (Schweden). 7. Salzflasche aus Birkenholz (Schweden). 8. Löffel aus Renthierknochen (Schweden). 9. Schöpflöffel mit Verzierungen aus Knochen. 10. und 11. Webstuhl mit Schiffchen aus Renthierknochen (Schweden, Norwegen, Finnland). 12. Schuhe aus Birkenrinde (Rußland).

Vor Allem wird durch diese neuen Messungen der uns noch immer geläufige geographische Lehrsatz umgestoßen, daß in Skandinavien die höchsten Erhebungen ganz an der Westküste zu finden sind; wenigstens vom nördlichen Theil der Halbinsel gilt das nicht mehr. Allerdings setzt sich die Bildung von Spitzen, Domen, Glocken, Felshörnern und Nasen im Westen bis zu dem in Purpur erstrahlenden Horizonte fort, während im Osten die Landschaft bald einen anderen Charakter annimmt und große Seen zwischen langen, waldbedeckten Berg- und Stufengeländen hervorschimmern läßt.

Der Abstieg erfolgt zunächst in entgegengesetzter Richtung, also an der südlichen Seite des Berges, die weniger steil, aber nicht weniger geröllbedeckt ist als die nördliche.

Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln und eintretende Nebel machen ja weitere Besteigungen vollkommen unmöglich und zwecklos.

Die Rückkehr findet über den Tjäkta-Vaggi durch das grüne Alesvuobmithal, das nach Jo's Versicherung das grasreichste und gesegnetste Thal Lapplands ist, in nordöstlicher Richtung statt, und dieselbe bietet willkommene Gelegenheit, auch den Ostabhang des Fjeldes kennen zu lernen. Die bemerkenswertheste Thatsache, die hierbei zu constatiren ist, ist die, daß der Baumwuchs auf der schwedischen Seite ganz im Allgemeinen bis zu einer viel bedeutenderen Höhe emporsteigt als auf der norwegischen. 2 km vom Sattel abwärts erscheinen bereits einige Birken, und in einer Höhe von 790 m befindet man sich inmitten eines dichtbelaubten Gehölzes, das aus dieser Baumart und aus Weiden zusammengesetzt ist. Und dabei ist das Klima auf dem schwedischen Abhange des Fjeldes ohne Zweifel viel rauher. Ohne erwähnenswerthe Abenteuer, aber nicht ohne weitere Strapazen, die namentlich die durch fortwährenden Regen geschwollenen Bäche und erweichten Moräste bereiten, gelangt man endlich zurück nach der ärmlichen Hütte zu Bugholmen, die jetzt einen wahrhaft großartigen Eindruck macht.

Digitized by Google

Der Kebnekaisse.

Digitized by Google

Nach einem achttägigen Bivouakiren auf den Fjelden — zuletzt unter strömendem Regen — weiß man eben die Wohlthaten, die ein festes Dach gewährt, zu schätzen, auch wenn dasselbe noch so viel Schmutz und noch so viele blutdürstige Condylopoden unter sich birgt.

Außer an Renthieren fehlt es in der Gegend des Kabanatsa auch nicht an Bären, dieselben halten sich aber im Allgemeinen in respektvoller Ferne von dem Herrn der Schöpfung, wie es scheint, und so ist auch selbst über Jägerstückchen nichts weiter zu berichten.

Die Batakker auf Sumatra.

Von **W. Ködding.**

I.

Ein gewaltiger Gebirgszug, oft in mehreren Parallelketten, und mächtige Seitenarme aussendend, sowie manchen noch thätigen und viel erloschene Vulkane einschließend, durchzieht die Insel Sumatra in ihrer ganzen Länge und bildet gleichsam das kolossale Gerippe derselben. Im Osten hat sich ein breites Alluvialland angesetzt, im Westen aber hat der Anprall der Wogen des Indischen Oceans solches verhindert, so daß hier die Küste meist steil ins Meer abfällt, um in einer Reihe längs der Küste sich hinziehender Inseln wieder zum Vorschein zu kommen. Nur stellenweise konnte sich ein Küstensaum bilden, der dann meist von Sümpfen durchzogen ist. Daß letztere auf der Ostküste in noch viel größerer Ausdehnung vorkommen, ist natürlich. So bietet die Westküste im vollsten Sinne des Wortes ein echtes Gebirgsland mit engen, tiefen Thälern, die oft nur Rinnen gleichen und die auf ihrem Grunde zwischen den steilen, bewaldeten Abhängen eben nur Raum bieten für die dahinstürzenden Waldbäche und Gebirgsflüsse. Weiter landeinwärts trifft man prächtige Hochthäler und Hochplateaus, oft von beträchtlicher Ausdehnung und in einer Höhenlage von 600 bis 1200 m. Unübersehbare, mit Alangalang-Gras bestandene Steppen, die aber wasserärmer und weniger fruchtbar sind, bilden dann meist den Uebergang von der westlichen Gebirgsregion in die östliche Abdachung, der einzelne Gebirgszüge von geringerer Höhe auch nicht fehlen. — Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Bodenbeschaffenheit das Landes das Klima ein verschiedenes sein muß. Während z. B. an dem westlichen Küstensaume die durchschnittliche Tages-Temperatur 27° R. beträgt, kann die Hitze in den Mittagsstunden zwar auch in den Hochlanden zu solcher Höhe steigen, aber in den Morgen- und Abendstunden steht sie hier auf 15 bis 12° und noch tiefer, und in nicht allzu seltenen Nächten fällt das Thermometer bis nahe an den Gefrierpunkt.

Klima und Bodenverhältnisse mögen dann auch Ursache sein, daß von alten Zeiten her das Hochland eine viel dichtere — in manchen Gegenden eine gedrängt dichte — Bevölkerung mit ziemlich entwickelter Kultur aufzuweisen hatte, während die Küsten- und Flachländer nur schwach bevölkert waren, bezw. noch sind. Eine Ausnahme hiervon machen nur einige, dem Handel günstig gelegene Punkte, wie z. B. Palembang und Padang, wo sich dann aber auch besonders fremde Elemente niederließen. Mehr als das fruchtbare, aber sumpfige Flachland des Ostens mit heißem und ungesundem Klima und mehr als die Berge des Westens mit wohl erträglichem Klima, aber für ausgedehnten Ackerbau und Viehzucht ungünstigen Bodenverhältnissen, lockten die Thäler und Flächen des Hochlandes zur Niederlassung, die alle Existenzbedingungen vortheilhafter darboten. Der Reis gedeiht auf den Höhen sowohl, als in den Niederungen, ebenso der Mais, das Zuckerrohr, die Batate und die Zuckerpalme, ferner der indische Büffel (karbouw, horbo) und das Buckelrind (lombu); eigenthümlich aber ist den Hochlanden, und speciell dem Batakkande, eine Rasse kleiner, zäher und vortrefflicher Pferde. Dagegen gedeiht die Kokospalme nur noch in einer Höhe von 600 m, und auch da nur in geschützten warmen Thälern. — Die ungeheuren Wälder, welche das Land bedecken, beherbergen den Elephanten (stellenweise noch in Heerden), das Nashorn, den Königstiger, den Bären, eine Art Wolf und anderes Raubgethier, sowie auch Hirsche, Rehe, Steinböcke, Zwerghirsche, große Affenheerden, wilde Pfauen, Rhinozerosvögel u. s. w. Unbeerdenbare, aber wenig benutzte Reichthümer an bestem Nutzholz und sonstigen Naturprodukten bergen die Wälder in sich. Von ihnen werden am meisten ausgebeutet: Spanisches Rohr, Benzoë, Kampher und Guttapercha. Es wäre überflüssig, von der Herrlichkeit dieses tropischen Waldes zu reden, nur die Bemerkung sei erlaubt, daß unter allen Waldbäumen wohl dem Kampherbaum der erste Preis gebührt. Sein schlanker Stamm erhebt sich 30 m hoch, kerzengerade, ohne Ast, oft ohne bemerkbaren Knoten, ehe er seine schöne, gewaltige Krone ausbreitet.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen zu einer etwas näheren Betrachtung des Batakgebietes. Dasselbe erstreckt sich auf der Westküste von 0° 30′ bis 2° 30′ nördl. Br., etwa von Natal bis Singkil. Von diesen beiden Punkten aus dürften auch zwei Linien, die Längsaxe der Insel im rechten Winkel schneidend, auf die beiden Grenzpunkte des ursprünglichen Bataklandes an der Oststüste treffen. Zu bemerken ist, daß sich an der ganzen Oststüste im Laufe der Zeit kleine mohammedanische Malayenstaaten gebildet und die Batakker von der Küste zurückgedrängt oder sie auch wohl zu geringem Theile in sich aufgenommen haben. Auch an der Weststüste haben sich malayische Kolonien niedergelassen, ohne indessen größeren Einfluß gewonnen zu haben; nur die theilweise Mohammedanisirung der nicht zahlreichen Batakbevölkerung haben sie bewirkt. Es versteht sich von selbst, daß die Stammes- und Religionsgrenzen weder im Norden gegen die Atjuesen, noch im Süden gegen die Malayen, ganz strenge sind. Beide Nachbarvölker der Batakker sind Islamiten, sie selbst in ihrer Masse noch Heiden, doch ist das Verschwinden des Heidenthums durch das Vordringen nicht nur des Islam, sondern auch des Christenthums nur eine Frage der Zeit. — Werfen wir nun zu besserer Orientirung unseren Blick auf diejenigen Landschaften, welche als Centren des Batakvolkes anzusehen sind. Unseren Ausgangspunkt nehmen wir von den Tapian-na-uli-Bai (Schönwasser-Bai), ziemlich in der Mitte zwischen dem 1. und 2. Breitengrade an der Weststüste. Sie gilt als

Digitized by Google

eine der schönsten der Welt. Weit aus dem Hintergrunde blicken die Bergshäupter des Hochlandes über die niederen Vorberge herüber. Nahe dem Ufer erhebt sich ein etwa 400 m hoher Bergrücken — der Vorsprung einer kleinen Gebirgsterrasse — und senket verschiedene bewaldete Aeste gegen West und Nordwest, wo sie ihren Fuß in die Bai senken. Zwischen diesen Bergzügen liegen Kokosbüsche und kleine Ortschaften, deren bedeutendste — Sibodja — Sitz eines holländischen Beamten ist. Den südlichsten Punkt der Bai bildet das kleine schroffe Kap Belajar, von dem aus sich kleine grüne Inseln hinziehen — entgegen der von Norden sich herabziehenden, den nördlichen Theil der Bai einschließenden Landzunge. Mehrere größere Inseln liegen vor der Bai und eine Anzahl kleinerer in derselben. Dies Bild mit seinen mannigfachen Formen, seinen vollen Farben und seinem glitzernden Wasserspiegel unter den Strahlen der indischen Sonne macht auf den Beschauer einen hinreißenden Eindruck.

Wenden wir uns von hier südöstlich, so gelangen wir unter 1° nördl. Br. und 99° 25' östl. L. v. Gr. in den nördlichsten Theil des herrlichen, 600 m hoch gelegenen Thales von Mandaheling. Es nimmt seinen Anfang an der Südgrenze des Bataklandes, das dort durch die beiden in gleicher Breite liegenden Berge Malintang und Kulabo (2100 m) mit ihrer Zwischenkette vom nördlichen Malayenlande getrennt wird. Es läuft parallel mit der Längenachse der Insel und wird in seiner ganzen Länge durchflossen vom Batang Gadis. Derselbe hat im südlichen Grenzgebirge seinen Ursprung, macht vom 1. Grade nördl. Br. an einen Bogen in nordwestlicher Richtung, durchbricht die westlichen Gebirge und fließt etwas nördlich von diesem Breitengrade ins Meer. Das östliche Randgebirge des Thales bildet bereits die Wasserscheide zwischen der Ost- und Westküste. Im westlichen Randgebirge erhebt sich nicht weit nördlich von der südlichen Grenzecke (dem Malintang) der etwa 2900 m hohe noch thätige Vulkan Merapi (d. h. Feuerberg). Das lange und breite Thal ist bedeckt von Dörfern, Reisfeldern, Kokosbüschen und prächtigen Kaffeegärten. Die Bevölkerung ist zahlreich und wohl schon seit langer Zeit dem Islam offen und zugänglich gewesen, denn sie hat schon gar viel von ihrer batakschen Eigenart eingebüßt. Ihre bestе Zeit ist ihr jedenfalls erst mit dem holländischen Regimente, seit Ausgang der dreißiger Jahre angebrochen.

Die nördliche Fortsetzung von Mandaheling bildet die Landschaft Angkola, die im Norden ihren Abschluß findet durch den Bergstock Lubu raja (etwa 1800 m) mit seinen Ketten, jenseits deren der Batang toru, von Norden kommend, sich westwärts der See zuwendet. Auch diese Landschaft ist gut bevölkert und kultiviert. Sie senkt sich gegen Mandaheling und sendet dorthin ihr Wasser, dem Batang Gadu zu. Nahe am Lubu raja liegt der Ort Padang Sidimpuan, der Sitz des holländischen Oberbeamten für die Bataklande. Auch hier ist das Volk bis auf geringe Reste dem Islam anheimgefallen, und zwar in steigender Zunahme seit dem Einfalle der „Padri" — einer fanatischen Mohammedanersekte — aus dem Malayenlande (den padangschen Bovenlande), die im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts den heiligen Krieg — besser ihre Raub-, Brand- und Mordzüge — nach Toba im Norden ausdehnte, bis die Holländer, die damals nur an der Küste saßen, sich ins Mittel legten, der Sekte ein Ende machten und diese Landschaften nebst dem gleich zu nennenden Sipirok annektirten. Seit 1864 versuchten zwei holländische Missionare, das Christenthum in Angkola, und seit 1870 ein anderer es in Mandaheling einzuführen, bisher freilich nur mit geringem Erfolge.

Weiter gegen Norden, an der Ostseite des Lubu raja und seiner nach Norden ziehenden Kette steigen wir empor auf das nahezu 1000 m hohe Plateau von Sipirok. Dies ist zwar kein ausgedehntes, aber ein schönes Stückchen Erde mit gutem Klima. Die Kokospalme gedeiht daselbst allerdings nicht mehr, desto besser aber die Zuckerpalme, der Reis und ein vortrefflicher Kaffee. Auch schöne Büffel- und Rinderheerden findet man hier, und zugleich ist ein gewisser Wohlstand der Bevölkerung zu bemerken. Widerstand die letztere nun auch anfangs den oben genannten gewaltsamen Bekehrungsversuchen des Islam, so ist sie demselben zuletzt doch verfallen, und zwar nach der Aufrichtung der holländischen Herrschaft, indem sie durch diese unter den politischen und juridischen Einfluß der Häuptlinge von Angkola gestellt und das Malayische als Regierungssprache eingeführt wurde. Diese Sprache zu lernen, hieß für sie so viel als mohammedanisch werden. Auf die angegebene Weise hat die holländische Kolonialregierung überhaupt in ganz Indien dem Islam in die Hände gearbeitet, wenn auch ohne besseres Wissen. Seit einer Reihe von Jahren hat sie dies eingesehen und demgemäß ihr Verfahren, wo es möglich war, geändert. Die in 1861 in Sipirok begonnene Mission der rheinischen Missionsgesellschaft vermochte das Vordringen des Islam zwar nicht zu hindern, machte ihm aber einen Theil der Beute streitig; etwa 2000 Batakker sind von zwei Stationen aus zu Gemeinden mit Kirche und Schule organisirt, und der Einfluß der Mission erstreckt sich auch über die Grenzen dieser Gemeinden hinaus. Der Höhenzug, welcher Sipirok im Südwesten abschließt und mit dem Lubu raja in Verbindung steht, zieht von vielen Wasserläufen durchbrochen nach Norden und verliert sich dort in den Steppen von Hoch-Toba. An seiner westlichen Seite fließt der Batang toru, gegen Osten aber sendet er einige Arme aus und bestreicht ein Flachland, welches Sipirok mit Toba verbindet. Im Osten Sipiroks erheben sich unmittelbar vom Plateau die steilen Trachytwände des östl. Grenzgebirges, das hier die Wasserscheide zwischen Ost und West bildet, das sich im Nordosten aber ebenfalls verliert. Zur Seite dieses letzteren Gebirges (an seiner Westseite) fließen die Wasser von Sipirok zunächst gegen Norden, wenden sich aber westlich zum Batang toru, und von hier aus erhebt sich das Terrain wieder (gegen Norden) bis zu 1300 m Höhe in der Steppe von Pangaribuan, von wo die Gewässer gegen Westen und Osten fließen. Weiter dehnt sich nun die Steppe rechts und links und nördlich bis über den Tobasee aus. Dieser See liegt in der Längenare der Insel etwa von 2° 20' bis 2° 55' nördl. Br. und ist von einem sich aus der Ebene erhebenden Bergkranze umgeben, dessen höchste Spitzen 1600 bis 1900 m betragen mögen. Nur das südliche Ufer des Sees ist flach und gegen die Steppe offen, und die Höhenlage seines Spiegels beträgt ungefähr 800 m. Er hat geringen Zufluß und seinen einzigen Abfluß aus seiner südöstlich vorspringenden Ecke im Batang (= Fluß) Asahan gegen Osten. Diese Hochländer tragen Steppencharakter, sind meist arm an Wasser und Wald, haben magereren Boden, werden aber von ziemlich reichen Heerden von Büffeln, Rindern und Pferden belebt. Es ist ihnen eigenthümlich das hohe, scharfkantige Alangalanggras, das sie vollständig bedeckt und ihnen ein graugrünes oder graugelbliches und damit ein trauriges Aussehen giebt. Uebrigens kommen solche oft sehr ausgedehnte Grasfelder überall, nicht nur auf Sumatra, sondern im ganzen Archipel vor. Nur in den tiefen Furchen und Rinnen, die bald schmäler, bald breiter, in großer Anzahl das ganze Flachland durchziehen, fließen reichere oder ärmere Bäche. Hin und wieder findet man auch Teiche in der Steppe. Oefters sind diese Einschnitte zum Reisbau benutzt, öfters sind sie von üppigem Waldwuchse bestanden. In Pangaribuan ist die Bevölkerung

Digitized by Google

nicht gerade zahlreich, weiter nördlich aber werden die Gruppen von Dörfern immer dichter, und die Seeufer sowie einige Inseln im See sind geradezu besäet mit Dörfern, und hier zählt die Bevölkerung nach Hunderttausenden. Hier trägt sie auch noch ihren Urtypus am reinsten, und hier war von jeher und ist noch jetzt der Mittelpunkt echt batakischen Lebens, von außen noch wenig oder gar nicht beeinflußt.

Eine gute Tagereise südlich vom See, etwas nach Westen hin, liegt das schöne Hochthal von Silindung, gegen 1000 m hoch, eine Stunde breit und drei Stunden lang. Es wird durchflossen von den beiden Quellflüssen des Batang toru. An der Westseite fließt der Aut (= Wasser) Sigeaöu, der sein Wasser aus den Höhen im Norden zwischen Silindung und dem See und aus dem westlichen Randgebirge empfängt. An der Ostseite fließt der Aut Situmandi, dieser kommt von der östlichen Hochsteppe und durchbricht in tiefen Einschnitten die letzten sich in der Steppe verlierenden Ausläufer des von Sipirok ausgehenden Gebirges. In der Südspitze des Thales vereinigen sich beide breiten aber flachen Flüsse zum Batang toru, der sich mit schäumender Gewalt seinen Weg weiter gegen Süden bahnt, durch die dicht zusammentretenden Waldgebirge an seinen beiden Ufern hindurch. Auch hier in Silindung hat die Landschaft etwas von den kahlen Steppencharakter, und nur die Höhen im Westen tragen noch schweren Wald, während das östliche Randgebirge fast vollständig entblößt ist. Aber durch den Wasserreichthum, den die Eingeborenen mittelst Kanalisation trefflich zu benutzen verstehen, ist die ganze tafelgleiche Thalsohle so zu sagen zu einem einzigen Reisacker umgewandelt, auf dem nahe an 200 kleine Dörfer, je von einer hohen Bambushecke umgeben, zerstreut liegen, so daß der Anblick von der Höhe aus ein ungemein lieblicher ist. Auch fehlen nicht die Rinder-, Büffel- und Pferdeheerden. Die Bevölkerung, etwa 25 000 Seelen stark, ist rein batakisch und galt von Alters her als eine feste Burg echt batakischen Lebens, wie Hoch-Toba selbst. Im Jahre 1863 begann die rh. Missionsgesellschaft durch ihre Boten auch hier ihre Arbeit, und man darf sagen, daß sie nicht umsonst gearbeitet hat. Dafür zeugen die vier christlichen Kirchen des Thales, nebst einer größeren Anzahl von Schulen und Kapellen mit ihren Gemeinden — zusammen etwa 6000 bis 7000 Seelen. In der Mitte der siebziger Jahre machte die Mission auch im Norden, gegen den See hin, Versuche, hatte aber dort einen schweren Stand. Da brach 1878 der Aufstand des Singa manga radja — eines Häuptlings am Seeufer und einer Art von batakischem Oberpriester — in Verbindung mit denjenigen der Atjineſen gegen die holländische Regierung aus. Die Regierung mußte einschreiten. Sie dämpfte den Aufstand und nahm nun das ganze Land, von Sipirok aus nordwärts und von Sibolga (der Küste) aus ostwärts bis zum Tobasee, in Besitz. In Folge dessen konnte sich nun die Mission gegen Norden weiter ausbreiten und zwar auf ausdrückliches Verlangen der Eingeborenen selbst. Jetzt hat sie sowohl auf der Steppe als auch direkt am Seeufer einige Stationen, auf denen sie erfolgreich wirkt. Die Zahl sämmtlicher Getauften in der Rh. Batakmission dürfte jetzt 11 000 übersteigen, ihr Einfluß aber macht sich weiter auf die ganze Bevölkerung des von ihr im Norden besetzten Gebietes geltend.

Daß die ganze Gebirgsregion Sumatras vulkanischer Natur ist, ist bekannt. Auch das Batakland macht hiervon keine Ausnahme. Von einem noch thätigen eigentlichen Vulkane außer dem schon genannten in Mandaheling, den Merapi — ist zwar nichts bekannt, aber in allen Bergketten des Landes finden sich erloschene Krater. Dr. Hagen berichtet (Tydschrift voor Ind. taal-land-en volkenkunde, XXXI, 4, 1886) von Schwefelfeldern an den Abhängen von etwa 600 m sich über die Hochebene erhebenden Bergen, die er vom Norden des Sees aus in nördlicher Richtung sah. Auch in den Bergen um den See selbst finden sich Schwefelfelder. Höchst interessant ist in dieser Hinsicht das Thal des Batang toru. Dasselbe ist nur in seinem unteren Theile und sodann nicht weit von seinem Ausgange aus Silindung bewohnt, und zwar ziemlich spärlich. Gerade der letztere Theil — Pangaloan — aber ist merkwürdig durch seine vielen, starke Dämpfe ausströmenden und heiße Bäche entsendenden Quellen, die sich besonders am Fuße des östlichen Randgebirges hinziehen und zuweilen den ganzen Landstrich in Dampf einhüllen. Eine Stunde nördlich von hier, in der Landschaft Sigonpulon, dehnt sich auf dem rechten Ufer des Flusses, in halber Höhe des Randgebirges — wie es scheint auf der eingesunkenen Seite desselben — ein mächtiges Schwefelfeld aus. Das ganze Gebiet gleicht einer mächtigen Aschenhalde, voller Risse, aus denen farbige Flammen und Flämmchen und gräuliche Dünste hervorbrechen. Große Massen des reinsten Schwefels sind hier abgelagert. Was das Grausige dieses Todesfeldes erhöht, sind die kochenden, zischenden und tosenden Schlammkessel oder Krater. Der größte derselben, der zunächst an der Felsenwand liegt, schleudert mit ungeheurer Kraft und starkem Tosen seine gelben Schlammmassen etwa 6 m hoch gegen einen vorspringenden Felsen, von dem sie stets wieder zurückfallen, um das Getöse zu vermehren. Es ist sinnverwirrend und die Nerven aufregend, diesem Spiele eine Zeit lang zuzusehen. Nebenbei sei angedeutet, daß auch in Pangaloan und Sigompulon je eine Missionsstation mit kleinen Christengemeinden liegen.

Alles von den bisher beschriebenen Tritten westlich gelegene Gebirgsland ist dünn bevölkert, gehört aber zur holländischen Kolonie. Ganz dasselbe gilt auch von den östlich gelegenen Landschaften, nur sind die Distrikte östlich von Pangaribuan und Toba bis an die Küstenstriche noch unabhängig. Unabhängig sind auch die reich bevölkerten Gebiete zu beiden Seiten und im Norden des Sees und ferner alles Land von da gegen Norden, — ja letzteres ist nicht blos unabhängig, sondern auch noch ganz unbekannt. Nur die schmalen Küstenstriche sind bekannt und den Holländern unterworfen.

Kürzere Mittheilungen.

Niederkalifornien und Sonora.

Die Länder östlich und westlich von dem kalifornischen Meerbusen zählten bisher zu den stillsten Winkeln, sowohl was die Forschungsreisen in ihr Innere als auch was ihre Antheilnahme an dem internationalen Handel und Verkehr angeht. Allmählich scheint es aber doch auch in ihnen etwas lebendiger werden zu wollen — Dank vor allen Dingen dem Einflusse, den die Amerikaner von Ober-Kalifornien sowie von Arizona und Neu-Mexiko aus auf ihre Nachbarn im Süden geltend zu machen suchen. So vernehmen wir, daß an der Allerheiligen-Bai in dem nord-

Digitized by Google

westlichen Nieder-Kalifornien eine junge Stadt, Namens Ensenada de Todos Santos, in raschem Aufblühen begriffen ist, und einen schwunghaften Handel in Früchten ꝛc. mit San Francisko unterhält, und so lauten auch die Nachrichten aus Guaymas in Sonora neuerdings sehr hoffnungsvoll. Das meiste Land in den beiden in Frage stehenden merikanischen Territorien ist ja ohne Zweifel staubige und salzige Wüstenei. Wie anderwärts, so ist die Wüstenei aber auch hier nicht ohne Oasen, und die wasser- und grasreichen Gegenden am Abhange der Sierra Madre, entlang dem Yaqui-Flusse und bei Cap San Lucas dürften füglich auch zu anderen Dingen taugen, als nur Jagdreviere von wilden Indianerhorden abzugeben. Die reichen Mineralfundstätten der beiden Territorien sind gleichfalls noch lange nicht genügend ausgebeutet, und besonders sie scheinen durch den Unternehmungsgeist der Yankees allmählich eine bedeutendere Rolle spielen zu wollen. Außer dem Kupfer-, dem Gold- und dem Silberreichthume zahlreicher Distrikte sind neuerdings namentlich auch die Phosphatablagerungen verschiedener Golf-Inseln in Angriff genommen worden. Mit großen Rinderheerden haben sich vor allem die nördlichen Grenzgegenden Arizonas bevölkert, und nachdem dem Apachen-Häuptling Geronimo sein Räuber- und Mörderhandwerk von den Unionstruppen definitiv gelegt worden ist, erscheint denselben auch das Vordringen in das Innere des Landes nicht mehr so bedenklich. Eine Grundfrage bezüglich der Kultivirung Sonoras und Unter-Kaliforniens ist natürlich die Frage der künstlichen Bewässerung. Da die beiden Territorien aber nicht absolut regenlos sind, sondern nur an einer sehr streng ausgesprochenen Periodicität der Regen laboriren, so wäre durch Kanal- und Reservoir-Anlagen sowie durch Brunnenbohrungen wohl an zahlreichen Orten Mancherlei zu erreichen.

Afghanistan.

Was das gewaltthätige Vorgehen der Engländer in den Ländern, die dem indischen Kaiserthume benachbart sind, in einem hohen Grade legitimirt, und was uns mit einer gewissen Zuversicht auf die von ihnen errungenen Erfolge blicken läßt, das ist vor allen Dingen die wissenschaftliche Durchforschung dieser Länder, die jeder Zeit mit ihrer Eroberung Hand in Hand geht. Die geologische Kartenskizze, die C. L. Griesbach in den „Records of the Geological Survey of India“ (Vol. XX. part 2, p. 92) veröffentlicht, verdient in dieser Beziehung besonders rühmende Erwähnung. Dieselbe zeigt uns, daß auch in Afghanistan die jungen Lößbildungen einen sehr bedeutenden Raum einnehmen. Im Uebrigen bestehen die unterirdischen Gebirgsdistrikte vorwiegend aus tertiären und meloyoischen Felsarten, doch fehlt es auch nicht an Schichten, die der Kohlenformation angehören — besonders nicht in der Gegend von Meshed, Herat und Kabul. Das Streichen der unterirdischen Schichten ist im NW ein südöstliches (wie in Persien ꝛc.), im NO dagegen ein nordöstliches (wie in Nordwest-Indien) und im SO ein nordwestöstliches. Man könnte also wohl hinsichtlich der Gestaltung des afghanischen Bodens eine indische und eranische Hälfte unterscheiden. Daß die Karte zuvörderst noch große Lücken enthält, ist selbstverständlich.

In dem der Karte beigegebenen Texte giebt Griesbach eine hübsche physikalisch-geographische und geologische Charakteristik des Landes. Hiernach füllt Afghanistan zu etwa drei Viertheilen in das Gebiet des Indus und des Zuflußtromes Helmend, und nur zu einem Viertel in das des Kaspischen Sees (des Oxus, Murghab ꝛc.). Das hohe politische Interesse der Engländer an dem Lande erklärt sich also zur Genüge durch die ganze Natur desselben. Der Hindukusch und seine Verlängerung Koh-i-Baba bilden die Hauptwasserscheide im Inneren, das System des Takht-i-Suleiman den Grenzwall gegen Indien. Beide Systeme sind der Kategorie der Faltungsgebirge zuzuzählen. Die Flüsse sind sämmtlich jugendlichen Alters und haben ihre für Iran charakteristischen Quertäler erst in der späteren Miocänzeit eingegraben. Bis dahin (von der Kreidezeit an) war das Land mit Meer bedeckt.

Neueren Nachrichten zufolge ist der in Frage stehende Reisende unter dem Drucke der Engländer von dem Emir von Afghanistan förmlich als Landesgeolog bestellt worden, und so steht wohl eine baldige Vervollständigung seines Forschungswerkes nach verschiedenen Richtungen hin zu erwarten. Besonders sollen sich seine Untersuchungen in Zukunft auch mit auf Beludschistan erstrecken.

Koranglaube und Kultur.

— Dem Islam wird bezüglich seiner Kulturwirkungen so viel Uebles nachgeredet, daß es nicht mehr als billig ist, auch gelegentlich einmal eine Stimme anzuhören, die Gutes von ihm zu sagen weiß. Der bekannte englische Afrika-Reisende Joseph Thomson tritt auf Grund der Anschauungen, die er von der Sache gewonnen hat, vor allen Dingen der weit verbreiteten Meinung entgegen, als ob der Koran-Glaube auch in Afrika überall nur durch Feuer und Schwert verbreitet worden sei, und noch weiterhin so verbreitet werde. Das Gegentheil sei der Fall: friedliche Hirten und Händler seien die Hauptinstrumente der islamitischen Propaganda, und dieselben seien um so wirksamer, als sie an den meisten Orten gleichzeitig die Vertreter einer höheren Civilisation seien. Sie seien reinlicher, trügen bessere Kleider ꝛc., als die Völker, zu denen sie kommen, und der Umstand, daß ihre Religion nicht sowohl in der Gestalt von umhergeschaarten, transcendentalen Dogmen, als vielmehr in derjenigen von einfachen Maximen und Gebräuchen in ihnen lebendig sei, begünstigen ihre Erfolge bei den Naturkindern.

Die Institution der Sklaverei und die Sklavenjagden seien dem Islam also solchem auch nicht zum Vorwurfe zu machen, denn sobald sich ein Negerstamm in allen seinen Gliedern zu Allah und seinem Propheten bekehrt habe, so höre er von selbst auf, Sklaven zu liefern. Weil der Koran es verbiete, Glaubensgenossen zu kaufen und zu verkaufen, so suchen die Interessenten es eben zu verhindern, daß alle Neger zur Zahne Mohammed's schwören.

Als ein ferneres Verdienst des Islam, das man in Afrika lange nicht hoch genug anschlage, bezeichnet Thomson die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, die er predigt. Und wer überlegt, welche demoralisirten Zustände die Branntweinpest in denjenigen Küstengegenden zur Folge gehabt hat, die christlichem Einflusse ausgesetzt gewesen sind, der wird nicht umhin können, ihm darin Recht zu geben. E. D.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die herkömmliche Meinung bezüglich der Entstehung der Fingalshöhle und der übrigen Basalt-Höhlen auf Staffa ist bekanntlich die, daß die Meeresbrandung es gewesen sei, die sie in den Festen hineingenagt habe. C. Whitestone bestreitet nun in einer Studie, die er im „Scottish Geographical Magazine“ (1887, p. 497 ff.) veröffentlicht, die Richtigkeit dieser Annahme, indem er darauf hinweist, daß die Brandungswogen nicht so hoch hinaufreichen. Die Abhöhlungen der Höhle, die in den Lehrbüchern verbreitet sind, erweisen sich vor der kritischen Prüfung hinaus sämmtlich als Karrikaturen der wirklichen Verhältnisse. — Daß nach der Entstehung der Höhle eine Hebung der Küste, bezw. eine negative Strandverschiebung stattgefunden habe, bezweifelt Whitestone ebenfalls. Es bliebe demnach nichts übrig, als die wunderbare Bildung auf die Art und Weise der Erstarrung der Lava zurückzuführen, was man bei anderen Höhlen in vulkanischem Gestein — bei der Pluto-Höhle Kaliforniens beispielsweise — bekanntlich auch zu thun hat.

— Die Zerstörung der festen Landbrücke, die einst zwischen Großbritannien und Frankreich-Belgien bestand, schreitet nicht bloß am Tageslichte, sondern auch unterseeisch beständig weiter fort. Davon giebt die neueste Aufnahme der bekannten Goodwin Sands durch die englische Seewarte deutliches Zeugniß, indem sie herausstellt, daß die Bänke seit ihrer früheren Aufnahme eine bedeutende Umwandlung erfahren haben. Die sogenannte Bunt Head Shoal ist durch die Arbeit des Wogenganges und der Strömung völlig verschwunden, und an anderen Orten hat sich wenigstens eine ganz andere Betonnung nöthig gemacht.

— Canon J. Taylor suchte in einem Vortrage, den er vor dem „Anthropological Institute“ über den Ursitz der Arier hielt, die Theorie zu stützen, daß die indogermanischen Völker nicht aus Centralasien, sondern aus Nordeuropa stammen. Nach seinen Ausführungen hätte man die Finnen, die einst ganz Nordeuropa bevölkerten, als das eigentliche Urvolk anzusehen, aus dem die Kelten, die Iberer, die Slaven, die Lithauer, die Hindu ꝛc. hervorgingen. Die Lithauer und die Hindu haben in ihrer Grammatik und in ihrem Wortschatze die zahlreichsten archaischen Charakterzüge bewahrt. Die Zeit, in der die Sonderung der Arier von dem finnischen Urvolke erfolgte, liegt mindestens 5000 bis 6000 Jahre zurück, und vor der Sonderung kannte dieses zwar die Metalle Gold und Kupfer, fertigte aber alle seine Werkzeuge aus Stein und Horn. Es verstand die Feuerbereitung, baute rohe Hütten, zählte bis zehn, hatte geregelte Familienbeziehungen ꝛc. Als Hausthiere dienten ihm das Rind und das Schwein sowie vielleicht das Rentthier. — Wir haben nicht nöthig zu betonen, daß die ganze Hypothese zunächst noch keineswegs sehr fest stehen dürfte. Ihr Gegenstück — die alte Kaukasus- und Hindukusch-Hypothese — hat freilich mehr und mehr noch viel luftiger aussehen gelernt.

Asien.

— Professor George Post aus Beirut hat bei seinen Reisen im Amanusgebirge die Ceder, und zwar die echte Libanonceder, aufgefunden. Das südlichste Exemplar, welches beobachtet wurde, stand an dem Khotsch-bell genannten Passe zwischen dem Durdikan und dem Afsu, etwa 4500 Fuß über dem Meere. Bei Bunuk Hadhu, etwas weiter nördlich kamen zahlreichere Exemplare und kleine Haine, zwischen Kiefern, Eichen, Birken und europäische Haselnußsträucher eingesprengt vor, um östlich davon sollen nach den Angaben der Maultiertreiber sogar ausgedehnte Cedernwälder sein. Die Ceder behauptet demnach, wenn sie auch im Libanon fast ausgerottet ist, immer noch ein ausgedehntes Gebiet längs der Südküste Kleinasiens und ihr Ausstreben ist durchaus nicht zu bestreiten.

Ko.

— Die Hilfsquellen von Oberbirmah liegen nach einer interessanten Discussion in der Londoner Geographischen Gesellschaft (S. „Proceedings of the R. Geographical Society“, Vol. IX, p. 701) vorwiegend auf landwirthschaftlichem Gebiete, und dieselben dürften sich sehr glänzend entfalten, sobald erst genügende Verkehrsstraßen hergestellt sein werden, und sobald erst dem Freischärler Unwesen der Dacoyten in wirksamer Weise begegnet sein wird. Daneben dürften aber auch die Mineralfundstätten des Landes, und insbesondere die Rubin-Minen des Sibwi-Tung (des „Goldenen Berges“) eine beträchtliche Rolle spielen lernen. Dieselben liegen nahe bei der Stadt Mogôk, und Maultherpfade führen von ihnen direkt nach Bahmo, da sie den Eingeborenen sowie den Chinesen seit lange bekannt sind. Die genannte Bergmasse erhebt sich zu 6000 Fuß (engl.) Höhe und besteht aus Gneis, der sehr stark gestörte Lagerung zeigt.

— Während es mit dem Kaffeebau auf Ceylon im Verlaufe der letzten zehn Jahre sehr bergab gegangen ist, so hat die Theekultur daselbst einen stärkeren und stärkeren Aufschwung genommen, und den Chinesen ist dadurch auf dem englischen Markte ein um so bedenklicherer Rival entstanden, als die Qualität des ceylonischen Erzeugnisses im allgemeinen eine ganz vorzügliche ist. 1884 bezifferte sich der Export der Insel in dem besagten Artikel nur auf 2 392 975 engl. Pfd., 1886 dagegen auf 7 849 888 Pfd., und 1887 bereits in den ersten 8 Monaten des Jahres auf 9 000 186 Pfd. Außer der Theekultur hat namentlich noch die Kakaokultur, die 1886 9241 Centner erzeugte, bedeutende Fortschritte gemacht. Die Chinchonakultur blieb dieselbe.

— Das dichte Netz der elektrischen Drähte, das heute den ganzen Erdkreis umspannt, macht Miene, auch die letzten versprengten Landräume und ihre Bewohner in sein Bereich hineinzuziehen. So ist kürzlich Formosa durch eine Kabelleitung mit Fu tschen verbunden worden, und in seinen Hauptstädten Tamsui, Keelung und Taipeifu sind Telegraphenstationen errichtet worden.

— Im Jahre 1882 wurde bestimmt, daß alljährlich 250 Bauernfamilien nach Wladiwostok transportirt werden sollten, um das Süd-Ussuri-Gebiet zu besiedeln. Man rechnete dabei im Durchschnitt fünf Individuen auf eine Familie; es wurden aber während der nächsten vier Jahre in Wirklichkeit transportirt:

1. Auf Kosten der Regierung im Jahre:

1883	255 Familien	=	1596	Individuen
1884	252 „	=	1624	„
1885	251 „	=	1618	„
1886	231 „	=	1153	„

2. Auf eigene Rechnung im Jahre:

1884	42 Familien	=	255	Individuen
1885	124 „	=	840	„
1886	216 „	=	1694	„

Digitized by Google

Auf diese Weise ist die russische Bevölkerung im Süd-Ussuri-Gebiet also um 1371 Familien mit 8653 Individuen gewachsen. Bis zum Jahre 1882 lebten daselbst etwa 3800 Bauern und 2800 Kosacken, oder im Ganzen gegen 6000 Individuen. Im Jahre 1887 dagegen bestand die Bevölkerung, nach Abzug des Militärs, aus 15300 Individuen beiderlei Geschlechts. Hieraus ist ersichtlich, daß die russische Kolonisation an dem angegebenen Orte ziemlich rasche Fortschritte macht.

St.

— Das Beiern der seither räthselhaften Berri-berri-Krankheit, welche im malayischen Archipel den holländischen Truppen so furchtbar verderblich wird und besonders in dem Kriege mit Atchin so viele Opfer gefordert hat, darf nun als völlig erforscht gelten. Nachdem schon früher Cacredo und Cgata Bacillen im Blute der Kranken gefunden, haben jetzt die Herren Dr. Pekelharing und Winkler diesen Bacillus genauer untersucht, in Reinkulturen gezüchtet und mit ihm bei Kaninchen echte Berri-berri-Symptome hervorgerufen; sie haben aber auch gleichzeitig nachgewiesen, daß diese Bacterien massenhaft in der Luft der Kasernen enthalten sind, in welchen Kranke längere Zeit gelegen, und daß diese Kasernen die wahren Infektionsherde sind, in welchen die Soldaten sich die Krankheit holen; Staub aus ihnen rief bei Kaninchen die ausgesprochene Erkrankung hervor. Ein Heilmittel gegen die Krankheit, welche bekanntlich in einer fortschreitenden Degeneration der Nerven besteht, hat man bis jetzt nicht gefunden und wird es auch schwerlich finden, aber gründliche Desinfektion der Kasernen und Spitäler hat sowohl auf Java als auch auf Sumatra die Zahl der Erkrankungen sofort sehr erheblich herabgesetzt und muß als das einzige mögliche Mittel zur Bekämpfung dieser Krankheit, welche eine Zeit lang geradezu die holländische Herrschaft zu bedrohen schien, angesehen werden.

Ko.

— Die Zahl der protestantisch-christlichen Eingeborenen in Britisch-Ostindien beläuft sich nach E. Stock, dem Schriftführer der englischen „Church Missionary Society“, gegenwärtig auf reichlich $1/2$ Million. Das ist wenig, wenn man die Riesenziffer der indischen Gesammtbevölkerung in Vergleich zieht; immerhin beweist es, daß das christliche Missionswerk unter den Anhängern Brahmah's einige Fortschritte gemacht hat.

— Als interessante Beilage bringt der diesjährige Kolonialbericht von Niederländisch-Indien eine Sprachenkarte von Sumatra, welche von Herrn K. F. Holle mit Hilfe eines mit Sprachuntersuchungen beauftragten Beamten, des Herrn Dr. J. L. A. Brandes — zusammengestellt ist. Wenn vielleicht auch der Natur der Sache nach in mancher Hinsicht nur ein Versuch ist — als solcher wird sie auch vom Autor bezeichnet —, und wenn es namentlich vorläufig noch ganz unmöglich scheint, die Grenze von Dialekten und Unterdialekten überall zu bestimmen oder auf der Karte richtig zu ziehen, so liegt doch hier ein „Versuch“ vor, der Beachtung verdient. Die Karte nimmt für die Hauptinsel sechs verschiedene Sprachen an: Atjehisch, längs der Küste im nördlichen Theile der Insel; davon eingeschlossen Gajoisch, welches sich weiter südlich erstreckt und an das Batakisch anstößt. Letzteres nimmt sich der Westküste, reicht aber an keiner Stelle bis an dieselbe heran. Es werden darin drei Dialekte (Mandelingisch, Tobaisch, Dairisch) unterschieden. Einen großen Theil der Insel nimmt die malayische Sprache ein, von welcher Holle drei Dialekte unterscheidet (Riouw-Lingga, Menangkabau und einen mittleren Dialekt); dazu kommen noch zwei kleinere Abtheilungen: Lubuksch und Mannagisch, deren Stellung noch unsicher scheint. Auf der Westküste finden wir ein Bengkulen) das Redjangisch, welches einen ziemlich großen Raum einnimmt, und endlich im Süden das Lampongisch (unterschieden in Pabijanisch und Abungisch). Auf den der Westküste vorgelagerten Inseln werden Simalurisch, Niasisch, Mentaweisch und Enggano isch unterschieden.

— Einer Nachricht aus Shanghai zufolge würde der Hoangho das bekannte klassische Beispiel von Stromlaufänderungen, das er im Jahre 1851 gegeben hat, im Herbste des letztverflossenen Jahres wiederholt haben. Während er aber damals seine Ufer leiste bei Kaifungfu dergestalt durchbrach, daß er seine Fluthen nicht mehr dem offenen Golfen Meere, sondern dem Gosse von Petschili zuwälzte, so soll er es jetzt in der Weise gethan haben, daß er durch den Tu- und Hun-Fluß wieder in sein altes Bett hinein gelangt ist. Der neue Dammbruch soll fünf bis sechs Kilometer breit sein, und die dadurch verursachte Ueberschwemmung soll die Gegend von Kaifungfu in furchtbarer Weise verheert und sehr vielen Menschen das Leben gekostet haben. Man kann sich von der Bedeutung dieser Stromlaufänderung aus europäischen Verhältnissen, wo man es durchgängig mit viel zahmeren Gewässern zu thun hat, schwer einen Begriff machen. Da Kaifungfu reichlich 400 km von der Meeresküste entfernt ist, so würde der Fall bei uns ähnlich liegen, wenn die Elbe von Meißen an bald über Magdeburg nach Hamburg und Cuxhaven und bald wieder über Berlin nach Stettin und Swinemünde fließen wollte.

Afrika.

— Die neueren Berichte, welche das „Mouvement géographique“ aus dem Kongolande erhalten hat, lauten noch immer ziemlich hoffnungsvoll. Die Kaffeekultur bei Leopoldville hat einen Ertrag gegeben, der hinreicht, nicht bloß den eigenen Bedarf, sondern auch denjenigen der Nachbar-Stationen zu decken. Ebenso ist man mit den Ergebnissen des Gemüsebaues zufrieden, und wenigstens die 22 Weißen, die in Leopoldville bauten, leiden keinen Mangel an frischer vegetabilischer Kost. Schlimmer ist es um die Fleischversorgung bestellt. In dieser Beziehung ist man seit Jahresfrist ausschließlich auf die importirten Präservenbüchsen und auf die Hippopotamusjagd angewiesen — bei der letzteren mehr und mehr mit außerordentlich dürftigem Erfolge, da sich die Thiere vor den Waffen des Kulturmenschen sehr zurückgezogen haben. Lebende Ziegen sind kaum noch zu sehen, und man fordert für dieselben sinnlose Preise. Einzig von der Einführung der Rinderzucht am Stanley-Pool würde Abhilfe zu erwarten sein. — Des Lobes voll sind die angegebenen Berichte von den eingeführten Kaffern, die sich als ein ausgezeichnetes Element bei der angestrebten Kultivation des Landes erweisen. Von den Zugenieuren, die sich unter Cambier mit den Vorunterſuchungen zu der vielbesprochenen Kongobahn beschäftigten, haben dagegen wieder mehrere ihrer Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren müssen.

— Der Weinexport der Provinz Oran (Algerien) hat sich nach einer Angabe der Revue géographique in den Jahren 1879 bis 1885 von 4412 hl auf 112339 hl gehoben. Beinahe der ganze Export geht über Cette oder Port Vendres nach Bordeaux und der Durchschnittspreis hat sich in den letzten Jahren auf 30 Francs für den Hektoliter gehalten. Auch in Tunis sind sehr bedeutende Rebenpflanzungen angelegt worden, welche zu den besten Hoffnungen berechtigen. So hat z. B. die belgische Marmorgesellschaft, welche die berühmten Brüche von Schomtu im Medjerdathal ausbeutet, sich bei der anhaltenden Stockung im Marmorgeschäft veranlaßt gesehen, einen großen Theil des Terrains in Weinberge umzuwandeln.

Ko.

Digitized by Google

Nordamerika.

— Die Außenhandelsbewegung der Vereinigten Staaten von Nordamerika bezifferte sich im vergangenen Wirthschaftsjahre auf 1 395 342 691 Dollars, dieselbe war also wieder etwas stärker als im Vorjahre (1 314 960 966 Dollars), aber bei weitem nicht so stark als in den Jahren 1880 bis 1884. Das Ueberwiegen des gesammten Ausfuhrwerthes (716 183 211 Dollars) über den Einfuhrwerth (692 319 768 Dollars) dauert zwar noch an, ist aber ebenfalls nicht mehr ein so bedeutendes wie früher. In der Ausfuhr spielen die Hauptrolle nach wie vor: die Baumwolle (für 206 Millionen Dollars), die Brotstoffe (für 165,8 Mill. Doll.), die Viehzuchtprodukte (für 93 Mill. Doll.), die Mineralöle (für 46,8 Mill. Doll.) und der Blättertabak (für 26 Mill. Doll.), während die Industrieartikel dabei noch immer sehr zurückstehen. In der Einfuhr zeigen die höchsten Zahlen: Zucker und Syrup (83,8 Mill.), Kaffee (56,3 Mill.), Thee (16,8 Mill.), Wollwaaren (43,1 Mill.), Seidenwaaren (31,3 Mill.), Baumwollenwaaren (28,9 Mill.), Häute und Felle (24 Mill.), Zinn, Guttapercha, Tabakfabrikate und Edelsteine. Sehr bedeutend war auch die Zufuhr von Edelmetallen aus dem Auslande, die bei den obigen Ziffern nicht mit berücksichtigt ist. Sie betrug 60 Mill. Doll. — Von der Einfuhr bewegten sich nahezu 60 Procent durch die große Hauptpforte des Wirthschaftsgebietes — durch den Hafen von New York —, von der Ausfuhr wenigstens 43½ Proc. Die amerikanische Flagge vermittelte aber von der gesammten Handelsbewegung noch nicht 16 Proc.

Südamerika.

— Professor Henri A. Coudreau, ein eifriger Vorkämpfer für die Ausdehnung des französischen Kolonialbesitzes, ist zu Beginn des Juli 1887 von Cayenne aufgebrochen, um im Auftrage des französischen Unterrichtsministers namentlich das Gebirge Tumuc-Humac — die Wasserscheide zwischen Niederländisch- und Französisch-Guiana einerseits und dem Brasilianischen Guiana andererseits — eingehend zu erforschen. Coudreau hat bereits 1884 bis 1885 Theile von Guiana bereist, nämlich den äußersten Osten, das Sumpf- und Lagunengebiet nördlich vom Rio Araguary, welches zwischen Frankreich und Brasilien streitig ist, und wo jüngst die sogenannte Republik Counani entstanden ist — und sodann den Westen, die Gegenden zwischen dem Rio Branco und dem Essequibo, welche Großbritannien in Besitz hat, Venezuela und Brasilien aber ihm streitig machen oder machen möchten. Die Lücke zwischen beiden Reisegebieten auszufüllen, ist die neue Expedition bestimmt. Ueber seine früheren Reisen veröffentlichte Coudreau unlängst in zwei Bänden „La France Equinoxiale“ (Mit einem Atlas von 9 Karten. Paris 1887). Auf Tafel 8 des Atlas sind die — sehr verwickelten — Grenzansprüche der fünf, an Guiana betheiligten Mächte dargestellt; danach beanspruchte Frankreich unter anderem die ganze nördliche Hälfte des brasilianischen Guiana vom Rio Branco im Westen bis zur Mündung des Rio Araguary, einen Streifen von 250 bis 300 km Breite im Süden des Tumuc Humac-Gebirges, welcher bisher auf den Karten unbestritten als brasilianisch bezeichnet wurde. Coudreau's neue Reise scheint dazu dienen zu sollen, einstweilen die Kenntniß der streitigen Gebiete zu fördern. Die Kartographen würden sich freuen, wenn jene Grenzstreitigkeiten, welche schon der Utrechter Frieden vergeblich zu schlichten versucht hat, von Neuem aufgenommen und aus der Welt geschafft würden.

— Von der Expedition K. von den Steinen, deren Aufbruch nach dem Xingú der „Globus“, Bd. 51, S. 128 meldete, sind endlich Nachrichten eingelaufen. In Folge des Ausbruches der Cholera am Paraguay war zu Beginn dieses Jahres der Schiffsverkehr zwischen Brasilien und dem Rio de la Plata gesperrt worden, was die Reisenden zum Warten zwang, da der Ueberlandweg zu umständlich und theuer erschien. Sie benutzten die Muße zur Unterforschung und Aufgrabung von Sambaquis (altindianischen Küchenmoddhügern) an der Küste der Provinz Santa Catharina und sandten die gefundenen Steinwerkzeuge, Scheitbeile u. s. w. an das Museum für Völkerkunde zu Berlin. Am 14. Juli trafen sie dann in Cuyabá, der Hauptstadt der Provinz Matto Grosso, ein und gedachten am 28. Juli von dort nach Norden aufzubrechen. Die Reiseroute soll diesmal östlicher gehen als im Jahre 1884 und den noch unerforschten Quellstrom des Xingú, den Kuliseu, etwa unter 13° südl. Br. treffen. Von hier beabsichtigt Dr. von den Steinen unter eventueller Zurücklassung der Lasttiere die unteren Kulisèu-Stämme mittels Kanoes zu besuchen und während der Regenzeit die sämmtlichen Kulisèu-Stämme kennen zu lernen. Auf der Rückreise hofft er noch die Coroados oder Bororós am S. Lourenco aufsuchen zu können, da seit 1886 dieser bisher sehr feindliche, mehrere tausend Mann starke Stamm durch zwei, bei ihm errichtete Militärkolonien „bezähmt“ worden ist. Schließlich meldet der Reisende, daß die Expedition, falls es die Mittel und der Gesundheitszustand erlauben, danach trachten wird, zur Vermeidung der kaum touristisch interessanten Flußfahrt auf dem Paraguay den Rückweg zur Küste über Land nach Rio de Janeiro zu nehmen. Letzteres wäre dringend zu wünschen, da es der unerforschten Gebiete auf jener Strecke noch in Fülle und Fülle giebt. R. K.

— Die Gewitter, welche über der Hauptstadt Chiles niedergehen, unterscheiden sich von denjenigen anderer Gegenden namentlich dadurch, daß sie selten mit starker Wolkenbildung und Himmelsverdunkelung Hand in Hand gehen. In Folge dessen hört man öfters im Verlaufe derselben wohl starke Donnerschläge, nicht aber sieht man die Blitze, die dem Donner vorangehen. Der Glanz des elektrischen Funkens ist über Tag beinahe ebenso wenig sichtbar wie das Licht des Mondes und der Sterne.

Australien und Polynesien.

— Während sich J. Chalmers dazu anschickt, im Auftrage der Geographischen Gesellschaft von Melbourne die Owen Stanley-Kette zu erforschen und den höchten Berggipfel Neu-Guineas zu ersteigen, ist der Reisende Martin aus Queensland demselben zuvorgekommen und bereits wieder von seiner erfolgreichen Expedition nach der Küste zurückgekehrt. Die Höhe des Owen Stanley beträgt nach der von ihm angestellter Messung 13202 Fuß.

— Im August vorigen Jahres schickte die „Transcontinental Railway Company of Western Australia“, welche ihren Sitz in Sydney hat, von dem Südhäfen York in Westaustralien (125 km östlich von Perth) eine Expedition, unter Leitung von J. R. Browne und Cecil S. Gillet, in der Richtung auf Port Eucla, an der südlichen Meeresgrenze der Kolonien Westaustralien und Südaustralien, ab. Sie sollte dieses große unbekannte Gebiet, durch welches der Bau einer Eisenbahn projektirt ist, erforschen und eine geeignete Route für die Bahn ausfindig machen. Am 27. September erhielt nun Mr. Hastings Malcolm in Sydney, der Vorsitzende der obigen Kompagnie, von der Telegraphenstation Eyre Sandpatch folgende Depesche: „Wir legten über 600 Miles (966 km) der von uns festgestellten Eisenbahnroute zurück und kamen dabei über Land, dessen Vorzüglichkeit unsere Erwartungen im Ganzen weit übertroffen hat. Da starben, in Folge über-

Digitized by Google

mäßiger Strapazen und aus Mangel an Wasser, zu einer Zeit, wo wir uns in einer kritischen Lage befanden, unsere sämmtlichen Pferde, und wir sahen uns, um unser Leben zu retten, genöthigt, über 200 Miles (322 km) bis zur Station Eyre Sandpatch zu Fuß zu wandern. Mit Ausnahme einiger uns nöthiger astronomischer Instrumente und des Feldbuches mußten wir Alles zurücklassen und besitzen gegenwärtig absolut nichts. Wir bitten um baldige Absendung eines Dampfers, um uns hier abzuholen. J. R. Browne."

Eyre Sandpatch ist eine Station an dem an der südlichen Meeresküste entlang laufenden Ueberlandtelegraphen, zwischen den Kolonien Westaustralien und Südaustralien, in 32° 15′ südl. Br. und 126° 20′ östlich von Gr. und 257½ km westlich von Port Eucla. Ein Dampfer wurde sofort dahin beordert.

— Das Parlament von Neu-Süd-Wales hat eine Prämie von 25 000 Pfd. St. auf eine wirksame Methode, um die zahllosen verwüsteten Kaninchen in der Kolonie auszurotten, ausgesetzt. Aufforderungen zur Einsendung derartiger Offerten sollen in den geleesensten Zeitungen Europas und Amerikas bekannt gemacht werden.

— W. R. Cuthbertson ist wieder in Port Moresby, an der Südostküste von Neu-Guinea, eingetroffen und hat von Cooktown (Queensland) aus folgende vom 30. September datirte telegraphische Depesche an den Sekretär der Royal Geogr. Society in Melbourne abgehen lassen: „Wir sind von unserer Forschungsreise sämmtlich glücklich nach Port Moresby zurückgekehrt, und es ist uns gelungen, den Mount Obree im Owen Stanley-Gebirge zu ersteigen. Die Feigheit und der Aberglaube der uns als Packträger begleitenden Eingeborenen zwang uns leider zur sofortigen Umkehr; nichts konnte sie zum Bleiben und Weitergehen bewegen. Unsere Sammlung ist in Folge dessen auch nur gering ausgefallen. Mitte Oktober gedenke ich in Melbourne zu sein. Mr. Harding's angebliche Besteigung des Mount Obree (Vergl. Globus, Bd. 52, S. 271) ist unbegründet. Er erreichte nur eine Höhe von 2300 Fuß und blieb mehrere Tagereisen vom Fuße des Hauptgebirges entfernt. Vor mir hat Niemand den Mount Obree erstiegen."

— Mr. Theodore Bevan hat in Sydney einen ausführlichen Bericht mit Karte über seine Neu-Guinea-Reise — die Victory-Expedition — über welche der „Globus" Bd. 52, S. 175 berichtete, veröffentlicht. Er organisirt jetzt eine neue Expedition nach Neu-Guinea, welche in nächster Zeit abgehen soll. Die Kosten werden durch Beiträge der Geographischen Gesellschaften in Sydney und Brisbane, sowie der Regierungen von Neu-Süd-Wales und Queensland bestritten werden.

H. G.

Polargebiete.

— Conservator Fridthjof Hansen aus Bergen, der schon früher Grönland bereist hat, will im nächsten Sommer eine Fahrt quer über das Inlandeis Grönlands unternehmen. Er beabsichtigt dieselbe auf Schneeschuhen zu machen und will seinen Weg von der Ost- nach der Westküste nehmen. Hansen war Anfangs November in Stockholm, um sich mit Professor Freiherr von Nordenskiöld wegen seines Unternehmens zu besprechen.

Bücherschau.

— Gustav Leipoldt, Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Leipzig 1887. Da wir Deutschen das Problem tropischer Kolonisation im Osten und Westen des schwarzen Erdtheils sehr energisch in Angriff genommen haben, so entspricht dieses verdienstvolle kleine Werkchen einem lebhaft empfundenen Bedürfniß. Der Gegenstand ist ja wohl in Reisewerken und Vorträgen gelegentlich behandelt worden, kein deutscher Geograph hat aber vor Leipoldt die ganze deutsche Afrika-Litteratur darauf hin kritisch geprüft und an einem Guße zu vereinigen gesucht.

— Heinrich Moser, Durch Central-Asien. Leipzig 1888. Es ist dies eine der anziehendsten Reiseschilderungen, die wir über das betreffende Gebiet gelesen haben. Augen und Ohren hat der Verfasser nicht in der Tasche gehabt, das muß man ihm zugestehen, und da er Gegenden durchstreift, die noch immer manch gutes Stück „terra incognita" oder mindestens manch gutes Stück „terra male cognita" in sich einschließen, so kann er sicher sein, uns zugleich auch in vielfacher Hinsicht zu belehren. In politischen und wissenschaftlichen Erörterungen ergeht sich Moser nicht, trotzdem giebt er uns einen vortrefflichen Einblick in alle treibenden Kräfte, und von dem Leben der Kirgisen, Turkmenen und Perser werden Bilder vor uns entrollt, die an photographischer Treue nichts zu wünschen übrig lassen. Die Ausstattung der deutschen Ausgabe ist eine prächtige, und die zahlreichen beigegebenen Illustrationen werden ein Wesentliches dazu beitragen, derselben eine große Zahl dankbarer Leser zu sichern.

— F. Hassanreck, Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern. (Aus dem Englischen.) Dresden 1887. Verfasser hat sich als nordamerikanischer Ministerresident vier Jahre in der Republik Ecuador aufgehalten, und in dieser Zeit Land und Leute in den verschiedensten Beziehungen recht wacker studirt. Seine Schilderungen sind durchgängig geschickt, und namentlich die gesellschaftlichen Zustände der spanischen Amerikaner erhalten durch sie eine scharfe und eingehende Beleuchtung. Daß man eine Uebersetzung liest, merkt man nicht.

— Dr. Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen (Leipzig 1887). Verfasser hat sich durch seine Arbeiten über Eratosthenes und Hipparch bereits so hervorragende Verdienste um die Geschichte der Erdkunde der Griechen erworben, daß wir sein neues zusammenfassendes Werk mit lebhafter Freude begrüßen. Dasselbe behandelt in seinem ersten Theile, der uns vorliegt, die Geographie der Ionier, und giebt uns an der Hand eines reichen Quellenmaterials einen vortrefflichen Einblick in das Ringen des griechischen Geistes nach wissenschaftlicher Erkenntniß all der geographischen Probleme, denen wir zum guten Theile noch heute gegenüber stehen.

Berichtigungen.

Bd. 52, S. 384, muß es statt 20000 : 1 heißen 20000 : 1; und Bd. 53, S. 3 steht fälschlich „Bogony" statt „Bogong".

Inhalt: Wanderungen durch das außertropische Südamerika. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Lapplandfahrten. II. (Mit vier Abbildungen.) — W. Ködding: Die Bataker auf Sumatra. I. — Kürzere Mittheilungen: Niederkalifornien und Sonora. — Afghanistan. — Koranglaube und Kultur. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Polargebiete. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 8. Januar 1888.)

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin, W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

II.

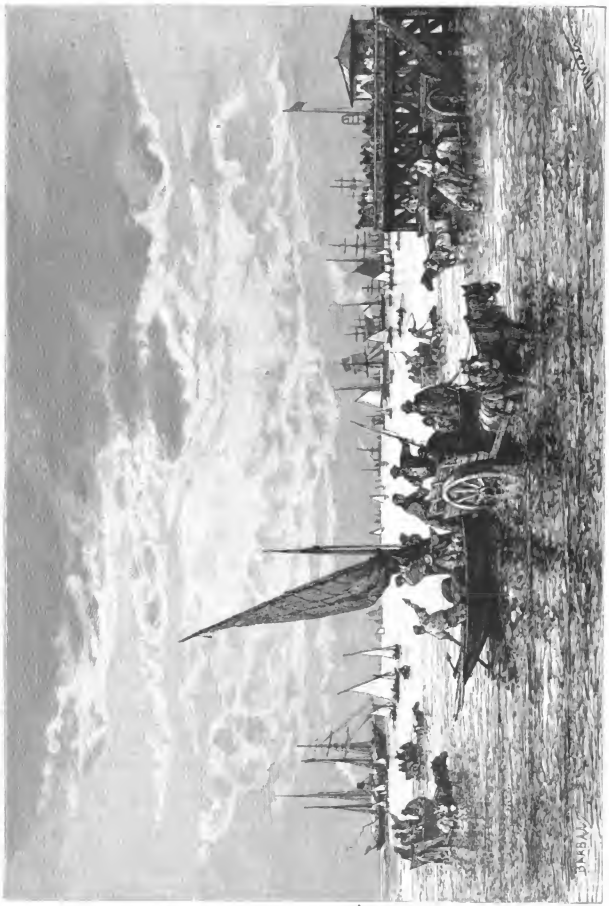
(Mit vier Abbildungen.)

Die Fahrt von Montevideo nach Buenos Ayres dauert nur 12 Stunden, immerhin ist dieselbe aber sehr dazu angethan, einem einen Begriff von der ungeheuren Breite des Rio de la Plata zu geben. Im Grunde genommen hat man es eben nicht mit einem Strome, sondern mit einem weit in das Innere des Kontinents eindringenden Meeresgolfe zu thun, wie Südamerika deren in seinem äußersten Südosten mehrere besitzt. Es bewegt sich zwar durch ihn hindurch eine starke Süßwasser-Strömung nach dem offenen Oceane, die man als Fortsetzung der riesigen Flüsse anzusehen hat, deren Gebiet den größten Theil des außertropischen Südamerika entwässert. Die Ufer des Laplata, die sich auf beiden Seiten ziemlich steil aus dem Wasser erheben, und die bei Montevideo 70 km, bei Buenos Ayres aber wenigstens noch 35 km von einander abstehen, machen ganz und gar nicht den Eindruck, als ob die Strömung sie geschaffen habe. Durch die Sedimente, die sie seewärts führt, hat die letztere nur ein Wesentliches dazu beigetragen, den Golf, der ohnehin nicht tief war, außerordentlich zu verseichten und mit Sandbänken zu füllen. Haben wir nöthig, darauf hinzuweisen, daß diese Bänke, die bei niederer Ebbe auf weiten Strecken aus dem Wasser heraustreten und Schaaren von Robben als Sonnenplätze dienen, die Schiffahrt in dem Rio de la Plata zu einer sehr gefährlichen machen, und daß die Gefahren durch den bereits erwähnten Pampero, der des öfteren urplötzlich von den Steppen Argentiniens daher braust, noch bedeutend erhöht werden?

Der Verkehr quer über den Laplata hinweg und an seinen Ufern entlang ist nichtsdestoweniger ein ungemein lebhafter, und im Allgemeinen bewährt sich der Mensch in dem Kampfe mit den Naturhindernissen auch an diesem Orte als Sieger. Mit Hilfe eines jener flachgehenden Dampfer, die sich in alltäglichen Fahrten und in eifrigem Konkurrenzkampfe mit einander zwischen Montevideo und Buenos Ayres hin und her bewegen, und die sich in ihrem äußeren Bau wie in ihrer inneren Einrichtung auf das Engste an die stolzen Mississippi-Dampfer anlehnen, wird die Fahrt über das heimtückische Gewässer in der Regel ohne jeden Zwischenfall und unter dem Genusse jedes denkbaren Komforts zurückgelegt.

Würde man in Montevideo nicht an das Land gegangen sein, oder würde man daselbst wieder einen großen Oceandampfer bestiegen haben, statt sich einem Küsten- und Flußdampfer anzuvertrauen, so würde man aber einen viel besseren Begriff von den Schwierigkeiten bekommen, die die Landung der Personen und Waaren bei Buenos Ayres hat. Je weiter man in dem Laplata aufwärts gelangt, desto ungünstiger werden ja die Tiefenverhältnisse des Golfes, und auf der Höhe der argentinischen Hauptstadt müssen alle Schiffe, die einen größeren Tiefgang als 3 m haben, in einem Abstande von 10 bis 15 km vom Ufer verharren und Anker werfen — vielfach, ohne auf irgend einer Seite Land in Sicht zu haben, und selbstverständlich ohne irgend welchen Schutz gegen einen etwa losbrechenden Südwest- oder

Digitized by Google



Auswanderung in Buenos Ayres.

Digitized by Google

Nordost-Sturm. Es kommen einem dann kleine Lichterschiffe entgegen, die das Landen der Reisenden, das Löschen der Ladung und das Einnehmen der Rückfracht vermitteln. Ist der Wasserstand an dem Ufer von Buenos Ayres ein normaler, so fahren diese Schiffchen unmittelbar an einen der drei großen Molos heran, die sich weit hinaus erstrecken in den seichten Strom, und dann kann man ohne Weiteres aussteigen und wenn man Lust hat, seine Fahrt in dem Eisenbahnzuge ohne Aufenthalt weiter fortsetzen — bis an den Fuß der Anden bei Mendoza oder bis an die Grenze von Bolivia oder Patagonien. Bei nicht normalem Wasserstande — und dieser Fall tritt immer ein, sobald der Pampero in einiger Stärke über die Stadt und den Strom weht — ist die Sache bei weitem nicht so einfach. Dann liegt eine weite Fläche vor den Molenköpfen vom Wasser völlig entblößt da, und dann können auch die Lichterschiffe nicht bis an das Land herangelangen. Dann müssen hochräderige Karren hinaus fahren bis an das Schiff oder das Boot, und diesen hat man es mit klingender Münze zu danken, wenn sie einen heil und lebendig auf dem trockenen Boden absetzen (S. Abbildung 1). Da die betreffenden amphibischen Fuhrwerke und ihre Lenker selten lange außer Uebung sind, so thun sie übrigens ihre Schuldigkeit ganz wacker, und wirkliche Unglücksfälle sollen dabei nur ganz selten vorkommen — häufiger vielleicht ein unfreiwilliges nasses Bad der lebendigen oder leblosen Ladung. Geräth einer der Karren durch irgend einen Umstand zu tief in das Wasser, und ist es dem regulären Zweigespann trotz aller Anstrengungen unmöglich, ihn beladen wieder an das Land zu bringen — wie das namentlich bei heftigem Pampero geschieht — so bilden die sogenannten „Cuarteadores“ („Viertheiler“), die in der Nähe der Landungsscene bereit stehen, die letzte Zuflucht. Diese leisten mit ihren starken Rossen, auf denen sie Cigarretten rauchend sitzen, Vorspann, und daß dieselben ihren Dienst verfassen, kommt so gut wie niemals vor. Eher zerreißt das Fahrzeug, und daher wohl der Name! Die Leute sind meist ehemalige Gauchos, und in dem feuchten Elemente ebenso daheim wie auf ihrem Pferde (S. Abbildung 2). Früher, als Buenos Ayres seine Molos noch nicht besaß — der erste wurde 1856 in

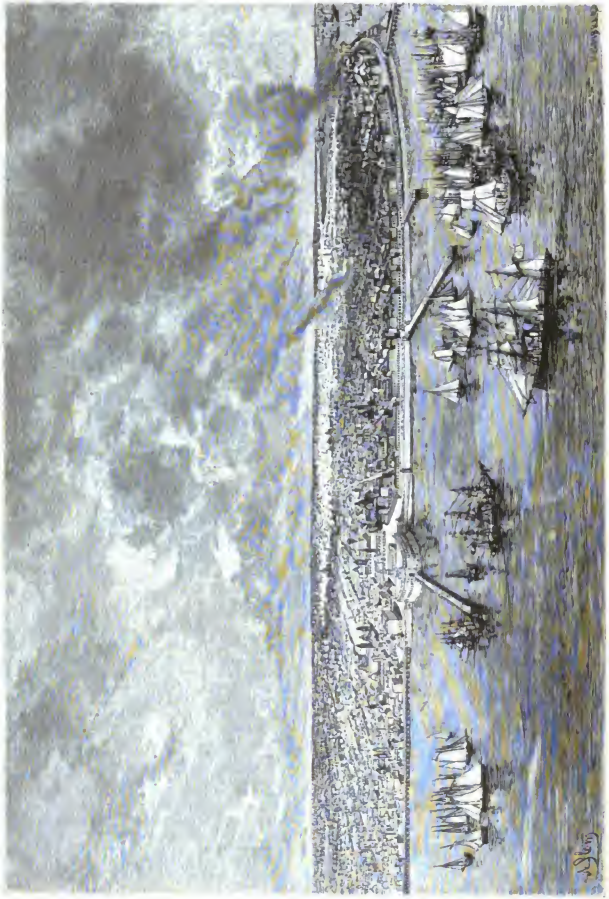
Cuarteadores.

Angriff genommen — mußten die Karren den Lichterschiffen und Kähnen in der beschriebenen Weise auch bei gutem Wasserstande zur Hand gehen. Man sieht, daß man in Argentinien Fortschritte macht.

Das Bild, welches Buenos Ayres einem gewährt, wenn man sich seinen Molos im Lichterschiffe nähert (Siehe Abbildung 3), ist geradezu imposant. Unzählige Thürme und Kuppeln und ein unabsehbares Meer von Häusern glänzen einem entgegen, und verkünden einem, daß man sich hier trotz aller Ungunst der Natur an einem Welthandelsplatze ersten Ranges befindet.

Fragt man sich, wie dieses Wunder zu erklären ist, so wird man immer in erster Linie an die majestätischen Ströme — den Uruguay und den Parana-Paraguay — zu denken haben, die in der unmittelbaren Nähe der Stadt zusammenstrahlen, um den sogenannten Rio de la Plata zu bilden, und die ähnlich gewaltige Schiffahrtsstraßen abgeben wie der Mississippi und Ohio in Nordamerika. Den Uruguay befahren schmucke Dampfboote von derselben Art, wie die oben erwähnten, bis nach den Fällen von Salto hinauf, und den Parana-Paraguay sogar bis nach Brasilien hinein. Der Verkehr auf den Strömen bedurfte aber in der Nähe ihrer Konfluenz unbedingt einen Concentrationspunkt, und dieses Bedürfniß führte zu der Begründung und zu dem Emporblühen des in Frage stehenden gewaltigen Gemeinwesens. Es ist nun wahr: der Ankerplatz für Seeschiffe ist von Natur einer der schlechtesten, die man sich vorstellen kann und von einem Hafen war daselbst von Anfang an gar keine Rede; aber alle anderen Ankerplätze in der Nähe der Vereinigung der beiden großen Wasserstraßen waren ebenso schlecht oder noch viel schlechter, und so kam auch dabei das „faute de mieux“ zur Geltung. Was die Rivalität Montevideos anbetrifft, so war dieselbe für Buenos Ayres schon deshalb nicht bedenklich, weil zwischen Montevideo und den mannigfaltigen Hilfsquellen des reichen Umlandes der Ströme — namentlich des Parana — alle Gefahren des Laplata liegen. Bevor sich der Verkehr hinauswagt auf die offene See, concentrirt er sich immer so viel als möglich in einem Punkte, der ihm gute Sicherheit gewährt.

Digitized by Google



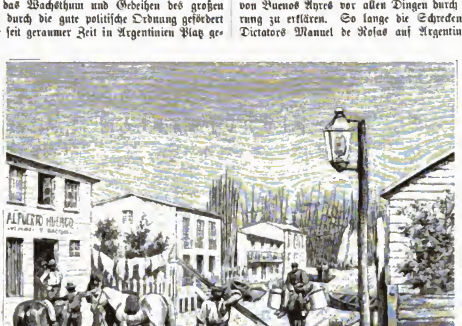
Gesammtansicht von Buenos Ayres.

Digitized by Google

In dem Zusammenflußplatze des Stromverkehres fanden sich dann auch die Pampaskarawanen und Pampasfuhrwerke in größerer Zahl ein — die Erzeugnisse der Pampas-Viehzucht herbeiführend — und seit das Zeitalter der Eisenbahnen über Argentinien hereingebrochen ist, ist derselbe dann auch der Mittelpunkt des Schienenstraßennetzes geworden. „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe!“ Was wird erst aus Buenos Ayres werden, wenn die argentinisch-chilenische Pacificbahn fertig gestellt sein wird, und wenn das kulturfähige Hinterland sich dichter und dichter besiedelt haben wird! Daß die Stadt heutigen Tages noch lange nicht auf dem Höhepunkte ihrer Entwickelung angekommen ist, läßt sich wohl mit Bestimmtheit behaupten.

Wie sehr das Wachsthum und Gedeihen des großen Gemeinwesens durch die gute politische Ordnung gefördert worden ist, die seit geraumer Zeit in Argentinien Platz gegriffen hat, das beweisen die statistischen Zahlen unwiderleglich, und das könnte sich namentlich auch Montevideo nebst Uruguay zu Herzen nehmen. Bereits im Jahre 1535 von Mendoza begründet, hatte es Buenos Ayres bis zum Jahre 1851 auf 91 650 Einwohner gebracht. Bis zum Jahre 1864 stieg diese Zahl nur auf 122 000, bis zum Jahre 1869 aber auf 178 000, bis zum Jahre 1882 auf 285 000, und heute beläuft sie sich auf nicht weniger als 400 000. Ein solches Wachsthum ist bei den südamerikanischen Städten im Allgemeinen unerhört, und nur bei den nordamerikanischen die Regel, Buenos Ayres ist dadurch aber die erste und größte Stadt Südamerikas geworden, die selbst Rio Janeiro überflügelt hat.

Selbstverständlich ist die starke Bevölkerungszunahme von Buenos Ayres vor allen Dingen durch die Einwanderung zu erklären. So lange die Schreckensherrschaft des Dictators Manuel de Rosas auf Argentinien lastete —



Calle de la Boca.

1829 bis 1852 — und so lange sodann nach der Vertreibung desselben beständige Bürgerkriege das Leben und Eigenthum der Bewohner des Landes gefährdeten, bot Buenos Ayres und sein Hinterland der europäischen Auswanderung begreiflicher Weise wenige Verlockungen, und die Zahl der neuen Ankömmlinge in der Stadt war in dieser Zeit eine sehr geringe. Seit die politischen Zustände Argentiniens sich besser konsolidirten, wurde die Jahresziffer der Einwanderung aber rasch eine sehr hohe, und gegenwärtig steht sie nur noch derjenigen der Union wesentlich nach und derjenigen der britischen Dominion of Canada ungefähr gleich. Im Jahre 1860 betrug sie nur 5700, im Jahre 1870 dagegen 39 700, im Jahre 1880 41 600 und im Jahre 1885 sogar 110 200.

Der Handelsumsatz Argentiniens mit dem Auslande, der selbstverständlich zum allergrößten Theile durch Buenos Ayres vermittelt wird, bezifferte sich im Jahre 1875 auf 456 Mill. Mark, im Jahre 1885 aber auf 748 Mill. Mark und im Jahre 1886 auf 835 Mill. Mark.

Der hohe Aufschwung, in dem Buenos Ayres begriffen ist, hat übrigens auch dazu geführt, daß man mehr und mehr darauf bedacht gewesen ist, Mittel ausfindig zu machen, durch die die Stadt dem Seeverkehre nahbarer gemacht werden kann. Man hat erwogen, was anderweit auf Erden durch künstliche Hafen-Ameliorationen erreicht worden ist — an den Mississippimündungen von New Orleans, an der Newamündung bei St. Petersburg ꝛc. — und hat sich bereitet, am Laplata in ähnlicher Weise zu verfahren, und zu einem gewissen Ziele ist man damit auch bereits gelangt. Wir brauchen nur an den künstlichen Hafen zu erinnern, der in den letzten Jahren etwa 3 km unterhalb der Stadt entstanden ist, und in den neben anderen flachgehenden Fahrzeugen auch unser Dampfer von Montevideo her einläuft und seine Passagiere absetzt, ohne daß dieselben

der Cuarteadores und der Ausschiffungskarren bedürfen. Man nennt denselben nach seinem Schöpfer, der als eine Art argentinischer James B. Eads aufgetreten ist, den Puerto Huergo, und man hat zu seiner Anlage den kleinen Fluthtrichter des sogenannten Riachuelo, der an der angegebenen Stelle in den Laplata mündet, benutzt. Gemeinhin wird der Hafen davon auch wohl einfach die „Boca“ („Mündung“) oder der Riachuelo („Bach“) genannt. Wenn damit der Küstenfahrt bei Buenos Ayres eine bessere Stätte bereitet worden ist, so ist dagegen das ungleich schwierigere Problem, den transoceanischen Riesendampfern das Anlegen an den Molos und das Ankern in sicherem Schutze zu ermöglichen, zunächst noch nicht gelöst. Sollte dies in den nächsten Jahren gelingen, so würde dies für den fernerweiten Aufschwung der Stadt natürlich ebenfalls von unberechenbarem Vortheile sein.

Dem Bororte der argentinischen Hauptstadt, der an dem Puerto Huergo entstanden ist, sieht man seine Jugend auf den ersten Blick an, und ebenso bemerkt man auch, daß er bis jetzt nur einen kleinen Theil des Verkehres an sich gebracht hat. Die Bretterhäuser, die ihn zusammensetzen, sind von ähnlicher roher Bauart, wie die Shanties der Iren in den Vorstädten von New York, und die — vorwiegend italienischen — Hafenarbeiter, die sie bewohnen, haben die Reichthümer, die sie in ihrer neuen Heimath suchen, zuvörderst noch nicht gefunden. Daß sie dieselben auf dem jungfräulichen Boden im Schweiße ihres Angesichtes am Ende doch noch finden könnten, wagen wir aber nicht zu bestreiten. Die italienische Auswanderung hat sich neuerdings mit gewaltiger Behemenz auf Argentinien geworfen, und dieselbe stellte seit einer Reihe von Jahren zu der Gesammtzahl der neuen Ankömmlinge in Buenos Ayres nahezu 70 Proc. Das sieht man nirgends deutlicher als in Puerto Huergo und in der Calle de la Boca, die von dort in die eigentliche Stadt hineinführt (S. Abbildung 4).

Lapplandfahrten.

Von H. Z.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

Zur Pasvik- oder Kloster-Elv gelangt man am bequemsten von Vadsö — der Endstation des Freitags von Hamburg und Mittwochs von Trondhjem abgehenden Dampfers, und die Fahrt von Trondhjem bis Vadsö dauert 8 bis 9 Tage[1]).

Die erste Tagfahrt von Lödingen ab, bis wohin wir die nordische Küstenlandschaft mit wenigen Strichen schon zu zeichnen versuchten, zeigt uns Bergformen von wenig einheitlichem Charakter. Es sind die Uebergangsbildungen vom Nordland zu Finnmarken. Beim Verlassen von Bessaasen gewahren wir zunächst noch die zerrissene, starre Lofotenbildung. Bald jedoch zeigen sich zusammenhängendere Höhenzüge mit alpin winterlichem Antlitz und steilen Abfällen an den äußeren Rändern der Fjorde, aber mit sanfteren Umrissen, waldreichen Abhängen und fruchtbaren Vorlanden und Thälern im Innern derselben.

Es ist, als ob man durch einen großen, weit verzweigten Garten zwischen frostigen Einöden dahinfahre. Inmitten dieses Wintergartens liegt nun Tromsö am schmalen Tromsö-Sund. In dieser nördlichen Stadt Anlagen von Eberescheu und Fanlbäumen, auf der sie umgebenden Hügelflur üppige, blumige Wiesen und angebaute Felder, und bis zur Höhe hinauf freundlich aus grünem Birkenhain hervorlugende Sommerhäuser anzutreffen, in denen man um Mitternacht Beethoven'sche Sonaten spielte, hatten wir nicht erwartet.

Jenseits des Sundes liegt das wald- und wasserreiche Tromsöal, und hier am Fuße des Tromsötind, wohnen theils in Zelten, theils in zeltähnlichen, mit Birkenrinde und Rasen bedeckten Gammen einige schwedische Lappenfamilien. Sie machen von einem alten Rechte Gebrauch, indem sie den Sommer mit ihren 4000 bis 5000 Rentthieren hier zubringen.

Ganz anderer Art sind die überaus gewaltigen Eindrücke des nächsten Tages. Großartigere Gebirgszüge, wie wir sie vom Lyngenfjord bis zum Sörö-Sund und Altenfjord vor uns haben, können wir uns nicht denken.

Bei Bossekop im Altenfjord bietet sich uns übrigens vortreffliche Gelegenheit, Studien über Schwemmlandsterrassen und allmähliches Emporsteigen des nordischen Meeresbodens zu machen.

Von allen norwegischen Gebirgen erinnern uns diese, das Tafelland von Finnmarken abschließenden, 1500 bis 2000 m hohen Uibermauern am meisten an die Alpen; nur daß letztere durch das Hinzutreten des Meeres hier noch überboten werden. Man denke sich, um einen Vergleich anstellen zu können, etwa die Alpen vom Weißenstein aus gesehen, aber die ganze Schweizer Hochebene in eine Meeresfläche umgewandelt, aus welcher die zahlreichen Vorgebirge nur als Inseln und Klippen hervorragen.

Wer besonders einmal das Glück hatte, die Alpen des Eismeeres im Meeresschein der Mitternachtssonne erglühen zu sehen, der wird unsere Begeisterung nicht übertrieben finden. Dazu verleihen die nordischen Nächte mit ihren unbeschreiblichen Beleuchtungswundern am Himmel, Wasser und Land dieser Natur noch einen ganz besonderen Zauber.

Während der letzten zwei bis drei Tage der Fahrt von Hammerfest an[1]) nimmt das Landschaftsbild an Großartigkeit ab. Nur noch zu des Nordkaps 1000 Fuß hohem, wunderlich zerrissenem, in einander geschobenem und anscheinend für die Ewigkeit festgeknetetem, schwarzgrauem Schieferfelsekeil und zu des Nordkyns — Europas nördlichster Festlandsspitze — vielleicht noch gewaltigerer und majestätischerer Höhe blicken wir staunend und bewunderungsvoll empor. Je weiter nach Osten wir dann fahren, desto einförmiger und niedriger wird der Felsrand von Finn-

[1]) Die anderen zwei allwöchentlich nordwärts fahrenden Postschiffe der „Bergenske & Nordenfjeldske Dampskibs-Selskab“ verkehren nur zwischen Christiania — Hammerfest und zahlreichen Zwischenstationen.

[1]) Die Strecke bis Vadsö könnte in weit kürzerer Zeit zurückgelegt werden, wenn nicht die großen Fjorde, namentlich der Porsanger- und Laxefjord, befahren werden müßten.

Digitized by Google

marken, desto mehr aber wechseln Hochland und Ebene im Innern ab. — Tagegen sorgt das Eismeer, dem hier schützende Inseln und Riffe nicht mehr den freien Zutritt zur Küste wehren, zuweilen für um so größere Wellenberge.

Endlich hat die lange Seereise ein Ende. Von ferne schon erblicken wir die weiße, schlankthürmige Kirche von Badsö und bald zeigt sich auch die Stadt mit ihrer niederen, langen Häuserreihe. Das alte Badsö stand, worauf der Name schon hindeutet [1]), auf der gleichnamigen kleinen Insel, an der wir vorbeikommen.

Die heutige Stadt liegt in einer kleinen Bucht oder Einbiegung des Baranger Fjords am Südende der Halbinsel Barjag-Njarga unter 10° 4′ nördl. Br. Der flache Strand, auf dem sie erbaut ist, und der nur 50 bis 60 Fuß ansteigt, macht es großen Schiffen unmöglich zu landen. Im Hintergrunde erhebt sich eine braungelbe, kahle Hügelkette 200 bis 300 Fuß über die schmutziggelbe, baum- und strauchlose Ebene, die sich zwischen ihr und der Stadt ausdehnt [1]). Nur hie und da, so weit das Auge reicht, zeigt sich ein grüner Fleck oder Streifen. Dieses Stadtbild würde jedes malerischen Schmuckes entbehren ohne die farbige Mannigfaltigkeit der rothen, gelben und weißen Häuser mit ihren frischgrünen Rasendächern, und ohne den belebten Vordergrund mit seinen zahlreichen Fahrzeugen aller Art, besonders aber mit seinen bunt bemalten kleinen Booten.

Ein von Hammerfest, Vardö und anderen Orten uns schon bekannter widerlicher Geruch verräth uns die Hauptbeschäftigung der Bewohner schon von ferne. Sie besteht im Fangen, Trocknen und Verarbeiten von Fischen.

Die unzähligen „Hjelder" mit „Torrfisk" (S. Abbildung), die wir beim Landen zunächst erblicken, bestätigen unsere Vermuthung; noch mehr aber die Dampfessen im Westen der Stadt. Sie gehören großen Fabriken an, in denen man

Badsö.

aus gedörrten Dorsch- und anderen Fischköpfen Guano bereitet.

Nicht weit davon, auf der kleinen, bereits erwähnten Insel ragt noch eine Esse empor. Von dorther kommt der stärkste Pesthauch. Wir kennen ihn ebenfalls schon von Sörvoer (auf Sörö) her und lassen uns dadurch nicht abhalten, die dort befindliche Walschlächterei nebst den dazu gehörigen Thrankochereien zu besuchen. Aus der beigegebenen Abbildung (S. 72) kann man sich eine annähernde Vorstellung vom Schlachten eines Walfisches machen. Wir sehen, wie die mit großen langgestielten Messern bewaffneten Arbeiter, theils vor, theils auf ihrem Schlachtopfer stehend, das zur Thrangewinnung nöthige spezige Fleisch vom Rumpfe lösen und den plumpen Körper dabei mittels Ketten in die rechte Lage bringen.

Es ist ein Wal von mittlerer Größe und seine Länge beträgt etwa 20 m. Zum Walfischfang benutzt man jetzt Kanonen, aus denen die sicher treffenden Harpunen aus gefahrloser Ferne abgefeuert werden.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Stadt selbst und auf ihre Bewohner. Badsö steht, wie unschwer zu erkennen, auf früherem Meeresboden — einem festen Gebilde aus Schwemm- und Trümmermassen, das die ältere Felsengrundlage nur stellenweise herausschauen läßt. Zuweilen finden sich als Meeresandenken in Rinnsalen noch Muschel- und Korallenbereste. — Die Anlage der Stadt und die Bauart der Häuser weist auf eine verschiedenartige Bevölkerung hin. Badsö gliedert sich in die von Norwegern

[1]) Badsö, russisch Vasino, finnisch Vesi-Saari, lappisch Cuccse (= tschatze) -Soullo, bedeutet Wasserinsel.

[1]) Diese Ebene ist aus Torf- und Moorgrund gebildet. Beim Torfstechen gefundene Kiefernwurzeln beweisen aber, daß hier wie auch im Norden Islands, einst Wälder gestanden haben müssen.

Digitized by Google

Walfischfischerei bei Vadsö.

Digitized by Google

behauptete Mittelstadt (Midtre Vadsö) und die von Kvänen bewohnte östlich und westlich sich erstreckende Vorstadt (Kvänby). Ein ganz kleiner Theil der Stadt nur gehört den Lappen. — Obgleich die Finnen die große Mehrzahl der Bevölkerung bilden [1]), so stehen die Norweger doch in jeder Beziehung, namentlich aber in Hinsicht auf Bildung und Besitz, oben an.

Besorgnißerregend für letztere ist jedoch die fortwährende Zunahme der Finnen durch immer neue Einwanderungen aus dem Großfürstenthum Finnland. Die Norweger meinen, diese Einwanderung, die sich über ganz Finnmarken erstreckt, könne bei dem starken Nationalbewußtsein der Finnen noch zur Annexion von Finnmarken an Finnland führen.

Ein recht interessantes Bild gewährt das Leben auf dem Markte von Vadsö. Vor den dort im Freien befindlichen Schenkbuden bewegt sich eine bunte Menge, in welcher nach Kleidung und Aussehen die verschiedensten Nationen vertreten sind: deutsche und russische Matrosen, norwegische Fischer, Lappen, Finnen, Samojeden u. s. w.

Zur Weiterfahrt über den Varangerfjord stehen uns nur Segelboote zur Verfügung. Bei stürmischer See ist sie unmöglich und Robot erzählt, daß ihn ein Sturm zwei Tage nmnütz in Vadsö zurückhielt. Ein günstiger Wind trieb ihn dafür am dritten Tage desto schneller dem südlichen Seitenarm des Varangerfjords, in welchen der Pasvik mündet — dem Bögfjord zu.

Der Bögfjord ist ruhig wie ein See, den felsige Ufer schützend umrahmen. Ueberall, wo sich ein wenig Erde zu bilden und anzusetzen vermochte, sproßt frisches Grün, und weiter nach Innen wagen sich sogar schon kleine Birken und Kiefern aus den Felsspalten und Trümmern hervor. Wie wohlthätig für ein Auge, das so lange nur graues Gestein und grauen Himmel gesehen!

Im äußersten Winkel des Fjords, 5 km südlich, leuchtet dann aus Birkengrün hervor ein weißes Haus. Das ist Elvenäs, wo der Lensmand Klerk von Syd-Varanger wohnt, ohne dessen Beihilfe eine Pasvikfahrt schwer ausführbar sein würde. Hier mündet der gewaltige Pasvik [1]),

Der Bögfjord.

nachdem er seinen heldenmüthigen Lauf durch Besiegung zahlreicher Hindernisse vollendet hat: weder hemmende Seen, noch abschüssige, mit Riesenblöcken verlegte Felsbetten, noch gähnende Abgründe vermochten ihn zurück zu halten.

Der Lensmand empfängt die Reisenden mit der kühlen Würde eines Norwegers, der außerdem noch Beamter ist, bewirthet sie aber vorzüglich und ist nach gehöriger Begrüßung für die Weiterreise in jeder Weise zuvorkommend und behilflich. Am nächsten Tage werden also in dem 2 km entfernten Boris Gleb die ersten Vorbereitungen zur eigentlichen Pasvikfahrt getroffen, d. h. es werden die dazu nöthigen Fahrzeuge und Ruderer gemiethet. Boris und Gleb sind russische Heilige, die einst das Christenthum hier verkündigten, und ihren Namen führt jetzt die ihnen geweihte Kapelle nebst einer dazu gehörigen, eine Quadratwerst umfassenden russischen Lappen-Niederlassung.

Seit dem Vertrag von 1826, in welchem die Pasvik-Elv als Grenze zwischen Rußland und Norwegen bezeichnet wurde, ist das am linken Flußufer gelegene Boris Gleb eine russische Enklave und hat insofern eine gewisse Bedeutung, als sie als äußerster Vorposten Rußlands nach Finnmarken zu angesehen werden kann. Die Norweger fürchten ihn und ein Hauptzweck des Vertrages, den Norwegen und Schweden 1855 mit Frankreich und England schlossen, bestand darin, Skandinavien vor dem Vordringen der Russen zu schützen. Die Lappen von Boris Gleb — etwa 120 an Zahl — stehen in Hinsicht auf Bildung und Lebensweise nicht nur tief unter den umwohnenden Norwegern und Finnen, sondern auch noch tief unter allen übrigen Lappen. Man sieht hier den Einfluß der Religion. Die lutherischen Lappen, die fast alle lesen und schreiben können, schauen darum auch mit Verachtung auf diese orthodox-dummen Nachbarn herab. Das Steinzeitalter, in welchen wir uns zuweilen in Museen mühsam um Jahrtausende zurückversetzen, ist für sie heute noch kein völlig überwundener Standpunkt. Manche ihrer Fisch- und Haudwerkzeuge sind in der That

[1]) Vadsö zählt ungefähr 2000 Einwohner, wovon über 1300 Kvänen sind.

[1]) Die Pasvik-Elv ist jedenfalls nach der am Varanger-Fjord gelegenen Bai, die vielleicht ihren Namen vom lappischen basse d. h. heilig, und skandinavisch vik d. h. Bai hat, benannt. Der Name Kloster-Elo erinnert an das frühere Kloster Peisen.

Digitized by Google

noch aus Stein oder Bein, und ihre Fahrzeuge sind zum Theil nicht durch Nägel, sondern durch Nähte zusammen gefügt.

Sie leben noch ausschließlich von Fischfang und Jagd, und jede Jahreszeit weist ihnen daher andere Beschäftigung und andere Wohnplätze zu. Boris Gleb ist nur ihre Sommerfischerstadt, im Frühling bewohnen sie des Lachsfangs halber Erdhütten an der Mündung des Pasvik, im Herbst ziehen sie hinauf zu den Seen, um Fölchen zu fischen, und im Winter endlich hausen sie in ärmlichen Holzbaracken mitten im Walde, deren Bauart dieselbe ist wie die in der Sommerstadt Boris Gleb (S. Abbildung 4). Aeußerlich unterscheiden sie sich von ihren Stammesgenossen namentlich durch einen stärkeren und größeren Körperbau. Die Männer haben große Vollbärte wie die Russen und tragen gleichwie diese als Hauptkleidungsstück ein über die Beinkleider herabhängendes Hemd. Die Frauen tragen den rothen Sarafan. Wenig liebenswürdig, wie ihr Aussehen, ist auch ihr Charakter. Sie sind rauh, polternd, gewinnsüchtig, mißtrauisch und unehrlich. Darum ist auch die Unterhandlung mit ihnen, die der Lendsmand in die Hand nimmt, keine leichte. Sie ist mehr ein unter lautem Fluchen und Schreien geführtes Gezänk und dauert nicht weniger als fünf Stunden. Den Beschluß macht aber ein Familienmahl beim Popen, wobei es zu köstlich zubereitetem Lachs auch an einem kräftigen Schluck Krimwein nicht gebricht.

Am 6. August soll die Fahrt von Elvenäs aus beginnen.

Winterdorf der Boris-Glebianer.

Früh 8 Uhr sind die Lappen mit ihren Nachen an Ort und Stelle. Diese Nachen gleichen sehr den Fahrzeugen von Wisborn. Sie sind lang, schmal, vorn und hinten schnabelförmig und so leicht gebaut, daß sie nur einige Centimeter tief gehen. Außer den vorn und hinten zum Rudern und Steuern nöthigen zwei Männern sowie einer Kleinigkeit an Gepäck kann jede Pirogge nur einen Reisenden aufnehmen. Nachdem das Gepäck gehörig vertheilt ist, beginnt die Fahrt.

Sogleich zeigen sich die erdenklichsten Schwierigkeiten, die zum großen Theil zu vermeiden gewesen wären, wenn man die gerade eintretende Ebbe erst hätte vorübergehen lassen. Es gilt ja nicht nur gegen den reißenden Strom selbst zu kämpfen, sondern namentlich auch gegen die ungünstige Beschaffenheit des theils sandigen, theils steinigen Strombettes, und zum Zurücklegen der kurzen Strecke bis Boris Gleb ist eine ganze Stunde nöthig.

Einen Kilometer weiter oben gelangt man zum ersten Wasserfalle, der sich 1,2 m hoch aus einer engen Thalschlucht herabstürzt. Die drei nicht ganz leicht beladenen Nachen werden hier ans Land gezogen, und unter ziemlicher Anstrengung und dem dazu erforderlichen Lärm, den die herbeigeeilte Bevölkerung des Ortes noch beträchtlich vermehren hilft, die steile, mit Felstrümmern bedeckte Uferstrecke bis zur Höhe des Falles hinaufgetragen und gezerrt. Erst nach einer Stunde saurer Arbeit kann die Fahrt fortgesetzt werden. Und diese Arbeit, sagen die Lappen, wird sich 31mal wiederholen!

Zum Glück folgt auf die Anstrengung gewöhnlich eine Erholung, d. h. ein kleiner See, wie gleich jetzt nach dem ersten Fall. Nur dauert die Freude meist nicht lange.

Digitized by Google

Nach einer halben Stunde verengen sich die Ufer, und die Strömung des Flusses wird wieder stärker. Schon erbraust der zweite Fall (der Harefoß oder Hasenfall) und droht die Fahrzeuge mit seinen Wirbeln zu erfassen, wenn sie nicht das rettende Ufer zu erreichen suchen. Diesmal geht das Hinaufziehen schneller von statten: denn der hier vorhandene „Oplundsvei“ (schiefe Hohlweg) erleichtert dasselbe wesentlich. Solche Oplundsveie finden wir, Dank der wegebaumeisterlichen Fürsorge des Lensmands (das Wegebauen und Erhalten ist eine Hauptthätigkeit dieser Beamten) überall, wo die Landbeförderung der Bote auf norwegischer Seite geschieht.

Oberhalb des Harefoß erstreckt sich der herrliche Klostervand (Klostersee), an dessen waldreichem Ufer einst das Kloster Peisen stand. — Am oberen Ende des Sees aber rauscht der dritte Wasserfall, der Holmfoß. Dann folgt zunächst ein ganz kleiner, und nach einer kurzen Verengung des Stromes ein zweiter See, der Tschalmajauri, der längste der fünf Seen, welche der Pasvik in seinem unteren Thale bildet. — Hier trifft man fruchtbare Weideplätze mit 19, meist finnischen Wohnungen an. Die einzige norwegische Familie wird um Nachtherberge ersucht. Als Nachtlager steht freilich nur der Heustall zur Verfügung; aber man ist doch geborgen.

Die Batakker auf Sumatra.

Von **W. Ködding.**

II.

Daß die Batakker zu der malayischen Rasse gehören, bedarf kaum der Erwähnung. So tragen sie auch den allgemeinen malayischen Typus in der Gesichtsbildung: breite Nase, etwas wulstige Lippen und hervortretende Backenknochen. Nicht selten trifft man aber Individuen, deren Gesichtsbildung sehr an die der kaukasischen Rasse erinnert. Das Haar ist ausnahmslos schwarz und straff, die Haut dunkelbraun, bisweilen heller. In den Küstengegenden und Niederungen sind die Gestalten meist schmächtig, vielfach unter Mittelgröße (nach unserem Maßstabe), dagegen sind die Hochlandbewohner fast durchgehends kräftig und öfters über mittelgroß. Auch ist der Gesichtsausdruck letzterer ausdrucksvoller, obwohl oft gröber. Das Abweichen der Vorderzähne haben die Batakker — sowie das Durchbohren der Ohrläppchen — mit den meisten Völkern des indischen Archipels gemein. Das letztere ist besonders in Toba Sitte, wo bei den Frauen die Ohrläppchen durch das Hineinstecken immer größerer Gegenstände merkwürdige, häßlich aussehende Ausdehnung erlangen. Die Männer, besonders die Häuptlinge, tragen goldene Ohrgehänge, deren Form einer Oese ähnelt. — In Kleidung und Lebensweise haben die letzten Jahrzehnte in gewissen Gegenden Manches verändert, je nachdem fremder Einfluß sich geltend machte. Während in Mandaheling und Angkola (nebst Sipirok) die männliche Bevölkerung Hose (meist kurze Pumphose), eine Art Leibchen und enge Jacke, die weibliche aber den malayischen Sarong und Cabaya trägt, bedient sich der Tobaer noch seiner Nationaltracht, und nur in Silindung beginnt das Neue dem Alten stark Konkurrenz zu machen. Die Tracht der Batakker besteht aus selbstgewebten, starken baumwollenen Stoffen. Ein Stück Zeug, etwa 1 m lang und $1\frac{1}{2}$ m breit, wird um die Hüfte gegürtet, und ein gleiches Stück, nur etwas länger und gewöhnlich kostbarer, wird als Plaid über die Schulter geschlagen, bei Männern wie bei Frauen. Nur die Jungfrauen ziehen das Kleid bis unter die Arme hinauf und knüpfen es über die Brust fest. Nachdem die Frau ihr erstes Kind geboren hat, befestigt sie das Kleid unter der Brust und trägt letztere frei, daher das Erstgeborene auch Sibuha bahjin, d. i. Busenfüller, heißt. Läßt es die Witterung zu, dann gehen Frauen und Jungfrauen ohne Oberkleid. Bei Häuptlingen und Wohlhabenden kommt zu obigem noch ein Gürtel, ein langes, schmal gewebtes Stück Zeug, das um die Hüfte gewunden wird und ebensolches Kopftuch, dessen beide Enden hornartig vom Kopfe abstehen. Oft sieht man auch einen Batak mit grüner Ranke um den Kopf gewunden, was nicht übel aussieht, öfter auch mit einem einfachen Stricke, welch letzteres wohl daher kommt, daß man mit Stricken versehen zum Spielplatz ging, bezw. noch geht, um den insolventen Bezahler gleich binden zu können. Neben dieser soliden Kleidung trifft man auch noch sehr ärmliche aus Baumrinde. Zum vollen Aufzuge eines angesehenen Batak gehört aber auch der Armring aus Elfenbein, aus Hima (einer Seemuschel) oder auch aus Metall; ferner der Tragbeutel aus Huude-, Marder- oder Katzenfell, mit starkem Messingbeschlag und messingener Tragkette versehen. In ihr führt er Tabak, Sirih, Betelbofe, Kalkdose, Spiegelchen, Bartzange und sonst allerlei mit sich. Er trägt keinen Bart, scheert ihn aber nicht, sondern zupft ihn aus. Statt dieses Beutels bedient man sich auch wohl eines schön aus Binsen geflochtenen. Die früher mehr im Gebrauch gewesene, bis über einen Meter lange und zuweilen über 5 Pfund schwere messingene Tabakspfeife verschwindet mehr und mehr. Noch sei erwähnt, daß da, wo man noch an der alten Tracht festhält, die Männer das Haar auch noch lang tragen — oft lose um die Schultern hängend, oft zusammengeknotet auf dem Kopfe.

Die Grundform in der Bauart der Häuser ist durchgehends dieselbe, wenn sich auch im Laufe der Zeit ein Unterschied in der Ausführung — namentlich zwischen dem wärmeren Mandaheling und dem kühleren Toba — ausgebildet hat. Hier besteht noch die ursprüngliche Form, und während in der ersteren Landschaft oft leichteres Material, namentlich auch Bambu verwandt wird, gebraucht der Toba fast nur solide Balken und Bretter. Natürlich besteht trotzdem auch hier ein großer Unterschied, sowohl in Betreff der Größe als auch der Güte der Häuser. Doch sehen wir uns ein Haus in Toba näher an: Ein länglich-viereckiges Gerüst von auf Steinen ruhenden Pfeilern, 6 bis 8 Fuß hoch, trägt den Fußboden aus behauenen Bohlen. Rund um basselbe ragen andere Pfeiler über den Fußboden empor, an den Längsseiten 4 bis 5 Fuß hohe, an den Schmal- oder Giebelseiten höhere, und ebensolche sind der Mitte des Fußbodens; diese tragen das Dachwerk. Das Dach springt an den Giebelseiten weit vor nach außen und endet in einer aufwärts strebenden Spitze, die mit Pferdekopfbildern oder

Digitized by Google

Sonstigem geziert wird. Nach der Mitte hin bildet es einen sattelförmigen Bogen, und gedeckt ist es meist mit Dsjuk, der schwarzen, pferdehaarähnlichen Faser der Zuckerpalme (Nagoera). Die Wände sind aus gehaenen Brettern hergestellt und besonders die hohen Giebel mit allerhand, oft sehr geschicktem Schnitzwerk versehen, welches durch verschiedenen Farbenanstrich noch deutlicher hervortritt. An den besseren Häusern findet sich auch eine Art Balkon, der dadurch hergestellt wird, daß die obere Hälfte der Giebelwand von oben nach unten hauseinwärts getrieben wird, während die untere Hälfte von unten nach oben dem vorspringenden Dache auswärts folgt. So wird in halber Höhe des gebrochenen Giebels ein schmaler Raum hergestellt, der zur Aufbewahrung von allerlei Gegenständen, und oft auch zur Herberge für Gäste gebraucht wird. Fenster hat das Haus nicht, nur ein Guck- oder Luftloch im hinteren Giebel. An der der Dorfstraße zugekehrten Seite hat es die Thür, oft besitzt es aber auch nur eine Fallthür im Fußboden. Der Ausgang geschieht auf einer einfachen, häufig sehr gefährlichen Leiter, seltener auf einem Laufrumente, das halbwegs den Namen Treppe verdient. So macht ein solches Haus von außen keinen angenehmen, sondern vielmehr einen düsteren Eindruck, und das Innere macht kaum einen besseren. Je besser das Haus ist, d. h. je weniger Ritzen und Löcher Stellen es hat, durch die das Licht eindringen könnte, desto dunkler ist es. Das ganze Haus bietet einen einzigen Raum, obschon in ihm, je nach seiner Größe, drei, vier oder mehr Familien friedlich bei einander wohnen. Nachts werden durch aufgehängte Matten besondere Appartements für die verschiedenen Familien hergestellt. Jede Familie hat ihren besonderen Herd, und den Platz um diesen herum bewohnt sie. Der Herd besteht aus flach aufgehäufter Erde mit einigen spitzen Steinen als Dreifuß. Das Wort vom „eigenen Herd“ hat hier also seine eminenteste Bedeutung, denn es bedeutet das Heim im Heim. Ueber dem Herde befindet sich ein Gerüst für die runden irdenen Töpfe, für die größeren hölzernen — jetzt auch irdenen — Schüsseln, den großen Kochlöffel aus einer halben Kokosnußschale (die an einem hölzernen Stiel befestigt ist) und für das Brandholz. Löffel, Gabel und Messer bedarf der Batak nicht, denn alle diese Eßwerkzeuge bieten ihm die Finger der rechten Hand. Sonst trifft man im Batathause noch geflochtene Säcke zur Aufbewahrung von Kleidern und dergl., sowie Matten, die über Tag zusammengerollt werden, Nachts dagegen ausgebreitet zum Lager und zur Decke dienen. Das ist der ganze bataksche Hausrath. Daß die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig läßt, mag man aus alledem im Voraus annehmen. Aller Abfall und Kehricht wird durch Ritzen im Fußboden unter das Haus befördert, und hier kampiren Nachts Büffel, Rinder, Schweine u. s. w. Vor dem Hause aber, unter dem weit vorspringenden Dache, stehen die Reisstampfblöcke — große hölzerne Mörser, in denen die Frauen den Reis enthülsen. — Zu jedem besseren Hause gehört ein Sopo, demselben gegenüber an der anderen Straßenseite stehend. Dies ist ein Gebäude oder eigentlich nur ein Dachraum, der auf Säulen ruht. Unter ihm wird der Reis aufbewahrt. Unten befindet sich im Fußboden zuweilen auch eine niedere Umwandung, und dieser Raum dient dann zu allerhand Zwecken: zu Rathsversammlungen und Spielen, zum Lungern, den Frauen über Tag zum Weben, den jungen ledigen Männern und durchreisenden Fremden zur Nachtherberge ꝛc.

Die Bataker wohnen in Dörfern zusammen. In Mandaheling giebt es solche, die Tausende von Einwohnern zählen, im Norden sind sie viel kleiner und bestehen oft nur aus vier bis fünf Häusern, oft aber auch wohl aus 50. Sie lieben es, in geeigneten Gegenden ihre Dörfer dicht bei einander gruppenweise anzulegen, so daß oft weite Strecken ohne alle Bevölkerung erscheinen, während andere übervölkert sind. So ist besonders in Toba. Ursprünglich ist jedes Bataldorf eine Festung, umgeben von einer die Häuser noch überragenden undurchdringlichen Dorn-Bambushecke, die wiederum von einem oft breiten und tiefen Graben umgeben ist. Der Eingang ist stets besonders befestigt und leicht ganz zu verrammeln, ja oft ist es sogar unterirdisch. Diese Einrichtung deutet schon darauf hin, daß das Volk auf stetem Kriegsfuße lebt. Freilich, wo die Holländer die Herrschaft führen, da sind ruhigere und glücklichere Zustände eingekehrt. Die Häuser stehen in der Regel in Reihen geordnet, da aber der Grund des Dorfes ungepflastert ist und da sich Büffel, Rinder, Schweine, Hunde, Menschen frei durch einander bewegen, so ist es, besonders zur Regenzeit, ganz unbeschreiblich schmutzig und oft kann durchzukommen in solchem Dorfe, das sich, in der Nähe besehen, gar unappetitlich ausseht. Auch in diesem Stücke ist es aber besser geworden, und wo sich europäischer Einfluß hat geltend gemacht hat, da giebt es jetzt schon reine Dörfer, von schönen Kaffeegärten und sonstigen Pflanzungen umgeben.

Der Batak beschäftigt sich gern mit Viehzucht, und namentlich Büffel und Rinder werden des Fleisches wegen gehalten. In einigen Gegenden bedient man sich der ersteren auch zum Durchkneten des Schlammbodens in den nassen Reisfeldern, indem man sie darüber hin treibt. Im Norden verwendet man auch die Milch und nimmt sie in geronnenem Zustande zum Reis; im Süden wird sie weniger benutzt. Auch Pferde werden geschlachtet, und Hundefleisch ist ebenfalls sehr begehrt; den Vorzug vor allem Getier hat aber das Schwein, das nur bei den südlichen Islamiten verschwunden ist. — Die Hauptbeschäftigung der Bataker ist indeß der Ackerbau, und zwar der Reisbau. Die besten Reisfelder sind die nassen, in deren Anlage und Bearbeitung die Bataker Meister sind. Am leichtesten sind diese in Gründen und Ebenen mit reichlichem Wasser anzulegen, aber auch ganze Bergrücken und Bergabhänge bearbeiten sie zu horizontalen Terrassen und leiten das Wasser dazu oft stundenweit her. Das Umarbeiten der Felder wird von den Männern besorgt, und zwar mit starken, dreizinkigen, hölzernen Hacken, sowie in neuerer Zeit mit eisernen. In dem mohammedanisirten Theile des Landes fällt ein großer Theil dieser schwierigsten Arbeit auch den Frauen zu — gegen alle bataksche Sitte. Das Reinhalten und Güten der jungen Saat liegt den Weibern ob. Bei der Ernte betheiligen sich beide Geschlechter, das Austreten (Dreschen) der Aehren aber besorgen wieder die Männer allein. Auch auf trockenen Feldern wird Reis gebaut, diese aber fordern viel Arbeit und geben weniger Ertrag. Oft muß der Acker gewechselt werden, weil der Boden ohne Dung bald ausgenutzt ist. Auf den hohen Steppen ist man meist auf solche Felder angewiesen, weil es an Wasser zu anderen (sawa) fehlt. Man bedient sich dort eines sehr einfachen hölzernen Pfluges (Tinggala, sanscr. Langgala). An einen Baum, an dessen vorderes Ende die Büffel (ohne Räder) angespannt werden, wird ein Pflugmesser und hartem Holze befestigt, und damit wird dann der Boden mehr getrieben als gepflügt. Die Hacke muß da natürlich immer nachhelfen. Neben dem Reis wird die Batate besonders viel gebaut, aber auch Mais, Sago, Calladium, Gurken, Kürbis, Bohnen, Zuckerrohr, Tabak, Betel. Der Kaffeebau ist von der holländischen Regierung eingeführt worden und erzielt an dem fraglichen Orte ein vorzügliches Produkt. Außer der Kokos- und Zuckerpalme schenkt der Batak anderen Nutz- oder Fruchtbäumen wenig Aufmerksamkeit.

Der nützlichste Baum ist ihm ohne Zweifel — besonders in den Hochlanden — die Zuckerpalme. Sie liefert

Digitized by Google

ihm den Stoff zum Decken seiner Häuser und vor allem ihren süßen Saft, der ihm einen vortrefflichen Zucker und sein Lieblingsgetränk liefert. Frisch schmeckt der Saft manchem Europäer etwas fade, aber mit einer gewissen Wurzel (pang) versetzt, wird er bitter von Geschmack, und er wirkt dann sehr erfrischend und auch berauschend. Ein Batak kann aber eine gute Portion davon vertragen. Im Inneren des Landes sah ich nie einen Betrunkenen, wohl aber an der Küste, wo europäischer Branntwein zu haben war. Ein anderes Genußmittel, dem der Batak sehr ergeben ist, ist der Tabak. Er raucht ihn in Gestalt von Cigarretten sowie aus Pfeifen und kaut ihn vermischt mit Betel und Kalk. Zu letzterem Zwecke gebraucht er eingeführten, da er den selbstgebauten nicht zu bereiten versteht. Die Blätter werden einfach getrocknet, geschnitten und dann geraucht. Das giebt einen fürchterlichen Dampf, wie brennendes Heu, wahrhaft verpestend für einen Europäer. Am Opium hat der Tobaer noch keinen Geschmack; jedoch kann solches nicht gesagt werden von den Bewohnern der Küste und Mandaheilings, und aus dem Norden vom See berichtet Dr. Hagen sogar (a. a. O.; I. S. 59), daß dort das Laster des Opiumrauchens allgemein sei.

Auch in einigen Gewerben sind die Batakker nicht unerfahren, obschon es keinen Gewerbestand giebt, sondern diese Dinge Gemeingut Aller sind. Nur Schmiede besonders geschickte Zimmerleute und Töpferinnen möchten eine Ausnahme machen, doch beschränken sich auch diese durchaus nicht auf ihre Künste, sondern treiben im Allgemeinen, was die Anderen auch thun. Das Weben wurde schon erwähnt. Dieses besorgen ausschließlich die Frauen, und es giebt sehr geschickte Weberinnen unter ihnen. Das ganze Gewand (stets nur ein Kleid, wie oben angegeben) ist auf einige Stöcke aufgezogen und kann von der Weberin unterm Arme überall hin mitgenommen werden — in den Sopo, auf den Hof, auf den Markt, an sehr frequentirte Plätze am Wege ꝛc. Hier setzt sie sich platt auf den Grund und bringt mit den ausgestreckten Füßen und einem über die Hüften geschlagenen Bande ihr Getau in Spannung. Mit einem eingeführten platten Stabe spannt oder scheidet sie die Fäden zum Durchlassen der Weberspule, und mit demselben Stabe schlägt sie den durchgeschossenen Faden fest. Und mit diesem primitiven Werkzeuge webt sie wohl grobe, aber vortreffliche Stoffe, mit kunst- und geschmackvollen farbigen Mustern an den beiden Enden. Die Baumwolle wird aus Mandaheling nach Toba eingeführt und einfach mit der Spindel aus freier Hand gesponnen und im Faden gefärbt. Die Farbe liefert die Wurzel eines auf der Steppe wachsenden, aber der Pflege bedürfenden Baumes und eine Art Indigo.

In Südtoba und in den westlichen Gebirgsdistrikten bildet das Einsammeln der Guttapercha (Mayang) eine Hauptbeschäftigung für längere Männer. Mit schmalem Proviant — Reis, trockenem Fisch, etwas Salz und Tabak — sowie mit eisernen Pfannen versehen, rücken sie rottenweise auf Wochen hinaus in die weiten Waldregionen. Wo sich der Mayang-Baum reichlich findet, bauen sie eine leichte Hütte und richten sich ein. Die Stämme werden gefällt, die Rinde derselben wird in Zwischenräumen von etwa zwei Fuß rundum eingekerbt, und dann legt man blütenförmig gefaltete Blätter zum Auffangen des auströpfelnden Harzes unter. Gegend Abend wird die Masse gesammelt, und Nachts wird sie in eisernen Pfannen unter stetem Umrühren gekocht, bis sie sich zu einer dicken, zähen Masse steift. Nun wird sie in Ballenform und zu Markt gebracht; es dauert aber oft vier Wochen, ehe für Jeden ein halber Centner gesammelt ist. Abnehmer sind die Chinesen an der Küste, die für einen Centner (pikul) je nach der Waare 40 bis 100 Gulden zahlen. Manchmal machen diese Harzsammler auch Bekanntschaft mit dem Tiger, und schon mehr wie einer ist nicht wieder gekommen; manch Anderer aber hat auf diesen Touren Kraft und Gesundheit für immer verloren.

Auch das Kamphersammeln ist eine mühselige Arbeit, das oft geringen, oft aber auch sehr hohen Lohn gewährt. Es wird von nur Wenigen betrieben, da, wie es scheint, ein guter Spürsinn dazu gehört, um zu erkennen, ob ein Baum ein Kampfernest in seinem Splint verborgen hält. Der Kampher der Batallande wird von den Chinesen theuer bezahlt. — Der Benzoë (= hawindjon) »Baum kommt im Gebirge an der Küste wild vor, wird aber auch in ganzen Schlägen kultivirt. Den jungen Stämmen von 6 bis 8 Zoll Durchmesser werden handgroße Wunden geschlagen, aus denen das wohlriechende Harz hervorquillt. Dieses wird dann in heißem Wasser geknetet und in Kuchenform in den Handel gebracht. In Toba wird eine kostbare Sorte kultivirt, die trocken in den Handel kommt und aus weißgelblicher, seiner Masse oder kleinen Stückchen besteht. — In ihren Gebieten läßt die Kolonialregierung überall, so weit das möglich ist, Wege anlegen, denn ursprünglich sind bei den Batakkern weder gebahnte Wege noch irgend welche Behikel zum Fortbewegen von Lasten vorhanden, und aller Transport geschieht durch Menschenschultern. Es ist erstaunlich, mit welcher Ausdauer die Lastträger 50 bis 60 Pfund tagelang über die unwegsamen Gebirge schleppen; sie haben dafür freilich auch fassdicke Hörer und Schwielen im Nacken.

Der Handel nach außen beschränkt sich natürlich auf einheimische Produkte — meist im Tausch gegen fremde —, die dann auf den Märkten im Inneren des Landes im Detail verkauft werden. Früher — vor 2 bis 3 Jahrzehnten — wurden in der Hauptsache nur Salz, Eisen, Pulver und etwas Kattun eingeführt, jetzt dagegen tauseuderlei europäische Artikel: Näh-Utensilien, Kurzwaaren, Lampen, Petroleum, Tuch, Spiegel u. s. w. Die inländischen Märkte, die an gewissen Punkten im ganzen Lande jeden vierten Tag stattfinden, bilden seit uralten Zeiten so zu sagen die Pulsader des öffentlichen Lebens. Alles, was das Land producirt und was eingeführt wird, wird hier gekauft und verkauft. Auch Pferde und Büffelschlächtereien werden dabei improvisirt, und Tausende kommen zusammen. Daher ersetzen die Märkte dem Batak Börse und Zeitung, und zum Politisiren und Intriguiren geben sie ebensalls die beste Gelegenheit, nicht minder aber zum Spiel und zu allerhand Lustbarkeiten. Als gangbarste Münze gilt der spanische Dollar, jetzt findet der holländische Gulden aber schon überall Eingang.

Was die Sprache der Batakker betrifft, so ist dieselbe hinsichtlich ihres Wortschatzes sowohl als hinsichtlich ihrer Grammatik dem Malayischen nahe verwandt. Sie ist ziemlich durchspickt mit Sanskritworten — besonders in alle dem, was Bezug auf höhere Kultur, Religion und Zauberei hat. Es zeigt dies deutlich, daß sie diese Dinge von den Hindus bekommen haben müssen, wie auch ihr eigenthümliches Alphabet. Nach den drei Hauptdialekten im Lande theilt man letzteres in drei Provinzen. Zwei — Mandaheling und Toba — kennen wir, die dritte — Tairi, nördlich und nordwestlich von Silindung-Toba — ist aber noch ziemlich unbekannt. Der Unterschied in den Dialekten ist ein bedeutender, besonders zwischen den beiden ersten und der letzten Provinz und selbst die Schriftzeichen zeigen einige Abweichung. Geschrieben wird von unten nach oben, und die Reihen folgen von links nach rechts. Jeder Konsonant (als Zeichen) trägt den Vokal a in sich, wenn nicht ein anderes Zeichen einen anderen Vokal oder den Konsonanten als Schlußkonsonanten anzeigt. Der dunkle Saft des Damarbaumes dient, mit Zucker vermengt, als Tinte. Als Papier benutzt man die innere Rinde (den Bast) desselben Baumes, indem man dasselbe in längeren oder

Digitized by Google

kürzeren Streifen ablöst, mit hölzernen Hämmern klopft und mit Reiswasser bestreicht. Die Streifen werden dann in Buchform zusammengefaltet (= geklappt) und die beiden Außenflächen mit Holzdeckel versehen; zusammengehalten wird ein solches Buch durch geflochtene Rottangringe. Leider hat die Litteratur in diesen Pustahas (sankr. Pustaka) fast nichts aufzuweisen, als was in die Zauberei fällt. Noch eines anderen Schreibmaterials bedient sich der Batak: Briefe oder kurze Mittheilungen ritzt er mit einem spitzen Messer oder eisernen Griffel in die weiche Rinde eines Bambusgliedes, und auf größere Bambus sogar Erzählungen, Märchen und derlei (S. diese Zeitschrift Nr. 13, 14. Jahrgang 1886). Die Kunst des Lesens und Schreibens ist überall bekannt, und man dürfte nicht leicht ein Dorf finden, wo ihrer nicht eine oder mehrere Personen mächtig wären. Besonderer Schulen zum Erlernen bedarf es aber nicht. Die Häuptlinge lassen hier und da wohl ihre Sprößlinge vom Datu (Zauberer, Arzt) unterrichten; die Regel aber ist, daß Einer vom Anderen Lesen und Schreiben lernt, und zwar spielender Weise in den zahlreichen Mußestunden. Im neueren Zeit giebt es allerdings Schulen im Lande: in Mandaheling und an verschiedenen Küstenplätzen unterhält die Regierung Elementarschulen für Knaben und in Padang Sidimpnan sogar eine Normalschule zur Ausbildung von Lehrern aus den Eingeborenen. Auf ihrem Arbeitsgebiete unterhält die Mission ebenfalls Schulen — und zwar auch für Mädchen nicht nur für Knaben —, und dieselben zählten etwa 1400 Schüler. In Silindung besitzt auch sie ein Institut zur Erziehung von Lehrern und Evangelisten.

Ueber den Charakter des Batak möchte ich Folgendes sagen: Er ist ziemlich offenherzig, ehrlich, ziemlich fleißig, anhänglich an seine Familie, freiheitsliebend, ehrliebend —, doch in etwas anderen Sinne als der Deutsche, da Betteln oder auch ein anderer schiefer Streich seine Ehre nicht leicht angreift —, ferner geistig geweckt, fähig und lernbegierig. Die nördlichen Batakker sind, verglichen mit den südlichen, roher und gröber, aber treuherziger, biederer, zuverlässiger. Durch den Islam und die Berührung mit europäischer Kultur haben die Bewohner Mandahelings nichts in ihrem sittlichen Charakter gewonnen. Bei alledem ist es richtig, daß auch der Tobaer zum Lügen neigt und rachsüchtig, wetterwendisch und mißtrauisch ist, — ja daß in manchen Gegenden Diebstahl an der Tagesordnung ist, während er in anderen nicht oder fast nicht vorkommt.

Die verderblichste Leidenschaft des Batak ist das Spiel — im Süden das Hahnenfechten, im Norden das Würfel- und Kartenspiel —, dem oft schon Knaben in noch zarten Alter ergeben sind. Dabei kann er sich so hinreißen lassen, daß er nicht nur alle seine Habe, sondern auch seine Weiber und Töchter, ja seine eigene Freiheit daransetzt. Der insolvente Bezahler wird gebunden und in den Block gelegt, und wenn er nicht ausgelöst wird, verkauft — oder auch gefressen. Die Spielgesellschaften finden sich nicht nur zufällig zusammen — auf Märkten ꝛc. —, sondern es bestehen auch Klubs, ja es giebt Häuptlinge, die eine Art Spielbank halten, und zwar nicht nur in ihren Dörfern, sondern auch in besonders zu diesem Zwecke errichteten Hütten und Nachtherbergen an stark frequentirten Wegen. Natürlich sucht die Regierung in ihrem Machtbereiche diesem Unwesen zu steuern, aber nicht immer mit gutem Erfolge. — Ursprünglich sind die sozialen Verhältnisse wohl beim ganzen Volke dieselben gewesen; durch Wanderung der Stämme und fremde Einflüsse hat sich im Laufe der Zeit aber doch einige Verschiedenheit ausgebildet. Am ursprünglichsten hat sich Alles in Toba erhalten, wie denn das Tobaische auch der Hauptdialekt ist. Das Volk soll nach der Angabe der Häuptlinge aus sieben Stämmen bestehen. Diese wohnen aber zerstreut über das ganze Land und nicht in reiner Abgrenzung von einander, sondern gemischt. Dabei ist indeß immer ein gewisser Stamm Eigenthümer des bewohnten Grundes oder Gebietes, und die anderen sind so zu sagen nur Beisitzer.

Diese Einrichtung hat ihre Ursache in der Sitte, daß Heirathen innerhalb des Stammes als Blutschande gelten, und daß Mann und Frau immer verschiedenen Stammes sein müssen. Die „Beisitzer" werden daher allgemein als „boru" (= weiblich) bezeichnet, und sie stehen unter ihrem besonderen Haupte — dem Namora, der ihre Sache vertritt. Rechtlich stehen sie den anderen, die als radja (= adelig, Fürst) bezeichnet werden, nicht nach, nur sind sie nicht Eigenthümer, sondern nur freie Nutznießer des Bodens, und sie können nicht die eigentliche Häuptlingswürde beanspruchen. Grund und Boden ist Stammeseigenthum und wird das Land zu trockenen Reisfeldern alljährlich vertheilt. Nasse Reisfelder jedoch, die einer angelegt oder erworben hat, sind Privateigenthum und können vererbt werden; ebenso auch Gärten und Baumkulturen, und auch jedem „boru" steht es frei, solche anzulegen, wo er kann und will — vorausgesetzt, daß er die Rechte Dritter nicht schädigt. Jagd, Fischerei und jede beliebige Waldbenutzung ist frei. — Was nun die Häuptlingsschaft betrifft, so besteht darin ein großer Unterschied. Im Norden beanspruchen jeder dem landbesitzenden Stamme Angehörige den Titel Radja, und es liegt nur an seiner Klugheit oder an seinem Reichthum, ob er sich zum herrschenden Radja aufschwingt. Erblich ist die Würde im eigentlichen Sinne nicht. Gewöhnlich folgt man einem der Söhne eines verstorbenen Radja — dem jüngsten oder ältesten — wenn er der Menge behagt; ist das aber nicht der Fall, dann sieht man auf einen anderen und überläßt diesem den Haupteinfluß in allen öffentlichen, nach der Adat geordneten Angelegenheiten, und dieser wird Radja. So liegt es auch ganz an seiner persönlichen Geschicklichkeit, welche Rolle ein Häuptling spielt, ja, zeigt er sich den Verhältnissen nicht gewachsen, dann verläßt man ihn einfach und wendet sich einem anderen zu. Ganz anderß ist es damit in Mandaheling, wo von älteren Zeiten her die Häuptlingsschaft erblich und von größerer Würde und Ansehen ist. Die Glieder der Häuptlingsfamilie bilden hier gleichsam einen Adel, während die anderen Stammesglieder einfach zu Freien geworden sind. Erst die Holländer — welche diese Häuptlinge noch besolden — haben dieses System aber ganz vollenden helfen, und zwar so weit, daß der Häuptling vielfach als Eigenthümer des ganzen Bodens auftritt. Durch diese Häuptlinge regieren die Holländer das Volk eigentlich, und da diese Politik sich ihnen als vortheilhaft erweist, so belohnen sie dieselbe überall und führen das System auch jetzt in Toba ein, haben wenigstens den Anfang dazu gemacht. — Von einem Unterschiede der Stände ist also im Süden ebensalls eher die Rede, als im Norden, dort tritt er stark hervor, während er hier in Lebensweise und Beschäftigung für einen Uneingeweihten kaum ersichtlich ist. Die Sklaverei herrschte früher durchgehends. Im Süden ist sie aber beseitigt, und nur im Norden ist die holländische Regierung bis jetzt noch nicht im Stande, sie auszurotten; es wird ihr mit der Zeit aber wohl auch da gelingen. Silindung hat von langer Zeit her eine rühmliche Ausnahme gemacht, indem es keine Sklaverei, wohl aber Schuldhaft, duldete. Dagegen sollen um den Tobasee die Sklaven die Freien um das Doppelte übertreffen. Manche Sklaven sind dort selbst wieder Sklavenhalter. Der Sklaverei verfallen kann man aber durch Schuld — auch durch angeerbte — sowie durch Spiel, Kriegsgefangenschaft und sonstiges Unglück.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

A. D. Carey's Reise in Ost-Turkestan.

Die Korrespondenzen, welche A. D. Carey während seiner zweijährigen Reise in Ost-Turkestan nach Europa sandte, haben den „Globus" in den Stand gesetzt, die Route sowie die Schicksale der Expedition in einer Weise zu verfolgen (Vergl. Bd. 52, S. 31 und 133, sowie Bd. 54, S. 222 und 335), daß uns auf Grund des Berichtes, den der Reisende kürzlich vor der Londoner Geographischen Gesellschaft erstattet hat, an dieser Stelle nur das Folgende nachzutragen bleibt: Die Hoffnung Trotter's und anderer Engländer, als ob die Straße von Leh (am Indus) über Tangse, den Mangga-See und Polu nach Kiria und Khotan jemals eine wichtige Handelsstraße zwischen Indien und Ost-Turkestan werden könne, erweist sich bei genauerer Betrachtung als völlig illusorisch. Der Aufstieg zu einer Höhe von nahezu 5000 m über See Pehtu Kul liegt 4926 m über dem Meere), die daraus resultirende Athemnoth für Mensch und Thier, der Mangel an gutem Gras und der furchtbare Schnee — es schneit schon im September und Oktober bisweilen 18 Tage lang — machen die Passage selbst für Eingeborene schwierig. Zudem strebt die Straße auch in einem ungeheuren Bogen ihrem Ziele zu. — Das Naturgemälde des von Carey durchreisten Landes ist im Allgemeinen kein anderes geworden: es handelt sich dabei nun eine Wüste von der vollkommensten Art, und die Bevölkerung ist in Folge dessen dünn und arm, so daß auch in dieser Beziehung kein erheblicher Aufschwung des Handels — sei es nach Indien, sei es nach Rußland — zu erwarten ist. Umgürtet ist die Wüste von Oasenflecken an dem Fuße der Gebirge — wo größere Wassermassen aus demselben hervorbrechen und künstliche Berieselung des Bodens durch oberirdische oder unterirdische Kanäle (die letzteren „karezes" genannt) ermöglichen. Dichter bei einander liegen diese Oasenflecken im Westen von Kiria, wie sich ja dort auch die die atmosphärische Feuchtigkeit kondensirenden Hochgebirgsketten enger zusammendrängen. So ist die Straße von Kiria theilweise ganz gut mit Bäumen bepflanzt, und so finden sich besonders bei Yarkand und Kargalik wohl angebaute Distrikte. Je weiter man nach Osten gelangt, desto kleiner und dürftiger werden aber die Oasen und desto mehr weichen sie aus einander. Einlang dem Tarim-Flusse findet sich nur etwas schlechte Weide, und in der Nähe des Lob Nor, in den der Fluß mündet, faßt man höchstens bei Chaklik auf einige Bodenkultur, während die Bewohner dieses Ortes im Uebrigen von den Fischen und Wasservögeln des See's leben. Ganz im Osten des durchreisten Landes (ziemlich unter gleichem Meridian mit Lhassa) ist Sachu oder Saitu am Tanga Gol die einzige fruchtbare Stelle, im Uebrigen liegt auch dort blos Sand- und Felsenwüste voller Salzausblühungen. — Feindselig bewiesen sich weder das chinesische Beamtenthum, noch die Städte- und Ramadenbevölkerung, und an verschiedenen Orten widerfuhr dem Reisenden sogar große Gastfreundschaft. In Turfan kannte derselbe indische Bankiers umwechseln, in Hami traf er den Belgier Splingaerd (den einstigen Begleiter F. v. Richthofen's), der dort chinesischer Zollbeamter ist, und in Urumtsi bewies ihm der kaiserliche Generalstatthalter jede denkbare Freundlichkeit. — Was die politischen Verhältnisse betrifft, so stehen die Chinesen bei der mohammedanischen Bevölkerung in hoher Achtung, und die Versöhnung zwischen den beiden Elementen scheint eine vollständige zu sein. Im Allgemeinen treten die Chinesen in dem Lande auch mit großer Mäßigung auf. — Der Mandarin, welcher in allen Ortschaften das meiste zu bedeuten hat, ist der Mirab — der Inspektor der Bewässerungsanlagen. — Das Wetter war im Winter sehr kalt, aber beständig und schön, im Sommer, besonders aber im März und April, herrschten dagegen häufig böse Staubstürme. — Eins der werthvollsten Ergebnisse der langen Reise ist ohne Zweifel die genaue topographische Aufnahme der verfolgten Route, die von dem Begleiter Carey's, Herrn Dalgleish, ausgeführt und dem Reiseberichte der „Proceedings" beigegeben ist. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Herr Listow, welcher während des verflossenen Sommers wissenschaftliche Untersuchungen in den Bergen, Thälern und Höhlen der Krim angestellt hat, hat der Geographischen Gesellschaft die nachfolgenden Mittheilungen über seine Arbeiten gemacht: Er reiste am 29. Mai in die Krim und verweilte daselbst zwei Monate, hatte aber mit sehr großen Schwierigkeiten und vielen Entbehrungen zu kämpfen. Eine Exkursion zum Tschatyrdagh wurde in Gemeinschaft mit dem Offizier Nederbatsch ausgeführt. Listow blieb zwölf Tage auf dem Tschatyrdagh; das Resultat war eine Untersuchung des Weges von Alushta bis zur Wojeikow-Quelle (1008 m über dem Niveau des Meeres). Trotz der Wichtigkeit dieser Quelle, als der einzigen, welche so nahe dem Gipfel sich findet, ist auf keiner Karte bisher die Existenz der Quelle angegeben. Die Tataren bezeichnen dieselbe mit sehr verschiedenen Namen, doch gab Listow der Quelle den Namen des bekannten Meteorologen A. J. Wojeikow. Listow hat auch noch den Gipfel des Tschatyrdagh in einer Ausdehnung von 7580 Quadrat-Saschen topographisch aufgenommen, nämlich denjenigen Platz, wo eine meteorologische Station errichtet werden soll. Außerdem sind fünf Höhlen ausgemessen und beschrieben sowie 54 Photographien angefertigt worden. Die zweite Exkursion unternahm Listow in Begleitung des Professors der Botanik in Odessa, Kamenski, zum Berge Temerdschi. Die dritte Expedition hatte den Baidagan Jailu zum Ziel. Die vierte Expedition endlich war auf den Berg Ai-Petri gerichtet. An 120 Punkten sind Höhenbestimmungen gemacht.

— Der bekannte Ural-Forscher Rajjilaw, der sich im Sommer nach Nowaja Semlja begeben hatte, beabsichtigt, einige Jahre daselbst zuzubringen, um die Naturreichthümer des Landes zu untersuchen. Wenn die Ergebnisse des Auseu-

Digitized by Google

hattes auf Nowaja Semlja günstig sein sollten, so gedenkt Herr Nosilow die Insel mit Petschora-Syrjänen zu besiedeln und einen Versuch zu machen, die verschiedenen Erze daselbst zu exploitiren. St.

Asien.

— Professor Aspelin lehrte im Oktober 1887 von der seitens des finnländischen Alterthums-Vereins ausgerüsteten Expedition nach Sibirien zurück. Die Resultate der am oberen Laufe des Jenissei angestellten Forschungen sind: eine Anzahl bis hierher nicht entzifferter Inschriften, welche von einem Felsen und von neun Gedenksteinen kopirt sind, außerdem ungefähr dreißig Steinstatuen, Grabdenkmäler und einige Hundert in den Dörfern angekaufte alterthümliche Gegenstände, die meistens der sibirischen Bronce-Periode angehören, aus der sich, wie man annimmt, die finnisch-ugrische Stein-Periode entwickelt hat (?). Magister Appelgreen, der den Professor Aspelin begleitete, hatte bei der Abreise aus Minussinsk den Beschluß gefaßt, gemeinsam mit dem Pastor Grahns über das Sagan-Gebirge in die nordwestliche Mongolei zu reisen, um daselbst drei gleich hinter der chinesischen Grenze befindliche Inschriften zu kopiren. Laut später hier in Helsingfors eingetroffenen Nachrichten haben die genannten Reisenden aber — wahrscheinlich der Schneeverhältnisse wegen — die Fahrt aufgegeben, weshalb Herr Appelgreen über Barnaul nach Tomsk zurückgegangen ist und seine Reise nach Finnland über Omsk von dort aus fortsetzt.

— Grum-Grshimailo hat über seine Pamir-Expedition, die er im Auftrage der Petersburger Geographischen Gesellschaft unternommen hat, Bericht erstattet. Derselbe hat eine Aufnahme von rund 1500 zurückgelegten 2000 Werst im Maßstabe von fünf Werst gemacht, mehrere Gletscher am Ursprunge des Flusses Taimmaf entdeckt, zwanzig Punkte trigonometrisch bestimmt, alte Meßungen geprüft, bedeutendes statistisches Material über die Bevölkerung von Pamir ist gesammelt ꝛc. Zum Theil hat er auch Gegenden besucht, welche bisher kein Europäer betreten hat. Die Richtung der Gebirge im westlichen Abschnitte des Karakakum hat er gleichfalls bestimmt. Auch für die Ethnographie und Anthropologie ist viel gearbeitet worden, auch 150 Repräsentanten verschiedener Völker, der Karakirgisen, Sarten, Tadschiken und Afghanen sind photographirt worden. St.

Südamerika.

— Während das „Mouvement geographique“ (1887, Nr. 27, p. 114) versichert, daß das südamerikanische Andengebirge seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer zahlenmäßig erkennbaren Senkung begriffen sei, so versucht G. Odjenius in der „Zeitschrift der deutschen geolog. Gesellschaft“ (XXXVIII, S. 766 ff. und XXXIX, S. 301 ff.) nachzuweisen, daß sich die Gelände um den Titicacasee erst in den quartären, resp. in den historischen Zeiten zu ihrer gegenwärtigen unwirthlichen Höhe (von 4000 m) emporgehoben haben sollen. Daß wir es in den Anden mit einer Plateaustelle zu thun haben, an der die gebirgsbildenden Kräfte des Erdinneren besonders stark thätig geblieben sind, ist nun wohl klar. Der exakte Beweis dürfte aber zuvörderst weder für die andauernde Senkungs- noch für die Hebungsbewegung erbracht sein. Nach der zuerst genannten Quelle soll Quito im Jahre 1745 9596 Fuß über dem Meere gelegen haben, 1803 dagegen nur 9570 Fuß, 1831 nur 9567 Fuß und 1867 nur 9520 Fuß; der Pinchincha soll sich in dem gleichen Zeitraume um 218 Fuß, und der Antisana sogar in 64 Jahren um 165 Fuß erniedrigt haben. Liegt es aber nicht näher, anzunehmen, daß die Messungen unrichtig gewesen seien? Daß die alte Kaiserstadt Tiahuanaco in der Thatsächlichkeit, wie sie uns ihre Ruinen zeigen, nicht gut unter den gegenwärtigen klimatischen Bedingungen auf dem Plateau des Titicaca-Sees gedacht werden kann, ist einleuchtend.

Australien und Polynesien.

— Die „Royal Geographical Society“ zu Melbourne schickte Ende November 1887 auf ihre Kosten eine Expedition nach dem der nordwestlichen Küste von Tasmanien gegenüberliegenden Kings Island, um das unbekannte Innere dieser felsigen und rauhen Insel zu erforschen. Die Regierung von Victoria hat die Stellung eines Dampfers für freie Fahrt, die von Melbourne aus ungefähr 12 Stunden erfordert, zugesagt. Kings Island umfaßt einen Flächeninhalt von ungefähr 1100 qkm und ist wegen der häufigen Schiffbrüche an seiner Küste sehr gefürchtet.

— Die Herren W. Carle, Peter Anderson und George Mayers erforschten in der Zeit vom 26. Juli bis zum 18. September 1887 das große zur Kolonie Südaustralien gehörige, baumlose und wasserarme Wüstenland, welches sich zwischen der Denial-Bai in 32° 12′ südl. Br. und 133° 30′ östlich von Gr. und Port Eucla in 31° 43′ südl. Br. und 128° 50′ östlich von Gr. (der „Great Australian Bight“) nach Norden zu ausbreitet und unter dem Namen „Nullarbor Plain“ bekannt ist. Sie kamen über ein Areal von ungefähr 2000 englischen Quadratmeilen bis 31° südl. Br. hinauf und passirten manche Strecken, welche sie für kulturfähig hielten, sofern sich durch Tiefsenken das nöthige Wasser erhalten läßt. Das Reisejournal mit Plan wurde dem südaustralischen Parlamente vorgelegt. H. G.

Bücherschau.

— Dr. H. Ploß, Das Weib in der Natur und Völkerkunde. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Lfg. 8 bis 10. Leipzig, Grieben.

Mit den vorliegenden drei Lieferungen ist die zweite Ausgabe des Ploß'schen Werkes vollendet, und wir können jetzt, wo es ganz vorliegt, nur noch einmal bestätigen, was wir gleich beim Erscheinen der ersten Lieferungen sagten, daß es wirklich berufene Hände sind, welche die Arbeit des verstorbenen Verfassers aufgenommen haben, und daß die zweite Auflage nicht nur eine vermehrte, sondern auch eine verbesserte ist. Es tritt dies ganz besonders in den beiden letzten Lieferungen hervor, welche fast ganz von Bartels berührten und das Weib auch in den Lebensphasen behandeln, welche nicht in direkter Beziehung zum Geschlechtsleben stehen, so als alte Jungfer, als Wittwe, als Mutter, Stiefmutter, Großmutter und Schwiegermutter, als Greisin, im Tode und selbst nach dem Tode. Auch die Amazonen und die Nonnen finden eine eingehende Behandlung. So ist das „Weib“ zu einer Encyklopädie für alles geworden, was sich auf die Frau in irgend einer Lebenslage bezieht, und wir zweifeln nicht daran, daß diese zweite Auflage einen eben so bedeutenden Erfolg haben wird, wie die binnen einem Jahre vergriffene erste. Ko.

Inhalt: Wanderungen durch das außertropische Südamerika. II. (Mit vier Abbildungen.) — Lapplandfahrten. III. (Mit vier Abbildungen.) — W. Ködding: Die Batakker auf Sumatra. II. — Kürzere Mittheilungen: Coren's Reise in Ost-Turkestan. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 15. Januar 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Fahrt von der „Boca“ hinein in das innere Herz der Laplata-Stadt, wo das Leben derselben am stärksten pulsirt, und wo sie dem Fremden ihr eigentliches Wesen und ihre Bedeutung am vollkommensten offenbart, ist ziemlich lang und monoton. Sie bietet einem aber eine vortreffliche Gelegenheit, über einen Hauptcharakterzug des jungen Gemeinwesens nachzudenken: über seine streng schematische Anlage und Gliederung. Eine „Cuadra“ [1]) ist genau so groß wie die andere, und die Straßen, die wir zu durchmessen haben, laufen alle ohne Ausnahme entweder parallel mit dem Laplata-Ufer von Süd nach Nord, oder rechtwinkelig dazu von Ost nach West, und hinaus in die Pampas. Man könnte von einem riesigen Schachbrette reden, das an die zweitausend vollkommen gleiche quadratische Felder hat. Spricht sich darin einfach der despotische Wille der spanischen Herrscher aus, der einst über diesem Landstriche gewaltet hat, und der Alles in der fernen Kolonie bis in das Einzelne bevormundete und bestimmte: das Ausmaß des Baugrundes für jedes Haus, das Ausmaß der Häusergruppen, die Straßenbreite, die Richtung der Straßen ꝛc? Dem spanischen Kolonialreglement — der bekannten Recopilacion de Indias — nach muß dies allerdings so scheinen. Aber tragen nicht die nordamerikanischen Städte, die sich rühmen, das angelsächsische „self-government“ in der denkbar vollkommensten Weise in sich zur Darstellung zu bringen, genau denselben Grundcharakter? Und hat nicht z. B. in New-York und Boston die Geradlinigkeit und Rechtwinkeligkeit der Straßen sowie das Gleichmaß der Häuser-Blocks erst begonnen, nachdem sich die Union von der Bevormundung des Mutterlandes emancipirt hatte? Hat nicht das alte, in den Zeiten der englischen Könige entstandene Unter-New-York, und hat nicht ebenso Alt-Boston gekrümmte und in allen möglichen Winkeln auf einander stoßende Straßen, während in dem jungen Ober-New-York sowie in Neu-Boston die Anlage nach derselben rigorosen geometrischen Regel erfolgt ist wie in Buenos Ayres? Die wahre Ursache des schachbrettartigen Stadtplanes muß also wohl eine andere sein. Wir suchen sie vor allen Dingen in dem raschen Wachsthume der neuweltlichen Gemeinwesen. Dieselben sind an günstig gelegenen Punkten so zu sagen aus dem Erdboden herausgeschossen wie die Pilze nach einem warmen Sommerregen, und pilzartig ist in Folge dessen auch ihr inneres Gefüge. Sodann ist aber wohl auch der aus der Alten Welt herüber verpflanzte Ordnungs- und Gesellschaftssinn von großem Einfluß gewesen. Die Einwanderer fühlten instinktiv, daß sie nicht in das fremde Land gekommen waren, um daselbst das soziale Chaos einzuführen, und deshalb fügten sie sich von vorn herein gewissen einfachen Regeln. Diese Regeln

[1]) Der Ausdruck entspricht dem nordamerikanischen „block“ und bezeichnet einen von vier an einander stoßenden Straßen eingeschlossenen Häuserkomplex.

Digitized by Google

neigen nun aber in demokratisch regierten Gemeinwesen immer viel mehr dazu, unbedingt zwingende und strikte zu werden als in aristokratischen und monarchischen. Um den einzelnen Fall zu prüfen und um nach den besonderen Verhältnissen zu verfahren, dazu fehlt es der großen Masse in erster Linie an Einsicht. — Endlich wünschte man auf der tabula rasa der Neuen Welt auch Alles wo möglich besser und praktischer einzurichten als drüben in der Alten. Man beobachte nur den Yankee, wie er sich mit seinen geraden und breiten Straßen brüstet, und wie er unsere gekrümmten und engen Straßen bespöttelt und verlacht! Aehnlich wie ihm, wenn auch vielleicht etwas weniger sicher und selbstbewußt, kann man den „Porteño“ [1]) von Buenos Ayres gelegentlich auch auftreten sehen.

Ob die neuweltliche Stadtanlage, die keine anderen Verhältnisse berücksichtigt als mathematische, und die nur gerade Linien und rechte Winkel kennt, wirklich in allen Beziehungen die zweckmäßige und praktischste ist, ist natürlich eine ganz andere Frage. Und in Bezug auf sie können dem Europäer wohl gerade in Buenos Ayres mancherlei kritische Bedenken aufsteigen. Zu welchen wunderlichen Konsequenzen hat die Anlage z. B. bezüglich der Trottoirs geführt, die sich stellenweise höher als ein Meter über das Straßenpflaster erheben! Daß das neuweltliche Städtebild durch die Strenge der mathematischen Regel beinahe aller Orten etwas überaus Nichtssagendes und Geistloses hat, und daß dadurch beinahe jede Ensemblewirkung von schönen Bauten unmöglich gemacht wird, ist selbstverständlich. Was man in den Straßen vor sich sieht, ist immer der leere Raum, und so lange man sich nicht an eine solche Perspektive gewöhnt hat, erschrickt man förmlich davor.

Altspanisches Haus.

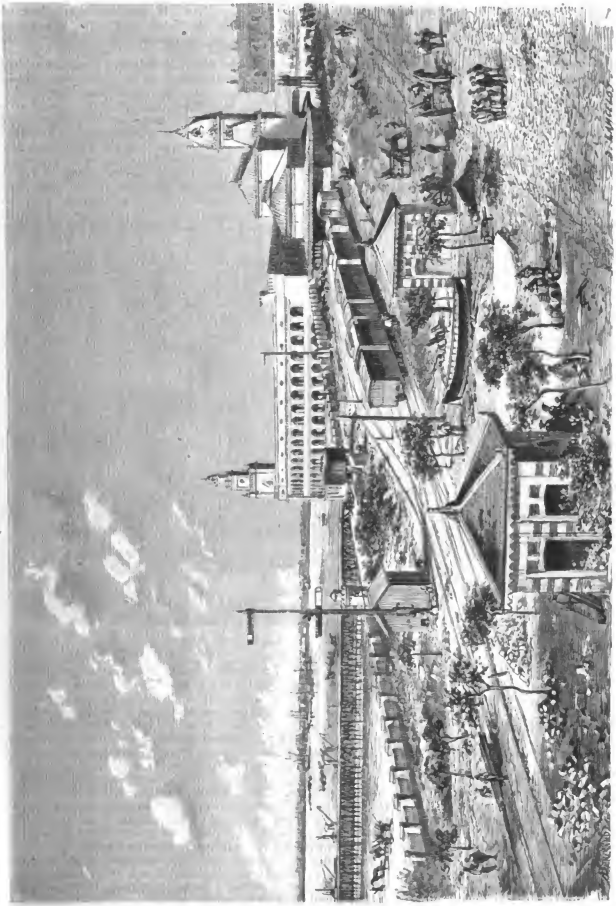
Bei den weiten Räumen, die den Städtebegründern in Argentinien ebenso wie in Nordamerika zur Verfügung standen, muß es befremden, daß die Straßen von Buenos Ayres — abgesehen von ein paar Avenidas in der Vorstadt, wie der Avenida Santa Lucia und der Avenida Sarmiento — so außerordentlich eng sind. Ist es das Bedürfniß nach Schatten, das zu dieser Eigenthümlichkeit geführt hat? Oder ist es das Bedürfniß nach Schutz gegen den Pampero? Oder der ursprüngliche Festungscharakter der Stadt? Oder einfach die aus Spanien importirte Gepflogenheit? In dieser Beziehung weicht die hispanische Städtegründung in jedem Falle von der angelsächsischen wesentlich ab, während sich die beiden grundverschiedenen Volksgeister in der zuerst angegebenen Beziehung auf dem amerikanischen Boden merkwürdig genug mit einander berühren.

Daß die Straßen von Buenos Ayres sammt und sonders Namen tragen und nicht bloß beziffert sind wie in den nordamerikanischen Musterstädten, rechnen wir den Porteños hoch an — um so höher, als dieselben in Folge des Mangels einer weit zurückreichenden Geschichte hinsichtlich der Namengebung mit sichtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Nach berühmten Männern sind nur wenige Straßen benannt — die Calle Bolivar, die Calle San Martin, die Calle Rivadavia, die Calle Belgrano, die Avenida Sarmiento ꝛc. —, die meisten tragen die Namen von amerikanischen Ländern, Strömen und Gebirgen — die Calle Peru, die Calle Florida, die Calle Brasil, die Calle Parana, die Calle Andes, die Calle Pichincha ꝛc. Von dem historischen und politischen Sinne der Bürger zeugen insbesondere die Namen: „Vertheidigungsstraße“ (Calle Defensa), „Wiedereroberungsstraße“ (Calle Reconquista), „Freiheitsstraße“ (Calle Libertad) und „Gute Ordnungsstraße“ (Calle Buen Orden), die unseren Ohren freilich ein wenig seltsam klingen. Völkerpsychologisch sind die Straßennamen überhaupt gar nicht uninteressant.

Was den Styl betrifft, in dem die einzelnen Häuser erbaut worden sind, so ist derselbe für denjenigen, der ihn nicht von anderen spanischen oder spanisch-amerikanischen Städten her gewöhnt ist, interessant; dadurch, daß er sich mit geringen Variationen die ganze lange Straße entlang beständig wiederholt, erhöht er aber die Monotonie nur noch mehr. Die Fronten sind sämmtlich sehr schmal, und nur die Balkone und Gallerien machen sie hübsch. Da die Häuser sämmtlich sehr tief sind, enthalten sie aber in ihrem Inneren regelmäßig einen geräumigen Hof — „Patio“ —, der hübsch mit Blatt- und Blüthenpflanzen geschmückt ist. Höhere als zweistöckige Häuser werden nur häufig, wenn man sich dem Inneren der Stadt genähert hat. Dort tragen die großen Kaufhäuser und Bankgebäude sowie die Hotels und andere Bauten aber auch gleichzeitig einen rein kosmopolitischen Charakter, so daß darüber eigentlich nichts weiter zu sagen ist. Es ist importirte europäische Kultur, und dieselbe scheint in Buenos Ayres ebenso wie in Montevideo einen Boden gefunden zu haben, der ihr congenial ist. Wenn dieselbe bisher an dieser Stelle kaum irgend welche neue und selbstständige Blüthen getrieben hat, so muß man dies wohl verzeihen. In Folge der größeren Contiguenheit von Europa erreichte ein stärkerer Kultur- und Menschenstrom

[1]) So nennen sich die in der Stadt Geborenen von hispanischer oder doch hispanisirter Herkunft.

Digitized by Google



Zollhaus und Centralbahnhof zu Buenos Ayres.

Digitized by Google

sie ja erſt verhältnißmäßig ſpät, und außerdem waren ja die Kräfte der Bevölkerung auch bis in die neueſte Zeit zu ſehr mit der Geſtaltung und Konſolidirung der politiſchen Verhältniſſe beſchäftigt. Die Hankerkultur hat ſelbſtſtändigere Blüthen getrieben, als die Porteño-Kultur, das muß man anerkennen, zugleich iſt dieſelbe aber auch viel weniger frei geblieben von Auswüchſen und Mißgeſtaltungen, wie uns bedünken will.

Der Kern und Herzpunkt von Buenos Ayres liegt unmittelbar hinter dem ſogenannten „Fuerte“, und wenn man direct von einem transoceaniſchen Dampfer auf der Außenreede kommt, ſo iſt derſelbe einem durch dieſen altertümlichen Bau, der einer römiſchen Arena ähnelt, und der den allbeherrſchenden Mittelpunkt der Stadt bildet (S. Abbildung 4 in Nr. 4), nachdrücklich genug angedeutet. Von dieſem Fuerte aus, das in den kolonialen Zeiten als Citadelle der Stadt ſowie als Reſidenz der Gouverneure und Vicekönige diente, das man aber heute in das Zollhaus umgewandelt hat, beginnen wir daher auch am beſten unſere nähere Muſterung der Hauptgebäude und Hauptſehenswürdigkeiten.

Das große Zollhaus ſelbſt giebt uns einen prächtigen Einblick in das gewaltige Verkehrsgetriebe, das Buenos Ayres zu vermitteln hat. Da liegen mächtige Marmorblöcke aus Italien, die Einlaß in dem Lande begehren, dort Berge von Weinfäſſern aus Bordeaux, dort Kiſten voll koſtbarer Seidenſtoffe aus Lyon, dort Maſchinen und Maſchinentheile aus England — und was nicht noch ſonſt. Die Stadt und ihr Hinterland hat eben einen rieſigen Bedarf an Artikeln jeder Art, das ſagt uns der flüchtigſte Blick, und wenn wir die Liſten genauer prüfen, die die Zollbehörde alljährlich veröffentlicht, ſo erfahren wir, daß etwa 33 Procent von der Geſammt-Einfuhr aus England, etwa 20 Procent aus Frankreich, etwa 10 Procent aus den Vereinigten

Kathedrale und Plaza de la Victoria.

Staaten von Nordamerika, und ebenſo etwa 10 Procent aus Deutſchland ſtammen. Sollte ſich der Antheil Deutſchlands an dem argentiniſchen Importhandel nicht weſentlich ſteigern, ſobald die deutſche Kolonie in Buenos Ayres — die gegenwärtig etwa 10 000 Köpfe zählt — ſowie auch die deutſchen Kolonien in den ſogenannten fertilen Pampas aus ihrem Mutterlande eine erhebliche Verſtärkung erhalten?

Laplata-aufwärts in unmittelbarer Nachbarſchaft des „Fuerte“ ſteht das große hölzerne Gebäude des Centralbahnhofes, durch das das engſte Ineinandergreifen des Land- und Waſſerverkehrs ermöglicht wird. Daſſelbe erſcheint uns durch ſeinen Schweizerhausſtyl ſowie durch das dazu verwendete Material etwas unweltlich. Ein Monumentalbau aus Stein und Eiſen, wie wir ſie in Deutſchland gewöhnt ſind, däucht uns einer ſolchen großen Verkehrsanſtalt würdiger, und derſelbe könnte an dieſer Stelle ohne Zweifel ſehr erheblich zur Verſchönerung des Stadtbildes beitragen.

Der Gouvernementspalaſt, weſtlich von dem „Fuerte“, und ebenfalls noch in der unmittelbaren Nähe des Stromes, iſt ein ziemlich einfacher, bürgerlicher Bau, wie ſich in einer demokratiſchen Republik geziemt. Das hinderte aber bekanntermaßen nicht, daß ſich in den Männern, die ihn bewohnten, zuweilen ſehr bedenkliche monarchiſche Gelüſte regten. Erſt in den beiden letzten Jahrzehnten ſcheint ſich das heiße ſpaniſche Blut ſo weit beruhigt zu haben, daß bei den Präſidentenwahlen keine Bürgerkriegswirren und Staatsſtreiche mehr drohen.

Südweſtlich von dem Gouvernementsgebäude ſteht das Haupt-Poſt- und Telegraphenamt — zum Vortheile des Handels und Verkehrs, der an dieſer Stelle ſeinen Brennpunkt hat, und zugleich auch zum Vortheile der ſtaatlichen Centralgewalt, die dicht daneben ihren Sitz hat; und weiterhin das Kongreßgebäude, in dem die beiden geſetzgebenden Körperſchaften, die das Land nach nordamerikaniſchem Vorbilde zu regieren ſuchen, abwechſelnd mit einander tagen.

Digitized by Google

Wenn man von dem letzteren Gebäude erwartet hat, daß es an den stolzen Riesenbau des Capitols von Washington erinnern müsse, so fühlt man sich von ihm aber arg enttäuscht. Es ist ebenfalls ein ziemlich einfaches Haus, und erst durch Umbau zu seinem heutigen Zwecke geschickt gemacht worden, ehemals diente es als Reiterkaserne und als — Schlachthaus.

Der freie Platz, den diese Bauten gegen den Laplata hin abschließen, ist hübsch mit Bäumen bepflanzt, und auf ihm tummelt sich am Abend ein buntes Volksgewühl, die frische Brise, die von dem Wasser heraufweht, genießend, und daneben den Weisen der Militärmusik lauschend. Mitten auf dem Platze erhebt sich das hübsche Reiterstandbild Belgranos.

Nur durch eine Arkadenhalle von der „Plaza de Mayo“ getrennt liegt weiter westwärts die „Plaza de la Victoria“ — der eigentliche Hauptplatz der Stadt und der Mittelpunkt ihres öffentlichen Lebens, der schön umrahmt ist von der Kathedrale mit ihrer stattlichen Vorhalle aus korinthischen Säulen, von dem erzbischöflichen Palast daneben, von dem Teatro Colon und von dem sogenannten „Cabildo“, der ehemals der Sitz der städtischen Behörden war, heute aber als Justizpalast dient. In der Mitte steht eine Pyramide aus Backsteinen, die zur Erinnerung an die Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft errichtet worden ist (S. Abbildung 3). Die Freiheit wurde von dem Cabildo aus eingeläutet, und ebenso auch jede andere Staatsumwälzung — so daß dieses Gebäude also in der Geschichte von Argen-

Calle San Martin in Buenos Ayres.

tinien eine ganz ähnliche Rolle gespielt hat, wie das Pariser Stadthaus in der Geschichte von Frankreich. Am Tage ist der Platz heiß und schattenarm, am Abend aber herrscht auch auf ihm bewegtes Leben, besonders wenn die Militärmusik darauf öffentlich konzertiert, was in jeder Woche mehrere Male zu geschehen pflegt.

Hat man die Plaza de la Victoria durchschritten, so gelangt man unmittelbar in irgend eine der Hauptstraßen — in die Rivadavia, die Victoria, die San Martin, die Peru, oder die Florida.

Als die Hauptpulsader des Verkehrs und als die Hauptgeschäftsstraße von Buenos Ayres hat die Rivadavia zu gelten, die sich genau rechtwinkelig mit dem Laplata schneidet, und die schnurstracks von dem Strome hinausläuft nach dem großen Westbahnhofe und nach den Pampas. Da die Menge von Waaren und Menschen, die sich zwischen dem Laplata und den Pampas hin und her bewegt, aber eine viel zu mächtige ist, als daß die enge Straße sie fassen könnte, so dienen derselben einige der Nachbarstraßen als Succursalen; so die Victoria zur Linken, und die Piedad und Cangallo zur Rechten — die Cangallo namentlich als die Straße der Hotels, der Kaffeehäuser, der Restaurationen und der deutschen Bierhäuser.

Unter den Hauptstraßen, die in gleicher Richtung mit dem Stromufer laufen, sind weitaus die namhaftesten die Calle San Martin (S. Abbildung 4) und die Calle Florida — die erstere das Hauptquartier der Bank- und Börsengrößen des Laplata-Landes, die letztere die eigentliche Promenaden- und Schlenderstraße — der „Boulevard des Italiens“ von Buenos Ayres —, hinausleitend nach der

Digitized by Google

„Plaza del Retiro“ mit ihrer schönen Aussicht auf den Strom, und weiter nach der Vorstadt Palermo mit ihrem großen „Parque Tres de Febrero“ und ihrer berühmten Palmen-Allee, sowie für Deutsche — nach dem Coliseo und der Bieckert'schen Bierbrauerei. Breit sind auch diese beiden Straßen nicht, aber ihre Physiognomie ist nichtsdestoweniger eine echt weltstädtische, besonders was das Auf- und Abwogen der Fußgänger und Equipagen betrifft. Der Luxus, der auf der Florida entfaltet wird — von schönen Frauen, wie von ihren Anbetern — giebt zugleich einen guten Beleg dafür, daß es gar Mancher, der da hinüber gegangen ist, in dem fernen Erdraume „zu etwas gebracht hat“.

Die schöne Börse in der Calle San Martin — eins der wenigen Monumentalgebäude, die die Stadt enthält — ist dem Handelsverkehr des Platzes, der besonders in den letzten Jahren riesige Dimensionen angenommen hat, bereits zu enge geworden.

Wenden wir uns von der „Plaza de la Victoria“ südwärts, so führt uns die Verlängerung der Florida — die Calle Peru — nach den schlichten Gebäuden der Universität und des mit dieser verbundenen naturhistorischen Museums. Das letztere muß uns als das schöne Werk unseres Landsmannes Burmeister wohl doppelt interessiren. Die Bibliothek, die ebenfalls zu diesem Institute gehört, zählt heute bereits ungefähr 75 000 Bände.

Von sonstigen Bauten, die zerstreut in allen Stadttheilen liegen, erwähnen wir namentlich noch die acht Markthallen, die acht Theater, das große, von einem Deutschen erbaute Zuchthaus, die städtischen Hospitäler und das deutsche Hospital — das letztere mit einem Aufwande von 500 000 Mark erbaut, was die Finanzkraft der deutschen Kolonie sicherlich in keinem schlechten Lichte erscheinen läßt.

Den Namen „Buenos Ayres“ („gute Lüfte“) führt die Stadt in der That — Dank namentlich dem ungestümen Pampero, der die Miasmen tödtet oder hinwegfegt. So lange der neue Ankömmling das Klima nicht gewöhnt ist, neigt er aber bei der schwülen Hitze, die der Nordwind zu bringen pflegt, leicht zu Kopfschmerz. Einen Winter kennt man kaum, jedoch fehlt es nicht an plötzlichen Temperaturstürzen, die einem ein gutes Feuer im Ofen willkommen erscheinen lassen, und bei denen einen der „Blasero“ (das spanische Kohlenbecken) durchaus nicht zufriedenstellt. Wenn das Gelbe Fieber auch Buenos Ayres gelegentlich heimsucht, und wenn daselbe noch im Jahre 1874 große Verheerungen in der Bevölkerung anrichten konnte, so schreibt man das wohl mit gutem Grunde vor allen Dingen auf Rechnung der Sorglosigkeit, mit der die Kanalisation und das Kloakenwesen bisher behandelt worden sind. Gerade gegenwärtig hat man sich aber angeschickt, dem schreienden Nothstande, der dadurch entstanden ist, gründliche Abhilfe zu schaffen. Eine andere schlimme Schattenseite, die Buenos Ayres auszeichnet, ist der Mangel an gutem Trinkwasser. Artesische Brunnenbohrungen haben bei dem inneren Bau des Pampasbodens zu keinem Ziele geführt, Gebirge giebt es nur in weiter Ferne, und so hat man sich mit filtrirtem Flußwasser und mit aufgefangenem Regenwasser zu begnügen — ähnlich wie in New Orleans.

Lapplandfahrten.

Von H. Z.

IV.

(Mit vier Abbildungen.)

Am zweiten Tage der Fahrt wird das bereits erwähnte Winterdorf der Boris-Glebianer besucht und dabei eine kleine geographische Entdeckung gemacht: ein auf der Karte noch fehlender Arm des Tschalmajauri gefunden (jauri ist wohl gleichbedeutend mit javre, d. h. See).

Das obere Ende des Sees ist sumpfig und stellenweise so seicht, daß die Nachen fast den Boden berühren, und die milde Abendluft ist erfüllt von dichten Moskitoschwärmen, die schonungslos ihre Opfer verfolgen. Es ist kaum möglich, sich vor ihnen zu schützen, und in wenigen Stunden ist das Gesicht mit schmerzhaften Beulen und Blasen bedeckt. Moskitonetze sind nur in den Zelten zu gebrauchen. Das einzige Mittel, um sich ihrer im Freien einigermaßen zu erwehren, ist also: nach Art der Finnen Kopf und Hände mit festen Leinwandbinden nach Möglichkeit zu verhüllen oder ein tüchtiges Feuer anzuzünden und sich möglichst im dichten Qualme aufzuhalten. Durch solche Feuer schützt man auch die Herden. Die Rentthiere retten sich auf die Höhen, wo die rauhe Bergluft die blutgierigen Feinde fernhält. Ebensowenig vertragen die letzteren Wind und Hitze und daher halten sie sich bei großer Sonnenglut und Wind im Moose versteckt. Hierdurch unterscheiden sie sich von ihren südlichen Verwandten. Am schlimmsten sind sie im Sommer bei bedecktem Himmel. Diese Stechmücken sind ohne Zweifel die größte Landplage des Nordens.

Schönes Wetter, herrlicher Wald und ruhiger Strom gewähren am nächsten Morgen genußreiche Fahrt, bis ein neuer Wasserfall neues Landen gebietet. Dann folgt wieder ein See, dann wieder ein Stück Fluß und dann wieder ein Fall. Letzterer ist derjenige, den unser Bild zeigt, der Kämäkoski (Koski = Wasserfall). Der Rheinfall übertrifft ihn durch seine doppelte Höhe, durch die größer geartete Uferlandschaft und vielleicht auch durch seine stärkere Wassermasse. Dafür ist der Rämäkoski aber 50 m breiter. Mit dem Laufener Falle besteht übrigens die Aehnlichkeit, daß die herabstürzenden Wassermengen durch dazwischen tretende Felsen und Blöcke eingerengt werden in und felsenförmigen Schlünden gegen einander schäumen. — Hier dauert das Hinaufschaffen der Boote zwei volle Stunden.

Oben angelangt, steht der Reisende zunächst wieder vor einem See, dem Boajauri, aber die Einförmigkeit unaufhörlicher Wälder ist hier unterbrochen von hoch erscheinenden Bergen, die den Landschaftscharakter plötzlich ändern. Wunderbar stimmen ihre durch die niedergehende Sonne bewirkten Töne von violett- und veilchenduftiger Ferne zum purpurnen Abendhimmel. — Am moosigen Ufer des Sees wird das Nachtlager aufgeschlagen, und zu leckerem Mahle liefert der See die trefflichsten Fische (Felchen und Forellen) und der Wald erfrischende Beeren („Multebaer“ von Rubus chamaemorus).

Digitized by Google

Die Rämäguöski.

Digitized by Google

Während der Zubereitung des Abendessens unterhalten sich die Lappen durch Erzählen und Kartenspiel, und bei letzterem wagen Einige ihren ganzen Tagelohn — vier Kronen — auf ein einziges Spiel. Vor dem Schlafenlegen machen sie noch in der Richtung auf die Kapelle von Boris-Gleb zu mit entblößtem Haupte die erforderliche Zahl Kreuze, und damit ist ihr Tagewerk vorüber.

Vom oberen Ende des Bosjauri her donnert der Luostikoski, der sechste größere Fall des Pasvik. Man gelangt von dort zum Gaddelnobol (Lnobol bedeutet in der Boris-Gleb'schen Mundart etwa „Kleine Wasserfläche"), und endlich wird der 350 m hohe Galgo-Diavi (Frauenkopf; siavi = Felsenkopf), die höchste Spitze der zur Linken sich erstreckenden Bergreihe, erstiegen.

Ziemlich eine Stunde geht es nun auf weichem, weißem, von Rentiermoos wie mit Schnee bedecktem Boden quer durch den Wald — den stattlichsten Wald, den man sich nur denken kann. Man begegnet darin Föhren, die 10 bis 15 m Höhe und an der Wurzel 2 m Umfang haben. Unterholz und Strauchwerk fehlen aber. Oberhalb der Waldgrenze (etwa 200 m) gewahrt man nur noch zerstreutes Birken- und Weidengebüsch, und an besonders geschützten Stellen einzelne Kiefernkrüppel.

Von dem Galgo-Diavi überschaut man eine scheinbar unbegrenzte Strecke der einem Ocean vergleichbaren Wälder, welche ganz Finnland, Nordschweden und Ostfinnmarken von der Tana-Ely bis zum Weißen Meere überziehen. Gleich einem glänzenden Silberstreifen durchschneidet der Pasvik die dunkelgrünen Waldeswogen, und gleich Spiegeln von einer tiefstönigen Tapete leuchten blaue Seen daraus hervor. Da und dort zeigt sich wohl auch eine kleine Lichtung mit braunen Torfwiesen, aber nirgends eine Spur von Menschenleben. Der Abstieg wird im Vertrauen auf die Sicherheit des pfadfinderischen Lappenführers gleich nach dem Bagatimjauri genommen, bis wohin die Fahrzeuge inzwischen gelangt sind, und eine zur Zeit verlassene Lappenansiedelung auf einer Insel dieses Sees wird zur Nachtruhe erkoren. Die Ansiedelung besteht aus mehreren gewöhnlichen Holzhütten und einigen ganz eigenthümlich aussehenden, taubenhausähnlichen Holzbauten, die fast in der Luft zu schweben scheinen, und die nur in der Mitte durch einen Pfahl oder abgestutzten Baumstamm gestützt sind. In diesen Häuschen bewahren die Lappen und Finnen ihre Speisevorräthe auf, weil sie darin ebensowohl vor Ratten und anderen Thieren, als auch vor dem Winterschnee geschützt werden. In einer solchen Rita oder Njalla (S. Abbildung 2) wird aus Birkenreisern und Rentierfellen das Nachtlager bereitet.

Eine Rita oder Njalla.

Ueber Nacht tritt aber vollständiger Umschlag in der Witterung ein — von über + 20° sinkt das Thermometer auf + 1°. Es ist der 10. August. Bald ist der kurze Sommer, der hier nur Juli und August umfaßt, und den meist nur ein 14tägiger Frühling und eben so langer Herbst vom Winter trennt, vorüber.

Kurz nachdem die kleine Flotte, aus dem See heraustretend, wieder richtiges Flußufer zur Seite hat, gilt es mit aller Leibeskraft und Gewandtheit eine aus mehreren Absätzen bestehende, durch Felsbrocken verengte, mächtig reißende Stromschnelle zu überwinden.

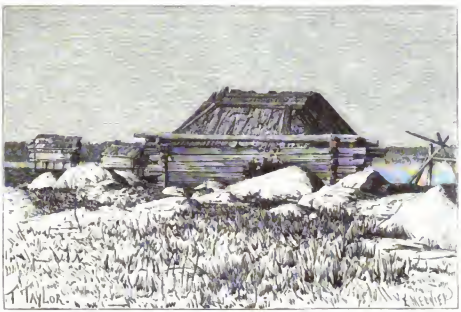
So wird der Bodsjauri erreicht, in dessen schlammigem Wasser die Nachen zuweilen beinahe stecken bleiben. An seinem Ufer befindet sich eine Finnenhütte — die erste dauernd besetzte menschliche Wohnstätte seit Tschalmajauri, d. h. auf einer Strecke von 50 km. Mit dem Bodsjauri verläßt man das Seengebiet des Pasvik und erreicht seinen Oberlauf — eine fast ununterbrochene Kette von Stromschnellen und Stromstürzen, mit einem Gefälle von 80 m auf einer Strecke von 80 km. Ueber dem zweiten — dem drei Stunden entfernten Puornokoski — wird Halt gemacht.

Statt der weiten, malerischen, grünumsäumten Szenerie hat man jetzt immer nur rechts und links theils sumpfige, theils sandige und steinige Flußränder, einförmigen Moorboden mit kaum merklichen hügelartigen Erhebungen und endlose Wälder vor sich. Hier und da stößt man auf eine kleine Lichtung, die, nach den am Boden bunt durch einander liegenden, zersplitterten und entwurzelten Bäumen zu urtheilen, durch Schneestürze, mehr eine kataraktenartige Stromschnelle als ein eigentlicher Wasserfall zu nennen ist. Das hier mitten im Fluß vorgenommene Schleppen der vorher von den Reisenden verlassenen Kähne macht aber unsägliche Mühe, da die Lappen, um sie zu ziehen, fortzustoßen und fortzuschieben, fast immer im Wasser waten müssen. Zwar hat das Wasser nur eine geringe Tiefe; aber die Gewalt der Strömungen, das bald aus glattem Fels, bald aus rollendem Gestein gebildete Flußbett und zahlreich darin vorhandene Felsblöcke oder Windbrüche entstanden ist. Die Nacht wird wieder in einer leerstehenden Lappenwohnung zugebracht, in welcher der Schafstall der sauberste Raum ist (S. Abbildung 3).

Früh 7°, Uhr zeigt das Thermometer nur 6,4°. — Nach halbstündiger Fahrt kommt man nun an den Nakutschekoski, der, wie die meisten folgenden Stromstürze, nur eine Kaskadenartige Stromschnelle als ein eigentlicher Wasserfall zu nennen ist. Das hier mitten im Fluß vorgenommene Schleppen der vorher von den Reisenden verlassenen Kähne macht aber unsägliche Mühe, da die Lappen, um sie zu ziehen, fortzustoßen und fortzuschieben, fast immer im Wasser waten müssen. Zwar hat das Wasser nur eine geringe Tiefe; aber die Gewalt der Strömungen, das bald aus glattem Fels, bald aus rollendem Gestein gebildete Flußbett und zahlreich darin vorhandene Felsblöcke

Digitized by Google

ſorgen hinreichend für Schwierigkeiten, Gefahren und Zeitverluſt. In einer Stunde iſt der Katarakt überwunden; aber er bildet immer wieder nur die erſte Stufe von einer ganzen Reihe von Fällen, zwiſchen denen mitunter kaum



Lappenſtation an der Enara-Elf.

Der Enara-See.

einige Meter ruhigen Laufes liegen. Zwei Fahrzeuge gelangen, indem ſie 2 km in 4 Stunden zurücklegen, glücklich bis zum nächſten Luobol, das dritte iſt ſchon ganz nahe, da kommt der mit dem Ziehen betraute Vordermann zum

Digitized by Google

Stürzen, das Boot wirft den Hintermann um, schießt wie ein Pfeil dahin, prallt an einen Felsen, überschlägt sich und schüttet seinen kostbaren Inhalt — mehrere Kisten voll Zwieback — in die schäumenden Wellen. Die Männer retten sich; aber der erlittene Verlust an Lebensmitteln macht ihre Rückkehr nach Boris-Gleb unumgänglich nöthig, so daß die Weiterfahrt nur mit zwei Kähnen unternommen werden kann.

Von den nächsten 14 Kilometern gestatten das Fahren nur drei, auf den übrigen elf müssen die Fahrzeuge geschleppt werden — theils zu Wasser, theils zu Lande. Die heftigsten Stromschnellen auf dieser Strecke sind der Kiamuchaltoski, der Galeloski und der Njammelkoski.

Am ersten hört der Paduk auf, Grenzfluß zwischen Rußland und Finnland zu sein, und am dritten wird das Zelt aufgeschlagen. Die Rast ist nöthig und wohlverdient; denn von früh 8 bis Abends 9 Uhr galt es, sich unaufhörlich im Wasser stehend, gegen Ströme und Fälle zu kämpfen, was die gebeugten Leppen wohl schwerlich ausgehalten hätten, wenn die Wärme des Wassers in gleicher Weise gesunken wäre, wie die der Luft.

Während letztere am Tage kaum von 6 auf 8° betrug, so erhielt sich erstere von der vorhergehenden warmen Zeit her noch immer auf 11°.

Am nächsten Morgen, dem 12. August, ist das Quecksilber sogar auf 5° herab gefallen. Desto höher steht jedoch das den Reisenuth belebende Thermometer der Hoffnung; denn heute endlich wird der Enara erreicht! Nur noch ein Stück Fluß, dann eine Stromschnelle, wo man in einundeinviertel Stunden nur einen Kilometer weiter kommt, dann wieder ein Stück Fluß, dann nach etwa einer Stunde abermals ein Katarakt — der Paktakoski — dann wieder einmal ein kleiner See — der Paktalnobol — dann eine Strömung, dann noch ein letzter Wassersturz, und das freudige Hurrah der Lotsen verkündigt die Ankunft auf dem See! Nur fragt man noch immer: Wo ist er? Wo ist die einem Binnenmeer vergleichbare ungeheure Wasserfläche, die man der Karte nach zu erblicken hoffte? — Statt dessen befindet man sich in einem unübersehbaren Inselmeer, zwischen dessen tausend und aber tausend Inseln, Inselchen, Landzungen, Moosbänken, Sumpfschollen, Riffen und Steinen man dahinfährt, wie zwischen den Stären und Inseln der Lofoten.

Die größeren Inseln, sowie die Ufer des Enara sind mit dichtem Kiefernwald bestanden, dessen düstere Einförmigkeit durch das frische Grün weißstämmiger Birken gemildert wird, während hohes Schilf und schlanke Riedgräser die kleinen Mooseilechen, sowie die waldfreien sumpfigen Ufersstellen dem Auge fast verbergen. — Nur zwei oder drei scharfige Schellen erwecken die Empfindung, daß man sich doch auf einem See befindet. Auf eine solche Stelle möge zum Schluß unser letztes Bild den Blick des Lesers lenken!

Die Bataker auf Sumatra.

Von **W. Rödding.**

III.

Trotz ihrer Bücher und trotz ihrer Schreibkunde besitzen die Bataker doch keinerlei Aufzeichnung von Gesetzen, von dem gesetzlichen Verfahren bei Gerichten oder von ihren Sitten. Und doch ist bei ihnen das ganze private Leben von der Geburt bis zum Tode und das ganze öffentliche Leben mit all seinen Verhältnissen gesetzlich genau geregelt durch die Sitte — Adat oder Uhum — die sich durch die Praxis von Geschlecht zu Geschlecht lebendig erhält. Kommen nach den verschiedenen Landestheilen auch Abweichungen vor, so ist sie doch überall gleich vollkommen ausgebildet. Einige der hervorragendsten Ordnungen des öffentlichen Lebens mögen hier noch näher erörtert werden.

Wo die holländische Regierung ihr Regiment befestigt hat, da besorgt sie auch die Rechtspflege. Aus den Häuptlingen bildet sie Gerichtshöfe, die unter Vorsitz eines europäischen Beamten alle Sachen so viel als möglich, bezw. zulässig nach batakischer Adat erledigen. Die freien Bataker aber bilden ihre freien Gerichte. Jeder Häuptling steht ein für seine Leute und vertritt sie, und alle Stammesangehörige sind gesetzlich für einander haftbar, so daß jede Sache eines Einzelnen Sache des ganzen Stammes werden kann, — ausgenommen wenn der Verreffende für vogelfrei erklärt wird. Welcherlei Angelegenheit nun auch vorliegen möge, durch freie Vereinigung bestimmt man Zeit und Ort einer Gerichtsversammlung, meist auf freiem Felde. Hier bilden Häuptlinge und Angesehene in hockender Stellung einen Kreis, Lanze oder Gewehr neben sich, die Menge hinter ihnen, die Parteien einander gegenüber. Beide Parteien können natürlich auch desselben Stammes sein.

Hier hat Jedermann Zutritt und Jedem, selbst dem Knaben, ist es gestattet, zu reden, wenn er etwas zur Sache vorzubringen hat, doch aber wird die Ordnung nicht gestört. Hier läßt der Bakal sein Redetalent, seine Advokatenkünste, auch wohl seinen Witz und Humor glänzen. Gelangt man zu einem Resultate, und unterwirft sich die unterliegende Partei dem Urtheil, dann bedarf es gewöhnlich keiner Exekution mehr. — Viele Streitsachen werden durch Eidesleistung erledigt. Der Kläger legt den Eid auf und macht gana, d. h. die Form des Eides, indem er einen Frosch tödtet, Wasser ausschüttet oder dergleichen und unter Anrufung aller Götter und Geister in den drei Welten zu Zeugen den Angeschuldigten auslagen läßt, daß es ihm so ergehen solle, wenn er Unwahrheit behauptete und des angeschuldigten Verbrechens schuldig sei. In manchen Gegenden bestehen Eidhündnisse zwischen verschiedenen Dörfern und Stämmen, die unter sich Händel wegen Gütervertauft, Diebereі u. dergl. durch den Eid abmachen, von Anderen aber den Eid weder fordern noch denselben leisten. — Nicht immer ist der Ausgang an der Gerichtsstelle ein guter, und dann kann es zu stürmischen Scenen kommen. Dann beginnt das Werk der beiderseitigen, zwischen den Parteien hin- und hergehenden Unterhändler oder Advokaten. Bringen nun diese, beziehungsweise die wiederholt abgehaltenen Gerichtsversammlungen, nichts zu Stande, dann ist die letzte Instanz der Krieg. Dieser muß von der angreifenden Partei durch Ausrufen und Abschießen tauber Schüsse in der Nähe der feindlichen Partei angekündigt werden, wobei gewöhnlich ein Termin

Digitized by Google

von acht Tagen bis zum Beginn der Feindseligkeiten gesetzt wird. Jede Partei verbarrikadirt sich indessen so gut sie kann und sucht Bundesgenossen. Zumeist besteht der Krieg in wechselseitigem Beobachten und Beschleichen, besonders Nachts in den Dörfern, wo dann die Eingedrungenen die etwa vom Schlafe Ueberwältigten niedermetzeln. Jeder, sei es Mann, Weib oder Kind, der dem Feinde irgendwo in die Hände fällt, wird in den Block gelegt, und kommt in Sklaverei, aus welch letzterer er später wieder gelöst werden kann, aber er wird gar getreten, im Falle, daß er mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde. Auch Feldschlachten liefern sie, dieselben haben aber für europäische Beobachter etwas sehr Lächerliches. Stunden lang stehen sich beide Parteien mit ihren alten Steinschlossflinten in guter Entfernung gegenüber. Neutrale Personen können meist ruhig zwischen beiden Stellungen passiren. Ab und zu läuft dann ein Krieger ein Stück vor, hebt seine Arme mit der Flinte dem Feinde entgegen und brennt zugleich den Schuß los, läuft dann aber so schnell als möglich zurück in seine sichere Stellung. „Weit davon ist gut vor dem Schuß!“ Geschieht es doch, daß einmal Einer getroffen wird, dann ziehen die Geschlagenen „geschlagen“ nach Hause, die Sieger aber unter Freudenschüssen und Gejubel. Verlangen die Geschlagenen alsdann einen Waffenstillstand zur würdigen Beerdigung ihres Todten, so müssen die Sieger solchen gewähren. Oft ist hiermit der Krieg zu Ende, indem die eine Partei den Frieden sucht, oft aber zieht er sich jahrelang hin bis zum vollständigen Ruin beider Parteien. — Die Kosten des Krieges trägt zunächst der Suhut, d. i. der Verursacher und Leiter des Krieges, bis Einer aus seiner Partei fällt. Nun tritt der nächste Verwandte des Gefallenen als Suhut ein, bis der Gefallene gerochen, d. h. bis ein Feind für ihn gefallen ist, worauf der erste Suhut wieder eintritt u. s. f. Zieht der Krieg sich in die Länge, dann trägt die ganze Partei die Last.

Hierbei sei auch des Kannibalismus der Batakker Erwähnung gethan. Wie dieses Volk dahin gekommen ist, ist noch ein Räthsel, und Alles, was diesbezüglich gesagt wurde, ist bloße Vermuthung. Das Menschenfressen geschieht weder aus roher thierischer Leidenschaft, noch aus Freßlust, noch aus Wuth, sondern es ist vor allen Dingen ein juridischer Act, der aber allerdings mit Lust und Wohlbehagen ausgeführt wird. Alte batakische Feinschmecker erklären, daß Menschenfleisch am besten schmecke. In großer ordentlicher Versammlung wird der Proceß an dem Delinquenten vollzogen, der an drei Pfählen, je mit den Armen und dem Leibe, befestigt wird. Mit Ausschneiden der Handballen oder mit dem Abschneiden der Nasenspitze wird der Anfang gemacht, auf die Bissen wird ein Tropfen Citronensaft gethan, und dann werden sie im Angesichte des Opfers verschlungen. So wird dieses zu Tode gequält. Andere sollen zuvor mit Lauzen erstochen werden. Zu solchem Tode werden besonders Ehebrecher mit der Frau eines Häuptlings, Landesverräther und Sonstige verurtheilt. Es versteht sich aber von selbst, daß, so weit der Arm der Holländer reicht, auch diese Gräuel aufgehört haben. Aus Sitindung hatte sie die Mission verdrängt, ehe die Holländer hinkamen.

Trotzdem die jungen Leute beiderlei Geschlechts öffentlich wenig mit einander verkehren und sehr verschämt thun, so steht es mit der Sittlichkeit zwischen ihnen doch herzlich schlecht, und zwar wirft das weder einen Makel auf das junge Mädchen, noch auf den Jüngling. Bei alledem kommen unehelische Geburten äußerst selten vor, und öffentliche Dirnen giebt es gar nicht. Ehebruch dagegen wird hart bestraft, wohl gar mit dem Tode (S. oben), aber weniger wegen Verletzung der Sittlichkeit als wegen Rechtsverletzung. Das eheliche Band ist überhaupt in der Regel sehr lose, und nur in seltenen Fällen ist von wirklich ehelicher Liebe die Rede. Vielweiberei ist allgemein, am häufigsten bei Vermögenden, häufig genug aber auch bei Aermeren, da die Frau als ein Mittel zur Kostgewinnung gilt. Der Mann kauft sich die Frau um einen Preis, der ihrem Stande angemessen ist (2 bis 10 Büffel und mehr). Ihm gegenüber ist sie keine Person, sondern seine Sache, sein Eigenthum, sein Mensch (Djolmana). Zu jeder Zeit kann er sie zurücksenden und den für sie gezahlten Preis zurückverlangen, letzteres indeß nicht in dem Falle, daß sie ihm einen noch lebenden Sohn geboren hat. Die Kinder bleiben in der väterlichen Gewalt. So ist die Frau eigentlich Sklavin und Arbeiterin des Mannes. Sie ißt auch nicht mit ihm, sondern sie sitzt vor ihm und den Söhnen, schöpft ihm auf und bedient ihn, und erst nachdem Mann und Söhne abgespeist haben, essen Mutter und Töchter. Daher nennt die Frau ihren Mann auch ihren „Gelösseten“ (Sinondukna). Einigen Rechtsschutz gewährt die Adat der Frau dennoch. Ist der Mann nämlich säumig in Abbezahlung des Brautpreises und sie steht nicht gut mit ihm, dann kann sie zurückgehen zu den Ihren; behandelt er sie schlecht und schlägt sie blutig — übrigens bekennen manche bataksche Weiber, daß sie hin und wieder der Prügel bedürfen —, dann kommt ihre Verwandtschaft und quartirt sich auf einige Zeit bei ihm ein; tödtet er sie gar, dann trifft ihn schwere Geldstrafe. — Ueberhaupt ist doch die Stellung der Frau eine bessere, als man nach solcher Rechtsanschauung erwarten sollte. Trägt sie auch die Last des Lebens in der Fürsorge für die Familie, so ist ihr die schwerste Arbeit vom Manne dennoch abgenommen, so namentlich ein Theil des Feldbaues und der ganze Hausbau. Versteht sie den Mann zu behandeln, so kann sie sogar einen großen Einfluß auf ihn gewinnen. Es kommen auch Fälle vor — natürlich wo Söhne vorhanden sind — daß die Frau in der Familie den Hauptton angiebt, und dann — es giebt ja auch unter den Batakkern Schwache im stärkeren Geschlechte.

Beim Tode eines Mannes erben nur die Söhne, oder in Ermangelung solcher die Brüder und männlichen Verwandten desselben, die Töchter dagegen bilden selbst ein Erbgut, insofern ein Brautpreis für sie bezahlt wird. Die Mutter steht dann unter Befehl und Pflege der Söhne, und die etwa vorhandenen Beiweiber des Vaters fallen den Söhnen ebenfalls zu, ja diese gehen Ehen mit denselben ein. Es giebt verschiedene Arten, auf welche der Batak zu einer Frau gelangen kann: 1) Maugoli; hierbei wird regelrecht um die Braut geworben und der Preis bezahlt; dies ist die vornehmste Weise, ja sie gilt für einen ehrbaren Mann als die alleiu anständige. Am liebsten nimmt der junge Mann die Tochter seines Onkels mütterlicherseits. Nach vielerlei Opfern und sonstigen Festlichkeiten, bei denen der Datu (Zauberdoktor) eine Hauptrolle spielt, werden die jungen Leute vereinigt. Während sie aus einer Schüssel mit Senfsamen bestreuten Reis essen, wirft die Mutter oder sonst ein altes Weib ein Kleid über sie und spricht Segenswünsche aus — namentlich, daß ihre Nachkommen so zahlreich werden möchten als die genossenen Senfkörner. Dann muß das junge Paar drei Tage und Nächte in steter Gesellschaft junger Mädchen zubringen — und erst am vierten Tage bringt der Mann sein Weib nach Hause. 2) Sumondo; dabei erhält der junge Mann die Braut unentgeltlich, wird aber dafür seinen Schwiegervater dienstbar. 3) Mangalug; der Bräutigam entführt die Braut mit Zustimmung derselben — etwa weil dieselbe einem Anderen entgehen will, den man ihr aufzuzwingen sucht — in den Wald oder sonst wo hin, nur nicht in sein Haus, und sie sind Mann und Weib ohne alles Weitere.

Digitized by Google

Ob er dann später noch etwas bezahlen will, steht bei ihm. Diese Weise gilt aber als schimpflich. 4) Mangaling; der Bursche entführt das Mädchen wider dessen und des Vaters Willen mit Gewalt, öffentlich oder geheim, und damit ist auch zugleich die Ehe geschlossen. Der Brautpreis wird dann hoch hinauf getrieben; erscheint er aber dem Räuber zu hoch, dann kann er das Mädchen wieder zurückgeben. Zeigt sichs später, daß sie schwanger war, dann kehrt sie zu ihm zurück und nun stehts bei ihm, zu geben, was er will. War sie inzwischen einem Anderen gegeben, dann ist dieser mit diesem „Gewinnst“ sehr zufrieden, „Tubu di Porlakku“, d. i. „es wächst mir im Garten“, sagt er. 5) Mahilimpe; wenn zwei junge Leute sich zu nahe gekommen, dann kann sie ihn nöthigen, d. h. auffordern, sie zu ehelichen. Einer Hochzeit bedarf es dann ebenfalls nicht mehr und einen Brautpreis bezahlt er nach Vermögen. — Um keiner anderen Ursache willen aber kommen so viel Prozesse und Kriege zum Ausbruche, als um der Weiberhändel willen. Es versteht sich wohl von selbst, daß die neue Zeit, wo sie sich geltend macht, auch in alle diese Dinge Wandel bringt.

Gegen ihre Kinder bezeigen sich die Batakker sehr zärtlich und liebevoll, und obwohl die Söhne weitaus die begehrteren sind, weil sie den Stamm fortsetzen, so geht deshalb den Töchtern die Liebe nicht ab. Eine große Kinderschaar gilt als großer Segen. In einer Ehe kann das Familienleben daher ein ganz gemüthliches werden, in einer Vielehe aber ist der Mann entweder gar geplagt oder ein selbstsüchtiger Tyrann. Die Namengebung geschieht 7 bis 10 Tage nach der Geburt, nach vorhergegangenem Bade, unter Assistenz des Datu. Greift dieser bei Nennung eines Namens durch den Vater eine gerade Zahl Maiskörner aus einem Topfe, dann ist der Name gut; wenn nicht, so wird es fortgelegt, bis es zutrifft. Anderswo werden die Kinder auch nach einem zur Zeit der Geburt eingetretenen Ereignisse oder sonst etwas Ungewöhnlichem genannt. Bei der Geburt des ersten Kindes wechseln übrigens auch die Eltern die Namen und werden dann nach ihrem Erstgeborenen genannt: Vater oder Mutter von N. N. Trotz ihrer Affenliebe zu den Kleinen lassen sie ihnen doch wenig sorgsame Pflege angedeihen. Die Mutter schleppt ihren Säugling überall mit hin, selbst zur Arbeit ins Feld und nährt ihn oft bis ins dritte Lebensjahr. Bis dahin gedeihen die Kinder denn auch gut, von da ab aber sind sie sich selbst überlassen und verkommen in Schmutz, und indem allerlei Krankheiten, besonders Hautkrankheiten, bei ihnen entstehen. Nun wird auch die Entwickelung sehr gehemmt, und es sterben im zweiten bis siebenten Lebensjahre sehr viele Kinder; überwinden sie diese Zeit aber, so geht hiernach die Entwickelung wieder sehr schnell voran. Von einer eigentlichen Erziehung ist nicht die Rede; die Kleinen behaupten ihren Willen gegen die Alten; und ebenso wenig denkt man an Unterricht und Einführung ins Leben. Da sich die Kleinen so früh selbst überlassen bleiben, werden sie bald selbstständig, und was sie nun hören und die Alten thun und treiben sehen, das thun sie ihnen nach; so leben sie ins Leben hinein und werden ganz von selbst Batakker wie die Alten. Der Vater hat volle Gewalt über seine Kinder, doch nicht über Leben und Tod; seine eigenen sowie der Frau Verwandten haben ein Interesse am Leben der Kinder, das sich aus dem Rechtszustande der Ehe ergiebt. Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern beruhen auf Pietät und auf der religiösen Ahnenverehrung resp. dem Glauben, daß die Geister der verstorbenen Eltern Segen und Fluch bewirken können.

Die Gebräuche bei den Begräbnissen weichen in verschiedenen Landschaften etwas von einander ab, doch folgen sie alle der Hauptsache nach denen in Toba. Mit dem verstorbenen Armen wird nicht viel Umstand gemacht und er wird meist nur in Matten gewickelt begraben, irgendwo, dem gemeinschaftliche Todtenäcker findet man selten. Im Allgemeinen wird der Verstorbene einige Tage nach eingetretenem Tode, während welcher Zeit ein Baumstamm zum Sarge ausgehöhlt und unter Paukenmusik geflagt und geschmaust wird, begraben. Auf dem Grabe wird ein Opfer aus Reis und Fleisch bestehend niedergelegt, und der Verstorbene wird gebeten, sich damit zu begnügen, die Hinterbliebenen nicht zu belästigen und an seinen Ort (zu seinen Vätern) gehen zu wollen. An den drei folgenden Morgen wird ihm noch einmal gekochter Reis aufs Grab gebracht, dann aber wird vorläufig mit ihm gebrochen, und er wird ersucht, fortan selbst für sich sorgen zu wollen. Trotzdem werden ihm später in Zwischenräumen noch Speisen, resp. Opfer dargebracht. War der Todte aber ein reicher Mann oder angesehener Häuptling, dann war dies nur eine vorläufige Beisetzung und erst später — entweder aus freien Stücken oder nach einem Ausspruche des Datu — wird die Hauptfeierlichkeit (das paturunhon = Hinabsteigenlassen) vorgenommen. Unter Opfern und Festlichkeiten, wobei viel Volks zusammenströmt, wird die Leiche wieder ausgegraben und umtauzt, und die Gebeine werden gereinigt, um dann endgültig begraben zu werden. Die Festlichkeiten behnen sich bei dieser Gelegenheit oft über Wochen aus (natürlich mit Unterbrechung), und man verschmaust dabei eine große Anzahl Büffel und trinkt eine Menge Tuak. Einige Stämme begraben ihre Leichen vorläufig vor dem Sopo im Dorfe (auf Nias werden die Häuptlinge vor ihren Häusern begraben), endgültig aber draußen; einige bahren die Leichen nur auf und lassen sie stehen bis zur endgültigen Beerdigung. In letzterem Falle werden die Särge aber verkittet — wenn im Hause oder Dorfe aufgebahrt —, und ein Rohr wird aus dem Sarge in die Erde geleitet. Andere wieder bewahren die gereinigten Gebeine im Sarge über der Erde — auf dem Balkon (bonggarbonggar) des Hauses oder in einem besonders dazu hergerichteten Häuschen — auf. In Hochtoba versucht man die Schädel berühmter Leute zu stehlen, weshalb hier die Gräber bewacht werden. — Der Häuptling von Pordopur, einer kleinen Insel im Tobameere, bewahrt den Schädel seines Vaters, und bei Opferfesten, die dem Vater gelten, tanzt er mit ihm und ruft ihn um Ehre und Reichthum an. — Den Gräbern widerfährt im Uebrigen keinerlei Verehrung, geschmückt werden sie aber wohl mit einer weißblühenden prächtigen Amaryllis (Dmpu=Dmpu). In den südlichen Landschaften werden die Schädel der beim Begräbnisse geschlachteten Büffel an Stangen auf dem Grabe aufgesteckt, und ebenso werden dort roh geschnitzte männliche und weibliche Figuren in höchst unzüchtiger Haltung bei Leichenzügen umgeführt und bei den Gräbern aufgestellt. Eigenthümlich ist Nordtoba noch die Sitte des „Namangkumur“. Wenn nämlich irgend ein Liebling gestorben ist, dann wird eine Person mit einer hölzernen Gesichtsmaske bekleidet, um den Todten vorzustellen, und unter Paukenmusik geht diese Maske stillschweigend unter den Leidtragenden umher, die ihr allerlei Zärtlichkeiten sagen.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Eduard Süß über die Meere.

Am 3. Januar d. J. hielt Professor Eduard Süß in der Wiener Geologischen Gesellschaft einen Vortrag über „die Geschichte der Meere", durch den er seinem berühmten Werke über das „Antlitz der Erde" eine sehr willkommene vorläufige Fortsetzung giebt. Wir entnehmen demselben die folgenden Hauptgedanken:

Von den Mündungen des Ganges um das ganze Pacifische Meer herum bis Kap Horn sind die Küsten durch Gebirgszüge vorgezeichnet, welche in großen Bogenstücken an einander schließen. Von Kap Horn um den Atlantischen und Indischen Ocean bis zu den Mündungen des Ganges dagegen sind sie unabhängig von den Gebirgszügen, und nur von Tafelländern und abgebrochenen Gebirgszügen umrahmt. Die Gebirge, welche in Neuschottland und Neufundland zum Ocean hinabstürzen, sind denen, welche in der Bretagne und in Süd-Irland ein plötzliches Ende erreichen, durchaus ähnlich. Wir haben also hinsichtlich der Struktur der Meeresbecken einen pacifischen und einen atlantischen Typus zu unterscheiden.

Was das Alter der Meere betrifft, so läßt sich aus der Verbreitung der geologischen Formationen schließen, daß der Pacifische Ocean älter ist, als der Indische, und der Indische älter als der Atlantische. Den ersten umlagert Trias, den zweiten mittlerer Jura, und den dritten mittlere Kreide. Die Meeresbecken sind Senkungsfelder, zwischen denen einzelne Stücke, wie Grönland, Afrika und Ostindien, emporragen. Durch jeden neuen Senkungsvorgang und durch die Bildung jeder neuen oceanischen Tiefe wurde aber ein Theil des Meerwassers in einen neuen Behälter aufgenommen, und die Folge davon war jedesmal ein allgemeines Sinken des Strandes rings um alle Kontinente, bezw. eine allgemeine negative Strandverschiebung.

Verfolgt man die Verbreitung der Sedimente der Vorzeit, so erkennt man die Spuren eines verschwundenen Oceans, welcher mindestens seit der Triasformation von dem Pacifischen Oceane her über die Gegend der heutigen innerasiatischen Hochgebirge und der Ostalpen sowie über die Mitte des Atlantischen Oceans und Westindien hinübergriff. Während der nördliche und südliche Theil des Atlantischen Oceans also jüngere Senkungen sind, ja ist der mittlere Theil eine ältere, und ebenso auch ein Theil des europäischen sowie des amerikanischen Mittelmeeres. Wie in ungeheuren Pulsationen hat sich dieses „centrale Mittelmeer"[1]), bald erweitert, bald verengt. Flach und heute noch horizontal gelagert streckea sich seine Ablagerungen einerseits von den Alpen her nach Franken und Schwaben und bis nach Nordschottland, und andererseits über Passau, Krakau, Kiew bis in den westlichen Ural und an das Eismeer. Später zog sich aber das Meer wieder bis zu den Alpen zurück, und das Land war wieder trocken oder von großen Süßwasserseen bedeckt, wie in Südengland, Hannover, Nordpanicn und Portugal. Dann trat es allmählich wieder vor, um während der mittleren Kreidezeit in den gemäßigten und wärmeren Zonen der Erde seine größte bisher bekannte Ausbreitung zu erreichen. Dann wich es abermals zurück, und zwar zu gleicher Zeit in Brasilien, in den Vereinigten Staaten, in Ostindien und in dem mittleren Europa, und in Istrien, Dalmatien und Südfrankreich lagen wieder Süßwasserseen.

Die gleichförmige Ausdehnung solcher Schwankungen über weite Räume, die sich nur in der oben angegebenen Weise erklären lassen, ermöglicht es auch allein, daß die in einem kleinen Theile von Europa festgestellte Eintheilung und Bezeichnungsweise der Formationen auf dem ganzen Erdballe Anwendung finden konnte.

Verläßt man die Meere der Vorzeit, um die Spuren aufzusuchen, welche seit der Eiszeit, alla in den meisten Fällen unter der heutigen Konfiguration der Küsten, zu beobachten sind, so gewahrt man dieselbe Ausdehnung und Gleichförmigkeit. Die verlassenen Strandlinien sind horizontal, und ihre Höhe über dem heutigen Meeresspiegel ist unabhängig von der Beschaffenheit der Küsten. Dieselben liegen hoch in den arktischen und antarktischen Gegenden, und ihre Höhe nimmt in der Richtung auf den Aequator ab — ausgenommen die Küste von Chile, an der hach liegende Strandlinien bis 27° südl. Br. vorhanden sind. Anzeichen von positiven Strandverschiebungen finden sich nur in den wärmeren Meeren, so daß es scheinen muß, als ob das Wasser sich gegenwärtig von den Polen entferne und an den Aequator anhäufe. Alle Angaben aber, welche sich auf Veränderungen der Höhe des Meeresspiegels in historischer Zeit beziehen, beruhen auf örtlichen oft sehr untergeordneten Umständen, oder sie sind Irrthum oder unerwiesen. Schweden bewegt sich nicht, wie man bisher glaubte, sondern an seinen Küsten machen sich nur gewisse Unregelmäßigkeiten in der Entleerung des Bothnischen Meerbusens und der Ostsee in die Nordsee bemerklich, und die Veränderungen, welche an den Säulen des Serapistempels von Puzzuoli zu bemerken sind, beruhen auf Schwankungen innerhalb des großen phlegräischen Kraters, wie sie ähnlich 1861 am Vesuv beobachtet wurden.

Gerade an solchen Orten, wo die menschliche Ueberlieferung am weitesten zurückgreift, haben wir Zeugnisse davon, daß der Zustand durch Jahrtausende unverändert geblieben ist. Viele Nehrungen der italienischen Küste sind heute gerade nach so beschaffen wie im Alterthume, und römische Straßen führen genau so über sie hinweg wie damals. Heute noch sieht man den großen Lido östlich von den Nilmündungen, über welchen nach Herodot die einzige Heerstraße der Aegypter gen Syrien führte, und über welche auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Israeliten den Exodus ausführten. Auch die Hohlkehlen, welche das Meer an vielen Orten in Fluthhöhe in den Felsen hineingenagt hat, deuten auf einen langen Bestand der heutigen Suckkage hin.

Die Abiagerung von Sedimenten im Meere bewirkt im Laufe der Aeonen eine Verdrängung des Wassers und eine positive Strandverschiebung in großartigem Maßstabe. Ihr wirkt aber die Entstehung neuer Meerestiefen entgegen. Beide Arten Veränderungen kann man als eustatische bezeichnen. Dieselben reichen aber zur Erklärung der Erscheinungen nicht aus, sondern man hat daneben anzunehmen, daß sich das Wasser der Oceane in langen Perioden abwechselnd an den Polen und am Aequator anhäuft.

[1]) Wir können dieser Bezeichnung, die von Neumayer stammt, keinen Geschmack abgewinnen.

Digitized by Google

Dr. von Luschan's ethnologische Forschungen in Kleinasien.

Dr. von Luschan, der sich zum Zwecke anthropologischer und ethnographischer Forschungen sechs Jahre lang in Kleinasien aufgehalten hat, hielt am 3. Januar vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag, der einen vortrefflichen Ueberblick über das bunte Völkergewirr dieses Erdtheiles gewährte. Eine Anzahl ethnologischer Elemente ist nachweislich erst in später Zeit in das Land eingedrungen, und diese kommen deshalb bei den zu lösenden Problemen nicht in Frage; so namentlich die Tscherkessen, die erst nach dem Krimkriege in das Land kamen und in Tracht, Sitte und Sprache noch leicht zu erkennen sind; die Armenier, die häufig als niedere Beamte fungiren; die Juden, die aus Spanien, Portugal und Deutschland bezw. Rußland-Polen einwanderten; die Araber, die in dichteren Massen nur bei Iskanderun vorkommen; die Zigeuner, die das Schmiedehandwerk sowie Diebereien ꝛc. betreiben, und sehr verachtet sind; und die Schwarzen, die trotz der Aufhebung der Sklaverei noch immer verbandelt werden, und die vorwiegend aus Borun und vom Tsadsee stammen. — Schwieriger liegt die Sache bezüglich der nomadischen oder halbnomadischen Kurden, Turkmenen und Jürüken. Die ersteren sind in dem südlichen Kleinasien, wo Dr. von Luschan seine Beobachtungen und Untersuchungen anstellte, eminente Langschädel, und ihr Ursprung dürfte vielleicht auf Afghanistan oder Beludschistan hinweisen. Die Turkmenen tragen das unverkennbare Zeichen mongoloider Herkunft, und sind besonders in der Mitte und im Norden der Halbinsel verbreitet. Die Jürüken, deren Name (= Wanderer) in der Ethnologie zu den mannigfaltigsten Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat, sind keine Mongolen, sondern Langschädel, die übrigens die merkwürdige Sitte künstlicher Schädeldeformation üben — ursprünglich wohl um das Kind besser auf dem Pferde befestigen zu können, gegenwärtig aber ohne sich über die Ursache Rechenschaft zu geben. — Sehr interessant sind in anthropologischer und ethnologischer Hinsicht die vier mystischen Sekten der Tachtadschy, Kyzylbasch, Jezyden und Ansarieh, denen von den Mohammedanern allerlei Schandthaten und Gräuel (nächtliche Orgien ꝛc.) angedichtet werden. Sie glauben an die Seelenwanderung, üben spiritistische Bräuche, essen zusammen mit ihren Weibern, dulden Geschwisterehen ꝛc. Anawonitsch sind sie übereinstimmend Breitschädel, und es liegt daher die Vermuthung nahe, daß sie die Ueberreste eines vormohammedanischen Volkes sind, wenn sie auch gegenwärtig weit aus einander wohnen. — Die Armenier bilden eine in sich homogene Bevölkerung, die aller Wahrscheinlichkeit nach seit uralten Zeiten in dem Lande lebt. Die Griechen tragen nur ausnahmsweise den antikhellenischen Typus, zum allergrößten Theile stellt sich die griechisch redende und an dem orthodoxen Bekenntniß festhaltende Bevölkerung bezüglich ihrer Gesichtsbildung und Schädelform vielmehr zu den Armeniern oder zu den Semiten, welch letztere als Kolonisten von Süden und Südosten her eindrangen. — Die Türken Kleinasiens endlich sind Alles, nur keine Mongolen. Sie tragen zum Theil armenischen, zum Theil semitischen, zum Theil antik-griechischen und zum Theil auch hittitischen Typus — letzteres eine gute Illustration zu der Theorie von der Vererbung physischer Merkmale. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unsere Kenntniß der unterirdischen Wasserläufe und Höhlen Krains scheint durch die Ueberschwemmungsnoth, welche im vergangenen Jahre über verschiedene Kesselthäler des fraglichen österreichischen Kronlandes hereingebrochen ist, eine wesentliche Bereicherung erfahren zu sollen. Zusammen mit Franz von Hauer hat Franz Kraus in den Thälern von Unterloitsch, von Planina, von Zirknitz, von Ratschna ꝛc. genauere Untersuchungen vorgenommen und darüber einen interessanten Bericht in den „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums“ (Bd. 2, S. 120) veröffentlicht. Wir werden aber über die Ergebnisse der betreffenden Forschungen ohne Zweifel demnächst noch viel mehr erfahren. Die Liburnan-Höhle im Planinathale ist dem angegebenen Berichte zufolge eine ganz junge Erosionsbildung, und auch in anderen Höhlen läßt sich wenigstens die noch beständig fortschreitende Unterminirungs-Arbeit des durchsickernden Wassers prächtig beobachten. Für die künstliche Entwässerung zur Zeit von Ueberschwemmungen werden sich die Höhlen sehr gut benutzen lassen.

— Nachdem die seit 1882 bestehende meteorologische Station auf dem Säntis bislang in dem 40 m unterhalb des Gipfels befindlichen Gasthause eingerichtet gewesen ist, hat man für dieselbe an geeigneterer Stelle ein besonderes Gebäude aufgeführt. Das Barometer und der Barograph stehen darin in 2500 m Höhe, und nicht mehr wie früher blos in 2467 m Höhe. Da die meteorologische Station auf dem Pic du Midi 2859 m und diejenige auf dem Sonnenblick 3090 m über dem Meere liegt, so ist die Säntis-Station die dritthöchste in Europa.

— Die Phylloxera setzt ihre Verwüstungen in den französischen Weinbergen noch immer fort, und der Schaden, welcher dem französischen Nationalvermögen daraus erwächst, ist ein außerordentlich empfindlicher. Während die Weinernte nun das Ende der siebziger Jahre bis 60 Mill. Hektoliter ergab, so war dieselbe im Jahre 1885 auf 28 536 000 Hektoliter gesunken, und in den Jahren 1886 und 1887 sank sie noch weiter auf 25 063 000 Hektoliter und 24 333 000 Hektoliter. Nur in einzelnen Departements, wie in Hérault und Gard, scheint es den Weinbauern durch ihre Anstrengungen in etwas gelungen zu sein, dem Uebel zu begegnen, denn dort hat sich die Produktion wieder etwas gesteigert. — Die Einfuhr fremder Weine — besonders portugiesischer und spanischer — wuchs natürlich in Folge dessen, und dieselbe bezifferte sich 1885 auf 7 Mill. Hektoliter, 1886 auf 9 438 000 Hektoliter und 1887 auf 10 582 000 Hektoliter. — Auch der Einfuhrung des algerischen und tunesischen Weinbaues war der starke Ausfall der französischen Ernte günstig, und in Algerien erzeugte man 1887 nicht weniger als 1,9 Mill. Hektoliter (gegen 1 569 000 im Jahre 1885).

Die Hoffnungen, welche man in die Einführung amerikanischer Reben gesetzt hat, sind bisher ebenfalls trügerische gewesen, besonders weil man die Bodenart nicht genügend berücksichtigt hat. Während die verwüsteten französischen Weinberge nämlich vorzugsweise mageren Kalk- und Mergelboden

Digitized by Google

enthalten, so wachsen die einheimischen amerikanischen Weinsorten zum allergrößten Theile auf sehr reichem, humosem Boden, und nach Frankreich verpflanzt gehen sie, wenn nicht durch die Phylloxera, durch Schwarzfäule (black rot) und Mehlthau zu Grunde. Pierre Viala, der die betreffenden Verhältnisse in Frankreich und Amerika eingehend studirt hat, ist der Meinung, daß nur die drei Sorten Vitis Berlandieri, V. Cinerea und V. Cordifolia Aussicht haben, auf dem französischen Boden zu gedeihen (Vergl. „Revue scientifique", Bd. 40, 818 ff.).

Asien.

— In Hinterindien hat der französische Marine-Lieutenant de Fégigny im Auftrage des Gouverneurs von Cochinchina umfassende Untersuchungen bezüglich der Schiffbarkeit des Mekhong vorgenommen, die augenscheinlich darauf abzielen, mehr und mehr auch das Oberland dieses Stromes zu französisch-Indien in nähere Beziehungen zu bringen. Die betreffende Expedition ist auch mit Hilfe eines kleinen Dampfers bis zu den Katarakten von Khong (in Siam) vorgedrungen, und die gefürchteten Stromschnellen von Sambor, von Prasco und von Preapatang, im Unterlaufe des Stromes, haben sich als keine unüberwindlichen Hindernisse der Schiffahrt erwiesen. Die Städte Stungtreng und Kongh bezeichnet Fégigny als die Schlüssel zu dem Inneren des Landes, und die Nachbarschaft des ersteren rühmt er ihrer Goldminen wegen als ein „indisches Kalifornien". 150 km der durchmessenen Strecke des Stromlaufes hatten noch niemals einen Dampfer gesehen, die Schnellen von Preapatang waren aber bereits im Vorjahre durch das Experiment Revaillères mit einem Torpedoboote als überschreitbar erkannt worden. — Daß die Entdeckung früher oder später wichtige Konsequenzen bezüglich des Verhältnisses von Siam zu Frankreich nach sich ziehen könnte, wäre wohl möglich.

— Nachdem der Bann einmal gebrochen ist, scheint die Europäisirung Koreas rasche Fortschritte machen zu wollen. Durch den kürzlichen Beschluß des königlichen Rathes zu Söul, welchem gemäß die Officiere und Unterofficiere der koreanischen Armee, ebenso wie auch die Polizeimannschaften, sich künftig in europäischer Weise kleiden sollen, wird man ja geradezu an Japan gemahnt.

Afrika.

— Die Pariser geographische Gesellschaft hat von Camille Douls, der im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums aus der Gegend des Kap Bojador nach Timbuktu vordringen wollte, ausführlichere Nachrichten erhalten. Nachdem der Reisende in der Verkleidung eines Muselmannes von einem Fischerboote an das Land gesetzt worden war, fiel er sofort in die Hände der Eingeborenen vom Stamme der Ulad Delim, und er sah sich von denselben gezwungen, seine angenommene Rolle bis in alle Konsequenzen weiter fort zu spielen, und mit ihnen fünf Monate lang in der Wüste hin und her zu ziehen. Allmählich schwand aber das Mißtrauen der Raub-Nomaden, Douls erhielt seinen Kompaß und seinen Barometer zurück, und war so im Stande, mancherlei wissenschaftliche Beobachtungen zu machen. Er bestimmte den Lauf des Saguiat-el-Hamra über „rothen Schlucht"), besuchte die Oase von Tendouf, die seit dem Besuche von Lenz (1880) sehr empor gekommen sein muß, und drang auch nach den fruchtbaren Ebenen von Netaua und Tekna vor. Am Wad Nun gastfreundschaftlich empfangen, verabschiedete er sich in Gliimim von den Nomaden, um während diese wieder gen Süden zogen, wandte er sich nach Norden, und entlang dem Atlas gelangte er nach Marokko. Als er aber dort seine wahre Herkunft bekannte, ließ ihn der Sultan gefangen nehmen, und die abenteuerliche Reise würde vielleicht sehr schlimm geendet haben, wenn dies nicht durch die Dazwischenkunft des englischen Gesandten Sir Kerby Green verhindert worden wäre.

— Den „Proceedings" der Londoner Geogr. Gesellschaft (Vol. IX, p. 760) zufolge ist der bekannte deutsche Afrikareisende Dr. G. A. Krause den Gefahren und Mühsalen seiner Reise im ferneren Hinterlande der Gold- und Sklavenküste glücklich entronnen und wieder in Accra angekommen. Derselbe drang zwar weit über Salaga nordwärts vor, mußte aber schließlich in Folge der fortgesetzten Feindseligkeit der Bewohner all sein Gepäck sowie auch seine Sammlungen — 600 bis 800 Pflanzen, Sämereien von Kulturpflanzen, Käfer, Schmetterlinge, archäologische Gegenstände 2c. — in Beleta zurücklassen, und besitzt gegenwärtig nicht einmal die Mittel, um nach Europa zurückkehren zu können. Gegen das Fieber, von dem er wiederholt heimgesucht wurde, bewährte sich ihm eine Pflanze, die er im Lande der Garunsi fand, als ein sehr wirksames Mittel.

— Aus Mauritius, das bis vor Kurzem als eine der reichsten britischen Kolonien galt, ertönen heute laute Klagen über den durch die Zuckerkrisis herauf beschworenen Nothstand. Die Insel war ja durch das britische Handelssystem gewissermaßen in eine einzige große Zuckerfabrik verwandelt worden, und in ihren besten Jahren erzeugte sie für mehr als 60 Mill. Mark von ihren Stapelartikel (1877 sogar für 75 Mill. Mark). Dafür waren aber alle anderen Produkte ihres vulkanischen Bodens (Kaffee, Vanille, Gewürznelken, Zimmet, Manilahanf 2c.) mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Nun zeigt sich auch an ihr, daß allzu große Einseitigkeit der Produktion selten gut gethan ist. Die Sklavenemancipation war auf Mauritius durch die starke Zuwanderung indischer Kulis verhältnißmäßig leicht überstanden worden. Jetzt droht aber das Vorhandensein der zahlreichen arbeitsscheuen Negerbevölkerung die Lage noch beträchtlich zu verschlimmern.

Südamerika.

— Wie wir vernehmen, ist E. von Hesse-Wartegg vor Kurzem von einer größeren Reise in dem nördlichen Südamerika zurückgekehrt und hat reichhaltige anthropologische und naturhistorische Sammlungen von dort mitgebracht. Unter anderem hat derselbe auch die Verbindung des nordvenezuelanischen Sees von Tscaragua mit dem Quellensystem des Orinoco aufgefunden, und den genannten See einer genaueren Untersuchung unterworfen.

— Nachrichten aus Brasilien zufolge ist es dem Oberst Labre gelungen, den Rio Madeira hinauf bis in das Innere von Bolivia vorzudringen und sodann durch den Madre de Deos wieder nach Manaos am Amazonenstrome zurückzukehren. Man glaubt, daß damit ein wichtiger Wasserweg nach Bolivia gefunden worden sei.

— Die künstlichen Hafenwerke, welche der Engländer Hawkshaw in der Laplata-Mündung bei Buenos Ayres auszuführen beauftragt war, scheinen wenig auf die daselbst obwaltenden Verhältnisse berechnet gewesen zu sein; denn nachdem bereits im Juli vorigen Jahres ein Sturm aus Süden die begonnenen Bauten arg bedrohte, sollen dieselben durch einen noch stärkeren Frühjahrssturm (am 4. Oktober) von Grund aus zerstört worden sein (Vergl. unsere „Wanderungen durch das außertropische Südamerika". Nr. 5, S. 69.

Digitized by Google

Australien und Polynesien.

— Es wurde bereits in Band 52, Seite 384, auf eine Expedition hingewiesen, welche die Geographischen Gesellschaften in Australien in nächster Zeit zur Erforschung des centralen Australien aussenden wollen. Da aber Ernest Giles aus Privatgründen die Führung derselben ablehnen mußte, so hat sie W. H. Tietkins übernommen. Derselbe hat sich als Reisender bereits vorzüglich bewährt; er begleitete seinen Freund Giles auf dessen früheren Entdeckungsreisen und leitete im Jahre 1879 eine Expedition von Fowler Bay (31° 59′ südl. Br. und 132° 40′ östl. L.) nordwärts nach den Musgrave Ranges, wie denn auch ein in diesem Gebirge entspringender Wasserlauf seinen Namen führt.

Das Gebirge erstreckt sich unter 26° südl. Br. von 130° 30′ bis 132° 45′ östl. L. (ungefähr 325 km) und nördlich davon länft in gleicher Richtung damit eine noch ausgedehntere Kette — die Mc. Donnell Ranges. Beide führen ihre Namen nach früheren Gouverneuren der Kolonie Südaustralien. Ziemlich in der Mitte zwischen beiden breitet sich ein im Jahre 1872 von Giles entdeckter wächtiger Salzsee — Lake Amadeus — aus, dessen Länge von Ost nach West auf reichlich 300 km geschätzt wird. Das zwischen diesen Gebirgen gelegene weite Gebiet, welches zur Zeit noch eine terra incognita ist, soll nun von Mr. Tietkins möglichst gründlich erforscht werden. Es ist wahrscheinlich, daß der Lake Amadeus, ähnlich wie der Lake Eyre für den Cooper-Creek und den Diamantina, eine Art großer Pfanne bildet, in welcher sich zur Regenzeit die Wasser einmündender Creeks und Flüsse ansammeln, um dasselbst theils in den Erdboden einzusickern, theils in der tropischen Hitze der trockenen Jahreszeit zu verdunsten. Jedenfalls werden derartige Creeks und Flüsse entdeckt werden, und die Verfolgung derselben dürfte wohl wieder zur Auffindung noch unbekannter Höhenzüge mit gutem Weidelande führen. H. G.

Allgemeines.

— Die Januarsitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hatte ein erhöhtes Interesse dadurch, daß in ihr Professor Freiherr von Richthofen den Vorsitz wieder übernahm. In seiner Ansprache an die Versammlung wies derselbe darauf hin, daß für die geographischen Gesellschaften ganz im Allgemeinen ein kritischer Punkt herangekommen sei. Das Zeitalter der großen kontinentalen Entdeckungen, das um den Anfang der fünfziger Jahre begonnen habe, sei ja auch das Zeitalter der geographischen Gesellschaften gewesen. Da sich jenes mehr und mehr seinem Ende nähere, so entstehe aber jetzt die Gefahr, daß denjenigen Gesellschaften, die in Zukunft nicht statt auf die Erweiterung des geographischen Wissens auf die Vertiefung desselben Bedacht nehmen, allmählich die Bedingungen ihres Gedeihens fehlen werden. Bezüglich der Berliner Gesellschaft sei diese Gefahr vielleicht am wenigsten zu fürchten, da sie einer Zeit entstamme, in der bezüglich der geographischen Entdeckungen ebenfalls Ebbe geherrscht habe. Ein theilweiser Ersatz für die anderweit fehlenden entdeckungsgeschichtlichen Ereignisse werde auch unsere Kolonien geben, bezüglich deren das Interesse an den Einzelheiten der Erforschung und Entwickelung voraussichtlich immer ein sehr lebendiges bleiben werde. Das eigentliche Ziel der Bestrebungen müsse aber die allseitige und gründliche Erforschung des gesammten Erdballes bleiben. — Was das bisherige Gedeihen der Gesellschaft anbetrifft, so ist dasselbe ein höchst erfreuliches gewesen, und nicht bloß die Zahl der ordentlichen Mitglieder hat sich von 463 im Jahre 1874 auf 990 im Jahre 1887 gesteigert, sondern auch die innere Organisation ist — vor allen Dingen durch die Verdienste des jetzt zurückgetretenen Präsidenten Dr. Reiß — eine vollkommenere geworden. — Die Vorträge des Abends hielten Professor Heinrich Kiepert und Dr. von Luschan (Vergl. Kürzere Mittheilungen).

Bücherschau.

— W. Valentiner, Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständliche Astronomie. Stuttgart 1887.

Ein vortreffliches Buch, das sicherlich viel dazu beitragen wird, der Wissenschaft von den Sternen neue und begeisterte Freunde zu werben. Hätten es vor Professor Valentiner zahlreichere deutsche Gelehrte in der Weise ihrer englischen und französischen Fachgenossen verstanden, die astronomischen Theorien gemeinfaßlich und dabei doch vornehm darzustellen, so würde es sicherlich auch in Deutschland besser bestellt sein um die Anschaffung der deutschen Observatorien. Dazu, für alle unsere Sternwarten brauchbare Instrumente in geeigneter Aufstellung zu beschaffen, sollte unser Nationalvermögen doch wohl ausreichen. Die Ausstattung des Buches mit Illustrationen ist gut, reicht aber freilich nicht heran an diejenige der verwandten englischen und französischen Publikationen.

— A. H. Post, Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheimischen Rechte Afrikas. Oldenburg und Leipzig 1887. Wir sind immer der Meinung gewesen, daß es sich sehr verlohnen müßte, die Rechtsbräuche der Naturvölker einer systematischen Betrachtung zu unterwerfen. Leider bieten sich aber unsere Rechtsgelehrten, die allein im Stande waren, eine solche Betrachtung anzustellen, im Allgemeinen ziemlich fern von der ethnologischen Forschung, und so blieb die schöne Aufgabe — abgesehen von einer skizzenhaften Behandlung einzelner einschlägiger Fragen bei Waitz, Peschel und Anderen — bisher ungelöst. Wir halten darum den Versuch, der in dem uns vorliegenden Werke in der fraglichen Richtung gemacht worden ist, für einen außerordentlich dankenswerthen, und wir sind überzeugt, daß sich derselbe alsbald als so fruchtbar erweisen wird, daß der Verfasser auf der betretenen Bahn weiter vorwärts gehen wird, und daß Andere ihm bezüglich anderer Erdräume ohne Zögern folgen werden. Das Buch ist eben ein bahnbrechendes. Die Methode des Verfassers, zunächst nach dem Grundsatze des „relata refero“ zu verfahren, halten wir bei dem dermaligen embryonalen Entwickelungsstadium der „ethnologischen Jurisprudenz“ gleichfalls für die richtige, und wenn die einzelnen Thatsachen, die in dem Buche auf Grund der verschiedenswerthigsten Reiseberichte behandelt werden, auf vielfachen Widerspruch stoßen werden, so darf sich die ethnologische Wissenschaft dazu nur beglückwünschen. Unsere Reisenden, die hinaus gehen unter die sogenannten Wilden, werden durch das Studium des Buches vor allen Dingen schärfer auf die Rechtsbräuche derselben achten lernen wie bisher, und ihnen ist es daher als eine wichtige Ergänzung zu jedem wissenschaftlichen Reiseführer nachdrücklich zu empfehlen. — Das gekammte Programm, welches Post verfolgt, ist in seiner früher erschienenen kleineren Schrift „Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz“ entwickelt.

Inhalt: Wanderungen durch das außertropische Südamerika. III. (Mit vier Abbildungen.) — Lapplandsfahrten. IV. (Mit vier Abbildungen.) — W. Rödding: Die Batakker auf Sumatra. III. — Kürzere Mittheilungen: Eduard Süß über die Meere. — Dr. v. Luschan's ethnologische Forschungen in Kleinasien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 22. Januar.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Reiseskizze aus dem Haussalande.

Von **Ernst Hartert.**

In den Berichten der Mitglieder der Flegel'schen Expedition nach dem westlichen Sudan ist der Ort Loko am Benue genugsam genannt worden. Derselbe wurde auch unser erstes Standquartier. Hier wurde der größte Theil der Waaren abgeladen, von hier brachen Staudinger und ich 1885 auf zu unserer großen Reise nach Kano, Wurnu, Sokoto und Gandu, und hierhin kehrten wir Ende April 1886 wieder zurück, um unter möglichster Ausnutzung der uns gegebenen Frist die Ankunft des unter Herrn Thiel's Leitung stehenden kleinen Flußdampfers „Dr. Heinrich Barth" zu erwarten, die am 22. Juni erfolgte. Nachdem wir den Abend des zweiten Pfingstfeiertages bei etlichen Gläsern Rothwein in der luftigen Veranda unseres Freundes, des Herrn Zweifel zugebracht hatten, erlitt meine ornithologische Thätigkeit eine Unterbrechung durch eine nochmalige Reise nach Anassarawa. Der Anlaß zu dieser kleinen Reise war hauptsächlich folgender:

Als wir aus dem Inneren nach Verbrauch fast aller unserer Waaren zurückkehrten, fanden wir anstatt reicher Schätze an glitzernden Perlen und blendendweißen Zeugen nichts als zwei unserer Kleiderkoffer, zwei Kaffeemaschinen, eine Kiste grauen Pflanzenpapiers und etwas stark verdünnten Spiritus vor. Theils um den wiederholten Bitten des Sultans von Anassarawa nachzukommen, theils und hauptsächlich, um Mittel zu einer menschenwürdigeren Existenz zu bekommen, hatten wir den Madugu dan Tambari, den jüngeren von Flegel's Begleitern in Deutschland, mit unseren letzten beiden Pferden nach Anassarawa gesandt, um sie dem Sultan zu verkaufen.

Nachdem nun schon eine geraume Zeit verstrichen war, ohne daß Tambari zurückgekehrt wäre, beschlossen wir, uns Gewißheit zu verschaffen, und ich traf die wenigen Vorbereitungen zu einem dritten Besuche in Anassarawa. Tscherisia, die biedere Frau Tambari's, mußte ihr schwaches Pferdchen leihen, unser brauchbarer Koch und Dolmetscher bekam eine Doppelflinte und Patronen, unser nachmals frei gemachter Sklave Igalla wurde mit meinen Decken bepackt, Tscherisia's Sklave, aus dem heidnischen Akpoto- oder Apoto-Lande stammend und „Alhadi, der Hurtige" benannt, als Pferdepfleger mitgenommen — ich hing meine leichte Doppelflinte um, füllte die Taschen mit Patronen, Käferfläschchen ꝛc. und so brachen wir beim Tagesgrauen des 15. Juni auf, von einigen Frauen gefolgt, die im Schutze unserer Waffen reisen wollten. Mit etwas heißem Kopfe und starkem Durstgefühl durchzog ich den wohlbekannten Ring von Feldern, der Loko umgiebt, sowie den Buschwald, der darauf folgt. Ueber den reifenden Feldern von Sorghum und Penicillaria strichen Schaaren körnerfressender Singvögel hin — besonders Hyphantornis cucullatus St. Müll., Sitagra capitalis Lath. und Penthetria macroura Gm. — am Waldrande lockten Perlhühner und Frankoline, in hoher Luft strich der hier sehr häufige, schöne Geier-Seeadler, Gypohierax angolensis Gm., (der „schaho" der Haussa). Nach einer Stunde hatten wir einen Streifen üppigen Urwaldes erreicht, durch den ein frischer Wasserfaden rieselte, und in dem die dumpfe Stimme des großen Helmvogels, Turacus giganteus Vioill., (der „wawankurrenu" der Haussa), sich in das Blöken scheuer Affen-

Digitized by Google

heerden mischten. Hierauf folgte wieder derselbe Busch wie vorher, bestehend aus vielen Afzeiarten, Anona senegalensis, Schibutterbäumen, Strychnos spinosa, und anderen Sträuchern und Bäumen, untermischt mit zahlreichen hohen[1]) Termitenhaufen, die aus der Ferne gothischen Bauwerken ähneln und bei Loko von rothbrauner Farbe, hier in Folge des sandigeren Bodens aber gelblich erschienen. Nach mehrere feuchte Urwaldstreifen und lange Buschflächen, dann war nach 2½ Stunden die kleine Haussa-Ortschaft Uschiarogo erreicht, wo wir wohlbekannt waren und einige „maididi", das sind aus Sorghum-Mehl in Blättern gekochte Breiklumpen, kauften, welche mir viel leichter verdaulich erschienen, als die nur halb gar gekochten Furrah-Kugeln, die man aus dem Mehl von Sorghum oder Pennisetum spicatum (dáwa oder góro) bereitet. Unserer wackerer Zgalla brachte auch freudestrahlend einige rogo, das sind Manjokwurzeln, die er in der Eile vom Felde gestohlen hatte, mit der Entschuldigung, „der Hunger sei der Vater der Gewalt" — einer Logik, der ich mich lächelnd fügen mußte. Nach einem langen, heißen Ritt erreichten wir am Nachmittag die von heidnischen Afo-Negern bewohnte Ortschaft Uschiambissa.

Wir lagerten uns auf dem kleinen freien Platze inmitten des Ortes, und nach kurzer Unterredung mit unserm sprachgewandten Koch hieß man uns in ein Hüttenlabyrinth mit nur einem Eingang hineinkriechen. Mit Absicht gebrauche ich den Ausdruck „hineinkriechen", denn die Neger dieser Gegenden lieben es, die Eingänge zu den Hütten so niedrig als möglich zu machen, damit nur ja keine Kälte nächtlicher Weile hineingelangen könne, damit aber freilich auch keine frische Luft. Um in den wirklich oft sehr kalten Nächten nicht zu frieren, werden auch noch in vielen Häusern „Feuerbetten" angebracht, d. h. eine Art breiter Ruhebank aus Lehm, unter der sich ein zum Feuermachen bestimmtes Loch befindet. Diese von Rohlfs und anderen Reisenden jener Gegenden hie und da erwähnten „Feuerbetten" sahen wir in allen Gegenden von Loko bis Wurnu und Gaubu hinaus, doch entsinne ich mich nicht, diese Feuerlöcher in den „Betten" bei den heidnischen Korro, Kadarra und Jesko gesehen zu haben. In meinem neuen Quartier in Uschiambissa nun mußte ich zuerst in eine große, runde Lehmhütte kriechen, deren Hälfte von kunstlosen, Menschen oder Affen ähnelnden Figuren aus Lehm, die mit Federn von Ahlern, Hühnern und anderen Vögeln geschmückt waren, eingenommen wurde; dann durch zwei fernere Hütten und über kleine Hofräume, bis ich auf einen etwas größeren Hofraum gelangte, der von vier durch niedrige Lehmmauern verbundenen Hütten umgrenzt war. Eine dieser Hütten war wieder nur eine „saure", d. i. ein Durchgangshaus und führte in einen für den Koch bestimmten Raum, eine wurde von einem jüngeren und einem sehr alten Weibe, und eine andere von drei Knaben bewohnt. Die vierte und letzte, für mich bestimmte war verhältnißmäßig lustig und hat trotz eines großen, bis unter das Dach reichenden thönernen Getreidetopfes (S. Abbildung) und trotz der rohen Dachstützen Raum genug für mein Lager. Das Dach der ziemlich sauberen Lehmhütte war wie immer spitz und aus den großen Blattrippen der Bambu-Palme (Raphia vinifera) gefligt, die wie die Rippen eines Schirmes oben zusammenliefen und mit langem Gras belegt sind. Ueber die niedrige Verbindungsmauer der Hütten und über andere verfallene Mauern sah ich in einen dichten Wald hinein. Die freundlichen Weiber versprachen gegen Entrichtung einiger Kaurischnecken zum Einkaufen von Salz und gegen das Versprechen eines Geschenkes Essen zu kochen und brachten alsbald zum Beweise ihrer guten Gesinnung einige vermöge ihrer süßen Säfte bei Negern und Malamen sehr beliebte und auch mir sehr wohlschmeckende, halbreif geröstete, warme Maiskolben und frisches Wasser. Da weiter nichts mehr zu thun war, ging ich mit der Flinte fort, theils den Ort zu besehen, theils nach Wild zu fahnden. Uschiambissa ist früher ein viel größerer Ort gewesen, wie die alten weiten Umwallungen und die vielen aus dem dichten Gestrüppe ragenden Hüttentrümmer beweisen. Wie so manches Ort, ist auch dieser in Folge von Unbotmäßigkeit vor einigen Jahren von Anassarawa „gegessen" worden, wie die Neger sich ausdrücken. Jetzt ist er von seiner Bevölkerung, und die Zahl der Hütten schätze ich nicht über achtzig. Nach Art der anderen bergbewohnenden Heidenstämme sind die Gebäude durch Lehmmauern verbunden, so daß je eine kleine Zahl ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Fetischhütten giebt es eine ganze Anzahl. Im Walde wurden Antilopen gesehen, und sowohl mir als auch meinem Koch gelang es, ein Perlhuhn zu erlegen. Im Hofe sahen wir auch das Fell einer Antilope von der Größe des Edelbirschens, das nur eine von einem Giftpfeil herrührende kleine Wunde am Rücken hatte und nach Angabe des Schützen nach dem Schusse nur etwa 80 Schritte weit gelaufen war. Unsere Perlhühner wurden in Palmöl und Wasser gekocht und bildeten für uns Alle mit dem „tuo" aus Sorghum-Mehl und einem sehr angenehmen Gemüse aus Blättern ein herrliches Mahl. In dem Gemüse fand ich zu meinem Staunen Spesflücken. Sie stammten von einem erlegten Wildschwein (Potamochoerus) her, dessen Fleisch die Mohammedaner nicht essen. Nachdem ich in Petermann's Mittheilungen (1887, Heft 6) die von den Pflanzen hergestellten Nahrungsmittel, soweit ich sie kennen lernte, besprochen habe, will ich hier der bei den Haussa zur Nahrung verwendeten Thiere und aus dem Thierreich entnommenen Nahrungsmittel kurz gedenken.

Thönerner Getreidetopf in Uschiambissa (8 Fuß hoch).

Rinder (die Kuh = saaniya h.[1]), der Ochse = saaniin h.) werden in fast allen Gegenden des Haussalandes in stattlicher Menge gehalten. Es sind lauter Buckelrinder. Die weiße Farbe ist im Allgemeinen vorherrschend, die Hörner mittellang. In den nördlichen Theilen ist eine Rasse mit kaum angedeutetem Buckel, und mit kurzen, dicken Hörnern, sammetweichem Fell und kräftigem Bau häufig, die namentlich zu Last- und Reitthieren benutzt wird. Bei Kaschia[2]) und wenn ich nicht irre, bei etlichen Orten der Provinz Sansara[2]) sahen wir weiße Rinder mit ganz gewaltigen, langen Hörnern und oft sehr kleinen Buckeln. Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit zu bemerken, daß der Haussa sich der Hauptsache nach von Vegetabilien nährt, doch genießt er auch

[1]) Bis zu vier Meter.

[1]) h. bedeutet „in der Haussasprache".

[2]) Vergl. die Karte unserer Reise in den Mitth. der Afrikan. Gesellschaft 1887, Band 5.

Digitized by Google

Fleisch gern; nur wird er bei alleiniger Fleischnahrung sehr bald klagen, während er lange ohne Fleisch zufriedengestellt werden kann. In größeren Städten wird täglich frisches Rindfleisch verkauft. Es wird besonders in den das übliche Mahlgericht schmackhaft machenden Saucen gekocht. Häufig wird das Fleisch auch, leicht geröstet, einige Tage transportirt, oder — namentlich aber Hammelfleisch — ganz nach Art des ostindischen „dong-deng" oder des „biltong" der Transvaalen präparirt, d. i. in platte Stücke geschnitten, mit Salz und rothem Pfeffer eingerieben und so in der Sonne getrocknet, um nachher meist roh verspeist oder zu Saucen benutzt zu werden. Milch wird fast nur in saurem Zustande unvermischt oder mit Farenb getrunken und meines Wissens nie zum Kochen verwandt. Gute Butter bereitet man aber überall.

Schafe (ragó h.) werden überall und in verschiedenen Rassen gehalten. Sie tragen glatte Haare, niemals Wolle, und es ist anzunehmen, daß sie von dem sehr ähnlichen afrikanischen Bergschaf abstammen. In Burru bekamen wir ein silbergraues Schaf, das eine Haarkräuselung wie einen Uebergang zur Wolle zeigte, weiße langhaarige Rassen sind aber vorherrschend. In Samfara wurden große Heerden zur Hälfte braun, zur Hälfte weiß gefärbter kurzhaariger Schafe gehalten. In Kano sahen wir eine große Art mit einem hohen, schmalen Kopfe und mit einer Nase vom Aussehen der in Abyssinien karikirten Judennasen, vergleichbar den in Suez feilgebotenen „thebaischen Ziegen". Ein zwerghaft kleines, schwarzes, ziegenähnliches Schaf sahen wir in Loko. Das Fleisch der Schafe wird viel gegessen und ist für den Magen des Europäers ohne Zweifel bekömmlicher, als das meist sehr zähe Rindfleisch. Der Haussa melkt die Schafe nicht. Sehr oft sahen wir Schafe mit Fleischklunkern am Halse.

Ziegen werden gleichfalls überall gehalten. Wenn auch nicht so klein, wie die des unteren Niger, erreichen dieselben doch niemals die Größe deutscher Ziegen. Gegessen werden sie ebenso, und wir fanden das Fleisch junger Ziegen vortrefflich. Ziegenmilch ist bei den Haussa nicht im Gebrauch, und ich bekam sie nur beim Häuptling in Lokodscha an der Mündung des Benuë sowie von unserem alten Freunde, dem Halbaraber Maſsaud, in Saria.

Das Fleisch vom Pferde (doki h.) wird nie von einem Haussa berührt, wohl aber nach der Erzählung unserer Leute von den Heiden am Benuë. Ohne Zweifel halten sich die Pferde in den nördlichen Provinzen besser — noch mehr die Esel (yaki h.), die stets einen schwarzen Rückenstreif haben — als in den südlichen. Während hier meist eine wenig schöne und nicht große Rasse gezüchtet wird, findet man im Norden große, edle Rosse von echt arabischer Abstammung sowie auch die ungemein beliebten, ausdauernden, kleinen Wüstenpferde der Tuareg und Gobirri (unter dem Namen doki-n-Asbin, oder dau Asbin, Asbenpferd oder Asbenstohn).

Von Wild ißt der Haussa außer dem Schwein und dem Affen wohl Alles, was er bekommt, doch ist dies nicht viel, da er im Allgemeinen ein schlechter Jäger ist. Nur in den nördlichen Provinzen werden hier und dort Hunde abgerichtet, um kleineres Wild aufzustöbern. Etwas mehr jagen wohl die Fulbe-Hirten und einige heidnische Stämme, bei denen wir oft Pyramiden aufgehäufter Wildschädel sahen. Als Jagdwaffe dient der vergiftete Pfeil, von einer Bogensehne geschnellt, oder — am Benuë — gegen Elephanten aus Flinten geschossen, wie es auch in Adamaua und im Inneren von Liberia [1]) geschieht. Wild pflegt nama dascheschi, d. i. Fleisch des Waldes, zu heißen, eine kleinere Antilopenart heißt bauna, andere Arten haben andere Namen.

Truthühner (tollo-tollo h.) sahen wir nur in größeren Städten. Wir bekamen sie oft als Geschenke, ebenso in Saria auch ihre Eier. Sie sind von seltener Größe und recht wohlschmeckend.

Perlhühner (saabó h., die Henne saboá), die überall wild leben, werden von Saria an nördlich gehalten, und ihr Fleisch sowie ihre Eier sind beliebt und gut.

Hühner (kasá h.) giebt es selbst in den kleinsten mohammedanischen und heidnischen Dörfern und dieselben dienen überall zur Nahrung, während die Eier wenig im Gebrauch sind. Eine interessante rebhuhnartige Zeichnung ist nicht selten, ebenso auch zugenannte Strupphühner, bei denen die Federn starr abstehen.

Tauben (tantabáru h.) werden zwar in Menge gehalten, aber nur nebenbei gegessen. Sie kommen in allen möglichen Farben unserer Haustauben vor, mit nackten, sowie mit halb und ganz befiederten Füßen.

Enten (kasa-n-Yoruba, d. h. Yoruba-Huhn, hin und wieder auch kasa-n-rua, d. h. Wasserhuhn genannt) werden ebenfalls überall gehalten, und zwar nur Varietäten der domesticirten Moschusente. Sie sind eine beliebte und vorzügliche Speise.

Von wildlebenden Vögeln kommen selten mehr als Perlhühner, Francolinhühner (mokoróa h., Francol. bicalcaratus L.) und deren Eier, und größere Wasservögel auf den „Tisch" der Haussa.

Fische (kifi h.) leben zahlreich in den Gewässern und sind bei den Eingeborenen besonders in getrocknetem Zustande beliebt, indem sie gern zu einer aus Palmöl, dodóa (aus den Früchten der Parkia biglobosa), Pfeffer und dergl. bereiteten, scharfen Sauce benutzt werden.

Honig wird überall gegessen. Im Süden sucht man nur die Nester der wilden Bienen auf, während in den nördlichen Provinzen große Körbe mit einem durchlöcherten Deckel für die Bienen in den Bäumen angebracht sind. Aus dem Honig wird auch ein süßes Naschwerk, (alewa h.), sowie eine zu Reisklumpen gegessene Sauce (mit Butter) bereitet, die wahrscheinlich schon eine Errungenschaft arabischer Kochkunst ist. Sowohl die Biene, als auch das von ihr erzeugte Produkt, der Honig, tragen in der Haussasprache denselben Namen (zúmma h.).

Auch Raupen sahen wir auf dem Markte von Saria in getrocknetem Zustande zum Verkaufe ausgeboten. Hiermit habe ich aber die mir bekannt gewordenen aus dem Thierreich entnommenen Nahrungsmittel der Hauptsache nach erschöpft. Trotzdem wir in einem Zeitraum von etwa 15 Monaten hierauf geachtet haben, mag und indeß manches weniger gebräuchliche Nahrungsmittel entgangen sein, und habe ich auch einige mir nicht genügend bekannt gewordene (z. B. Frösche [h. birrligi] und Kanda-Muscheln) nicht erwähnt. Ich beabsichtigte mit dieser Abschweifung namentlich späteren Forschern Fingerzeige zu geben, ohne mir die geringste Vollständigkeit anmaßen zu wollen, die man kaum bei langjährigem Aufenthalt erreichen kann. Ich kehre nun zum Verlauf der Erlebnisse zurück.

Nach beendeter Abendmahlzeit versuchten die Weiber mich durch ungrazióse Tanzbewegungen zu unterhalten, ich zog aber den Schlaf vor und ruhte trotz eines heftigen Gewitters, das über Uschiambiffa hinzog, genugsam aus. Am sechszehnten Juni brach ich dann, nachdem unsere Wirthsleute einige Glasperlenketten, einen rothen Tarbusch und bunte Tücher erhalten hatten, früh um 3½ Uhr auf. Kurz hinter dem Orte tauchten wir auf steil abfallendem, dem Pferde sehr beschwerlichem Wege in tiefes Waldbunkel ein, in welches kein Strahl des herrlichen, magischen Mond-

[1]) Dort mit eisernen aus Amerika eingeführten Pfeilgeschossen, am Benuë mit einfachen Holzpfeilen und Eisenspitzen von großer Wirksamkeit.

Digitized by Google

lichtes drang, das bei unserem Abritt die Landschaft erhellt hatte. Ich ließ daher mein Pferdchen führen und ging zu Fuß, bis wir ein unheimlich vor uns hinrauschendes, dunkles Gewässer erreichten. Der Koch ging voran, um die Tiefe zu prüfen: es war gerade so tief, daß ich das Durchreiten wagen konnte; anfangs ging dasselbe auch ganz gut, aber als ich schon fast das andere Ufer erreicht hatte, glitt das Pferd aus, und im Nu lag ich unter ihm in dem reißenden Wasser. Mit Hilfe der Leute war ich zwar bald wieder unversehrt auf dem Ufer, aber Kleider, Flinte und Revolver waren naß, und der Sattel nahm durch das Wasser die doppelte Schwere an. Wieder ließ ich daher frostklappernd zu Fuß den ansteigenden Pfad hinauf, der aus der Waldschlucht auf eine freie Grasfläche führte. Hier wich die Nacht mit ihrem Schatten von uns, und als wir bald nachher von neuem ins Waldesdunkel traten, ging schon die Sonne in goldenem Glanze auf. Ich vertraute mich nun wieder dem Rücken des Pferdes an und genoß in vollen Zügen die Großartigkeit des mich umgebenden Waldes, in welchem bunte Helmvögel und großschnäbelige Bucerotiden lockten, Affen blökten und auf dem Wege zwischen zahlreichen Fährten kleinerer und größerer Antilopen auch die Spuren einer Elephantenfamilie zu sehen waren — neben mehreren Fährten alter Thiere auch die eines noch ganz jungen Elephanten. Leider konnte ich mich nicht mit der Verfolgung derselben abgeben und zog ohne Aufenthalt weiter.

Um 7½ Uhr erreichten wir Ubé, einen kleinen Ort, dessen heidnische Bewohner uns schon zweimal Gastfreundschaft gewährt hatten, die aber in Folge eines Ueberfalles von Schaaren aus dem von Flegel durchreisten Abutscha-Reiche in den zwischen Felsen verschanzten Ort Indu geflüchtet waren.

Durch eine wundervolle Gebirgslandschaft ging der Marsch weiter, bis wir um 2 Uhr das Ufer des Kogin Anassarawa erreichten. Gestern war er noch zu Fuß durchschritten worden, heute war er in Folge nächtlicher Regenströme so geschwollen, daß er wieder mit einem Kanu überwunden werden mußte.

Das altbekannte Anassarawa fand ich menschenleer, still und uninteressant. Der Herrscher besand sich mit vieler streitbarer Mannschaft und dem dazu gehörigen Weibertroß im Kriegslager gegen die Koto-Heiden, wenige Karawanen zogen in dieser Zeit durch diese Gegend, und die Industrie von Anassarawa ist unbedeutend.

Was nun Freund Tambari betraf, so hatte er das möglichst Thörichte gethan: er hatte unsere Pferde in das Kriegslager des Sultans gebracht und wartete nun hier in Anassarawa, mit den Weibern schwatzend und in voller Unthätigkeit der Dinge, die da kommen sollten. Der Sultan, der auf so einfache Art in den Besitz der gewünschten Pferde gekommen war, hatte natürlich längst und gern vergessen, daß er für dieselben noch etwas schuldig war. Im Augenblicke konnte ich trotz meines Zornes auf Herrn Tambari — der entweder aus Feigheit und Thorheit, oder im Einverständniß mit dem Sultan gehandelt haben mußte — nicht allzu hart sein, weil er, von heftigem Rheumatismus und bösem Husten geplagt, ein Bild des Jammers in seiner Hütte lag. Bei seiner Wirthin, der hübschen, hellbraunen, schlanken Frau des Sarkin-n-pana, d. i. des Schlächterfürsten, deren Mann im Kriegslager weilte, wurden auch noch mir und meinen Leuten genügende Räumlichkeiten für den kurzen Aufenthalt gegeben und Abends wurde mir Ziegenfleisch, das ich gekauft hatte, ein treffliches Mahl bereitet.

Am 17. Juni blieb ich in Anassarawa, denn es hieß, der Sultan zöge aus zum Fechten, und unser Weg würde somit resultatlos sein, da ich beschlossen hatte, den Sultan aufzusuchen und die Pferde zurück zu begehren. Um den Tag möglichst auszunutzen, brach ich gleich Morgens, gestärkt durch eine Schüssel Koko (d. i. eine leicht verdauliche dicke Suppe aus Sorghum-Mehl) auf, um in der Umgegend herum zu streifen. Die nahen felsigen Hügel machen die Scenerie zu einer recht hübschen. In den südlich von Anassarawa fließenden Strom mündet etwa 20 Minuten unterhalb ein fast gleich großer Strom, der nahe an der Westseite von der Stadt vorüberfließt. Er strömt hier in der Richtung von Nord nach Süd. Durch das zu demselben führende Thor verließ ich die Stadt und verfolgte den Lauf bis zur Mündung in den anderen, mehrfach von uns überschrittenen Strom. Vergebens bemühte ich mich aber, auf Antilopen (A. scripta) zu Schuß zu kommen, ich beobachtete nur allerlei Vögel und nahm schließlich ein Bad in dem schnellenreichen, kühlen Wasser des von Norden kommenden Flusses. Dieses Bad war überaus schön. Ueber mir kreisten Milane, Geier und stattliche Schopfadler [1]), auf den Klippen im Strome saßen graue Brachvögel und bunte Eisvögel, im hohen Grase an den Ufern schwirrten Bienenfresser [2]) und feuerfarbene Webervögel, und von fernher erklang das Locken großer Buschhühner und das dumpfe, klagende Geschrei des herrlichen Banauenfressers [2]). Auffallend war die mangelhaft vertretene Schmetterlingswelt, von der außer einigen Danais chrysippus und dem in den Straßen der Stadt weitverbreiteten und gemeinsten Papilio nichts zu bemerken war, wie denn auch außer einigen Ameisen, und mehreren Arten Hemipteren und Mantis nur sehr wenige Coleopteren in die Augen fielen.

Nachdem der Koch durch ein Perlhuhn, ich durch ein ebensolches, sowie durch einen Glanzstaar und ein paar Sporenkiebitze (Lamprocolius auratus und Lobivanellus senegalus) für Fleischspeisen gesorgt hatten, verbrachte ich den übrigen Tag im Schatten meiner Hütte.

Außer einigen neugierigen Freunden Tambari's besuchten mich ein Sohn des Herrn von Saria und der Sohn eines früheren Sultans von Sokoto. Der letztere brachte die Nachricht, daß der in unseren Berichten oft genannte, allmächtige Ofisi in Sokoto gestorben war und seine Stelle der Sohn des Galadima bekleide. Während dieser Königssohn einen höchst liederlichen Eindruck machte und einer der gewöhnlichen Herumlungerer zu sein schien, war der Sohn des Sultans von Saria ein gemüthlicher, dicker, gefälliger und anscheinend auch sehr wohlhabender Mann. Ich erzählte ihm von unserem Besuche in Kano, der ihn sehr interessirte, und am späten Abend brachte er mir noch einen intelligent aussehenden jungen Schriftgelehrten, der nach Kano reisen wollte und mir einige kurze Grußschreiben an unseren Wirth in Kano, den nächst dem Galadima mächtigsten Minister, an den Matschi und an den reichen Araber Alhadi Massaud mit seinen Freunden Alhadi Abande und Alhadi Abubaker verfaßte, die ich unterzeichnete und ihm zur Besorgung übergab.

Am Morgen des 18. Juni ließ ich mich über den auf der Westseite fließenden Strom setzen und ritt in das ungefähr in nordwestlicher Richtung am Fuße felsiger Hügel errichtete feste Kriegslager (sansanni b.), wo ich nicht bei unserem früheren Wirthe in Anassarawa, dem Turaki, der hier nächst dem Madaki am meisten vermag, uns aber im Jahre 1885 als habgierig und unliebenswürdig bekannt geworden war, abstieg, sondern bei dem überaus gefälligen Sarkin-n-pana, der uns auch alsbald zum Sultan führte. Dieser war in großer Erregung ob eines Uebergriffes des

[1]) Spizaëtos occipitalis Daud.

[1]) Merops pusillus Müll.

[2]) Musophaga violacea Isert.

Digitized by Google

Madaki von Kessi bei Gelegenheit einer Sklavenstreitigkeit und lärmte in seinem Hofe in wenig königlicher Art umher. Nachdem ich kurze Zeit in seiner Hütte auf einem Baumstamme sitzend gewartet hatte, kam er herein, mich freundlich grüßend, aber voll Ingrimm über meinen Koch, der ebenso wie ich mit der Flinte in den Händen vor ihm saß. Dies war in seinen Augen eine Nichtachtung und er befahl, dem Koch die Flinte zu entreißen. Weder der Koch noch ich aber waren damit einverstanden, und es entstand ein kurzes Ringen, das ich nothwendiger Weise binnen Kurzem durch Einschreiten mit dem Revolver hätte beenden müssen, wenn nicht noch zur rechten Zeit der Sultan selbst seine Leute zur Seite gestoßen und die Flinte des Koche ergriffen hätte, die dieser ihm auf meinen Wink überließ. Als es ruhig war, nahm der Sultan das Wort und erklärte, daß ein Neger nicht vor ihm mit dem Gewehr sitzen dürfe, und zugleich gab er mir die Flinte in die Hand — denn der Weiße habe andere Sitten und Gebräuche. Ich sagte hierauf, der Koch handele nur nach meinem Befehle, und was ich für gut befände, würde dem Sultan nicht schaden — und dabei gab ich dem Koch die Waffe wieder.

Es entspann sich nun nach Art der Neger, die den Werth der Zeit nicht kennen, ein überlanges Gespräch, in dem der Sultan auf meinen Wunsch, die Pferde mitzunehmen, erklärte, dies sei nicht möglich, da er sie benutzt und eines getödtet habe, das andere sei abgehetzt, auch vertrage es sich nicht mit seiner Würde. Er werde uns den Kaufpreis voll und ganz bezahlen, nur sei er jetzt nicht in der Lage, es zu thun! Dann beklagte er sich über die unehrerbietigen Reden des Kochs und darüber, daß ich ihn nicht als Fürsten betrachte. Meine Entgegnung, daß dieses seine Einbildung sei, und ich ihn, trotzdem ich selbst ein großer, mächtiger Mann sei, mit aller Ehrerbietung behandelt habe, wie es unter Freunden üblich sei, rief erst einen gewaltigen Zorn hervor, bis der Sultan mir, der ich gleichmüthig dagegensprach und mich bemühte, ihm klar zu machen, daß er ein Haluncke sei, die Hand reichte und mich bat, keinen Krieg zu beginnen. Trotz meines bald schwindenden Gleichmuthes sah ich ein, daß es sehr unklug sei, wenn ich hier im letzten Augenblicke noch unser freundschaftliches Verhältniß zu den Haussafürsten zerstört hätte. Ich gab mich also mit den Versprechungen auf reichen Ersatz für die erschwindelten Rosse zufrieden. Wußte ich doch damals noch nicht, daß Deutschlands Interesse für jene Gegenden aufgegeben sei.

Nach freundlichem, durch Kolanüsse gewürztem Abschiede von dem Sultan ging ich noch um einen Theil des sehr umfangreichen, mit unbedeutendem Walle und Graben umgebenen „sansanni“ herum und hatte die Freude, die große Mirando senegalensis zu beobachten, worauf ich den Rückweg antrat. Der Weg bis Anassarawa führt anfangs durch lichten Buschwald, zuletzt aber durch fruchtbare Felder und bietet nichts Bemerkenswerthes. Obgleich wir erst am späten Nachmittage die Mauern von Anassarawa wiederfahen, gelang es dem Koch doch noch, ein Perlhuhn zu erlegen, das unser Mahl bildete.

Nur kurze Ruhe gönnte ich mir und den Leuten, denn uns Allen schien ein Marsch in der Kühle der Nacht angenehmer, als in der heißen Sonne. Als daher um Mitternacht der Mond aufging, machten wir uns nach Ueberreichung einiger Geschenke an die Wirthin (rothe Tarbusche mit Quasten, Perlen, Spiegel) reisefertig, Tambari, für den ich kein Pferd hatte und dessen Frau ihm — weil er ihr Geld größtentheils durchgebracht hatte — ihr eigenes nicht anvertrauen wollte in Anassarawa lassen.

Das Wasser des Kogin Anassarawa war gefallen, so daß wir ihn ohne Boot überwanden, und die frische Morgenluft wirkte so stärkend, daß wir in raschem Tempo vorwärts kamen. Selten habe ich einen so schönen Morgen genossen wie diesen. Während noch der Mond sein bleiches Licht über das zu meiner Rechten sanft absteigende Land ergoß, schienen sich die wildzackigen Gipfel der zu meiner Linken steil aufsteigenden Afo-Berge zu vergolden, um dann in rothem Lichte zu glühen für Augenblicke, bis der Feuerball der Sonne über ihnen auftauchte.

Ohne Aufenthalt ging es weiter, an Abo vorbei und bis zum Bache von Ufchiambissa, wo wir einen kühlen Trunk thaten und für einige Minuten die Glieder streckten. Dieser Bach ist jedenfalls derselbe, den wir 1885 bei Ufchiarogo überschritten hatten, und der etwa sieben Kilometer stromab von Lolo in den Benue mündet, derselbe auch, welcher der eine Stunde von Lolo entfernten Farm auf dem Wege nach Ufchiarogo das Wasser liefert, und welchen wir eines in demselben verlorenen Revolvers wegen den Revolverfluß benannt hatten.

Trotz des kühlen Morgens war der Mittag ungemein heiß und auf dem Wege von Ufchiambissa nach Ufchiarogo plagte uns eine kleine Bienenart, die zwar nicht sticht, aber durch ihr Herumkriechen an Hals, Nase, Ohren ihre Opfer, die sie in großer Zahl überfällt, schrecklich peinigt. Zum Glücke wurden wir von diesen Quälgeistern nur eben in der Gegend von Lolo bis Anassarawa geplagt und scheinen dieselben auch nur eine gewisse Zeit im Jahre — vielleicht im ersten Theile der Regenzeit — und auch dann nicht bei jeder Witterung lästig zu werden.

Am Nachmittage kamen wir nach Ufchiarogo, wo wir etwa anderthalb Stunden ruhten, und einige „maididi“ nebst Honig verzehrten. Da mein Rößlein mich schier nicht mehr vom Flecke beförderte, hing ich ihm nur meine Reitstiefeln über, zog leichte Hausschuhe an und marschirte in 2½ Stunden bis Lolo. Gerade krachten die ersten Donnerschläge, brausten die ersten Windstöße und fielen die ersten dicken Tropfen eines schweren Gewitters, als wir, allesammt äußerst erschöpft unser Lolo wieder erreichten.

Nicht lange sollten Staudinger und ich hier noch unseren Beschäftigungen in der Natur nachgehen, denn nach drei Tagen hatten wir die Freude, unserem Herrn Thiel die Hand zu schütteln und die lang ersehnten Briefe aus der Heimath zu empfangen. Der Verlauf der ganzen Expedition im Weiteren ist bekannt. Im Vorstehenden bin ich auf verschiedene Details genauer eingegangen, weil gerade sie oft am deutlichsten das Leben und die Umgebung charakterisiren.

Digitized by Google

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

IV.

(Mit fünf Abbildungen.)

Um alle die verschiedenartigen Volkstypen zu studiren, die die große Völkerwanderung aus der Alten in die Neue Welt auf einen kleinen Raum zusammenwirft, kann es kaum einen besseren Ort geben wie Buenos Ayres. In den nordamerikanischen Städten, und vor allen Dingen in New York, strömen ja allerdings auch die heterogensten ethnologischen Elemente neben einander ein — Schwarze, Braune, Gelbe, Weiße und was es daneben etwa noch giebt. Aber

Straßen-Typen in Buenos Ayres.

es dauert nicht lange, so hat sich ihrer der Yankee-Geist bemächtigt, sie beginnen die Yankee-Sprache zu radebrechen, sie ziehen einen Yankeerock und Yankeeschuhe an, sie befleißigen sich eifrig der wohlbekannten Yankee-Manieren —, und wer erkennt sie dann noch wieder! Wer weiß, daß dieser aus Schwaben, jener aus Dalekarlien, jener von der „Smaragd-Insel“ und jener vom Fuße des Vesuv stammt! Wäre der Neger nicht schwarz, so würde man es in tausend Fällen selbst von ihm nicht sagen können! Unter den eingewanderten Europäern behält vielleicht der Süditaliener seinen Charakter am längsten und treuesten, schließlich verliert aber auch er ihn, und eine wirkliche Ausnahme macht eigentlich nur der Sohn des „Himmlischen Reiches“, der läßt sich von der Alles verschlingenden angelsächsischen Fluth nicht erfassen, der muß seine Sprödigkeit und Unfügsamkeit aber auch schwer genug bezahlen. Man hänselt ihn, man verachtet ihn, man treibt ihn aus, und man schlägt ihn gelegentlich wohl gar todt. Ausgeprägte soziale Typen giebt es in Nordamerika, nicht aber zugleich auch ausgeprägte nationale Typen.

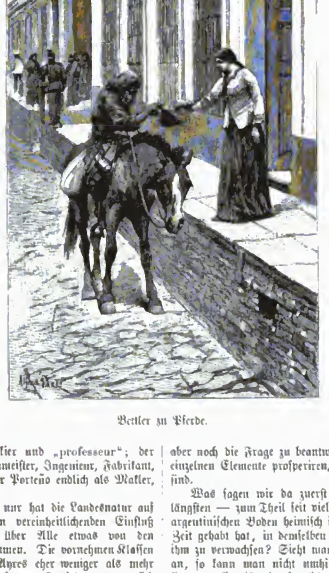
Hier in Südamerika ist dies anders. Schaue man sich da nur auf der Calle Florida, auf der Plaza de Mayo oder in dem Parque Tres de Febrero um, trete man da nur ein in das „Café de Paris“, wandere man nur durch eine Anzahl Markthallen, beobachte man das Leben und Treiben an dem Strome, lasse man sich einführen in das eine und das andere Haus — dem gebildeten Fremden wird ja dies hier leichter als irgendwo —, besuche man an den Sonntagen die Kirchen und Schauspielhäuser! Man wird dann bald zu der Erkenntniß kommen, daß die verschiedenen

Volksindividuen, die das Schicksal an der Laplata-Mündung zusammengeführt und mit einander in enge Berührung gebracht hat, sich zu einander verhalten wie Oel und Wasser. Eines gemeinsamen Verständigungsmittels bedarf es ja, und deshalb lernt Jeder ein paar Brocken Spanisch, damit dergnügt er sich aber, und darüber hinaus geht er nur in seltenen Fällen. Der Baske bleibt ein Baske, der Italiener ein Italiener, der Ire ein Ire, der Franzose ein Franzose, und auch der Deutsche trägt den Kopf hoch und schämt sich an dieser Stelle nicht, ein Deutscher zu sein. So ertönt einem beinahe auf jeder Straße ein wahrhaft babylonisches Sprachengewirr an das Ohr, und im geselligen Verkehr hat man von Deutschland nach Frankreich oder Spanien immer nur ein paar Schritte zurück zu legen. Und dabei vertragen sich die verschiedenen Elemente ganz gut mit einander, und von Reiberein zwischen ihnen hört man beinahe nichts. Eigentlich ein ganz tröstliches Bild, das einem zeigt, wie nicht immer Krieg sein muß zwischen den verschiedenen europäischen Völkerschaften!

Mit der Zersplitterung in Nationen geht sodann auch eine ziemlich strenge soziale Gliederung der Bevölkerung Hand in Hand. Jede eingewanderte Nation übt sozusagen eine ganz bestimmte gesellschaftliche Funktion aus: der Italiener, so lange er arm ist, als Zeitungsträger, Hausirer, Eisenbahnarbeiter, Fischer und Schiffer, und wenn er reich geworden ist und nicht etwa wieder in sein Vaterland zurückkehrt, als Großhändler und Schiffsrheder; der Baske als Cuarteador (Vergl. „Globus“, Nr. 5), Viehtreiber, Fleischerknecht, Gerber, Milchmann, Fruchthändler, oder bezw. als großer Hacendado und Estanciero [1]) draußen auf dem Lande; der Franzose als Zuckerbäcker, Friseur, Buchhändler, Modewarenhändler, Hotelbesitzer, Bankier und „professeur“; der Deutsche als Uhrmacher, Baumeister, Ingenieur, Fabrikant, Kaufmann und Gelehrter; der Portoño endlich als Makler, Advokat, Arzt und Beamter.

In einem Charakterzuge nur hat die Landesnatur auf die Bevölkerungsklassen einen vereinheitlichenden Einfluß geltend gemacht. Es ist über Alle etwas von den „Gauchos“ der Steppe gekommen. Die vornehmen Klassen allerdings reiten in Buenos Ayres eher weniger als mehr wie in den europäischen Hauptstädten, sie ziehen es vor, sich in glänzender Equipage zu strecken. Aber das niedere Volk treibt gar mancherlei zu Pferde, was wir es daheim in Europa zu Fuße thun sehen. Der Milchmann sitzt auf mehr oder minder stolzem Rosse inmitten seiner Krüge und Flaschen; der Hausdiener kommt mit seinem großen Korbe beim Viktualienverkäufer angesprengt, um Obst und Gemüse herbeizuholen; der Fischer steht nach Kunstreiterart aufrecht im Sattel, indem sein tief im Wasser watendes Pferd das Schleppnetz im Bogen durch den Strom zieht; und hätte der Zeitungsjunge die nöthigen zehn Dollars zum Kaufen eines Rößleins erübrigt, so würde auch er am Ende sein Tagewerk in landesüblicher Weise treiben. Daß Bettler zu Pferde betteln, kann man in den Centaurenlande häufig genug sehen (Vergl. die Abbildungen 1 und 2).

Alles in Allem herrscht ein rührriges Treiben in der Stadt, und beinahe jedermann denkt an Gelderwerb, von der fieberhaften Hast und von der Dollarjagd der Yankeestädte ist aber im Grunde genommen wenig zu spüren. Man nimmt sich zu Allem Zeit, wie es unter den Südländern ganz allgemein der Fall zu sein pflegt, und auch darin ist vielleicht etwas von dem Einflusse der Landesnatur, die der südeuropäischen unbedingt verwandter ist als der nordeuropäischen, zu spüren. Man versteht in der Laplatastadt neben dem Streben auch das Leben, in den nordamerikanischen Städten versteht man nur das erste, könnte man vielleicht sagen.



Bettler zu Pferde.

Was die Prosperität des ganzen Gemeinwesens durch das friedliche Zusammenwirken der verschiedenen Bevölkerungselemente betrifft, so ist dieselbe durch das früher Gesagte bereits in ein genügendes Licht gestellt worden, und so weit man aus der Vergangenheit und aus den noch brachliegenden Hilfsquellen einen Schluß auf die Zukunft ziehen darf, so sind wir geneigt, anzunehmen, daß diese Prosperität noch bei weitem nicht ihren Gipfelpunkt erreicht habe. Es erübrigt uns aber noch die Frage zu beantworten, in welchem Grade die einzelnen Elemente prosperiren, und welches ihre Aussichten sind.

Was sagen wir da zuerst von dem Porteño, der am längsten — zum Theil seit vielen Generationen — auf dem argentinischen Boden heimisch ist, und der also am meisten Zeit gehabt hat, in demselben Wurzel zu schlagen und mit ihm zu verwachsen? Sieht man den Argentinier von außen an, so kann man nicht umhin, Wohlgefallen an ihm zu finden. Es ist ein stattlicher Menschenschlag, dem der kräftige Lufthauch aus den Pampas gut bekommen zu sein scheint, und namentlich seine Frauen dürfen ob ihres Ebenmaßes, ob der Fülle ihrer Formen und ob ihres prächtigen Auges und Haares — Nulla regula sine exceptione! — für schön gelten. Es ist dies wesentlich anders als in Nord-

[1]) Gutsbesitzer und Heerdenbesitzer.

amerika, wo den im Lande Geborenen vielfach nichts weniger als strotzende Gesundheit aus dem Angesichte herausleuchtet, und wo man namentlich in Neuengland nicht ganz ohne Ursache von einer fortschreitenden Deterioration der Rasse sprechen darf. Blickt man der Sache etwas tiefer auf den Grund, so stellen sich aber doch auch bezüglich der Argentinier eine Reihe von Symptomen heraus, die uns an einem jungen Volkskörper bedenklich erscheinen müssen. Die Sterblichkeit der Säuglinge ist in Buenos Ayres ganz im Allgemeinen eine erschreckend große, weitaus am größten ist sie aber unter den eigentlichen Argentiniern. Ebenso ist auch die Fruchtbarkeit der Porteñas den statistischen Angaben gemäß nahezu eine dreifach geringere als diejenige der Weiber von Eingewanderten. Ist das eine Folge von der Pariser Lascivität der Sitten, die in der Laplata-Stadt Platz gegriffen hat, und die in der großen Zahl illegitimer Geburten deutlich genug zum Ausdruck kommt? Oder ist daran der Umstand schuld, daß die schönen Porteñas keine guten Mütter sind? Oder fordert das Klima dieses Opfer? Vielleicht wirken alle drei Faktoren zusammen, um das, was schwach ist — sei es der Keim, sei es das neugeborene Kind — rasch zu Grunde zu richten, und nur das, was stark ist, überleben und heranwachsen zu lassen. Eine eigentümliche Illustration zu der Darwin'schen Lehre von dem „survival of the fittest"! Freilich droht dem alten hispanischen Bevölkerungselemente bei der geringen Zunahme, die es zu verzeichnen hat, das Schicksal, von den in starkem Strome neu eindringenden Elementen allmählich vollkommen absorbirt zu werden[1]). Vislang macht es sein Erstgeburtsrecht namentlich dadurch geltend, daß es in der Politik den

Fisch- und Wildpret-Händler.

Ton angiebt, ja daß es das Land ganz unumschränkt in seiner Weise regiert — früher mit gelegentlichen Putschen, Revolutionen und Staatsstreichen, jetzt mit vielen guten Vorsätzen und schön klingenden Reden. Oekonomisch ist es von den Fremdgeborenen, die sich zumeist um Politik nicht kümmern, und die dem Treiben der großen und kleinen Staatsmänner im Lande absolut gleichgültig zuschauen, weit überflügelt worden, und die Millionäre, deren es in Buenos Ayres eine gute Zahl giebt, findet man beinahe ausschließlich unter diesen. Das sonore, vollönende Sprachorgan und eine gewisse Grandezza hat der Porteño von seiner spanischen Abkunft her behalten, im Uebrigen ist er aber auf dem neuen Boden in einem sehr hohen Grade ein anderes Wesen geworden. Hat er doch auf den Vorschlag Sarmientos sogar die Stiergefechte abgeschafft! Den Fremdling, der in sein Land kommt, um neben ihm zu wohnen, empfängt er im Allgemeinen mit großem Wohlwollen, und von einer „nativistischen Bewegung" ist bei ihm noch nicht sehr die Rede. Wer die Porteña in ihrer ganzen Grazie kennen lernen will, der muß sie bei einer Tertulia (einer argentinischen Soirée) die Habanera tanzen sehen. Aehnlich wie in Nordamerika, so steht auch in Argentinien die Frau sehr hoch, und zwar nicht blos insofern, als jeder Mann vor ihr aufsteht und ihr Ritterdienste leistet, sondern auch insofern, als sie die eigentlichen idealen Bestrebungen vertritt. Nicht immer ist

[1]) Es steht damit nur in einem scheinbaren Widerspruche, daß die Zahl der Leute von sehr hohem Alter — der Neunzig- und Hundertjährigen — in Argentinien verhältnißmäßig eine sehr große ist.

Digitized by Google

ihre Bildung freilich eine sehr tiefe, auch wenn sie dieselbe aus Europa — zumeist aus Paris — geholt hat.

Das italienische Element ist dasjenige, welches durch seine Zahl — etwa 100 000 — und durch seine starke Zuwanderung — jährlich 40 000 — am meisten dazu angethan sein könnte, das Porteño-Element vollständig in den Hintergrund zu drängen. Da es aber beinahe ausschließlich Proletarier sind, die herbei kommen, da die meisten in unteren Lebenslagen ihr Dasein fristen, und da viele von ihnen wieder in ihre Heimath zurückkehren, sobald sie ein kleines Vermögen erworben haben, so hat es die italienische Kolonie aber bisher zu keinerlei nennenswerthem Einflusse gebracht. Und so willkommen die europäischen Einwanderer im Allgemeinen in Buenos Ayres auch sind, so scheint man gegenwärtig in maßgebenden Kreisen doch im Begriffe zu stehen, ein Einwanderergesetz zu erlassen, das seine Spitze ganz wesentlich gegen die Italiener richtet. Dieselben spielen in dieser Beziehung in Argentinien fast dieselbe Rolle wie die Chinesen in der Union; alle Anderen sollen kommen, und die natürlichen Hilfsquellen erschließen und ausbeuten helfen, sie aber nicht.

Anders ist es mit den Franzosen. Diese sind dem Porteño in einem hohen Grade wahlverwandt, und es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß der französische Einfluß den erheblichsten Antheil an der Umgestaltung seines Charakters gehabt hat. Könnte man ihn doch vielleicht gar nicht mit Unrecht als ein Gemisch von Franzosen- und Spanierthum bezeichnen! Der Zahl nach — etwa 20000 —

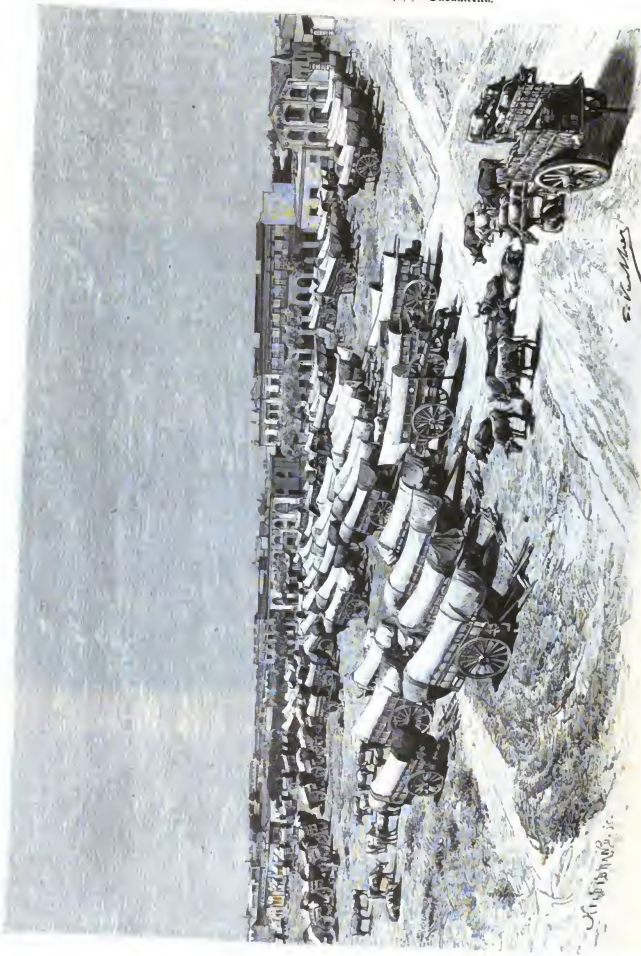
Vorstadt-Scenerie in Buenos Ayres.

steht die französische Kolonie auch der italienischen zunächst. Doch aber muß es dem aufmerksamen Beobachter beinahe erscheinen, als ob die Glanzrolle des französischen Elementes so ziemlich ausgespielt sei, und als ob dasselbe das Schicksal des spanischen zu theilen im Begriffe stehe. In dem Wirthschaftsleben Argentiniens haben sich die Franzosen mehr und mehr von anderen Nationen überflügeln lassen, und von daheim erhält die Kolonie gegenwärtig nur noch einen schwachen Nachschub.

Es bleiben noch die englische und die deutsche Kolonie in Buenos Ayres übrig, von denen jede reichlich 10000 Glieder zählen mag. Trotz ihrer Minorität ist die Bedeutung derselben eine außerordentliche, und an dem neuerlichen Aufschwunge Argentiniens, der ein erstaunlicher genannt werden muß, sind sie in allererster Linie betheiligt — die englische Kolonie vor allen Dingen durch die gewaltigen Kapitalien, die hinter ihr stehen, und die deutsche durch ihre Intelligenz und Betriebsamkeit, denen sich erst ganz kürzlich ebenfalls größere Kapitalien zugesellt haben. Selbstverständlich sind sie hier wie an anderen Orten in der transoceanischen Welt Rivalen. Es läßt sich aber vorerst noch gar nicht sagen, welche von beiden die Oberhand gewinnen und die andere aus dem Felde schlagen wird, auch nicht, welche Rolle sie fernerhin in der Kulturentwickelung Argentiniens zu spielen haben werden. Sie sind dazu beide noch viel zu jung.

Doch wir haben schon viel zu lange bei Buenos Ayres und seinem Völkergemisch verweilt. Wir müssen hinaus aus dem Weichbilde der Weltstadt, und das Land, das hinter ihr liegt, ein wenig näher betrachten. Um in die

Digitized by Google



Pampas-Fuhrwerke auf dem Wollmarkte von Buenos Ayres.

Digitized by Google

Pampas hineinzukommen, die es nun vor Allem zu durchmessen gilt, genügt allerdings eine Pferdebahn- oder Droschkenfahrt. Denn wo die Stadt aufhört, da beginnt unmittelbar — wieder ganz ähnlich wie in Nordamerika — die Wildniß. Bis zu einem gewissen Grade greift dieselbe sogar in die Stadt selbst hinein. Begebe man sich nur hinaus nach den Vorstadtheilen im Süden und Westen, wo die Pampasfuhrwerke aufgefahren stehen (S. Abbildung 5), wo die Rindertheerden in die Matadéros (Schlachthöfe) hineingetrieben werden, und wo die Berge von Ballen aufgethürmt sind. Da steht man schon mitten drin im Pampasleben. Nur nach gewissen Richtungen hin löst sich die junge Riesenstadt in Villen- und Gartenviertel auf, und zwar in außerordentlich freundliche und sorgfältig gepflegte Gartenviertel, die von schönen Blumen und Früchten — Granatäpfeln, Orangen, Feigen, Pfirsichen — strotzen. Aber auch da hört das Straßenpflaster auf, das auch in der inneren Stadt mittelmäßig genug ist, und der Pampaslehm — der charakteristische Boden der Steppe — tritt in sein Recht ein (Vergl. Abbildung 5).

Die Batakker auf Sumatra.

Von **W. Ködding.**

IV. (Schluß.)

Was die Religion der Batakker betrifft, so ist dieselbe ein Gemisch von Polytheismus und Dämonen- und Ahnenverehrung. Ersterer ist, obwohl dem Hinduismus entstammend, doch durchaus populär; letztere aber bildet die breite Basis des religiösen Volkslebens (Siehe meine Ausführungen hierüber in Dr. Warneck's „Allgem. Missionszeitschrift", Oktober und September 1885). Nach der Anschauung der Batakker besteht die Welt aus drei, in ihrer Beschaffenheit sich gleichen Theilen: Banua gindjang, Banua tonga und Banua toru (d. i. Obere, Mittlere und Untere Welt). Jede dieser drei Welten wird von ihr eigenen Wesen bewohnt, sterblichen und unsterblichen, und keine giebt die Seelen der Verstorbenen an eine andere Welt ab. Alle Geistwesen außer den Göttern heißen Begu — auch die Seele des verstorbenen Menschen —, während der Geist des lebenden Menschen Tondi heißt. Doch leben neben den Seelen Verstorbener noch andere Begus in der Mittelwelt. Ebenso werden die Bewohner der drei Welten auch Götter, Debata (Sing. und Plur.) genannt. — Die Oberwelt besteht aus mehreren — einige sagen aus sieben, andere aus drei — Stockwerken. In obersten wohnt Mula-djadi-na-bolon, „der große Anfang des Werdens" oder, „der seinen Anfang in sich selbst hat". Er ist vollständig transcendent, erhält auch keine Verehrung, ja der große Haufen weiß kaum von ihm. Ihm werden die Attribute der Allmacht und Ewigkeit zugeschrieben, und er ist der eigentliche Schöpfer des Alls, sowie auch der anderen Götter. Er hatte ein wunderbares blaues Huhn (Manukmanuk), das legte drei außergewöhnlich große Eier. Der Gott sagte ihm, daß das von ihm (Gott) komme und hieß es dieselben ausbrüten. Da gingen aus denselben die drei Götter: Batara guru, Soripada und Mangalabulan hervor. Dies sind nun die eigentlichen Weltgötter und Hauptgötter der Batakker. Die beiden ersten gelten ihnen als gute Götter, während der letztere in seinem Wesen an Schiwa erinnert, also auch das Böse will und beschützt. Sie wohnen ein Stockwerk tiefer (in der Oberwelt) als Mula-djadi-na-bolon und haben Weib und Kind, sind aber unsterblich. Wieder ein Stockwerk tiefer wohnen Untergötter, z. B. Datu hasi hasi, der Gott der Zauberei; Radja Moget-pinajungan, der Himmelspförtner; Radja Inda inda, der Herrscher und Donnergott in den Wolken über dem Firmament; Radja Guru, der Quasi-Jägermeister der Götter; dieser macht durch seine beiden Hunde Soridandan und Antoporburu Jagd auf Menschenseelen. In dem einem Gewitter vorhergehenden Sausen der Luft hört man sie, und jetzt, am Schlagfluß und an Krämpfen Gestorbene sind von ihnen getroffen. Neben diesen Wesen ist die Oberwelt noch von anderen — auch sterblichen Wesen — bewohnt.

In der Unterwelt herrscht Naga-Padoha, den man sich als ungeheure Schlange denkt. Bewohnt wird dieselbe weiter von Dämonen (Begu), die man sich natürlich wieder nur in menschlicher Form vorstellen kann. Ueber eine Entstehung dieser beiden Welten hat der Batak keine Vorstellung oder Sage, wohl aber über die Entstehung der Mittelwelt, die als eine Einschiebung zwischen die obere und untere erscheint. Boru deak parudja (= die Vielkundige), eine Tochter des obersten der drei Götter, Batara Guru, stürzt sich aus Verzweiflung vor den Bewerbungen des wüsten Gottes Mangalabulan aus dem Himmel hinab in das unendliche Meer. Auf ihr Schreien sendet ihr Vater die Schwalbe Leangleang-Mandi und dann auf deren Bericht eine Hand voll Erde. Daraus setzt nun Boru-Parudjar den Ausang der Erde, die dann formwächst. Da hierdurch Naga-Padoha das Licht entzogen wird, so zerstört er die Erde. Doch Gott sendet neue Erde, sowie auch einen Helden, der dem Drachen das Schwert in den Leib stößt und ihn in den Block zwingt. Etwas Kauen zum Bewegen ist ihm aber gelassen, und daher entstanden durch sein Schütteln am Anfange Berge und Thäler; jetzt entstehen Erdbeben dadurch. Am Ende der Zeit aber soll er wieder loskommen, und dann soll er die Erde wieder zerstören. Als die neue Erde geschaffen war, streute Gott Samen aus und schuf allerlei Thiere, jener Held aber zeugte mit Boru deak parudjar Söhne und Töchter: die ersten Menschen. Bald erscheint ein anderes Weib, eine Dämonentochter, bestrickt den Mann und verschafft sich mittelst Zauberei ebenfalles Kinder. In einem Streite der zweierlei Kinder warnt der Vater die ersten vor den anderen als vor Begukindern. Damit aber hat er ein Bündniß gebrochen, das er mit jenem Weibe geschlossen hat, und er stirbt nun in Folge ihres Fluches, worauf ihn Gott in den Mond versetzt. Die Mutter — die Göttertochter — führt ihre Kinder alsdann gegen Osten, weist sie zum Ackerbau an, ermahnt sie zu Fleiß und Einigkeit, übergiebt ihnen die Herrschaft über die

Digitized by Google

schwarzen Menschen (die „Begukinder“, denn ihre waren weiß) und schwingt sich dann auch auf in den Mond zu ihrem Manne. Im letzten Theile der Sage ist ein neuerer Zusatz, denn die Batakker deuten die weißen Menschen auf die herrschenden Europäer, die Begusprößlinge aber auf sich selbst. Von Osten her kamen ja die ersten Weißen.

Von all den genannten empfangen nur die drei obersten Götter Verehrung und Opfer. Im batakschen Spiritismus aber treten alle Himmelsbewohner, und besonders himmlische Prinzessinnen, mit den Menschen in direkten Verkehr, und dann werden auch ihnen wohl Opfer angeboten. Bei Eidschwüren werden die Dämonen der Unterwelt ebenfalls angerufen, werden aber deshalb nicht verehrt. In der Mittelwelt wimmelt es von dämonischen Spukgestalten — „Begus“ —, Gegenstand der Verehrung sind aber nur: Boras-pati-ni-Tano oder Boras-pati-ni-Bagas, ein Schutzgeist des Hauses und Feldes; sowie ein anderer mächtiger Geist, Sombaon (der zu Verehrende), der seinen Sitz an schaurigen Orten hat, wie in Hainen, in Abgründen, Schluchten, auf Schwefelfeldern ꝛc. und der gleichsam als Beherrscher eines gewissen Distriktes angesehen wird. Ihm geht voraus der Sitastas Naubur (Thauabklopfer), und es folgt ihm Adji gogot, der Hüter seines Viehes, d. i. des Wildes. Der letztere ist der Patron der Jäger, die ihm von jedem erlegten Wilde einen Fußknochen opfern. Es scheint, daß der Sombaon ein alter Ahnherr, von dem man weiter nichts mehr weiß, und daß die beiden Begleiter auf die beiden Sklaven deuten, die mit ihm (lebendig) begraben wurden. Weiterhin aber sind es die verstorbenen Ahnen, die verehrt werden, wobei man durch Medien mit ihnen in Verbindung tritt. Von den Verstorbenen redet man im Allgemeinen als von Vätern und Großvätern — Ompu, ihre Geister aber in Beziehung zu ihren lebenden Nachkommen heißen Sumangot; ein bestimmter Geist in Beziehung auf den, den er beseelt oder durch den er redet, heißt Dsudsungan, und der von diesem Besessene heißt dann in Beziehung zu ihm Pordsudsungan.

Der Batak hat weder Bilder von seinen Göttern noch geheiligte Kultusstätten, außer dem Haine des Sombaon, wo einige Opfer gebracht werden; sonst kann er überall seine religiösen Handlungen vollziehen. Auch hat er keinen Priesterstand, doch kann der Datu als Priester angesehen werden, insofern er Angeber und Leiter von Opfern und religiösen Handlungen ist. Der Veranstalter von Opferfesten u. dergl. aber bietet die Opfer selbst an und verrichtet auch die Gebete selbst. Neben dem Datu spielen die Medien eine wichtige Rolle. Der Sibaso (Mann oder Weib) ist das Medium für die Götter oder Geister der Oberwelt; ihm ist Schwein und Hund unrein. Der Hasiaran ist Medium für die Geister der Mittelwelt. Bei letzterem ist zu bemerken, daß die Geister der Verstorbenen vom Großvater an abwärts nur in eine in die Familie hineingeheirathete Frauensperson hineinfahren; dagegen die Geister aufwärts — gewöhnlich werden sie bis zum siebenten Geschlechte angerufen — auch in ihre männlichen Nachkommen. Der Datu erlernt seine Kunst aus den Pustahas, kommt also durch diese Wahl zu seinem Berufe. Dagegen die Medien, meist sensible Personen, werden, wie sie angeben, gegen ihren Willen von dem Geiste ergriffen und in Besitz genommen und zwar nicht nur einmal, sondern auch bei jeder folgenden Gelegenheit. Ferner hat der Batak keine religiösen Zeiten oder allgemeingültige Kultusordnungen, sondern es richtet sich auch dabei Alles nach dem Bedürfniß und nach den Ergebnissen des Lebens. Sowohl freudige als traurige, jedenfalls aber hervorragende Ereignisse geben Veranlassung zu Opferfesten sowie zu Befragung der Geister oder Götter. Und da hierbei Krankheiten, und bei diesen wieder einige Eigenthümlichkeiten der batakschen Anthropologie von großem Gewichte sind, so mögen diese hier etwas näher erwähnt werden. Seinem „Roha“ schreibt der Batak Alles zu, was wir dem Herzen, Sinn, Gemüth, Verstande, Willen und Geiste zuschreiben; sein Roha will, will nicht, ist böse, gut, launisch, verschwenderisch, geizig, dumm, klug u. s. w. Aber auch jedes Glied des Leibes hat gleichfam seinen Roha, ebenso auch der Geist und jedes andere sichtbare oder unsichtbare Wesen oder Ding in der Welt. Der Geist des Menschen — Tondi — ist siebenfach, oder aber der Mensch hat sieben Geister, die den Tondi ausmachen. Der oberste der sieben Geister, Dsudsungan = das zu Tragende, gleichsam die Summe derselben, hat seinen Sitz auf dem Nacken oder Kopfe des Menschen. Obschon er nun die eigentliche Persönlichkeit ist, so führt er doch ein Sonderleben neben der lebendigen Leiblichkeit. Er wird leicht verstimmt, ja er verläßt wohl gar seinen Träger, und dann verfällt dieser in Krankheit oder bei längerer Dauer des Getrenntseins gar dem Tode. Oft kann man freilich wahrnehmen, daß dieses Verstimmtsein des Tondi weiter nichts ist als die Verstimmung eines rohen, ungebildeten, selbstsüchtigen Gemüthes wegen Nichtbbefriedigung heftiger Begierden. Aber sie halten dafür, daß der Tondi gestört werde schon durch das Sehen irgend eines Gegenstandes, durch das Hören irgend eines Tones (durch Schrecken) und dergleichen. Daher bedarf er stets besonderer Aufmerksamkeit, und nach einer Reise, nach überstandener Gefahr, nach gehabtem Schrecken ꝛc. verlangt er immer ein kleines Opfer und beruhigende Worte. Träumt z. B. Jemandem, er sei auf Reisen, so ist das sicher sein umherschweifender Geist, der sich von ihm verirrt hat. Dann muß er Saimmachen, d. h. er schlachtet etwas seinem Tondi zu Ehren, verzehrt es mit den Seinen und beschwichtigt den Tondi mit guten Worten. Tritt irgend eine Krankheit ein, so ist diese Vorsicht versäumt worden. Wenn es auch feststeht, daß die Begus die eigentlichen Urheber von Krankheiten und Uebeln sind, so werden sie doch zunächst auf den Tondi zurückgeführt, denn er ist den Begus gewichen, hat sie zugelassen, kurzum, es ist seine Schuld, daß die Begus den Menschen ergriffen haben. Hier tritt nun der Datu, der Zauberdoktor, ein, und derselbe hat nicht nur den Leib, sondern vor allem den Tondi zu behandeln; darum spielen die Arzneien als solche die geringere, die Zaubersprüche und Opfer dagegen die größere Rolle.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Batak auch zu seinen Göttern ohne alle weitere Handlung betet, sei es aus besonderer Stimmung, sei es durch Wünsche oder Noth getrieben. Er nennt das Mangelehelet, d. i. Schmeicheln, gute Worte geben. Für den Fall der Erhörung thut er Gelübde an Opfern. Findet er keine Erhörung oder sieht er sich in seinen Hoffnungen getäuscht, dann zürnt er wohl auch den Göttern, setzt ihnen Asche statt Opfer vor, ja flucht ihnen.

Was nun die Opfer betrifft, so herrscht darin eine gewisse Ordnung und Verschiedenheit. Den irdischen Geistern werden Schweine, Hunde, Büffel und Vegetabilien dargebracht, den oberweltlichen hauptsächlich Vegetabilien, ein kleiner Süßwasserfisch, zuweilen ein rothes Huhn, und in höchst seltenen Fällen (in früheren Zeiten öfter) in Hochtoba ein rothes Pferd. Bei jedem Opfer, das man den Mittelweltlichen (auch den Ahnen) bringt — und das ist der bei weitem häufigere Fall — müssen auch die Oberweltlichen (die drei Götter) gleichsam als Ehrengäste geladen werden, sie bedürfen aber auch noch ihres besonderen Opfers. Opfert man dagegen speciell den Göttern, dann bedarf es der Einladung der Geister nicht. Allem und

Digitized by Google

jedem Opfer aber muß vorausgehen ein Opfer rein aus Begetabilien an Boras-pati-ni-tam. Ohne Zweifel ist Boraspati der indische Brihaspati oder Agni, der Schutzgott des Herdes und des Gebetes. Daher im Batakschen die Voranstellung seines Opfers und natürlich auch des Gebetes an ihn. — Weiß man nun auch in den meisten Fällen von vornherein, wem und was man opfern will, so kommen doch häufig Fälle vor, wo der Datu erst forschen muß, wem, wem zuerst, was, wo und wann geopfert werden muß. — Verlauf und Ritus der Handlung ist aber fast immer derselbe. Nachdem der Datu Alles vorbereitet hat, bietet der Opfernde unter Anrufung und Bitte das Opfer an, das er im Hause auf einem dazu bestimmten Querbalken, im Freien dagegen auf dem Langgatan, einem Gerüst aus Bambusstäben, niederlegt. Zu beachten ist dabei natürlich, wem das Opfer gilt, denn danach richtet sich Ansprache und Gebet. Die Bitte fordert immer dasselbe: Glück, Reichthum, Ehre, Gelingen in allem Vornehmen und dann das vorliegende specielle Bedürfniß.

Von allergrößter Bedeutung bei Opferfesten, ja oft der alleinige Zweck ihrer Veranstaltung ist das Befragen der Götter oder Geister in einer Angelegenheit. Nach reichlichem — gewöhnlich abendlichem — Festschmaus gruppirt sich das Publikum auf einer Seite des Hofes im Hause, während auf der andern ein Orchester aus Holz- und Metallpauken aufgestellt wird. In der frei gelassenen Mitte tanzen dann etwa bis Mitternacht die Frauen der Festveranstalter, und hierauf diese selbst — bei den eigenthümlich wirkenden Tönen der in der Melodie weniger als im Takte variirenden Musik. Der Hasiaran (das Medium), der inzwischen ruhig saß und bewebelnde Düfte einathmete, beginnt sich jetzt zu regen. Zunächst kommen seine Hände in Bewegung, nach und nach der ganze Körper, immer nach dem Takte der Pauken und in immer schnellerem Tempo. Nun nimmt man an, der Geist sei eingefahren und bietet demselben Opfer an — Schweine, Hühnerfleisch, auch Fische und Palmwein; alles steckt man dem Hasiaran in den Mund. Jetzt werden die Sprünge immer wilder, und zuletzt bricht er mit Schaum vor dem Munde wohl gar zusammen. Nun befragt man den Geist und der Hasiaran antwortet in seinem Namen, offenbart, was man wissen will, oder giebt an, was im jeweiligen Falle zu thun sei. Oft tanzt der Hasiaran mehrere Male, und es fahren in ihn, bezw. reden aus ihm ebenso viele Geister. Nachdem das Befragen vorüber, tanzen oft noch die Mädchen, und endlich gegen Morgen beendet der Datu die ganze Feierlichkeit, indem er den Großvätern (Geistern) eine Schale Opferfleisch anbietet, ihnen dankt und um ihre fernere Gewogenheit bittet. Während alledem kommt die Musik nicht zur Ruhe. — Beim Befragen der Ueberirdischen geht es ganz ähnlich zu, nur ein wenig ästhetischer.

Wie die Zauberei im Dienste der Religion, so steht diese im Dienste jener, ja sie erscheinen als zusammengehörend. Aus den Pustabas erlernt der Datu die Anrufung der Götter und Dämonen, des Geister seines Lehrers (wie die alten Asketen der Indier), des Zaubergottes Datu hasi hasi und der acht Himmelsstriche (lolapala), ferner die Zeichen und deren Deutung und vor allem die Zauberssprüche (Tabas; wahrscheinlich das indische „Tapas“ der alten Propheten = Gluth der Andacht). Diese Tabas gehören zum großen Theile einer veralteten Sprache an und sind den Datus selbst nicht verständlich. Als äußerer Mittel bedient sich der Datu des Porhalaán (von hala, Sanskr. kala), einer Tabelle, bestehend aus zwölf horizontalen Strichen, die den zwölf Parmesas (Zeitpunkten, den indischen Thierkreise bezw. den zwölf Monaten, entsprechen. Diese sind durchschnitten von 30 vertikalen Linien, entsprechend den 30 Tagen des Monats, die ebenfalls Sanskritnamen tragen. Nach den vier Mondphasen ist diese Tabelle in vier Felder eingetheilt, und dieselbe bildet also den Kalender des Datu, aus dem er gute und böse Tage, resp. Zeiten erkennt. Fernet bedient sich dieser eines Kleides, einer Reiswanne, eines Eies und eines rothen Opferhuhnes für die Götter. Aus dem Inneren des Eies, aus den Bewegungen des Huhnes beim Schlachten und aus dem Inneren desselben sowie aus noch anderem Manipulationen resultirt dann der „Ulupuhan“, d. i. der Ausspruch des Datu, und was in dem jeweiligen Falle zu geschehen hat, um Uebel abzuwehren oder das Erwünschte zu erlangen: ob und wem zu opfern, ob die Geister zu befragen, ob Medizin zu machen, ob Fetische und Amulette nöthig sind ꝛc. Den letzteren Dingen giebt der „Tabas“ (Zauberspruch) und „Pupuk“ (die Tinktur) von Pangulubalang ihre besondere Kraft.

Der Pangulubalang wird auf folgende Weise bereitet: Im Haine des Sombaon wird diesem und den Göttern geopfert, und es wird denselben irgend ein Mensch (wohl ein Kuy) gebunden übergeben. Nach 7 Tagen wiederholt sich dasselbe. Dann wird er bis an den Hals in den Grund gegraben und durch Einschütten geschmolzenen Bleies getödtet. Herausgegraben, wird sein Fleisch und Fett ausgebraten, die Ueberbleibsel nebst dem Gehein aber verbrannt und zu Pulver zerrieben. Dieses Pulver und Fett bildet „Pupuk“ (Tinktur) zu den meisten Zaubermitteln, zu Fetischen und dergleichen. Besondere Kraft hat dies Mittel, die Feinde zu vernichten, denn der Geist des Getödteten ist ja in dem Mittel kräftig.

Will Jemand zum Verderben seiner Feinde einen Pangulubalang aussenden, dann sucht der Datu Sprossen von besonderem Holze, Schlinggewächse, Erde, Schlangen, Eidechsen u. dergl. Das alles wird fein zerrieben und mit Pupuk von Pangulubalang gemischt und vom Datu besprochen (mit Tabas). Die Masse wird dann auf irgend eine Weise dem Feinde ins Haus, Dorf oder auch nur auf das Feld gebracht und hat dort verderbenbringende Wirkung. — Als Fetische findet man oft Ganagana, d. h. allerlei rohe hölzerne Bilder — in den Dörfern, häufiger aber draußen vor den Pforten, in Zeiten von Krieg und Seuchen. Die Zaubertinktur ist ihnen irgendwo aufgestrichen. Sie tragen Lanze und Schwert, um den Begus zu widerstehen, vertragen sich aber auch in Güte mit denselben und nöthigen sie zum Nützze durch Aubieten von Betel oder sonst einer Gabe, die man ihnen in einer Tasche oder in einem Bambuköcher anhängt. — Einen anderen — einen rohen Klotz oder Stein — Pohung genannt, findet man auf Feldern oder in Gärten aufgestellt — gegen Diebe. Ihm zeigt der Datu eine Tasche des Eigenthümers mit den Worten: „Wer diese Tasche bringt, der darf nehmen; wer sie nicht bringt (und doch vom Felde nehmen will), den nimmst du!“ Der Eigenthümer bewacht dann diese Tasche, nimmt sie mit, wenn er auf den Acker geht, und hängt sie, während er dort ist, dem Pohung um. — Außer diesen bereitet der Datu noch eine Menge Schutz- und Trutzmittel aus dem Pagulubalang, für Krieg- und Friedenszeiten. Auch andere Bewahrmittel, Pagar, d. i. Zaun genannt, fertigt der Datu aus allerlei Ingredienzien, als aus Säften und Pflanzen, Insekten und Schlangen, unter Anwendung seiner Zauberssprüche. Diese Mittel sollen theils das Kind schon vor der Geburt, theils die Familie, das Haus und die Gemeinde bewahren. Bei Bereitung all dieser Dinge werden Opfer gebracht, sei es den Geistern oder Göttern oder beiden, und dieselben sind also recht kostspielig.

Wie der Batak über Ursache und Entstehung der Krankheit denkt, wurde oben schon gesagt. Für alle

Digitized by Google

Fälle hält der Datu eine medicinische Tinktur vorräthig, sie besteht aus einer Abkochung von Honig, Zucker, Gewürz, Reis, Kampher, Hühnerfett und Anderem. Heilkräftig macht er dieselbe durch seine Sprüche, und er bewahrt sie in einer Flasche. Dies ist Tawar-Medicin. Je nachdem nun das Leiden ist, das er zu behandeln hat, sucht er Wurzeln, Kräuter u. dergl., auch wohl Holzkohle, Käfer, Eier ꝛc. Das alles zerreibt er, nimmt einen Extrakt davon und thut dazu von seinem Tawar. Diese Medicin wird dann innerlich und äußerlich angewandt. Bei allen Leiden, z. B. bei allem Husten mit Athemnoth, kommt übrigens öfters eine fürchterliche Kur zur Anwendung: rother spanischer Pfeffer, schwarzer Pfeffer, Salz, Rindsfett, Ingwer, Curcuma und noch Anderes in etwas gekochtem Reis gemengt wird dem Kranken eingepreßt und aufgeschmiert, und das hilft ihm dann gewöhnlich so gründlich, daß er durch den Tod von allen Leiden erlöst wird. Obige Medicin wird jedoch nicht ohne Weiteres gebraucht. Nachdem sie fertig gestellt, nimmt der Datu vielmehr unter allerlei Hokuspokus ein Ei und befragt vermittelst desselben den Geist (Tondi) des Kranken. Er hält dem Kranken das Ei vor und bittet den ersten Geist, daß er in dem Ei seinen Willen zu erkennen geben wolle — der solle dann geschehen: und ob der Kranke durch die Medicin wohl genesen werde? Nach Oeffnung des Eies erkennt er nun aus dem Gelben desselben eine günstige oder ungünstige Antwort. In jedem Falle aber lautet der Ausspruch des Weiteren fast immer gleich: Auf Morgonbang (Opfer mit Geisterbesragung), auf Parsili und auf Mangupa. Letzteres ist ein neues Kleid, eine Waffe und sonst etwas dem Geiste zu Weihendes. Diesen Gegenstand bewahrt dann der Kranke, wenn er wieder genesen, sorgfältig als Homitau, d. i. Schutzmittel, und er vererbt es auf seine Nachkommen. Zu erklären bleibt noch das Parsili: Der Datu macht eine Art Puppe aus einem Bananenstamme und behängt sie mit einigen alten Lumpen, als den Stellvertreter des Kranken. Hiermit zieht man hinaus vor das Dorf, wo die Puppe aufgestellt und ein kleines Opfermahl gehalten wird. Dem entlaufenen Tondi sowohl als dem Begu, der ihn entführt, wird ebenfalls etwas angeboten. Dann winkt der Datu mit dem Kleide des Parsili in der Richtung, wo er denkt, daß der Tondi sich aufhalte, und bittet diesen zur Rückkehr, den Begu aber bittet er, mit dem Parsili fürlieb nehmen zu wollen. Ein gutes Zeichen ist es dann, wenn dem Datu beim Winken ein Lüftung entgegenkommt. Ins Dorf zurückgekehrt, wird hierauf noch ein Schmaus veranstaltet und dem Kranken ein Saim (Schutzmittel) gegeben. — So kann es sich mit einer Krankheit sehr in die Länge ziehen — von einer Zauberei und Kur in die andere, wie im Kreis herum, und wenn es Kräfte und Mittel des Kranken aushalten, versuchen mehr als ein Datu ihre Künste an ihm. Es kommt auch wohl vor, daß durch den Ausspruch eines Medimus ein Kranker aufgegeben wird, bei dem man dann gewöhnlich von allem Weiteren absieht. Außer diesen und noch vielen anderen Datuzaubereien hat das Volk noch seine eigene, die besonders Weiber ausüben: an kranken Kindern, bei Bereitung von Liebestränken und anderem. Kurzum, das ganze Leben ist von Aberglauben und Zauberei durchtränkt.

Viele Charakterzüge dieses Volkes weisen darauf hin, daß es in alten Zeiten in Bezug auf Kultur, Religion und Gesittung eine höhere Stufe der Entwickelung erreicht haben, in der Gegenwart sich aber in der Entartung befinden muß. Ohne Zweifel haben es die oben erwähnten Streifzüge der Malayenfelete (Padri) auch mit heruntergebracht, besonders in den südlichen Toba-Distrikten. Rechnet man doch aus, daß Hunderttausende von Batakkern dabei das Leben verloren haben. Ganze Gegenden, die vordem dicht bevölkert waren, sind jetzt mit Alangalanggras bestandene Einöden. Auch Klinbung soll damals ganz entvölkert und verödet worden sein. Aber schon gar lange vorher hat der Verfall geherrscht. Ob jemals eine größere politische Einheit bestanden, mag wahrscheinlich sein, kann aber an gar nichts nachgewiesen werden. Die Spuren höherer Kultur, die Götter in der Religion und die Tatuzauberei weisen, wie früher schon gesagt, auf hinduischen Ursprung. Wann, wie und woher diese Dinge zu den Batakkern gekommen sind, wann und wodurch der Einfluß der fremden Kultur unterbrochen worden ist, und wodurch die abwärts gehende Entwickelung zu gegenwärtigem Zustande bedingt wurde, das Alles ist bis jetzt nur noch mit Vermuthungen zu beantworten. Dr. van der Tuuk, ein holländischer Sprachgelehrter in Indien, nimmt aus sprachlichen Gründen an, daß die Batakker die Sanskritwurte ihrer Sprache durch malayische Vermitteluug bekommen haben; es müßten dann wohl aber zugleich auch die Kultur und die Religion von dort gekommen sein, was nicht sehr wahrscheinlich ist. Die im zwölften Jahrhundert geschehene Emigration der Malayen nach Singapur bringt man in Verbindung mit einer Invasion der Batakker in das damalige nördliche Malayengebiet Mandaheling, und man schließt daraus auf eine bedeutende politische Macht der Batakker in jener Zeit. Ob die Malayen jemals ganz Mandaheling besessen haben, ob die dort noch vorkommenden Reste einer Urbevölkerung jemals Malayen waren bezw. sind, das ist, so viel ich weiß, noch nichts weniger als gewiß, und ebenso ist es sehr fraglich, ob jene Invasion die angegebene Emigration bewirkt hat, oder ob sie nur mit ihr zusammengetroffen ist. Daß aber eine Wanderung bezw. eine Verschiebung batakischer Stämme und dabei auch die Besetzung Mandahelings zu irgend einer Zeit stattgefunden hat, wird durch eine sehr sicher auftretende Ueberlieferung bezeugt. Sie lautet dahin, daß ehedem Klinbung und das ganze Land bis zum Südufer des Sees von den Borbor, dem ältesten Stamme der Batakker, besetzt gewesen sei. Da seien die östlichen Stämme vom Asahanflusse her in Bewegung gekommen (wodurch erfuhr ich nicht) und haben die Borbor verdrängt. Diese haben sich (mit anderen Bestandtheilen) theils nach Norden (Dairi), theils nach Westen zur Küste (Baros), theils nach Süden und Südwesten (Mandaheling) gewandt. Die Tradition wird gestützt durch die Thatsache, daß die Borbor überall als älteste Brüder und erste Besitzer des Landes angesehen werden (in Joba und Untertoba), daß sich in allen Stammesgebieten Borbor-Enklaven vorfinden, und daß die ersten Häuptlingsgeschlechter in Mandaheling den Borbor angehören. Ohne Zweifel ist die Batak-Kultur älter als die erwähnte Verschiebung der Stämme, die Borbor sowohl als auch die anderen Stämme konnten sie vorher haben; nur fragt sich, woher sie dieselbe empfangen. Da sich nun im Südosten des Landes (im Flachlande) noch Spuren alter Hindukolonien finden sollen, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß sie von dort beeinflußt worden sind, ja mit jenen in Verbindung gestanden haben. Ob nun diese Hindukolonien direkt vom Festlande ausgegangen sind, ob von Java aus, wie andere Kolonien im Süden Sumatras, wodurch sie wieder verschwanden und wodurch der Hindnismus zurückging — ob durch Batakker, Malayen, Javanen ꝛc. — darüber läßt sich kaum eine Vermuthung aussprechen. Der oben schon erwähnte Dr. Hagen hält es für wahrscheinlich, daß die Batakländer ihre indische Kultur von Atjeh her erhalten haben (a. a. O. S. 353). Er schließt dies besonders aus dem Umstande, daß die nördlich vom Tobasee wohnenden Stämme im steten Verkehr mit Atjeh stehen, während sie

Digitized by Google

mit den südlicher Wohnenden gar keine Beziehungen haben. Daß schon früher ein Verkehr zwischen den Bataklern und Atjehnesen stattgefunden, ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß aber erstere von Atjeh her ihre Hindukultur ꝛc. empfangen haben sollen — das nur wahrscheinlich zu machen, bedarf wohl noch ganz anderer, stärkerer Hindeutungen. Hoffentlich bringt weitere Forschung mehr Licht und Sicherheit in diese Fragen.

Kürzere Mittheilungen.

Rundschau über die deutschen Schutzgebiete.

Wer sich an der Hand der Kolonialgeschichte anderer Völker überlegt, wie sehr die Kolonialpolitik jederzeit eine Politik von langer Hand gewesen ist, und wie selten die Erfolge eiligen kultivatorischen Schaffens schon nach wenigen Jahren sichtbar geworden sind, der wird kaum umhin können, mit Genugthuung auf das zu blicken, was unsere jungen Kolonialgesellschaften bereits hinter sich gebracht haben.

Da lauten vor allen Dingen die neueren Nachrichten aus Neuguinea nach verschiedenen Beziehungen hin höchst erfreulich[1]). Der Kaiserin-Augusta-Fluß bestätigt die Erwartungen, die man von ihm gehegt hat, vollkommen, und derselbe erweist sich immer mehr als eine ganz vorzügliche Wasserstraße hinein in das Binnenland. Dr. Schrader hat denselben im Juni und Juli des vorigen Jahres auf einer Strecke von 630 km, d. i. auf einer Strecke, die ziemlich genau der Elbstrecke zwischen Cuxhaven und Meißen entspricht, vermittelst eines kleinen Seedampfers von 2,7 m Tiefgang befahren und ihn allenthalben sehr gut schiffbar gefunden. Der genannte Reisende hegt auf Grund der gewonnenen Anschauungen auch die Ueberzeugung, daß die Schiffbarkeit für Flußdampfer noch viel weiter hinauf reichen und sich ebenso auf verschiedene Nebenflüsse erstrecken wird. Von der Stelle, die Dr. Schrader erreichte, bis zu der Mündung hat der Strom nur ein Gesammtgefäll von 20 m. Daß er in der Zeit der Regen starken Schwellungen ausgesetzt ist, bewiesen die frischen Zerstörungen an seinen Ufern, bei der Geringfügigkeit des Gefälles dürfte darin aber kaum eine nennenswerthe Minderung seines hohen Werthes als Erschließungs- und Kultivationsinstrument des Landes liegen. Zu den schnellenreichen Strömen Afrikas steht der Kaiserin Augusta-Fluß in sehr vortheilhaftem Gegensatze. — Viel weniger brauchbar als Weg in das Innere zeigte sich der Markham-Fluß, der in den Huon Golf mündet, und den der Hauptmann Treger zu befahren versuchte; da die Untersuchungen an ihm gerade zur Zeit starken Hochwassers angestellt wurden, steht aber zu hoffen, daß auch bei ihm die Verhältnisse zu anderen Zeiten günstiger liegen werden. 1000 bis 1200 m hohe Gebirgsketten — die Rawlinson-, Herzog- und Ruperberge — treten freilich ziemlich nahe an die Küste des genannten Golfes heran. — Der Franzisca-Fluß, der die Herzogberge von den Ruperbergen trennt, ist ebenfalls ein rasch fließender Gebirgsstrom, die dichte Besiedelung der Uferlandschaft deselben mit Eingeborenen läßt aber darauf schließen, daß in seinem Gebiete viel fruchtbares und kulturfähiges Land zu finden sein wird. Weit von den Flüssen seitwärts vorzudringen, verhinderte zuvörderst nach die dichte Urwaldvegetation mit ihrem Guirlandenwerk von Schlingpflanzen, um so mehr als für die betreffenden Expeditionen nur eine sehr kleine Mannschaft zur Verfügung war. Die Gebirge in der Nähe der Küste und der Ströme sind augenscheinlich hoch genug, um gute Gesundheitsstationen in der nächsten Nachbarschaft der Küstenpunkte zu versprechen, nicht aber hoch genug, um den Anbau ihrer Abhänge und Thalgegenden unthunlich zu machen. — Bezüglich der Naturprodukte hat sich zwar die Nachricht vom gemachten Goldfunden als unbegründet erwiesen, die Untersuchungen Dr. Hollrung's haben aber eine ganze Reihe von Details über die Pflanzenwelt herausgestellt, die sich unmittelbar praktisch verwerthen lassen werden; so namentlich das Vorhandensein reicher Rattan-Bestände und werthvoller Gummibarz- und Möbelholz-Bäume, die Thunlichkeit der Anpflanzung von Kokospalmen ꝛc. Die Neu-Guinea-Kompagnie hat in Folge dessen auch bereits ein paar Sägewerke in Betrieb gesetzt. Ebenso ist auch mit der Perlmutterfischerei ein Anfang gemacht worden. Die Kulturversuche, welche bei Finschhafen, Bubui, Hatzfeldhafen und Konstantinhafen mit Tabak, Mais, Gemüsepflanzen u. s. w. gemacht worden, sind durchgängig gut geglückt, und namentlich scheint der Anbau des zuerst genannten Gewächses sehr aussichtsvoll zu sein. Die europäischen Gemüsesamen verlieren in dem feuchtwarmen Klima nur bald ihre Keimkraft, und es macht sich deshalb in kurzen Perioden die Nachsendung frischer Samen nothwendig. Wie ausgezeichnet die einheimischen Kulturpflanzen — Bananen, Yams, Ananas, Tapioka ꝛc. — gedeihen, darf bei dieser Stelle keiner besonderen Erwähnung. Auch die eingeführten Pferde, Rinder, Ziegen, Hühner, Tauben befinden sich wohl in dem Lande und vermehren sich, und nur den Schafen scheint das Klima nicht zuzusagen. — Die Gesundheitsverhältnisse waren bisher auch unter den Europäern günstige, was um so schwerer wiegt, als die tropischen Küstenstationen erfahrungsgemäß für Kaukasier am gefährlichsten sind, und als unsere Pioniere sich zuvörderst noch sehr großen Strapazen und Anstrengungen zu unterziehen haben. Das Malariafieber, das von den Deutschen 75 Procent durchzumachen hatten, verlief nach dem Berichte des Stationsarztes Dr. Schellong nur selten ungünstig. — Die größte Schwierigkeit, mit der es die Entwickelung der Kolonie zu thun hat, ist die Arbeiterfrage, besonders seit die niederländische Regierung die Anwerbung von malaiischen Kulis aus ihren Besitzungen verboten hat. Die Eingeborenen zeigten sich bis auf den bekannten Ueberfall von Hatzfeldhafen, bei dem ein malaiischer Arbeiter das Leben verlor, friedlich, waren aber fürs erste weder als Träger und Führer bei den Expeditionen, noch als Plantagenarbeiter zu gebrauchen. Sie in Ordnung zu halten, wird einer kleinen Polizeimacht, welche die Kompagnie zu organisiren gedenkt, leicht gelingen, ihre „Erziehung zur Arbeit“ wird aber noch viel Anstrengung und Geduld kosten.

Auf Neu-Pommern entdeckte der Landeshauptmann v. Schleinitz außer einer sehr großen und fruchtbaren Tiefebene (von 4000 qkm) auch mehrere schiffbare Flüsse, und der Kaffee- und Baumwollenbau lieferte auf dieser Insel befriedigende Erträge.

Auch in Ostafrika scheinen die deutschen Unternehmungen rüstig vorwärts zu schreiten, und die Schilderungen, die Dr. Peters neuerlich wieder von den daselbst obwaltenden

[1]) Vergl. den „Geschäftsbericht“ der Neu-Guinea-Kompagnie von 1887, sowie die „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelm-Land“ 1887, Heft 5.

Digitized by Google

Verhältnissen entworfen hat, lauten nach wie vor sehr zuversichtlich. Die Arbeiterfrage bereitet auf den 13 Stationen, die die Ostafrikanische Gesellschaft am Kingani und Pangani sowie tiefer im Inneren eingerichtet hat, keine großen Schwierigkeiten, besonders seit sich die Beziehungen zum Sultan von Zanzibar freundlicher gestaltet haben. Die jungen Tabak- und Baumwollenpflanzungen zeitigten Ernten, die zum Weiterverfolgen des betretenen Weges ermuthigen, und ebenso scheint sich die Rinderzucht in dem Berglande von Uiogara und am Kilimandscharo gut entwickeln zu wollen. Besonders versprecht man sich auch gute Resultate von den Versuchen, die man mit der Seidenraupenkultur sowie mit dem Kakao- und Theebau angestellt hat. Wirkliche Plantagen bestehen gegenwärtig in Tunda, Madimole, Pangani, Kingaru und Petershöhe.

Was das südwestafrikanische Schutzgebiet betrifft, so hat die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika anläßlich der gemachten Goldfunde (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 14) die Organisation einer Kolonialtruppe thatsächlich in die Hand genommen, und außerdem hat sie auch eine fachmännische Expedition zu entsenden beschlossen, die das Nähere über die Goldfelder feststellen soll. Uebrigens hat man in Damara-Land auch den bekannten „Blaugrund“ entdeckt, der in Transvaal die Diamanten birgt. Es würden also in dem deutschen Südwestafrika noch weitere bedeutungsvolle Funde zu gewärtigen sein. — Um wüste soziale Zustände, wie sie mit der Ausbeutung anderer Goldfelder Hand in Hand gegangen sind, von vornherein nicht aufkommen zu lassen, soll ein besonderes Reichsgesetz erlassen werden.

In Kamerun hat Lieutenant Knud zusammen mit dem Botaniker Braun eine erste größere Explorationstour nach dem Inneren unternommen, und das Hauptdorf der Landschaft Wuuba, Namens Bongolo, das in einem dem deutschen Schwarzwald ähnlichen Gebirge in 650 m Höhe liegt, glücklich erreicht. Den 75 km breiten Landgürtel zunächst der Küste fand Knud dicht bewaldet, aber wenig bewohnt. Ein ausführlicherer Bericht steht zunächst noch aus. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Freigebung der Jangtsekiang-Schiffahrt bis nach Tschung-king, der Hauptstadt von Sz-tschwan, auf die man in England bereits sehr bestimmt gerechnet hatte, scheint von den chinesischen Behörden immer wieder hintertrieben werden zu sollen. Die betreffenden Gouverneure haben wenigstens im abmahnenden Sinne nach Peking berichtet und erklärt, daß sowohl die Natur des Stromes als auch die Stimmung der Bevölkerung das englische Dampfboot, welches man zur Unterstuchung der Schiffbarkeit aufwärts senden wollte, nicht heil an sein Ziel gelangen lassen würde. Das Schiff würde auf Untiefen und Felsblöcke gerathen, es würde mit thalwärts fahrenden Dschunken zusammenstoßen, die den Europäern feindlich gesinnte Bevölkerung würde Steine von den hohen Uferwänden herabschleudern ꝛc. Der Centralregierung des Himmlischen Reiches aber sind derartige auf den Ausschluß der Fremden gerichtete Warnungen immer sehr willkommen gewesen.

Bücherschau.

— Beiträge zur Geophysik. Abhandlungen aus dem geographischen Seminar der Universität Straßburg. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Gerland.

Das vorliegende Sammelwerk legt ein schönes Zeugniß davon ab, wie energisch und streng man heute auf den deutschen Universitäten an dem Aufbau der geographischen Wissenschaft arbeitet. Wir sind der Meinung, daß dem gegenüber die alte bekannte Redensart gewisser hochmüthiger Vertreter anderer Disciplinen, als ob die Geographie gar keine „eigentliche“ und „selbständige“ Wissenschaft sei, bald verstummen wird. Ueber die Definition, die Gerland der Erdkunde in der Einleitung giebt, und durch die er sie von der Geologie sowie von der Astronomie und Geschichte abgrenzt, wird sich streiten lassen, und wir sind selbst wenig geneigt, derselben unbedingte Geltung zuzugestehen — sie ist uns zu einseitig —, aber zur Klärung der methodologischen Grundfrage wird sie ohne Zweifel viel beitragen. Daß bei dem dermaligen Entwickelungsstande des Gesammtgebäudes der Wissenschaften die Geographie von der Ethnologie zu trennen ist, und daß die Geographie in keinem Falle als der große Kehrichthaufen dienen darf, auf den man Alles wirft, was man anderweit nicht gebrauchen kann, ist auch unsere Meinung. Die Kulturgeographie, oder die „Anthropogeographie“, wie Ratzel sie nennt, ist aber für uns ein Zweig der Erdkunde so gut wie die Geophysik, gleichviel ob die Kraft eines mit derselben Forschers hinreicht, auf beiden Gebieten vollgewichtig thätig zu sein, oder nicht. Doch wir gedenken darauf an anderer Stelle zurückzukommen. Ebenso müssen wir uns einstweilen damit begnügen, die in dem Bande enthaltenen geophysikalischen Abhandlungen mit ihrem Titel aufzuführen, und zu betonen, daß dieselben als wichtige Bereicherungen der geographischen Litteratur gelten müssen. Es sind: „Hendr. Blink, Winde und Meeresströmungen im Gebiete der kleinen Sunda-Inseln“ (S. 1 bis 58); „Hugo Hergesell, Ueber die Aenderung der Gleichgewichtsflächen der Erde durch die Bildung polarer Eismassen und die dadurch verursachten Schwankungen des Meeresniveaus“ (S. 59 bis 114); „Hugo Hergesell, Ueber den Einfluß, welchen eine Geoid-Aenderung auf die Höhenverhältnisse eines Plateaus und auf die Gefällswerthe eines Flußlaufes haben kann“ (S. 115 bis 132); „Emil Rudolph, Ueber submarine Erdbeben und Eruptionen“ (S. 133 bis 365). — Mit den Hergesell'schen Arbeiten berührt sich übrigens sehr nahe eine ausgezeichnete Arbeit von Erich von Drygalski über „die Geoiddeformationen der Eiszeit“, die unseres Wissens aus dem geographischen Seminar Ferd. von Richthofen's hervorgegangen ist, und die in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. 22, S. 169 ff.) enthalten ist.

Inhalt: Ernst Hartert: Reiseskizze aus dem Hausfalande. — Wanderungen durch das außertropische Südamerika. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — W. Ködding: Die Bataller auf Sumatra. IV. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Rundschau über die deutschen Schutzgebiete. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 5. Februar 1888.)

Hierzu ein Prospect der Verlagshandlung Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

V.

So analog die beiden Hälften der Neuen Welt — Nordamerika und Südamerika — auch gebildet erscheinen, und so sehr vielelben hinsichtlich der Struktur und Anordnung ihrer Gebirge sowie hinsichtlich des Charakters und der Vertheilung ihrer Haupt-Ströme und Ebenen mit einander übereinstimmen, so große Kontraste stellen sich doch zwischen ihnen heraus, sobald man die astronomisch ähnlich gelegenen Länder der beiden Erdtheile mit einander vergleicht.

Die südamerikanischen Anden entsprechen ziemlich streng den nordamerikanischen Rocky Mountains, und die Verschiedenheiten zwischen beiden Gebirgssystemen betreffen eigentlich nur das Detail. Ebenso läßt sich vom geographischen Standpunkte aus recht wohl eine Parallele ziehen zwischen dem appalachisch-labradorischen Gebirgslande auf der einen, und dem guyanisch-brasilianischen Gebirgslande auf der anderen Seite. Ferner hat der nordamerikanische Mississippi sein südamerikanisches Gegenstück in dem Amazonas, der Lorenzstrom im Laplata, der Rio Grande del Norte im Orinoco, der Saskatschewan-Nelson im Rio Negro, der Hudson im San Franzisko ꝛc. Und endlich sind auch die Ebenen zwischen den genannten Gebirgen und entlang den genannten Strömen einander in einem merkwürdig hohen Grade verwandt — in ihrer Bodenart, in ihrem Klima, in ihrem Pflanzenkleide und sogar auch in den allgemeinen Voraussetzungen, die sie dem Kultur- und Wirthschaftsleben darbieten. Auch bei den Hauptströmen und Ebenen sind es nur Einzelheiten, bezüglich deren sich starke Abweichungen herausstellen.

Wie ganz anders ist es aber, wenn man die astronomischen Lagenverhältnisse der Landräume in das Auge faßt! Da gewahrt man bei einem prüfenden Blicke auf die Karte, wie der nordamerikanische Erdtheil — oder wenn man lieber will, die nordamerikanische Erdtheilhälfte (die wir selbstverständlich bei Panama beginnen lassen) — sich in der Richtung von dem Aequator zum Pole mehr und mehr verbreitert, bis er — bezw. sie — sich zwischen Kap Lewis und Kap Prinz Walos durch volle 110 Längengrade erstreckt, und bis er sich dann weiterhin in eine große Zahl dicht neben einander liegender Riesen-Inseln auflöst; während der südamerikanische Erdtheil polwärts immer schmäler wird, bis er endlich als eine einfache Spitze in den Ocean hinabtaucht, die nur in sehr beschränktem Maßstabe — und abgesehen von Feuerland nur in größerer Ferne — von Gruppen kleinerer Inseln und von dem unbekannten Südpolarlande umlagert ist. In einer früheren geologischen Epoche ist dies wahrscheinlich anders gewesen. Da erstreckte sich Patagonien viel weiter west- und ostwärts, und da umfaßte dasselbe namentlich auch die Malvinen, Süd-Georgien und die Süd-Orkney-Inseln ꝛc.; da lag ferner auch im Osten von Mexiko und Mittelamerika, wo sich heute das amerikanische Mittelmeer und die Antillen ausbreiten, ein zusammenhängendes Festland. Heute aber fallen von dem Areal des nordamerikanischen Erdtheiles

Digitized by Google

etwa 80 Proc. zwischen den Wendekreis und den Polarkreis, also in die sogenannte gemäßigte Zone, nur sieben Procent zwischen die beiden Wendekreise oder in die Tropenzone, und nur etwa 13 Proc. in die Gegend innerhalb des Polarkreises oder in die kalte Zone; während dagegen von dem südamerikanischen Erdtheile ungefähr 75 Proc. auf die heiße Zone — zwischen den Wendekreisen — und nur gegen 25 Proc. auf die gemäßigte Zone — zwischen dem Wendekreise und Polarkreise — zu rechnen sind.

Ist darin bereits eine offenbare kulturgeographische Schwäche Südamerikas im Vergleiche zu Nordamerika begründet, so wird dieselbe noch sehr bedeutend dadurch vergrößert, daß die südamerikanischen Landräume, denen man ihrer astronomischen Lage nach eine höhere Kulturfähigkeit zutrauen sollte, auch in physikalischer Beziehung weit übler gelegen und gebaut sind als die entsprechenden nordamerikanischen Landräume. Was in dem Erdalter, in dem der Mensch lebt und den Plateten nach allen Beziehungen hin zu beherrschen sucht — was in dem anthropozoischen Erdalter von dem außertropischen Südamerika übrig geblieben ist, das ist in der Hauptsache nur die gigantische Mauer des Anden-Gebirges und die daran angelehnten, nach Osten mehr und mehr sich zum Meeresspiegel hinabneigenden Ebenen. Von den oben erwähnten östlichen Berglande fällt in das fragliche Gebiet nur ein kleiner Theil — Uruguay und die südbrasilischen Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Parana und Saõ Paulo. Wo sich sodann in der Nachbarschaft des außertropischen Nordamerika äquatorwärts ein großes Meeresbecken — der mexikanische Golf — ausdehnt, dessen Wasserdämpfe von dem Antipassatwinde über die östliche Union verführt werden, um daselbst jahraus jahrein als reicher Niederschlag den Boden zu benetzen, da liegt in Südamerika ein weiter Landraum — Bolivien und das centrale Brasilien — bei dem von einer Verführung bedeutender Wasserdunstmassen durch den Antipassat nicht die Rede sein kann. Außerdem bilden auch die Anden eine Wettermauer und Regenwehr wie kaum ein zweites Gebirge. Wirkt der Ocean, der in dem außertropischen Südamerika nirgends sehr weit entfernt ist, nun auch vom Osten und Nordosten her kräftig genug auf das Klima des Landes ein — die Ost- und Nordostwinde sind ja die Regenwinde Argentiniens —, so daß in der östlichen Hälfte desselben eigentlich nirgends von wirklicher Regenarmuth die Rede sein kann, so bringen es die angegebenen Verhältnisse doch mit sich, daß die Regen nur periodisch und nur mit sehr geringer Zuverlässigkeit eintreten. Montevideo verzeichnet zwar 111 cm jährliche Niederschläge, Buenos Ayres 87 cm und Cordoba 69 cm[1]), aber im Winter herrscht an allen Orten lange Dürre, und im Sommer hat man sich wenigstens immer auf solche gefaßt zu machen. Mendoza erhält bloß 20 cm Regen und San Juan sogar bloß 7 cm — der Westen ist also eine nahezu regenlose Gegend.

Zu allem Gesagten kommt dann noch, daß das außertropische Südamerika die üble kulturgeographische Eigenschaft mit Nordamerika theilt, keine ostwestlich streichenden Gebirgsketten zu besitzen, und daß in Folge dessen die meteorologischen Kräfte der Polarregionen frei und ungehindert nach den Tropenregionen hinspielen können und umgekehrt. Damit hängen die plötzlichen Temperaturstürze zusammen, von denen wir bei Buenos Ayres geredet haben, daraus erklärt sich das Ungestüm der Luftströmungen — vor allem des „Pampero" — die Heftigkeit der elektrischen Entladungen und der Regengüsse, und so manches Andere, was im Gefolge der meteorologischen Ereignisse einhergeht.

[1]) Vergl. J. Hann, Klimatologie (Stuttgart 1883), S. 672.

Bald sind die Ströme des Landes übervoll von Wasser, so daß sie ihre Thalebenen weithin überfluthen und verheeren, bald wieder enthalten sie in ihrem steinigen Bette nur ein ganz dünnes Rinnsal, oder sie verlaufen sich wohl gar im Sande, wie man zu sagen pflegt. Bald ist der lehmig-sandige Boden der Ebenen steinhart gebrannt und auf weiten Strecken von Salzausblühungen bedeckt, bald wieder verwandelt er sich in einen unpassirbaren Morast. Man sagt auch nicht zu viel, wenn man behauptet, die schwere Zugänglichkeit der argentinischen Küste und ihre Armuth an guten Häfen — von der Buenos Ayres einen so ausgezeichneten Begriff giebt — hänge gleichfalls ganz direkt mit dem Klima zusammen. Die röthlich-gelbe Farbe der reißenden Fluth, die die Flüsse in der Zeit der Regen seewärts führen, zeigt uns deutlich genug, wie dieselben mit ungeheurer Kraft daran arbeiten, Berge hinaus zu versegen in das Meer. Der trockene Pampero, der Unmassen von Pampasstaub vor sich hin wirbelt, unterstützt sie dabei. Man hat da kaum sehr nöthig, noch andere künstliche Hypothesen zur Erklärung der in Frage stehenden Eigenthümlichkeit des Landes herbeizuziehen. Der natürliche Zusammenhang der Dinge liegt klar am Tage. Ist es ja doch auch mehr als wahrscheinlich, daß die beschriebene Gestaltung des Landes und das davon abhängige meteorologische Regime bereits seit den tertiären Zeiten datirt. Wie viele Jahrhunderttausende mag also der Pampero über die Gegend dahin gebraust sein, und wie viele Jahrhunderttausende mögen Fluth und Dürre beständig mit einander abgewechselt haben! Ja, wir sind geneigt, noch weiter zu gehen mit unseren physikalisch-geographischen Schlüssen, und wir tragen kein Bedenken, die Ueberzeugung auszusprechen, daß auch die Bodenart und Bodengestalt zu einem großen Theile als eine Function des Klimas anzusehen sei. Die gewaltigen meteorodynamischen Agentien, die wir in der Gegenwart über dem außertropischen Südamerika ihr wildes Spiel treiben sehen, haben in den langen Zeiträumen, die ihnen zur Verfügung standen, ohne Zweifel auch in dem Binnenlande gewaltige geologische und geographische Effekte erzielen können. Und wie sie dieselben thatsächlich erzielt haben, das zeigt uns vor allem die Lößdecke, die in wechselnder Mächtigkeit von Bolivia bis über den Rio Negro hinaus über den größten Theil der älteren Formationen, die den Untergrund bilden, hinweg gebreitet ist. Die Megatherium- und Glyptodon-Skelette sowie die Landschnecken, die in den Löß eingebettet sind, beweisen ja, daß derselbe eine subaërische Bildung ist, genau wie in China, und der aufmerksame Beobachter kann ihn heute noch vor seinen Augen entstehen sehen[1]). Die Winde und Stürme wirbeln das Material, aus dem er zusammengesetzt ist, noch unaufhörlich herbei, und sie thaten es in gleicher Weise seit Aeonen. Sie füllten damit früher vorhandene Thäler und Bodendepressionen aus, sie begruben die Berg- und Hügelketten aus archaischem und anderem Gesteine unter sich, so weit dieselben nicht zu sehr bedeutender Höhe emporragten, und sie schufen so die weite Ebene, die sich scheinbar endlos hinter Buenos Ayres ausbreitet, und die gegenwärtig nur noch ganz flache Depressionen — die schwachen Spuren alter Thäler und Thalzüge des Untergrundes — enthält. Würde man sich die Lößdecke durch irgend eine Kraft wieder hinweg genommen, und den archaischen Fels, der darunter liegt, allerwegen wieder zu Tage stehend denken, so würde man dadurch einen noch viel ausgesprochenereu Parallelismus zwischen dem Laplata- und Lorenzstromgebiete gewinnen, als er ohnedies schon vor-

[1]) Vergleiche hierzu die schönen Auseinandersetzungen in Alfred Stelzner, Beiträge zur Geologie Argentiniens (Kassel 1885), S. 283 ff.

Digitized by Google

handen ist. — Nicht weniger klar als bei dem Löß, und vielleicht noch augenfälliger als bei diesem, ist der meteorodynamische Ursprung bei den Flugsandstrecken — den sog. Medanos — die sich allenthalben in Argentinien finden, besonders aber im Westen von Buenos Ayres, im Norden der Lagune Guanacache, in der Ebene von Mendoza und rings um die Salina Grande, südöstlich von Catamarca, und die ihre großartigste Entwickelung in der Sandwüste des Campo del Arenal (westlich von Tucuman) finden. Sah doch Stelzner an dem zuletzt angegebenen Orte zuweilen 15 bis 20 Windhosen gleichzeitig den Sand wohl hundert Meter emporwirbeln. Daß der Sand übrigens kein ins Binnenland hinein getriebener Dünensand, sondern zerkleinerter Gebirgsschutt ist, kann man daraus schließen, daß die Sand- und Staubstürme — die „Polvaderas“ und die „Tormentas de tierra“ — fast immer aus Südwest wehen, bezw. „trockene Pamperos“ sind. — Neben dem Winde arbeitet natürlich auch das aus den Wolken niederstürzende und thalwärts eilende Wasser bodengestaltend, und vor allen Dingen bereitet dasselbe durch die starke Erosions- und Transportationskraft, die es in der Gebirgsregion entfaltet, das Werk des Windes vor. Es nagt wilde „Barrancas“ in den Felsen hinein, führt die größeren und kleineren Trümmer des Andengebirges thalwärts und zerkleinert sie noch weiter in seinem Laufe, um sie alsdann, wenn es hinabgeflossen ist in die salzige Lagune oder in das Meer, in seinem trockenen, breiten Bette liegen zu lassen, so daß der Wind mit den leichteren — den Sandkörnern — sein Spiel in der angedeuteten Weise beginnen kann. Wie in den höheren Regionen der Wechsel von Frost und Hitze an der Zerstörung des Gebirges thätig ist, und wie derselbe dem Wasser sowie dem Winde vorarbeitet, das zeigen die eckigen Gesteinstrümmer, die die Anden-Plateaus sowie auch die Berghänge der Anden allenthalben bedecken. Der Löß der östlichen Pampas ist — abgesehen von einzelnen Stellen in der Nähe geröllführender Ströme — vollkommen feinstreu, in den westlichen Pampas dagegen mengen sich ihm allmählich größere und kleinere Kiesel bei, und endlich, in der unmittelbaren Nähe des Gebirges, geraten wir in förmliche ausgedehnte Steinfelder und Steinwüsten hinein. — Die Salzausblühungen, die den Boden Argentiniens bei trockenem Wetter auf weiten Strecken bedecken — in den sogenannten Salitres (Salzsteppen) und Salinas (Salzwüsten) — und die das Land an vielen Orten vollkommen unkultursähig machen, hängen selbstverständlich ebenfalls eng mit dem Klima zusammen, und nicht minder auch die Salzhaltigkeit so vieler künstlicher und natürlicher Quellen, die aus der Tiefe zu Tage treten. Das haben wir nicht nöthig, hier noch weiter aus einander zu setzen. Enthält ja doch der Westen Argentiniens eine Anzahl vollkommen abflußloser Gebiete, und besitzt ja doch auch ein guter Theil seines Ostens nur sehr unvollständigen Abfluß. In vielen Gegenden — glücklicher Weise aber bei weitem nicht in allen — ist es völlig unmöglich, gutes Trinkwasser zu erbohren [1]).

Auch die Baumlosigkeit der weitaus größten Strecken Argentiniens ist eine Funktion des Klimas, wenn auch vielleicht nicht eine ganz so direkte, als man gemeinhin glaubt. Anhaltende Dürre ist unbedingt baumfeindlich, und da sie das Land auch selbst in der nächsten Nähe des Atlantischen Oceans oft genug heimsucht, so befremdet uns die Kahlheit der Gegend wohl schon deshalb nicht sehr. Eine ganze Menge von Baumarten verträgt ein solches Klima einfach nicht —, wenn anders dieselben nicht etwa von Menschenhänden sorgsam gepflegt werden. Es giebt aber doch auch eine Reihe von anderen Arten, die gegenüber anhaltender Dürre weniger empfindlich sind. Das kann man namentlich in dem Nordwesten des in Frage stehenden Gebietes sehen, wo bei viel absoluterer Dürre Baumwuchs gedeiht. — Da kommt dann der „Pampero“ in Frage, der Alles, was höher ist als ein Grashalm, und was sich nicht so schmiegt und bückt wie dieser, entwurzelt und zu Boden wirft. Auch dieser ist ohne Zweifel ein großer Waldverwüster, aber als die Hauptursache der Baumlosigkeit kann auch er nicht wohl gelten. Gewisse von Menschen gepflegte Bäume trotzen auch ihm. Aehnliches gilt von den Heuschreckenschwärmen, auf die man etwa noch hinweisen könnte. Der eigentliche Hauptgrund, warum Baumwuchs in den Pampas spontan nicht gedeiht, liegt wohl in den Grundwasserverhältnissen. Bei der Durchlässigkeit der mächtigen Lößlage sieht ja das Grundwasser in der Ebene überall sehr tief, und die Wurzeln der Bäume vermögen demselben nirgends nahe genug zu kommen, um sich vermittelst desselben zu ernähren. Es handelt sich also vor allem um eine indirekte Einwirkung des Klimas, und die übrigen baumfeindlichen Gewalten helfen dann gewissermaßen nur mit, die Baumlosigkeit zu einer absoluten zu machen. In den nordamerikanischen Prärien liegen die Dinge nach unserer Ueberzeugung ganz ähnlich.

Die eigenartige Beschaffenheit des Hinterlandes von Buenos Ayres, das wir uns zu betreten anschicken, erklärt sich auf diese Weise gewissermaßen aus einem einzigen Gesichtspunkte.

Das Anden-Hochgebirge nebst seinem schmalen Vorlande im Westen verlangt natürlich eine gesonderte Betrachtung. Durch Hochgebirge wird ja in jede Zone ein anderes Klima hineingerückt. Auf die ausgedehntere Südhälfte des argentinisch-chilenischen Andengebirges fallen die wasserdunstgeschwängerten West- und Nordweststwinde voll und frei ein, und dieselben verursachen daselbst während des Winters eine außerordentlich große Niederschlagsmenge. Ganz im Süden, wo man sich unter Breiten befindet, die den nordeuropäischen entsprechen, hat der Reichthum an Winterschnee im Verein mit der geringen Sommerwärme sogar zu einer sehr ausgedehnten Vergletscherung geführt, so wie wir es auf der nördlichen Erdhalbkugel nur im südlichen Grönland, auf Island und in dem nördlichen Norwegen beobachten. Der Kolonisation dürfte dieser rauhe und unwirthliche Landstrich höchstens in günstig gestalteten Thalgegenden Angriffspunkte bieten, und große Reichthümer bietet derselbe nur in dem Fischreichthume seiner tief eingeschnittenen Fjorde, sowie in dem dichten Wuchse der Cypressen- und Libocedruswälder, die die gletscherfreien Berghänge bekleiden. In den nördlicher gelegenen Anden — zwischen der Breite des Chonos-Archipels und der Breite von La Serena etwa —, wo die Sommerwärme viel intensiver ist, finden wir nur die höchsten Gebirgsstöcke vergletschert, während die tieferen Thalgegenden eine außerordentlich üppige Vegetation hervorbringen und sich zugleich in einem sehr hohen Grade anbausähig erweisen haben. — Der Norden des in Frage stehenden Gebietes wird von dem trockenen Ostpassate bestrichen, und unter diesen Einfluß vermandelt sich auch das Hochgebirge zu einem viel beträchtlicheren Theile in eine öde Felsen- und Steinwüste, namentlich breitet sich an dem im „Regenschatten“ des Gebirges liegenden Westfuße eine reine Wüste — die Atacama — aus. Diese Gegend ist daher nur durch ihre reichen Lagerstätten von nutzbaren Mineralien in einem höheren Grade productiv — auf der chilenischen Seite durch ihre Kupfer- und Salpeterlagerstätten, und auf der argentinischen durch ihre Silber-, Blei-, Kupfer- und Goldlagerstätten.

Ebenso wie das Andengebirge, so nimmt auch Pata-

[1]) Vgl. Stelzner a. a. O., sowie H. Burmeister, Reise in den Laplatastaaten, Bd. 2, S. 261 ff.

Digitized by Google

gonien eine Art Ausnahmestellung in dem außertropischen Südamerika ein. Dieses niedrige Tafelland besteht zwar in der Hauptsache ähnlich wie die Pampas aus tertiären Bildungen. Zugleich muß dasselbe aber einst ziemlich vollkommen vergletschert gewesen sein, da es mit einer so mächtigen Lage von erratischen Blöcken und Geschieben bedeckt ist, daß Musters es mit gutem Grunde als ein Land von „gepflasterten Pampas“ bezeichnen durfte. Das meteorologische Regime sowie das Regime der fließenden Gewässer ist daselbst ein ganz ähnliches ungestümes wie in dem eigentlichen Pampaslande. Die Sommerwärme wird daselbst allerdings niedriger, dieselbe reicht aber bei Punta Arenas, an der Magelhaës-Straße immer noch aus, um neben der Gerste und dem Hafer auch noch den Roggen zur Reife zu bringen. Die Thäler des Rio Negro, des Rio Chubut, des Rio Chico und des Rio Gallegos würden also wohl in einem hohen Grade kulturfähig sein, wenn es gelänge, sie vor den Verheerungen der Hochwasser zu bewahren.

In dem außertropischen Brasilien sowie in Uruguay liegen die klimatischen Verhältnisse ähnlich wie in dem östlichen Argentinien, nur bedingt die mannigfaltigere Bodengestalt Modifikationen, die das Land kulturgeographisch noch höher stellen als das letztere. Auf dem Verwinterungsboden des Gebirges gedeiht hier allenthalben Baum- und Buschwuchs, und neben dem Mais und Weizen baut man daselbst auch mit gutem Erfolge den Kaffeebaum, den Weinstock, die Orange ꝛc. Landplagen sind auch hier vor allen Dingen die Ueberschwemmungen, welche die heftigen Regengüsse verursachen.

Diese allgemeine Charakteristik des außertropischen Südamerika glaubten wir voranschicken zu müssen, ehe wir das Innere desselben betreten, um die Einzelheiten an unserem Auge vorüberziehen zu lassen.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

IX. [1])

(Mit sechs Abbildungen.)

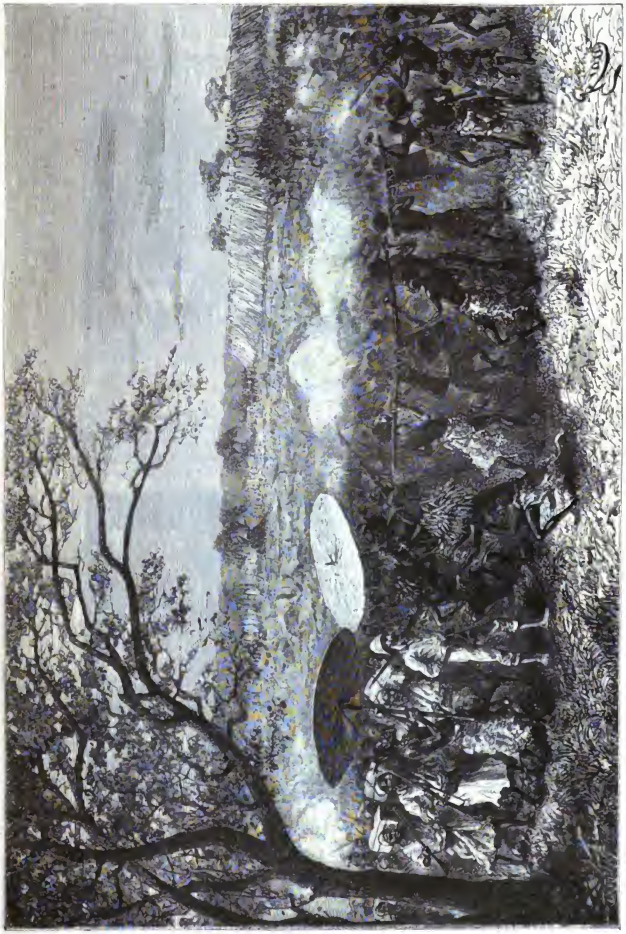
Die Gefangenschaft, in die Giraud nahe bei dem Ausflusse des Lwapula aus dem Bangweolo-See geraten war, wurde mit jedem Tage unerträglicher, und um derselben ein Ende zu machen, hatte der Reisende bereits den Beschluß gefaßt, zu entfliehen, gälte es auch, was es gälte. Da kehrte nach elftägiger Abwesenheit der Bote zurück, den Kalambo

Aufbruch von Kawende.

an König Mere-Mere entsandt hatte, um diesem über den gemachten Fang zu berichten — pünktlich und rasch genug für centralafrikanische Verhältnisse. Der Mann hatte an jedem Tage etwa 60 oder 70 km zurückgelegt. Derselbe überbrachte nun an Kalambo die überraschende Weisung, daß er den Reisenden lebend und so bald als möglich nach dem Lager des Königs zu bringen habe, und daß dieser den

[1]) Fortsetzung aus Bd. 50, Nr. 24. Vergl. hierzu auch die Karte in Bd. 50, S. 338.

Digitized by Google



Empfang im Lager von Mere-Mere.

Digitized by Google

weißen Mann mit hohen Ehren zu empfangen gedenke, da er ihn dazu auserſehen habe, einen Elfenbeintransport nach „Ruanda“ (San Paolo de Loanda) zu bewerkſtelligen.

Da das Lager Mere-Mere's am Wege nach Kazembe lag, wo ſich die Giraud'ſche Karawane befand, ſo war die Botſchaft natürlich eine hoch willkommene. Nach einer

Giraud's Wohnhäuſer bei Mere-Mere.

Wiedervereinigung mit jener galt es ja jetzt in allererſter Linie zu ſtreben. Trotz der gebotenen Eile zögerte Kalambo lange mit dem Aufbruch. Man konnte jetzt aber ſchon etwas wagen, man verſammelte ſeine Getreuen, man ergriff das noch vorhandene Gepäck, und den erſten beſten Fußweg, der nordwärts führte, einſchlagend, machte man ſich auf den Weg. Das Mittel bewährte ſich. Es entſtand zwar im Dorfe ein großer Kriegslärm, aber Hand an zu legen wagte niemand mehr, und ſchließlich folgte Kalambo mit ſeinem ganzen Troß von Kriegern, Weibern und Kindern einfach

Zuſammenkunft mit König Mere-Mere.

hinterdrein — die Männer nichts als ihre alte Steinſchloßflinte und ihre Tabakspfeife aus Flaſchenkürbis tragend, die Weiber aber unter der ſchweren Laſt der Getreide- und Mehlbehälter, Thongefäße, Matten ꝛc. ächzend, und viele obendrein mit Säuglingen an der Bruſt oder auf dem Rücken. Welchen Lärm und welche Familienſcenen eine ſolche Völkerwanderung mit ſich bringt, das kann man ſich leicht denken. Zur Verproviantirung haben Giraud und ſein wackerer Jäger Haſſani das Ihre beizutragen, indem ſie mit ihren guten Büchſen Kaphirſche erlegen. Dieſe Thiere ſind an dem Luapula häufiger als irgendwo anders, und Rudel von fünf bis ſechs Stück ſtellen ſich daſelbſt allent-

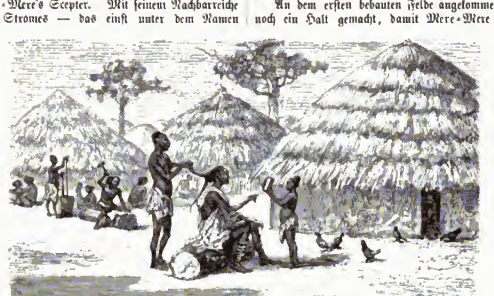
Digitized by Google

halben zum Schuß. Der Marsch ist aber ein äußerst ermüdender und strapaziöser. Vielfach sind die Elephantenspuren der einzige gebahnte Pfad, der sich in der Wildniß darbietet, dann heißt es durch breite Sümpfe waten, und dabei ist es über Tag glühend heiß, und in der Nacht sowie in den frühen Morgenstunden herrscht eine intensive Kälte. Wird am Abend das Lager aufgeschlagen, so fällt auch dabei wieder den Weibern die bei weitem größte Arbeit zu: todmüde gehetzt, müssen sie noch Brennholz suchen, Feuer anzünden, Getreide mahlen, das Mahl bereiten, die Lagerstätte zurecht machen ꝛc. Die Männer rauchen indessen ihre Pfeife.

Das Land, welches halbinselartig vom Bangweolo-See und von dem Luapula eingeschlossen wird, und welches in der Richtung von Süd nach Nord durchwandert werden muß, zerfällt in das Wawisi-Land, das schon Livingston erwähnt und auf seine Karte eingetragen hat, und in das Walisinga-Land, nördlich davon. Ueber dem ersteren waltet Mere-Mere's Scepter. Mit seinem Nachbarreiche jenseits des Stromes — das einst unter dem Namen Katanga's Reich, jetzt aber unter dem Namen Msiri's Reich bekannt ist — lebt er, wie es in Afrika üblich ist, in geschworener Feindschaft, und nicht minder auch mit Kinama, weiter südlich. — Um den beständigen Krieg mit Msiri zu bestehen, hatte sich Mere-Mere zwar einiger Wätissinga-Häuptlinge versichert, nichtsdestoweniger hörte Giraud aber den Namen Kajembe niemals, bevor er Mere-Mere's Lager erreichte. Der fremde Stamm schnitt auch gegen Norden hin jede Kommunikation ab. Da die Kinama, im Süden, gut mit Feuerwaffen versehen sind, so hat aber Mere-Mere aufgehört, erfolgreich gegen sie vorzugehen und sie „aufzufressen", wie die Schwarzen zu sagen pflegen.

Endlich ist der vierzehntägige Marsch nach Mere-Mere's derzeitigem Aufenthaltsorte — er hatte seine Residenz gerade verlassen, um ein Stück Land anbauen zu lassen — überstanden, und da derselbe zuletzt ohne alles Schutzzeug und mit vielfach verletzten Füßen zurückgelegt werden mußte, so wird dies wohl als eine Erlösung empfunden.

An dem ersten bebauten Felde angekommen, wird aber noch ein Halt gemacht, damit Mere-Mere Zeit erhält,

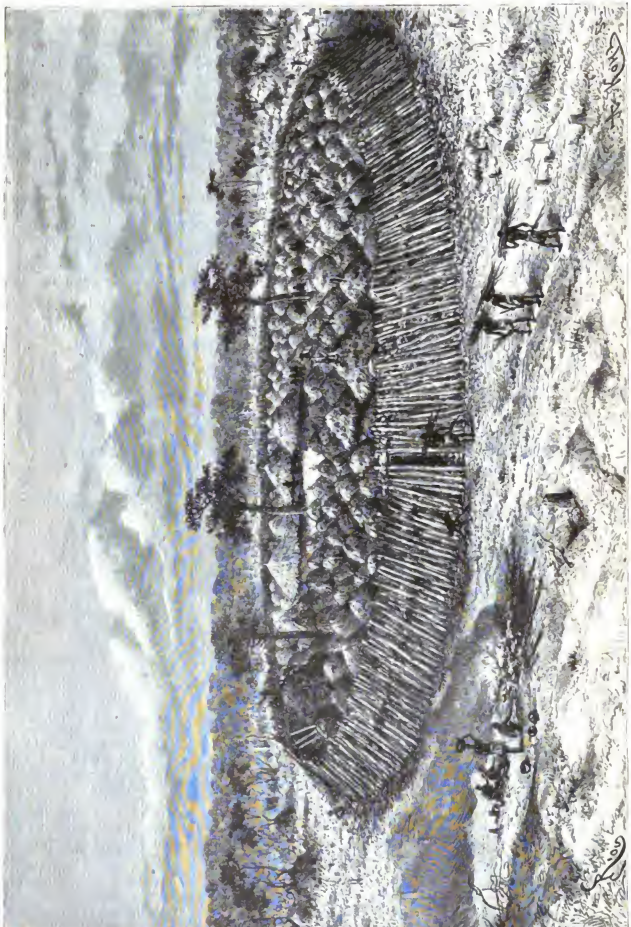


Lagerleben bei Mere-Mere.

seinen Gast würdig zu empfangen. Es ist ja der erste Weiße, der ihm gegenübertritt. Und in der That, Mere-Mere weiß seine Zeit zu nützen. Es ertönen Flintenschüsse aus dem Dorfe — der Reisende hatte gehofft, die Feuerwaffen würden noch nicht bis hierher gekommen sein —, und ein langer Zug bewegt sich ihm entgegen, um ihn einzuholen, tanzend, schreiend, schwatzend, gestikulirend, große Sonnenschirme schwingend, und Freudensalven in die Luft feuernd. Das Verhalten ist bestialisch wild, aber nicht feindselig. Der Reisende wird in die Mitte genommen und durch das Thor des Palissadenwerkes hinein geleitet in das Dorf (S. Abbildung 2). Die Hütte, die ihm daselbst angewiesen wird, ist freilich klein und schlecht genug, und die beiden anderen für seine acht Begleiter sind nicht anders (S. Abbildung 3).

Zu Mere-Mere zu gehen, erlaubt der Zustand der übel zugerichteten Füße nicht. Da erscheint der Herrscher gegen Abend, von einer Menge Volks begleitet, selbst in Giraud's Hütte — ein noch junger Mann von etwa 27 Jahren, muskulös, gut gewachsen, lebhaft, mit intelligentem Gesicht und gutmüthigen Zügen — trotz der spitzgefeilten Vorderzähne, die er nach Landessitte trägt. Mit dem Stück Zeug, das sein Gewand bildet, versteht er sich auch ganz gut zu drapiren. Das Vorderhaupt trägt er gleich seinen Stammesgenossen vorn glatt geschoren, und hinten in einen dicken Wulst zusammengeflochten oder vielmehr zusammengeklebt, die Unterschenkel aber schmücken je sechs Elfenbeinringe.

Da Giraud ohne Umschweife freie Passage verlangt, so verläuft die erste Zusammenkunft aber nichts weniger als freundlich. Mere-Mere findet es verdächtig, daß er, ohne Elfenbein zu kaufen, im Lande herumreist, er wirft ihm vor, daß er sich mit Msiri zu verbinden strebe, und er geht schließlich in hellem Zorn davon. Die Menge draußen nahm ebenfalls eine drohende Miene an und ließ ihr Kriegsgeschrei ertönen. Das Schlimmste war aber, daß der Reisende seine Gliedmaßen nicht regen konnte, sowie daß es nun auch nichts zu essen gab. — Am nächsten Morgen, als Mere-Mere wiederkam und ohne Umstände die Kästen Giraud's öffnete, dieser dagegen vor allem zu essen verlangte, wollte sich die Situation kaum bessern. Schließlich besann sich aber Mere-Mere doch eines Besseren, und es wurde Mehl herbei geholt. Die Schätze in den



Die Befestigung des Lagers von Mere-Mere.

Digitized by Google

Küsten — Gewehre, Uhren ꝛc. — musterte er mit großem Wohlgefallen, und über die Boussole bemerkte er intelligent genug: „Das ist so gut, als hättest du die Sonne in der Tasche.“ Nun wurde er rasch wieder gut Freund, und er sicherte dem Reisenden nicht bloß seinen Schutz zu, sondern er wollte sogar Blutsbrüderschaft mit ihm machen.

Gegenüber seinen wilden Unterthanen hat Mere-Mere übrigens einen ziemlich schweren Stand. Ursprünglich hatte er nämlich seine Residenz viel weiter südlich. Da kamen die Blattern und machten die Gegend — die Giraud an den Tagen vorher durchwandert hatte — nahezu menschenleer, und nun haust der König hier im Norden und sieht seine Autorität von den Wauffi zunächst noch vielfach angefochten. Sein Ehrgeiz ist aber bedeutend, und wenn ihm sein Glück hold ist, so wird es ihm schon gelingen, sie zu bezähmen und sein Reich zu einem der stattlichsten in Centralafrika zu machen.

In seinem Lager zeigte er sich ungemein rührig und energisch. Sehr frühe am Morgen auf, ging er im Lager umher und sah, wie alles stand, er draufsichtigte die Feldarbeiten, stellte an, und nicht leicht entging etwas seinen Augen. Nur Abends war er meistens betrunken.

Bezüglich der Reisenden erklärte er seine Grundsätze mit einfacher Logik folgendermaßen: „Ich bin nicht einer von denen, die Karawanen plündern und Fremde tödten. Ich weiß ja, daß dieselben dann nicht mehr durch meine Länder kommen würden. Ich brauche aber schöne Stoffe sowie Flinten und Pulver, und ich will überhaupt Alles kennen lernen, was von der Küste kommt.“

Uebrigens schwand sein Mißtrauen aber niemals vollständig, und als Giraud aus Rücksicht auf seine noch nicht verheilten Fußwunden sich sträubte, auf die Jagd zu gehen und Wildpret ins Lager zu bringen, da wurde er auch wieder sehr karg mit den unumgänglichen Rehfationen. Der will seine Patronen zu einem Angriffe auf sich sparen! meinte er.

Auf einen klugen Vorschlag des Reisenden, der darauf abzielte, ihn aus seiner Lage zu befreien, ging er aber doch ein. Er ließ es nämlich zu, daß Hassani und Salumi als Boten zu Kazembe geschickt wurden, angeblich, um die waarenbeladene Karawane zu veranlassen, zu Mere-Mere zu kommen, in Wirklichkeit und ihrer geheimen Instruktion gemäß aber, um Verstärkung, Waffen, Schuhwerk, Tabak, Seife und daneben nur einige hübsche Geschenke für Mere-Mere herbei zu holen.

Vier Wochen später kamen sie zurück, die Braven hatten ihre Botschaft gut ausgerichtet. Sie gaben vor, Kazemba habe der Karawane den Abzug nicht gestattet. Aber Mere-Mere's Enttäuschung war vollkommen und sein Zorn loderte hell auf. Ihn zu beschwichtigen und wieder zu versöhnen, schien nicht mehr möglich.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

I.

Vorbemerkung: Das für die indianischen Namen angewandte Alphabet bedarf der folgenden Erläuterung:

e = e in haben.
ä = dem schwedischen ä.
y = j im Deutschen.
ch = ch in Eichel.
χ = ch in tachen.
q das gutturale k, fast wie kr lautend.
k' ein explosives ky.
ɬl Die Zunge legt sich breit an den Gaumen. Die Luft wird zu beiden Seiten derselben plötzlich hervorgestoßen.
s ist immer scharf.
š ein Laut zwischen s und sch stehend.
ç = th im englischen thick.
ŋ zwischen n und d.
ɲ zwischen m und b.
w wie im Englischen.

Im Herbst 1886 führte der Verfasser eine Reise behufs ethnologischer Studien an der Nordwestküste Amerikas aus. In den folgenden Aufsätzen sollen einige der Ergebnisse über die Mythologie der besuchten Völker dargestellt werden, die Licht auf die Entwickelung der eigenthümlichen Kultur jener Gebiete werfen dürften. Obwohl die Küstenbewohner von Alaska bis Puget Sound ganz verschiedenen Sprachstämmen angehören, nehmen sie doch an einer in ihren Grundzügen gleichförmigen Kultur Theil, die sich offenbar allmählich über das ganze Gebiet ausgebreitet hat. Bei einer Vergleichung der Sagen und Gebräuche beobachtet man, daß gewisse Ueberlieferungen auf ihrem Wege von Norden nach Süden an Zusammenhang verlieren und unbedeutender werden, während andere an ihre Stelle treten. Das Gleiche gilt auch für die Sagen und Gebräuche, die im Süden zu Hause sind und sich weiter nach Norden verbreitet haben. Ich werde zunächst einige Sagenkreise wiedererzählen, und aus diesen meine Behauptung näher zu begründen suchen.

Das in Rede stehende Gebiet wird von sechs Stammgruppen bewohnt: den Tlingit im südlichen Alaska; den Haida auf den Königin Charlotte-Inseln und dem südlichen Theile der Prince of Wales-Gruppe; den Tsimšian am Naß River und den diesem Gebiete vorgelagerten Inseln; den Kwakiutl, deren Gebiet sich vom Gardner-Kanal bis zur Mitte von Vancouver Island erstreckt; den selischen Stämmen der Juan de Fuca-Straße, des Puget-Sundes und des Golfes von Georgia; und den Stämmen der Westküste von Vancouver Island und von Cap Flattery. Zu den selischen Stämmen gehören auch die Bilzula des Bentinck-Armes. Diese Stammgruppen zerfallen wieder in zahlreiche Unterstämme, welche hier nicht alle aufgeführt werden können. Jeder Stamm zerfällt aber in Geschlechter, und ein jedes derselben hat seine eigenen Ueberlieferungen, die sich auf die Schicksale seiner Ahnen beziehen, während gewisse andere Sagen den ganzen Stammgruppen gemeinsam sind. Ich erwähne hier nur einige besonders häufig in den folgenden Sagen genannte Stämme: die Wik'enoq, Tlatlasiqoala, Naqomqilis, Kwakiutl, Kwikšot'enoq, Qoqsimo sind

Digitized by Google

Unterstämme der Kwákiutl, die Çatlóltx, Pentlatsch, Snanaimuch, Qauitschin solche der Selischen.

I. Die Rabensage.

A. Krause hat in seinem vortrefflichen Werke über die Tlinkit (S. 253 ff.) das bekannte Material über diese Sage zusammengestellt und die von ihm gehörten Ueberlieferungen wiedergegeben. Zu Victoria und Alert Bay (Cormorant Isl.) hatte ich Gelegenheit, mit einigen Tlinkit, oder wie ich sage Tlingit, aus dem Stáqinkoan (Stak-hin-kon Krause's) zusammenzutreffen, und ich hörte von ihnen die folgende Form der Sage:

Ein mächtiger Häuptling war im Besitze der Sonne, des Tageslichtes und des Mondes, welche er in einer Kiste wohl verschlossen hielt, die am Dachbalken seines Hauses aufgehängt war. Er wußte, daß Yétl, der Rabe, in der Gestalt einer Kiefernadel kommen würde, um ihm seine Schätze zu rauben, deshalb pflegte er alles trockene Laub das er fand, zu verbrennen. Yétl flog einst aus, um die Sonne zu rauben. Er flog viele Tage lang, ehe er das Haus des Häuptlings erreichte. Dort saß er nun vor dem Hause, fürchtete sich aber hineinzugehen und wußte nicht, wie er es beginnen sollte, in Besitz der Sonne zu gelangen. Der Häuptling hatte aber eine schöne Tochter und der Rabe beschloß, durch sie sich wieder gebären zu lassen und so in das Haus zu gelangen. Als er sie außerhalb desselben traf, warb er um ihre Liebe und wollte sie hinter dem Rücken ihres Vaters heirathen. Aber jene wies ihn zurück, denn sie fürchtete, ihr Vater würde sie im Zorne tödten, wenn er erführe, daß sie den Raben erhört habe. Da beschloß Yétl eine List zu benutzen, um doch in Besitz der Jungfrau zu gelangen. Er verwandelte sich in eine Kiefernadel und ging zu dem Teiche, aus dem der Häuptling Wasser holen ließ. Da dachte er: „O, käme doch das Mädchen, Wasser zu holen.“ Und sie ergriff einen Eimer und ging hinaus. Der Vater frug: „Warum gehst Du selbst? ich habe doch viele Sklaven, die für Dich Wasser holen können.“ „Nein“, erwiderte sie. „Jene bringen mir immer schmutziges Wasser, ich will mir reineres holen.“ Und sie ging zum Brunnen. Das Wasser war ganz mit Kiefernadeln bedeckt. Diese schob sie zur Seite und schöpfte dann klares Wasser. Da noch einige Nadeln in ihrem Eimer waren, warf sie dieselben hinaus; nur eine entschlüpfte ihr immer wieder. Das war aber Yétl. Dieser dachte nun: „O, verschlucke sie mich doch!“ und sogleich ward sie ärgerlich über die vielen vergeblichen Versuche und schluckte die Nadel mit dem Wasser herunter. Als sie ins Haus zurückkam, frug der Vater: „Nun, hast Du klares Wasser bekommen?“ „Nein“, antwortete jene, „eine Kiefernadel, die darin schwamm, konnte ich gar nicht fangen; da wurde ich ungeduldig und schluckte sie mit herunter.“ Sie wurde aber schwanger davon, und nach neun Monaten, als sie ihre Niederkunft erwartete, veranstaltete ihr Vater ein großes Fest und ließ sie sich auf Kupferplatten und Biberfellen niederlegen. Dort aber konnte sie nicht gebären. Da dachte der Vater: „Wir wollen ihr ein Mooslager bereiten, vielleicht kann sie dann gebären.“ Er ließ seine Sklaven Moos aus dem Walde holen und daraus ein Lager bereiten. Dort genas sie sogleich eines Sohnes. Dieser wuchs rasch heran. Der Großvater aber war stolz auf seinen Enkel und schenkte ihm alles, was er begehrte; die theuersten Felle und die kostbarsten Sachen.

Eines Tages begehrte er die Kiste, in welcher Mond, Sonne und Tageslicht aufbewahrt waren. Als der Großvater ihm diese auf das Bestimmteste verweigerte, fing er an zu weinen und zu schreien und hörte gar nicht wieder auf, bis der Großvater glaubte, er würde sterben. Deshalb nahm er die Kiste herunter, und ließ ihn soeben hineinlugen. Da sah er das Tageslicht. Der Großvater nahm sie ihm gleich wieder fort, und der Knabe schrie nur um so heftiger. Da verstopfte der Häuptling alle Löcher und Ritzen in seinem Hause, verschloß den Rauchfang und dann gab er ihm die Kiste. Da freute sich der Knabe. Er trug sie auf den Armen im Hause herum und spielte mit ihr, wie mit einem Balle. Es währte aber nicht lange, da fing er wieder an zu schreien und wollte den Rauchfang geöffnet haben. Der Großvater willigte nach langem Widerstreben ein, und öffnete eine schmale Ritze. Aber jener schrie: „Nein mehr! mehr!“ Endlich war der Rauchfang ganz offen. Da verwandelte sich der Knabe in einen Raben und flog mit der Kiste davon, die er unter seinen Flügeln verborgen hielt.

Er flog zu den Menschen, welche im Dunkel Häringe fischten, und bat um etwas Fisch. Aber sie verweigerten ihm die Gabe und schalten ihn. Er bat nochmals: „O, gebt mir etwas Fisch, dann geb' ich Euch das Tageslicht.“ „Du kannst doch kein Tageslicht machen! Glaubst Du, wir kennten Dich nicht, Yétl, Du Lügner?“ riefen jene. Er bat nochmals, aber jene lachten ihn nur aus. Da zeigte er ihnen, um sie zu überzeugen, ein kleines Stückchen vom Monde. Nun glaubten sie ihm und gaben ihm Häring. Dieser hatte damals noch keine Gräten. Yétl aber war böse auf die Menschen geworden, steckte viele Kiefernadeln in den Fisch und sagte: „Von nun an sollen die Menschen Gräten in Dir finden und Mühe haben, sie heraus zu nehmen“. Er schnitt dann den Mond durch, setzte die eine Hälfte an den Himmel und sagte: „Nun werde abwechselnd voll und halb“. Die andere Hälfte zerschlug er und machte die Sterne daraus. Und er nahm die Sonne und das Tageslicht aus der Kiste und setzte sie an den Himmel. Als es so Tag wurde und die Menschen einander sahen, liefen sie auseinander. Die einen wurden Fische, die anderen Vögel, Bären und andere Thiere.

Die Form, in welcher diese Sage von den Tsémsen erzählt wird, verdanke ich der Güte des Herrn Duncan, des verdienten Missionars von Metlaqátla. Indeß bin ich nicht im Stande, mehr als eine kurze Skizze zu geben:

Im Anfange waren die Frösche die Herren der Erde, und lebten glücklich in dem damals herrschenden Dunkel. Einst kam Tsémsen, der Rabe, und bat sie um etwas zu essen. Sie aber schlugen seine Bitte ab und sagten: „Du Thor, wir wollen Dir nichts geben.“ Da ward Tsémsen böse und dachte nach, wie er sich rächen könne. Er wußte aber, daß die Frösche das Tageslicht nicht vertragen können, und ging deshalb die Sonne und das Tageslicht zu rauben. (Folgt die vorige Geschichte.) Er kam nun wieder zu den Fröschen und sprach: „Gebt mir etwas zu essen! Wenn Ihr es nicht thut, so mache ich sogleich Tageslicht.“ Sie aber verlachten ihn und sagten: „Glaubst Du, wir wüßten nicht, daß ein großer Häuptling das Tageslicht hat?“ Um sie zu überzeugen, ließ er das Licht ein wenig unter seinen Flügeln hervorschauen. Die Frösche aber glaubten, er wolle sie nur täuschen, und versagten ihm die erbetene Nahrung. Da machte er den Tag und die Frösche krochen ins Dunkel zurück.

Der nächst südlichere Stamm, von welchem ich die Sage erhalten habe, sind die Bilzula und zwar wurde sie mir von Leuten von Nut'el erzählt. Ich gebe hier eine Uebersetzung des Textes, der mir in der Ursprache mitgetheilt wurde:

Vier Töchter hatte Snch (der Sonnengott). Der Rabe begiebt sich als Kiefernadel ins Wasser. Und es will Wasser holen und trinken Snch's älteste Tochter, T'laqomáqs. Und mit dem Wasser trinkt sie die Nadel. Dies macht sie schwanger

Digitized by Google

und nach vier Tagen gebiert sie den Raben. Und es will der Rabe die kleine runde Kiste haben. Einst war es dunkel und nie wäre es Tag geworden, wenn nicht der Rabe dort hingegangen wäre. Der Rabe schreit. Da sagte Snch zu seiner Tochter: „Jener will mit der Kiste spielen, gieb sie ihm.“ Sie nahm sie herunter. Er spielte damit und hörte auf zu schreien. Da zerbrach er die Kiste und heraus kam die Sonne.

Etwas ausführlicher wurde mir die Sage von den Wik'ênoq von Rivers Inlet erzählt; hier finden wir dieselbe aber schon mit anderen Elementen verquickt:

Einst sandte Qants'ôump (wörtlich unser Vater; die Gottheit) Kya'łqemkyasô zur Erde hinab. Er kam auf den Berg Q'oâmu und stieg hinunter in das Thal des Flusses, der reich an Lachsen war. Er sandte vier Frauen in den Wald, Ceberrinde zu holen und lehrte die Menschen Netze zu machen. Als das Netz fertig war, stieg er mit den Menschen in ein Boot und sie fingen an Lachse zu saugen. Damals aber gab es keine Sonne; nur der Mond leuchtete am Himmel. Der Rabe Hémeskyas wußte, daß der Häuptling Mq̂nis die Sonne im Besitze hatte und beschloß, sie zu rauben. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und ließ sich in den Brunnen fallen, aus dem Mq̂nis' älteste Tochter, mit Namen Łatâq'âiyuqoa, täglich Wasser zu holen pflegte. Sie schöpfte Wasser und der Rabe schlüpfte als Nadel in ihren Eimer; als sie aber trank, blieb sie die Nadel zur Seite. Da diese List mißglückt war, verwandelte sich der Rabe in glänzende Beeren und diese sah das Mädchen sich im Wasser spiegeln. Es verlangte sie dieselben zu essen; sie pflückte sie und verzehrte sie. Da gebar sie nach vier Tagen einen Sohn, den Hémeskyas. Dieser wurde gleich sehr groß und konnte schon am ersten Tage sprechen. Er spielte auf dem Boden des Hauses und fing bald an zu schreien und zu schreien, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Der Großvater frug ihn: „Was willst Du denn haben?“ „Mache mir eine Lachswehr, ich will Lachse haben.“ Jener that nach dem Willen des Knaben, aber dieser schrie und weinte und wollte Bogen und Pfeile haben. Der Großvater erfüllte auch diesen Wunsch und machte ihm einen Bogen und vier Pfeile. Da beruhigte sich der Knabe. Am zweiten Tage konnte er schon gehen und lief hinunter zum Wasser. Am dritten Tage fing er wieder an zu schreien und beruhigte sich nicht eher, als bis ihm sein Großvater ein Ruder gemacht hatte, wie er begehrte. Damit ging er zum Wasser hinab, kam aber bald schreiend zurück und wollte auf dem Wasser fahren. Da bat seine Mutter Mq̂nis, ihm einen Kahn zu bauen. Der Großvater erfüllte ihre Bitte und machte ein Boot aus Seelsmenfell. Da freme sich Hémeskyas, bestieg den Kahn und spielte damit auf dem Wasser. Bald aber kam er wieder zurück und schrie: „Ich will mit der kleinen Kiste dort spielen.“ Diese hing oben an einem Dachbalken des Hauses und der Großvater bewahrte das Tageslicht darin auf. Da schalt ihn die Mutter und sprach: „Du schlechter Bube, Du bist ja gar nicht wie andere Kinder; Alles willst Du haben. Diese Kiste bekommst Du nicht.“ Da schrie der Knabe noch mehr und ließ sich gar nicht beruhigen. Endlich erlaubte der Großvater seiner Tochter, die Kiste ein wenig herunter zu lassen, damit der Enkel sie sehen könne. Dieser war aber damit noch nicht zufrieden und ertrotzte sich endlich die Erlaubniß, mit der Kiste zu spielen. Er nahm sie mit in den Kahn und fuhr sie auf dem Wasser umher. Bald aber kehrte er nach Hause zurück. Am folgenden Tage schrie er wieder, bis er die Kiste hatte. Er setzte sie in den Schnabel des Bootes und fuhr damit weit ins Meer hinaus. Dort öffnete er sie ein wenig. Als die Mutter, die ihn beobachtet hatte, dieses sah, rief sie Mq̂nis zu: „O, siehe was für Schlechtigkeiten jener treibt.“ Als er den Kasten noch mehr öffnete, fuhr die Sonne heraus und erleuchtete die Erde.

Endlich muß ich die Sage in der Form erzählen, wie sie von den Tlatlasiqoala von Hope Island an der Nordspitze von Vancouver Island erzählt wird.

Am Anfang war es überall auf Erden dunkel. Da beschloß Omeâtl, der Rabe, die Sonne zu rauben. Zu diesem Zwecke versteckte er sich in ein Stück Treibholz und ließ sich zu dem Lande des Nâlanuk (= Tagbringer) treiben, der das Tageslicht bewahrte. Als dieser das Holz ans Land treiben sah, sprach er zu seiner Tochter: „Hole doch das Holz zum Hause herauf.“ Sie gehorchte. Omeâtl aber, der darin verborgen war, griff sie um den Leib. Darob erschrak sie und warf das Holz weit fort. Er aber schlüpfte in sie hinein und ward nach zwei Tagen als Kind wiedergeboren. Dieses trug die Frau auf ihren Armen herum, und schon Abends konnte es sprechen. Der Junge wollte gern mit der Sonnenkiste spielen und dieselbe im Boote umherfahren und schrie, bis es ihm der Großvater endlich erlaubte. Da war er froh. Das Boot war aber an dem Pflock festgebunden. Er machte es nun schaukeln, bis das Wasser hineinlief, schnitt das Seil durch, das es ans Land hielt, und senkte sein Ruder dreimal ins Wasser: da fuhr das Boot weit davon und er rief: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Omeâtl.“ Da warnte ihn Nâlanuk: „Oeffne den Kasten nicht. Du weißt, das Tageslicht ist darin.“ Aber kaum war Omeâtl zu Hause angekommen, da öffnete er die Kiste und befreite das Tageslicht. Aber er verstand nicht, die Nacht zu machen und daher war es immer hell. Deshalb befuchte Nâlanuk Omeâtl und frug ihn: „Warum machst Du nicht, daß es auch Nacht wird?“ Omeâtl gestand zu, daß er es nicht verstehe, und Nâlanuk machte nun den Tag und die Nacht.

Leider erstrecken sich meine Sammlungen nicht auf den südlichen Zweig der Kuâkiutl, die Lêkuiltok, während ich wieder Sagen der südlicheren Stämme, nämlich der Çaltôltaz, Penâlatsch und Qauitschin besitze. Aus diesen geht hervor, das weiter südlich die hier behandelte Sage nicht vorkommt. Mit der zunehmenden Bedeutung des Sonnencultus im Süden verschwindet die Sage, welche den Zusammenhang zwischen Raben und Sonne behandelt.

Zunächst muß die Uebereinstimmung in der Form der Sage bei den Tlingit, Haida und Taimpeschian hervorgehoben werden. Ein Vergleich der Sitten und übrigen Mythen bestätigt die hier beobachtete Thatsache, daß diese drei Sprachstämme unter sich einen engeren Verband haben, als mit den übrigen Nordwestamerikanern. Vor allem ist nur ihnen die mütterliche Erbfolge eigen, die weiter im Süden der väterlichen Platz macht. Nur bei ihnen tritt der Sonnenmythus so ganz gegen den Rabenmythus in den Hintergrund. Nur Duncan's Erzählung und die von mir gehörte Version über den Raub der Sonne geben Rechenschaft darüber, was den Raben zu dem Diebstahle veranlaßte. Duncan's Bericht ist aber vollständiger. Beide stimmen darin überein, daß der Rabe Fische haben wollte, bei beiden droht er mit der Schaffung des Tageslichtes, falls er sie nicht bekommt und dadurch mit einer Störung des Fischfanges. Bei der großen Uebereinstimmung, welche alle Formen unserer Sage mit Ausnahme Dawson's (Report of The Queen Charlotte Islands. Montreal 1880) zeigen, und der fast vollständigen Uebereinstimmung der Haida- und Tlingit-Ueberlieferungen, muß es zweifelhaft erscheinen, ob Dawson's Form wirklich die originale und charakteristische der Haidas ist. Wichtig ist seine Bemerkung, daß nach einigen Angaben der Mond schon früher bestanden haben soll. Wir finden dieselbe bei den Wik'ênoq wieder, deren Sagen im

Digitized by Google

übrigen mit denen der Bilzula die größte Uebereinstimmung haben, wie auch das vorliegende Beispiel zeigt. Ueberall, mit Ausnahme von Krause's Version, finden wir einen Kasten aufgehängt und durch einen besonders geschürzten Knoten befestigt. In demselben befindet sich bei den südlicheren Stämmen nur das Tageslicht, denn der Sonnengott ist bei ihnen selbst der Besitzer, bei den nördlicheren Sonne, Mond und Tageslicht. Eigenthümlich ist die Bemerkung bei den Tsimpschian und Haida, daß der Rabe etwas dem Monde oder dem Lichte Aehnliches unter seinem Flügel habe sehen lassen.

Ich lasse hier eine zweite Sage aus dem Rabenkreise über die Entstehung des Süßwassers folgen.

Yétl fühlte sich sehr trocken im Munde und wollte gern etwas Wasser haben. Er suchte auf der ganzen Erde, konnte aber nichts finden. Nur Qanúq, der Adler, besaß Wasser, hütete es aber sorglam. Es war ein alter Mann, der immer schlafend auf dem Deckel des ausgehöhlten Steines saß, in dem er das Wasser bewahrte. Sein Haus war auf Nekyinó, einer Insel zwischen dem Stikin-Fluß und Sitka. Seine Beine waren an seinen Bauch herausgezogen und dadurch bewirkte er, daß das Wasser des Meeres immer hoch stand und es nie Ebbe wurde, so daß die Menschen keine Seeigel und Fische am Strande sammeln konnten. Der Rabe beschloß, den Qanúq zu zwingen, es Ebbe werden zu lassen, und ihm das süße Wasser zu rauben. Man hatte ihm aber gesagt, daß Qanúq, so lange seine Augen geschlossen seien, wache, und alles sähe; so bald er aber die Augen öffne, schlafe er fest. Dann solle er versuchen, das Wasser zu nehmen. Er flog nun zu ihm und rief: „O, wie bin ich kalt geworden beim Seeigelfang!“ Der Alte that, als höre er ihn nicht. Der Rabe rief noch einmal: „Hu, wie hat das Wasser mich kalt gemacht, als ich Seeigel fing.“ Da murmelte Qanúq: „Was ist das für ein Thor! Ich strecke meine Beine nicht, deshalb wird es keine Ebbe und die Menschen können keine Seeigel fangen.“ Da rief der Rabe: „Nun, wenn Du nicht glaubst, so fühle dieses! Sind das keine Seeigelschalen?“ und dabei rieb er Qanúq's Rücken mit etwas Rauhem, das sich anfühlte wie Seeigelschalen; denn in Wahrheit hatte er gar keine. Er täuschte aber Qanúq, der in der Verwunderung seine Beine ausstreckte. Da lief das Meer weit, weit zurück; der Rabe flog hinab und fing alles, was er begehrte. Nur wenige Fische, die im tiefen Wasser wohnten, waren nicht mit auf dem Trocknen geblieben.

Nun kehrte er zu Qanúq zurück und wollte das Wasser stehlen. Zu diesem Zwecke erzählte er ihm Tage lang, bis endlich seine Augen weit aufstanden, und er fest schlief. Yétl hob den steinernen Deckel auf und trank, bis er ganz voll war. Dann flog er davon. Da erwachte Qanúq und verfolgte ihn voller Zornes. Er gelangte aber glücklich bei At-ta, dem äußersten Kap bei Stikin, auf Festland, ohne daß Qanúq ihn eingeholt hätte. Dort ist noch heute der Weg zu sehen, den er genommen hat. Er flog aber über alle Lande und vergoß etwas Wasser. Ueberall entstanden so große und kleine Flüsse: der Tlazaík (Yukon), Qonákó, Iqóné (Copper River) und viele andere.

Die Wik'óoq erzählen dieselbe Sage, wie folgt: Im Anfange gab es keine Quellen und Bäche, sondern das Wasser floß unerreichbar unter den Wurzeln der Bäume. Ein alter Mann aber besaß einen Eimer voll klaren Wassers, und der Rabe flog hin, dasselbe zu stehlen. Er versteckte ein Stückchen Cederbast unter den Flügeln und bat den Alten um einen Schluck Wasser. Jener erlaubte ihm zu trinken, sagte aber: „Trinke nicht zu viel, ich habe selbst nur wenig Wasser.“ Der Rabe trank. Als jener ihm zurief, einzuhalten, wischte er heimlich seine Zunge mit dem Cederbaste ab und sagte: „Siehe, meine Zunge ist noch ganz trocken; ich habe nichts bekommen.“ Da gestattete der Alte ihn, mehr zu trinken. Viermal täuschte er ihn so, da war der Eimer ganz leer und der Rabe flog davon. Ueberall aber ließ er Tropfen niederfallen, und aus diesen entstanden die Seen und Flüsse.

Von den Tlatlasiqoala wird die Sage ganz ähnlich erzählt; nur bewahrt hier Omeátl's Schwester das Wasser, und er streut viermal Asche auf seine Zunge, um sie zu täuschen. Die Seen und Flüsse entstehen dann dadurch, daß er sein Wasser läßt.

Hierher gehört auch die Sage von der Entstehung der Ebbe und Fluth, wie dieselbe bei den Tlatlasiqoala erzählt wird: Der Wolf war der Herr der Ebbe und Fluth und gestattete dem Meere nie zu fallen. Das wollte der Rabe nicht länger dulden. Er ging in den Wald, legte sich nieder und stellte sich, als sei er todt. Da kam der Wolf und wollte ihn fressen. Omeátl bekam aber seinen Schwanz (in dieser Verbindung Nún genannt) zu fassen und biß ihn ab. Voll Freude, daß seine List gelungen war, flog er mit dem Schwanze nach Hause. Dort hing er ihn über das Feuer, um ihn zu trocknen. Da schrie der Wolf: „Bring meinen Schwanz nicht ans Feuer, bring meinen Schwanz nicht ans Feuer!“ Als derselbe etwas zu trocknen begann, trat das Meer vier Klafter weit zurück. Omeátl war aber noch nicht zufrieden und befahl seinen Sklaven, den Schwanz noch weiter herunter zu lassen. Je niedriger sie ihn hinab ließen, um so tiefer fiel das Wasser, und weit hinaus ward das Meer trocken. Da gingen die Menschen hinaus und holten, was sie bedurften, Muscheln und Fische.

Aehnliches erzählen die Wik'óoq, doch ist hier das Mink der Held. In den Sagen heißt dasselbe Tlóselakila, der Sonnensohn. Wir werden später sehen, daß in Süden fast durchweg das Mink die Stelle des Raben einnimmt. Die Sage lautet folgendermaßen: „Einst sagte das Mink zu seiner Mutter: „Ich bin hungrig und möchte Muscheln essen. Ich will mit Yáēgōēqoa kämpfen, damit er es Ebbe werden läßt.“ Dieser aber war ein mächtiger Häuptling, welcher auf dem Grunde des Wassers wohnte. Die Mutter ließ ihn gehen. Das Mink schwamm hinaus und griff Yáēgōēqoa an. Endlich gelang es ihm, seiner Herr zu werden und es hielt ihn unter Wasser, bis er anfing, seinen Athem zu verlieren. Da rief jener: „Laß mich los, ich will auch das Wasser zurücktreten lassen, damit Du Muscheln sammeln kannst.“ Das Mink war damit zufrieden, ließ ihn los und schwamm nach Hause zurück. Das Meer trat ein wenig zurück, und das Mink fand eine Muschel. Als er nach Hause zurück kam, frug seine Mutter: „Nun, was hast Du gefunden?“ Es zeigte ihr da eine Muschel und schwamm gleich wieder hinaus, um mit Yáēgōēqoa nochmals zu kämpfen. Wieder besiegte es ihn und er ließ das Wasser etwas weiter zurücktreten und länger ausbleiben. Da fand das Mink sechs Muscheln unter den Steinen und brachte sie seiner Mutter. Es war aber noch nicht zufrieden. Erst nachdem er viermal den Wassergeist besiegt hatte, ließ er das Meer lange und weit genug zurücktreten, so daß es einen Korb voll Muscheln bekam. Da war es zufrieden, ließ seine Mutter die Muscheln kosten und beide aßen sich satt. Da klopfte es sich voll Behagen auf den Magen.

Die folgende Sage der Kwákiutl behandelt denselben Gegenstand: Tlóselakila ging aus, um mit dem Wolfe zu kämpfen. Nach hartem Strauße besiegte er denselben, schnitt seinen Schwanz ab und nahm ihn mit nach Hause. Dort hing er ihn über der Thür auf. Wenn er ihn herunterließ, so fiel das Wasser, und er konnte gehen, um Muscheln zu sammeln. Zog er ihn aber wieder in die

Digitized by Google

Höhe, so stieg das Wasser. So entstand die Ebbe und Fluth.

Hierher gehört noch die folgende Sage der Makáty von C. Flattery (s. Swan, The Indians of Cape Flattery. p. 65): Der Rabe Tluschud war nicht zufrieden mit seinem Weibe, der Krähe, und flog die Juan de Fuca-Straße hinauf, um die Tochter Tutschi's, des Ostwindes, zu rauben. Tutschi suchte ihn darauf 20 Tage lang und als er ihn endlich auffand, wurde eine Verständigung erzielt, derzufolge der Rabe etwas Land zum Geschenk erhalten sollte. Damals gab es keine Ebbe und Fluth und der Ostwind versprach, das Wasser 20 Tage lang fallen zu lassen, damit der Rabe alles Eßbare vom Strande auffammeln könne. Der Rabe war hiermit nicht zufrieden, sondern verlangte, daß das Meer bis Kap Flattery trocken laufen solle. Der Ostwind aber verweigerte dieses. Endlich nach langem Streiten vereinigten sie sich dahin, daß das Meer zweimal des Tages steigen und zweimal fallen solle.

In unmittelbarer Beziehung zu den Tlingit-Sage von der Entstehung des Wassers steht die folgende Geschichte, welche ich in Comots nach der Erzählung der Qatlöltch aufzeichnete:

P'a, der Rabe, hatte drei Söhne, Wátwitalksin (der im Boote Auf- und Abrutschende), Q'ämämen (der am Lagerplatze alles Fressende) und Wówizönats (der Excremente am Ufer Fressende). Mit diesen und der Möve Halóm fuhr er in zwei Booten hinaus, um Vögel zu schießen. Die Möve traf mit ihren Pfeilen jedesmal die aufstauchenden Enten, der Rabe aber bekam gar nichts. Da ward er zornig und wollte mit Halóm kämpfen. Er sagte: „Wie fängst Du es nur an, daß Du so viele Vögel fängst, du schlechter?“ „Ach, gehe, laß mich!“ rief die Möve. „Meine Familie ist ja viel älter als deine!“ höhnte der Rabe. „Nein, Deine ist jünger als meine.“ Als P'a auf seiner Behauptung bestand, antwortete Halóm gar nicht, nahm seine Decke aus Bergziegenhaaren und schüttelte sie. Da entstand ein dichter Nebel. Da ward P'a ängstlich und rief: „O Freund, Deine Familie ist älter als meine!“ Jener aber antwortete nicht, und P'a konnte lange das Land nicht wiedersinden.

Diese Fabel ist fast identisch mit der von Weniaminow erzählten Tlingit-Sage von Yétl, der den Kanuk auf dem Meere trifft, und wo jener seine Nacht dadurch beweist, daß er durch Abnehmen seines Hutes einen dichten Nebel verursacht. Während diese Sage in losem Zusammenhange mit der vom Raube des Wassers steht, ist sie bei den Qatlöltch ohne jeden Zusammenhang mit derselben. Doch erscheint der Rabe stets nur als gieriges und neidisches Wesen, der immer für seine Gier auf die eine oder andere Weise bestraft wird.

Die Form, in welcher ich die Sage von den Tlingit erhielt, weicht in zwei wichtigen Punkten von den bekannten Versionen ab. Zunächst ist die Beziehung Qanúq's zur Ebbe und Fluth in älteren Formen der Sage nicht enthalten, ferner wird hier der Rabe nicht von Qanúq geschwärzt, wie von Krause und Weniaminow erzählt wird. Erwähnenswerth ist noch, daß er hier ähnlich behauptet, Seeigel zu besitzen, wie bei Krause (S. 264) dem Fischer gegenüber, welchem er seine Fische raubt. Die Tlingit von Staqinkoan erzählten mir, der Rabe sei auf folgende Weise schwarz geworden:

Einst war der Rabe weiß wie die Möven. Damals hatte er die Tochter des Spechtes, eines großen Häuptlings, zur Frau. Der Rabe wußte, daß sein Schwiegervater viel gutes, rothes Harz habe, und wollte dieses stehlen. Während die Spechte einst vor dem Hause spielten und feierten, schlich er an die Harzkiste, nahm mit dem Finger etwas heraus und wollte es ablecken. Aber, o weh! Der Finger klebte an seinem Munde fest. Als die Spechte in Folge dessen seinen Diebstahl entdeckten, nahmen sie ihn, warfen ihn in eine Kiste und klebten ihn mit dem Rücken auf ein Brett fest. Sie räucherten ihn, so daß er ganz schwarz wurde, verklebten seine Augen mit Harz und warfen ihn ins Meer. Lange trieb er so umher. Einst hörte er eine Möve über sich fliegen und rief: „O rette mich, rette mich! Befreie mich mit Thran, damit das Harz sich löst und ich von dem Brette fort kann!“ Sie aber verhöhnte ihn nur. Statt ihn zu befreien, beschmutzte sie ihn nur noch mehr. Endlich aber, nachdem er Monate lang auf dem Wasser getrieben hatte, erbarmte sich eine Möve seiner und befreite ihn mit Fett. Da konnte er seine Augen öffnen und sich bewegen, und er flog ans Land. Fürderhin also war er ganz schwarz.

Die eigenthümliche Sage von dem Schlafenden Qanúq, dem Adler, ist auf die Tlingit beschränkt. Nach Dawson hat bei den Haida derselbe Häuptling, der Sonne und Mond besitzt, das Wasser, und der Rabe raubt es, indem er die Liebe seiner Schwester gewinnt und ihr, während sie schläft, den Eimer voll Wasser raubt. Die Sage gleicht aber mehr der der Wik'énöq und Tlatlasiqoala.

Durch eine große Zahl von Stämmen läßt sich die Sage vom Ursprunge des Feuers verfolgen. Ich beginne wieder mit den Tlingit.

Ehedem besaßen die Menschen kein Feuer. Der Rabe aber wußte, daß Q'oky (die Schnee-Eule) in ihrem Hause, das sich auf hoher See befindet, das Feuer bewahre. Um es zu erhalten, sandte er den Hirsch aus, nachdem viele andere Thiere vergebliche Versuche gemacht hatten. Damals hatte der Hirsch einen langen Schwanz. Er ließ sich etwas harziges Holz daran binden und zog nun aus, das Feuer zu holen. Er gelangte in das Haus der Schnee-Eule und tanzte dort um das Feuer herum. Endlich steckte er beim Tanzen seinen Schwanz in die Flammen, entzündete so das Holz und lief davon. Der Weg war aber sehr weit, so daß das Holz verbrannte, ehe er zurückkam. Daher verbrannte sein Schwanz und er hat nun einen kurzen Stummelschwanz.

Nach Weniaminow hat der Rabe selbst das Feuer geholt, das ihm den Schnabel verbrannte. Hierauf bezieht sich wahrscheinlich das kleine rothe Holzstückchen, das charakteristisch für fast alle Darstellungen der Raben ist, und sich besonders auf den schönen Rabenrasseln finden, die übrigens ausschließlich von dem Rabengeschlechte gebraucht werden.

Bei den Bilzula habe ich keine zu diesem Kreise gehörige Sage gefunden.

Auch bei den Wik'énöq finden wir diese Sage mit einem Elemente vermischt, welches für die Bilzula und deren Nachbaren charakteristisch ist. Es sind dieses die vier Geister Masmasalánix, Yulátimot, Matlapálitsoq und Matlapóqzoōq der Bilzula und Masmasalánix und Nóaqaua der Wik'énöp, welche vom Himmel heruntersteigen und dem Menschen Nahrung geben und seine Kunstfertigkeiten schaffen. Yulátimot resp. Nóaqaua ist der Denker, Masmasalánix der Ausführer. Die Feuersage der Wik'énöq lautet folgendermaßen:

Der Häuptling sandte zuerst das Hermelin zum Hause des Mannes, der das Feuer bewachte. Es nahm heimlich das Feuer ins Maul und wollte davon laufen. Da frug jener es: „Wohin willst Du?“ Das Hermelin konnte aber nicht antworten, da es das Feuer im Munde hatte. Deshalb gab jener ihm eine heftige Ohrfeige und das Feuer fiel zur Erde. Da das Hermelin erfolglos gewesen war, sandte der Häuptling den Hirsch. Dieser ging zuerst zu Masmasalánix, um sich seine Beine schlank und schnell machen zu

Digitized by Google

lassen. Und Nóaqaua dachte: „Wenn doch Masmasaläniċh Fichtenholz an des Hirsches Schwanz stecken wollte.“ Und Masmasaläniż steckte Fichtenholz an des Hirsches Schwanz. Schnellfüßig lief er nun davon. Er kam in das Haus, wo das Feuer war und tanzte um das letztere herum, indem er sang: „Ich möchte das Licht finden!“ Und plötzlich drehte er sein Hintertheil gegen die Flammen, so daß das Holz am Schwanze Feuer fing, und er lief davon. Ueberall aber fiel Feuer zur Erde, das die Menschen sorglich bewahrten. Der Hirsch rief dem am Wege stehenden Holze zu: „Verbirg das Feuer“, und alles nahm das Feuer auf und ist seitdem brennbar.

Bei den Tlätlasiqoala gehört die Sage von der Entstehung des Feuers zu einer anderen, längeren, doch gehe ich hier nur das hergehörige Stück. Kutóna (ein kleiner Vogel) wollte das Feuer haben, das Natlibikáż den Menschen vorenthielt. Er sandte zuerst Lóloqoista. Dieser nahm das Feuer heimlich in den Mund und wollte damit fortlaufen. Natlibikáż aber frug ihn: „Was hast Du da?“ Als er nicht antwortete, schlug ihn jener auf den Mund, so daß das Feuer herausfiel. Nun sandte Kutóna den Hirsch Tek'ás. Dieser steckte sich Fichtenholz ins Haar, lief zur Thür und sang: „Ich werde das Licht holen!“ Er beugte sich über die Flammen, das Holz fing Feuer und er lief davon. Natlibikách verfolgte ihn aber. Als er ihn fast eingeholt hatte, warf der Hirsch ein Fläschchen mit Oel zu Boden. Dieses verwandelte sich in einen großen See, den der Verfolger umgehen mußte. So erlangte der Hirsch einen großen Vorsprung. Als Natlibikách ihn wieder beinahe eingeholt hatte, warf er einige Haare zur Erde. Aus diesen wuchs ein dichter, undurchdringlicher Wald, der jenen am Vordringen hinderte. Aber wieder hatte er ihn beinahe eingeholt. Da warf der Hirsch vier Steine zur Erde und diese schwollen zu ebenso viel hohen Bergen an, die sein Verfolger übersteigen mußte. Ehe dieser den Hirsch einholen konnte, kam jener bei Kutóna an. Da stand Natlibikáż vor dem Hause und bat um die Hälfte des Feuers. Er mußte aber unverrichteter Dinge umkehren. Nun gab Kutóna den Menschen das Feuer.

Qoxqimó: Bei diesem Stamme, welcher dem gleichen Sprachstamme angehört, aber an der Westseite von Bancouver Island wohnt, finden wir denselben Mythus, aber mit einer sonst unbekannten Einleitung:

Einst lebte ein Seeotter weit draußen im Meere. Er trug das Feuer auf der Brust und alle Menschen versuchten ihn zu erschlagen, um das Feuer zu erlangen. Der Wolf hätte gar zu gerne das Feuer gehabt, aber sein Versuch, den Otter zu erlegen, schlug fehl. Er kehrte zornig nach Hause zurück und herrschte dort seine drei Töchter an: „Warum könnt Ihr auch nicht Männer sein, statt unnützer Mädchen! Dann würdet Ihr jetzt hinausgehen, um den Seeotter zu erlegen!“ Die Mädchen fühlten sich durch diese Rede des Vaters gekränkt und die jüngste nahm heimlich seinen Bogen und seine Pfeile und alle gingen in den Wald. Sie beschmierten die Pfeile mit Lachsleim und übten sich im Schießen, bis sie gute Schützen geworden waren. Dann fuhren sie heimlich in ihres Vaters Boote ins Meer hinaus. Sie fanden den Seeotter und die älteste der Schwestern erlegte ihn. Als die Menschen das sahen, verfolgten sie die Wolfstöchter, um ihnen das Feuer zu rauben. Sie aber erreichten glücklich ihres Vaters Haus und verschlossen die Thür. Da sandte ein Häuptling den Hirsch, um das Feuer zu holen. Vier Tage lang stand er vor der Thür, ehe jene öffneten. Dann sprang er hinein und tanzte um das Otterfell herum u. s. w. (Die Fortsetzung ist wie die letzterzählte Sage.)

Von den Stämmen, die das Küsten-Selich sprechen, habe ich diese Sagen von den Qatlóltz, Penitlatsch und Snanaimuch erhalten. Die der beiden ersten Stämme sind gleichlautend:

Ein alter Mann lebte zusammen mit seiner Tochter. Diese hatte einen wunderbaren Bogen und Pfeil, mit dem sie alles erlegen konnte, was sie haben wollte. Sie aber war zu träge, um ihn zu gebrauchen, sondern schlief beständig. Darüber wurde ihr Vater zornig und sagte: „Nun höre auf zu schlafen. Verschaffe uns lieber das Feuer mit Deinem Wunderbogen!“ Damals nämlich hatten die Menschen kein Feuer; die Reibhölzer, mit denen man Feuer anzündet, schwammen noch in dem großen Wirbel herum, der den Nabel des Oceans (mexoáyo sénkö) bildet. Die Tochter nahm ihren Bogen, schoß einen Pfeil in den Nabel des Oceans und siehe da! die Reibhölzer sprangen ans Land. Da machten sie ein hellloderndes Feuer in ihrem Hause. Der Alte aber machte eine Haushütte mit scharfen Zähnen, die zuschnappte, sobald Jemand eintreten wollte, und ihn so tödtete. Die Menschen wußten, daß jener das Feuer hatte, und wollten es ihm rauben; Niemand aber wagte es. Endlich beschloß Qéu (der Hirsch), es durch List zu erlangen. Er spaltete Fichtenholz und steckte sich die Splitter in die Haare. Er band seine Boote zusammen, legte einen Bretterboden darüber und sang und tanzte darauf, als er zu jenem hinfuhr: „O ich gehe und werde das Feuer aus jenem Hause holen!“ Als die Tochter ihn singen hörte, sprach sie zu ihrem Vater: „O, laß jenen Mann hereinkommen, er singt und tanzt so schön!“ Qéu aber landete und tanzte singend auf und ab. Endlich that er als wolle er ins Haus hinein. Da schnappte die Thür zu, und in dem Augenblicke, als sie sich wieder öffnete, sprang er hinein. Er setzte sich ans Feuer, als wolle er sich trocknen, und sang immer weiter. Allmählich ließ er dabei den Kopf tiefer und tiefer sinken, bis er ganz ruhig ward. Endlich fing das Holz an zu brennen; da sprang er heraus und brachte den Menschen das Feuer.

Snanaimuch: Einst hatten die Geister der Verstorbenen das Feuer. Da zog das Mink in den Krieg aus, es ihnen zu rauben. Nachts gelangte es an die Häuser der Geister, da hörte es ein Kind schreien. Es lag in seiner Wiege, die am Ast aufgehängt war, und ein Vogel schaukelte es. Mink trat zur Thür und öffnete sie ein wenig. Da knarrte sie und gleich schrie der Vogel prr! prr! um alle Geister zu wecken. Mink aber sprach leise: „Schlafe, schlafe, schlafe, schlafe!“ und siehe da, jener schlief ein. Es bewegte die Thür noch einmal ein wenig, und da alle fest schliefen, trat es herein und stahl das Kind des Häuptlings. Dieses trug es ins Boot, in dem seine Großmutter wachte. Sie fuhren nun nach Hause zurück. Jedesmal, wenn sie an einem Dorfe vorüber kamen, hieß Mink seine Großmutter das Kind kneifen, damit es schreien solle und die Geister erfahren konnten, welchen Weg sie gegangen seien. Endlich kamen sie nach Tlätlx (Baldes Island bei Nanaimo), wo Mink viele große Häuser hatte, die es allein mit seiner Großmutter bewohnte.

Morgens vermißte der Häuptling der Geister sein Kind und machte sich auf mit vielen der Geister, die Räuber zu verfolgen. Bei allen Dörfern, an denen er vorüber kam, frug er: „Habt Ihr nicht Jemand gesehen, der mein Kind trägt?“ und überall erhielt er zur Antwort: „Ja, das Mink hat es gestohlen. Es kam hier heute vorbei.“ So kamen die Geister endlich nach Tlätlx. Mink aber erwartete sie schon. Es hatte sich einen seiner vielen Hüte aufgesetzt, der ihm die Gestalt eines Mannes gab, und stand singend auf dem Dache seines Hauses, während die Großmutter den Takt schlug. Dann sprang es rasch ins Haus, setzte einen anderen Hut auf und erschien auf dem Dache eines zweiten Hauses

Digitized by Google

in veränderter Gestalt, so daß die Geister glaubten, viele Leute wohnten dort. Endlich kam es in seiner eigenen Gestalt aus einem Hause heraus und die Geister, welche nicht wagten, es anzugreifen, boten ihm an, das Kind zurückzukaufen. Sie fragen ihn: „Was willst Du dafür haben?“ Die Großmutter rief für ihn: „Nichts will mein Enkel haben.“ Jene fuhren fort: „Wir haben keine Kleider, nur in Bergziegenfelle wurden wir eingewickelt, als wir begraben wurden. Wollt ihr das Fell nicht haben? sonst haben wir nichts.“ „Nein“, sprach das Mink. Jene fuhren fort: „Nur Elenfell und gegerbtes Hirschfell hat man uns mitgegeben. Nur Feuerreiber hat man uns mitgegeben.“ „Gut“, sagte da Mink, „die will ich haben.“ Es gab ihnen das Kind zurück und erhielt dagegen das Feuer.

Tlakyápamuch (ein fleischer Stamm am oberen Fraser River):

Der Biber wollte das Feuer holen und grub einen Gang vom Flusse aus zum Hause des Häuptlings, der dasselbe bewahrte und den Menschen vorenthielt. Der Biber sagte zu seinem Bruder, dem Adler: „Ich gehe nun und lasse mich von jenen tödten. Dann erscheine Du nach einer kleinen Weile und zeige Dich den Leuten.“ Der Adler versprach es zu thun. Der Biber spielte nun dicht vor dem Hause im Wasser, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu ziehen. Bald sahen sie ihn, ertegten ihn und trugen ihn ins Haus. Da dachte der Biber: „O, legten sie mich doch ans Feuer.“ Kaum hatte er das gedacht, so sagte der Häuptling: „Holt doch den Biber und legt ihn ans Feuer, damit er trocknet.“ Ein Mann fing dann an, ihn aufzuschneiden und das Fell abzuziehen. Als er es fast bis an den Rücken abgestreift hatte, sah ein junger Mann den Adler einherfliegen und rief: „O seht doch den Adler!“ Da liefen alle hinaus, mit Ausnahme des Mannes, der das Fell abzog. Da dachte der Biber: „O ginge doch jener auch!“ Sogleich ging er, denn er fürchtete, daß er nichts mehr sehen möchte, wenn er länger zauderte. Vorsichtig sah nun der Biber sich um. Als er gewahrte, daß Niemand im Hause war, nahm er das Feuer, verbarg es unter seiner Decke und entfloh durch das früher gegrabene Loch. Von ihm erhielten die Menschen das Feuer.

West-Vancouver-Stämme: Sproat (Scenes and Studies of Savage Life, p. 138) berichtet, daß nach jenen das Feuer im Besitze des Tintenfisches gewesen sei, dem der Hirsch es stahl. Er trug es im Gelenk seines Hinterbeins fort.

Zu diesen Sagen ist zunächst zu bemerken, daß nur bei den Tlingit, bei denen der Rabe eine so hervorragende Rolle spielt, dieser das Feuer holen läßt. Der Masmasaläniy bei Bilzula soll nach einigen Aussagen allerdings mit dem Raben identisch sein, doch ist diese Vorstellung sehr verschwommen. Bei den Haida raubt nach Dawson auch der Rabe das Feuer, doch erscheint seine Form der Sage mit der vom Raube des Tageslichtes identisch. Bei der großen Uebereinstimmung dürfte diese Wendung mit Vorsicht aufzunehmen sein. Eigenthümlich ist es, daß fast überall betont wird, das Feuer sei fern im Ocean gewesen. Besonders tiefsinnig erscheint der „Nabel des Oceans“ der Çatlöltch. Die Tlingit, Qoqsímö und West-Vancouver-Stämme erklären gleichfalls, daß der Hirsch das Feuer aus dem Ocean hole. An der ganzen Küste entlang ist der Hirsch der Bringer des Feuers, sobald wir uns aber ins Binnenland begeben (bei den Tlakyápamuch), nimmt der Biber seine Stelle ein. Bemerkenswerth ist die Sage der Snanaimuch. Zunächst müssen wir hervorheben, daß vom Mink bei diesem Stamme und seinen Nachbaren dieselben Sagen erzählt werden, die im Norden dem Raben zugehören. Der Kampf des Mink mit den Gespenstern ist eine weitverbreitete Erzählung, doch fand ich sie nur hier in Verbindung mit dem Feuerraube. Nach den vorhandenen Thatsachen scheint es mir, daß die Sage vom Raube des Feuers durch den Hirsch dem Kwákiútl-Volke ursprünglich angehört, bei dem wir sie am vollständigsten finden. Bei seinen Nachbaren ist die Sage weniger entwickelt. Bei den Tlingit macht sich der Einfluß der Rabensage geltend, bei den Wikʼenóg der von Bilzula-Sagen, während der Çatlöltch hier wie sonst unter dem Einfluß der Kwákiútl stehen. Die Sage der Qoqsímö, bei denen der Wolf das Feuer hat, erinnert an die Entstehung der Ebbe und Fluth nach den Sagen der Tlatlasiqoala und Kwákiútl (im engeren Sinne), bei denen der Wolf in seinem Schwanze die Herrschaft über das Steigen und Fallen des Wassers besitzt. Nach dem angeführten Material erscheint es, als gehöre der vorliegende Gegenstand ursprünglich nicht in den Sagenkreis des Raben, sondern als sei er erst von Süden her hineingetragen.

Kürzere Mittheilungen.

Wald und Regen in Britisch-Indien.

Ueber die Beziehungen zwischen Wald und Regen in Britisch-Ostindien veröffentlicht Dr. Brandis, der ehemalige General-Inspector der indischen Forsten, in der Meteorologischen Zeitschrift (1887, S. 369 ff.) eine beachtenswerthe Studie. Derselbe unterscheidet in dem Gebiete 1) zwei regenreiche Zonen (mit über 1900 mm Regen), an der Westküste und im Nordosten; 2) eine Zone mittleren Niederschlages (mit 760 bis 1900 mm), den größten Theil der eigentlichen Halbinsel umfassend; 3) zwei regenarme Zonen (mit 380 bis 760 mm), Radschputana-Nordwestprovinzen einerseits und Dekhan-Mysore andererseits; 4) eine regenlose Zone (mit weniger als 380 mm), in Sindh, Süd-Pendschab und Nordwest-Radschputana. In dem denkbar strengsten Einklange damit steht auch die Verbreitung des Waldes. Die regenreichen Zonen sind auch die waldreichen, durch einen üppigen Buchs von Palmen, Bambusen und anderen immergrünen Formen ausgezeichnet. Die Zonen mittleren Regenreichthums haben ein ziemlich dichtes Waldkleid mit vorwiegend laubwechselnden Beständen (darunter namentlich den Teakbaum, Tectona grandis). Die regenarmen Zonen tragen nur dürftigen, zerstreuten Wald und Dornengestrüpp. In der regenlosen Zone endlich fehlt der Wald ganz, und hart an den Flußläufen — besonders am Indus — stößt man dort nur auf den Babul (Acacia arabica).

Die Verbreitung der einzelnen Baumspecies richtet sich natürlich nicht blos nach der Regenmenge, sondern auch nach der Temperatur, und zum Theil ist sie nur durch geologische Gründe zu erklären. So findet sich der Teakbaum vorzugsweise nördlich von 25° nördl. Br., weil ihm dort die Nachtfröste verderblich werden; und ähnlich ist es auch mit dem Sandelholz (Santalum album).

Neuerdings ist man in Britisch-Indien eifrig bemüht,

Digitized by Google

weite Strecken, die künstlich entwaldet worden sind, wieder aufzuforsten. Man dachte dabei ursprünglich nur an die Deckung des Holzbedarfes, an die Verhütung der Abschwemmung der Ackerkrume, an die Abstellung der Flußüberschwemmungen und der Flußverlandung. Allmählich ist man aber zu der Ueberzeugung gekommen — namentlich durch die im Nerbuddha- und Tachti-Gebiete gemachten Erfahrungen —, daß man der Volkswohlfahrt durch die Aufforstung auch noch insofern dient, als dadurch eine sehr erhebliche Rückwirkung auf die Vermehrung der Niederschläge ausgeübt wird. F. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Das Projekt einer neuen großen sibirischen Expedition, welche mit dem Beginne des Jahres 1888 ausgeführt werden soll, ist sowohl der k. Akademie, als auch der k. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg unterbreitet worden. Die Expedition soll außer rein wissenschaftlichen auch praktische Zwecke verfolgen; sie soll verschiedenartige Forschungen in weit abgelegenen und wenig bekannten Gegenden Sibiriens anstellen, nämlich in dem Gebiete von Narym, welches von Tungusen, Ostjäken und anderen allmählich aussterbenden Völkerschaften bewohnt wird. Die Expedition soll drei Jahre lang arbeiten; an der Spitze steht Herr Adrianow. Das Programm ist noch nicht endgültig ausgearbeitet; es handelt sich dabei aber vor allen Dingen um das Sammeln von ethnographischen und statistischen Materialien; ferner sollen die örtlichen Sprachen studirt und mancherlei andere Fragen in Angriff genommen werden.

St.

Polarregionen.

— Nach einer Mittheilung des bekannten Grönlandforschers Steenstrup bewegen sich die Gletscher des grönländischen Nordwestens mit einer Schnelligkeit vorwärts, wie sie bei den Alpengletschern völlig unerhört ist. Capt. Ryder konstatirte durch seine Messungen in gewissen Fällen ein Vorrücken von nicht weniger als 99 Fuß während eines Sommertages, und von 30 bis 35 Fuß während eines Wintertages (24 Stunden). Für die Beurtheilung der Dauer der Eiszeit in anderen Erdräumen dürfte diese Thatsache von großer Wichtigkeit sein. (Vergl. „Nature“, Bd. 37, S. 200.)

Bücherschau.

— Ferdinand Lingg's Erdprofil (München 1886). Neben der neuen Bearbeitung von Berghaus' physikalischem Atlas ist das Lingg'sche Erdprofil ohne Zweifel die bedeutendste graphische Publikation, die die Erdkunde unserer Tage aufzuweisen hat, und dieselbe ist um so höher anzuschlagen, als sie im Wesentlichen das Werk eines Einzelnen ist. Genialität und Riesenfleiß leuchten in gleicher Weise aus dem Bilde heraus, und Niemand, der geographische Studien irgend welcher Art ernsthaft betreibt — sei es, in welchem Lande es sei — wird künftig umhin können, dasselbe wieder und wieder zu betrachten und zu Rathe zu ziehen. Was man sich sonst aus Hunderten von Zahlen und mit einem großen Aufwande von Abstractionskraft mühsam zum Bewußtsein bringt — das richtige Verhältniß zwischen horizontaler Ausdehnung und vertikaler Höhe und Tiefe, und die thatsächliche Gestalt der Erdoberfläche — das liegt einem in dem Lingg'schen Profil zu unmittelbarer Anschauung klar vor den Augen, und man kann ohne Weiteres seine Schlüsse daraus ziehen. Die Theorien von den Umgestaltungen der Erdrinde durch die abyssodynamischen und meteorodynamischen Agentien erhalten dadurch eine sehr scharfe Beleuchtung, nicht minder aber auch die Reflexionen über die Beziehungen, die zwischen dem Erdplaneten und der menschlichen Kultur bestehen. Bei aller Fülle von Einzelheiten, die in die Zeichnung hineingearbeitet worden ist, ist dieselbe einfach und durchsichtig, und es kann in Folge dessen keinem Gebildeten schwer fallen, sich in sie hinein zu lesen. Wir wünschen sie vor allen Dingen jedem Lehrer der Geographie zugänglich gemacht zu sehen. Wie das schöne Werk übrigens wieder einmal recht nachdrücklich offenbart, daß die geographische Wissenschaft vor allen Dingen eine deutsche Wissenschaft ist, und daß sich die anderen Nationen in Bezug auf sie noch immer in unserer Gefolgschaft befinden, so macht dasselbe auch der graphischen Kunst Münchens und insbesondere der Kunstanstalt von Piloty und Loehle, aus der es hervorgegangen ist, hohe Ehre.

— Max Sering, Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas. Leipzig 1887 (Duncker und Humblot). Verfasser hat im Jahre 1883 im Auftrage der preußischen Regierung eine siebenmonatliche Reise durch die Vereinigten Staaten unternommen, um „über die Ursachen und den voraussichtlichen Verlauf der landwirthschaftlichen Konkurrenz Nordamerikas“ zu berichten. Nun würde die Zeit, die ihm für seine Studien zugemessen war, sicherlich nicht von ferne zugereicht haben, diese Aufgabe zu lösen. Die kurze Recognoscirungstour hat den Verfasser aber angeregt, der Frage unter Benutzung eines umfassenden amerikanischen Quellenmaterials und zahlreicher deutscher Vorarbeiten daheim weiter zu verfolgen, und so erhalten wir von ihm ein Buch von sehr gediegenem Inhalte. Vor allen Dingen sind auch die geographischen Auseinandersetzungen nicht zu dürftig, wie wir es in volkswirthschaftlichen Enquête-Werken sonst gewöhnt sind. Gegen seine Quellen-Autoren, die ihm für seine Vergleiche zwischen den europäischen und amerikanischen Produktionsbedingungen die Direktive gaben, hatte Verfasser an mehreren Stellen lauter sein können. Zu den Hauptschlüssen, zu denen er bei seinen Untersuchungen kommt, sind ja Andere auf Grund ähnlicher Studien auch gelangt, und dieselben haben sie so geraume Zeit vor ihm ausgesprochen, daß er nach deutschem Gelehrtenbrauche darauf Bezug zu nehmen hatte. Verfasser hat sie zum Theil gekannt und benutzt, ohne ihnen die gebührende Ehre zu geben.

Inhalt: Wanderungen durch das außertropische Südamerika. V. — Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. IX. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. F. Voas: Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker. I. — Kürzere Mittheilungen: Wald und Regen in Britisch-Indien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Polarregionen. — Bücherschau.
(Schluß der Redaktion am 12. Februar 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Hoanghо und seine Stromlauf-Aenderung.

Von Dr. Emil Deckert.

Fast wie übermenschliche Wesen sehen wir die großen Ströme in die Geschicke der Völker eingreifen — Länder befruchtend, Verkehr und Kultur fördernd, Städte begründend, staatlichen Gemeinwesen Konsistenz verleihend, aber auch wieder gesegnete Fluren in Wüsteneien verwandelnd, hohe Kulturblüthen vernichtend und Tausenden Tod und Verderben bringend. Von den Strömen keines Erdtheils gilt dies wohl in einem höheren Grade wie von denjenigen Asiens, wie denn überhaupt fast alle Naturgewalten in diesem Erdtheile in anderweit unerhörter Großartigkeit auftreten. Was danken die Inder nicht ihrem heiligen Ganges, und welche Bedeutung hat nicht für die Chinesen der Jang-tse-siang!

Von dem Hoanghо, der heute durch die furchtbare Katastrophe, die er für zwei dicht besiedelte chinesische Provinzen herbeigeführt hat, Aller Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, möchte man beinahe behaupten, er walte über dem Lande, das er durchfließt, wie ein übermächtiger böser Geist. Der geographischen Wissenschaft ist der fragliche Strom aber natürlich ein Strom wie andere Ströme auch, und die angegebene Katastrophe ebenso wie manche andere vorhergegangene sucht sie sich zu erklären durch eine möglichst sorgfältige Analyse der Naturverhältnisse, die den Stromlauf bedingen. Angeregt durch das besagte Ereigniß versuchen auch wir es, uns an der Hand der wenigen Autoren, die uns in Europa über den Gegenstand zu Gebote stehen, eine klare Vorstellung von dem natürlichen Charakter des Gelben Stromes zu schaffen.

Seine Quellen hat der Hoanghо auf zwei Parallelketten des mittleren Kuen-Luen, die durch Pelzverkäufer unter dem Namen Schuga- und Bajan-chara-ula-Gebirge bekannt geworden sind, und die sich in ihren Gipfeln etwa 5000 m über den Meeresspiegel erheben mögen. Diese Gebirge bewähren sich inmitten der asiatischen Wüstenregion als überaus kräftige Kondensatoren der atmosphärischen Feuchtigkeit, und es fehlt in ihnen sowohl im Sommer nicht an Regen, als auch im Winter nicht an Schnee, ja der letztere giebt sogar in beschränktem Umfange zur Gletscherbildung Anlaß. In Folge dessen strömen unzählige Rinnsale aus ihnen heraus, an deren Ufern reicher Gras- und Blumenwuchs gedeiht, und das breite Hochthal, welches die genannten Gebirgsketten zwischen sich einschließen, wird von denselben dermaßen durchtränkt, daß es in seinem oberen Theile vorwiegend aus Sumpf- und Seenland besteht. Es ist dies die „Oduntala“ oder die „Gegend der tausend Quellen“, die gewöhnlich als die Geburtsstätte des großen Stromes gilt. Der junge Hoanghо fließt von da in mehrere Arme getheilt ostwärts und erreicht alsbald den großen See Dscharing-Nor, der noch immer gegen 4000 m hoch liegt, und nachdem er denselben durchflossen hat, den kleineren Oring-Nor. Da in die beiden Seen von dem Bajan-chara-ula-Gebirge her noch mehrere andere wasserreiche Ströme münden, so verläßt der Hoanghо denselben als ein schon sehr stattliches Gewässer, und als solches strömt er zwischen den beiden genannten Parallelzügen des Kuen-Luen etwa 500 km in ost-süd-östlicher Richtung weiter, bis er

Digitized by Google

den Fuß des Hochgebirgswalles erreicht, der Tibet von den Provinzen des eigentlichen China scheidet. Aus diesem wilden Alpenlande fließen ihm mehrere starke Ströme — der Nlasu, der Ni-su ꝛc. — fast schnurstracks entgegen, und mit ihnen vereint sowie durch sie verstärkt wendet er sich plötzlich im spitzen Winkel gegen West-Nord-West, um mehrere hinter einander liegende Parallelketten des Knen-Luen in wilden Schluchten zu durchbrechen und auf diese Weise rasch auf tiefer und tiefer gelegene Stufen des innerasiatischen Plateaulandes zu gelangen. Vor seinem Durchbruche zwischen der hohen Amni-Maschin-Kette und dem Min-schan liegt sein Spiegel noch in einer Höhe von etwa 3400 m, vor seinem Durchbruche durch die Tsun-molun-Kette noch 3100 m, und am Fuße des Kuku-Nor-Gebirges bei Gudui nur noch 2290 m. Entlang dem zuletzt genannten Gebirge fließt er wieder ziemlich genau östlich, und bevor er Lan-tschou-fu, die Hauptstadt der Provinz Kansu, erreicht, strömen ihm auf dieser Strecke von dem gletscherbedeckten Nan-schan im Norden sowie auch von den Alpengebirgen im Süden (dem Hali-schan Potanin's) noch eine Anzahl von sehr beträchtlichen Nebenflüssen zu — der Datung-gol, der Charing-gol (von links), der Da-sia-ho und Tao-ho (von rechts). Sein Bett ist an den meisten Stellen tief eingegraben — auf weiten Strecken in rothen Sandstein —, und deshalb ähnelt es sehr den amerikanischen Cañons, das Wasser aber ist von dem starken Gehalt an Einfstoffen röthlich-gelb. Bei Lan-tschou-fu liegt dasselbe noch nahezu 1600 m über dem Meere, seine Breite und seine Wasserfülle ist aber daselbst bereits eine sehr bedeutende [1]).

Unterhalb Lan-tschou-fu wendet er sich gegen Nordost bis Ling-tschou, und auf dieser Strecke empfängt er von den Gebirgen des nordöstlichen Kansu noch die namhaften Tributärströme Thi-li-ho und Tsing-thui-ho, während von Norden her die abflußlosen Steppen und Wüsten der Mongolei hart an seine Ufer herantreten. Sein Wasser wird auf dieser Strecke in großartigem Maßstabe zur künstlichen Bewässerung des Lößbodens benutzt, und in Folge dessen bildet namentlich die Gegend im Süden von Ling-tschou einen einzigen großen Obstgarten, der hier und da von Reisefeldern unterbrochen ist.

Die Gebirge von Kansu drängen ihn aber unterhalb der genannten Stadt von seiner Richtung ab, und indem er hierauf in ziemlich genau nördlicher Richtung zwischen ihnen und dem Ala-schan hindurchbricht, geräth er ganz in die Steppe und Wüste hinein, und er zeigt sich hier nur in einem sehr geringfügigen Maßstabe fähig, den salzdurchsetzten Boden in eine Fruchtlandschaft zu verwandeln. Rechts von ihm liegt hier das Ordos-Land, in dem Flugsandstrecken mit gutem Weideland und kleinen Gersten- und Hirsefeld-Oasen wechseln, und links breitet sich die noch viel unwirthlichere Gobi aus. Da sein Gefäll auf dieser Strecke ein sehr geringfügiges ist — am Ala-schan fließt er noch reichlich 1000 m und bei Batan noch ungefähr 900 m über dem Meeresspiegel —, so neigt er hier, zur Zeit der Schneeschmelze auf den Hochgebirgen, bereits sehr dazu, Wildwasser zu bilden, sich zu theilen, und wohl gar seinen Lauf völlig zu verändern. Viel Unheil richtet er dadurch in dem blühn bevölkerten Lande aber kaum an.

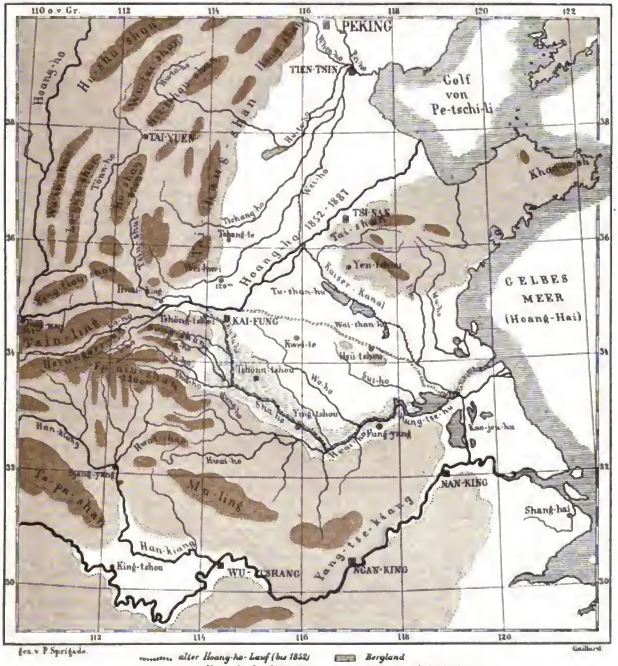
Obwohl wir über das Wasserquantum, das der Strom in seinem Oberlaufe führt, keinerlei exakte Angaben besitzen, so dürfen wir doch mit Bestimmtheit annehmen, daß dasselbe sich vermindert, je weiter er in der Richtung auf die innere Gobi vorwärts dringt. Es würde ihm auf diese Weise dasselbe Schicksal drohen, wie dem Tarim und zahlreichen anderen Strömen Hochasiens — sich in einem Salzsee oder Salzsumpf zu verlaufen — wenn er dabei beharren würde. Es treten ihm aber im Norden von neuem hohe Gebirge entgegen: zuerst der In-schan und seine westlichen Fortsetzungen, denen entlang er nach Osten strömt, und sodann bei Hon-tou die nordöstlich streichenden Gebirge von Schansi, angesichts deren er sich südwärts wendet. Auf seiner rechten Seite liegt hier immer noch das Hochplateau und das Bergland der Ordos, sowie später das Bergland von Nord-Schensi. Hier kann nun von einem Verlaufen im Sande und von einem Aufgezehrwerden in der Wüstenluft nicht mehr die Rede sein, denn der Strom gelangt nun in eine Gegend hinein, die — wenigstens periodisch — zu den bestbewässerten Chinas gehört. Von rechts wie von links strömen ihm hier wieder zahlreiche Gebirgsflüsse zu, die besonders im Spätsommer und Frühherbst, wenn der feuchte Monsun vom Ocean her seinen Segen über das Land ausschüttet, reichlich Wasser führen: aus dem Ordosland — das in seiner Osthälfte am wenigsten einer Wüste gleicht — der Kin-ju-ho sowie der Wu-ling-ho, aus Schansi und Kansu der Lo-ho sowie der Wei-ho mit dem King-ho, und aus Schansi endlich der Fönn-ho. Durch sie die am Rande des asiatischen „Sandmeeres“ erlittenen Verluste wieder ersetzend, und von ihnen besonders zur Sommerzeit zu einem gewaltigen Strome geschwellt, berührt er bei der Festung Tungkwan dasselbe ungeheure „Rückgratgebirge“ des asiatischen Kontinents wieder, dem er entsprungen ist, und das er in der Nähe der tibetanisch-chinesischen Grenze durchbrochen hat — den Knen-Luen, der hier den Namen Tsin-ling führt. Der Hoangho sieht sich durch ihn zu einer letzten entschiedenen Wendung genöthigt, und zwischen den imposanten Bergmassen des Ta-hwa-schan und des Föng-tian-schan strömt er von Neuem nach Osten, rechts und links von Steilen Löß-wänden und dahinter von hohen Gebirgszügen, die zu den Systemen des Knen-Luen und des Chingan gehören, begleitet [2]). Sein Lauf ist hier wieder will und schnellenreich, und sein Gefäll beträgt im Durchschnitt etwa einen Meter auf den Kilometer. Die Ströme, die ihm von den benachbarten Gebirgen zueilen, sind während des Winters ganz unbedeutend, während des Sommers aber führen sie ihm noch eine beträchtliche Menge Wasser zu. Der durchlässige Löß, der die Gebirge bis zu einer Höhe von 2500 m bedeckt, gestattet ja der zu Boden gefallenen atmosphärischen Feuchtigkeit immer sehr rasch wieder thalwärts fließen, und so weit die Gebirge einst etwa mit Waldungen bedeckt waren, soweit sind dieselben durch die intensive chinesische Bodenbewirthschaftung längst zerstört. In der Hauptsache sammelt sich aber das abfließende Wasser der Gebirge des nordwestlichen Honan und des südöstlichen Schansi in den Stromrinnen des Lo-ho und des Tsin-thui, die sich erst an dem Punkte mit dem Hoangho vereinigen, wo derselbe das Gebirgsland definitiv verläßt, und es kann auch keinem großen Zweifel unterworfen sein, daß diese beiden Ströme ein Wesentliches dazu beitragen, den Wogen des Stromes an dieser Stelle eine besonders große Wucht zu verleihen. Zu der gleichen Zeit, wenn der Regen sich in Strömen über die Gebirge von Honan und Schansi ergießt, und wenn die Ströme dieser beiden Provinzen sowie auch diejenigen von Schensi dadurch am reichlichsten Wasser an den Austrittspunkt des Hoangho aus dem Gebirgslande hinabführen, — im Spätsommer —, gelangt aber auch der größte Betrag von Schmelzwasser aus den schnee- und eisbedeckten Gebirgen von Tibet an diesen Punkt.

[1]) Unterhalb Lin-tschong ist er nach Gustow etwa 150 m breit (Vergl. „Nature“ XXII, p. 41).

[2]) Vergl. F. v. Richthofen, China. Bd. 2, S. 520 ff.; und A. Williamson, Journeys in North China, vol. I, p. 389 ff.

Digitized by Google

Der Hoangho betritt nun die weite Ebene, zu deren Schöpfung er durch den Schutt, den er aus dem Gebirgslande thalwärts trägt, selbst das Meiste beigetragen hat, und die sich nur noch sehr schwach über den Meeresspiegel erhebt. Das Gefäll des Stromes wird hier — oberhalb der vielgenannten Hauptstadt Honans, Kai-fung-fu — mit einem Male ein ganz schwaches, und ein um so schwächeres, als sich den Gebirgsländern von Houan und Shansi gegenüber ein insulares Gebirgsland — das von Schantung — diesen entgegen abdacht. Die Ebene fällt fast ebenso schwach nach Südost, wie sie nach Nordost fällt, und auch ein viel sanfteres Gewässer, als es der Hoangho ist, würde hier ohne Zweifel zu Gabelungen und Laufveränderungen neigen. Wie sollte es der Hoangho nicht thun, der schon für gewöhnlich ein



mächtiger Strom ist, der aber im Spätsommer das Wasservolumen, das er in das tief gelegene Land hinaus wälzt, auf viel mehr als auf sein Zehnfaches vergrößert [1]). Dazu kommt noch, daß der Strom im Verein mit seinen Tributärströmen, sowie mit den sommerlichen Regengüssen und Schneeschmelzen in seinem Gebirgslaufe eine außerordentlich umfangreiche Denudations- und Erosionsarbeit vollzieht, die einen um so größeren Effect hat, als der Boden, den es wegzuwaschen gilt, vorwiegend lockerer Lößboden ist. Dieser Denudations- und Erosionsarbeit entspricht natürlich in dem tiefgelegenen Flachlande eine ebenso umfang-

[1]) F. v. Richthofen fand den Strom bei Sz-tshui-hsien in viele Arme getheilt (S. „China", Bd. 2, S. 507); und Wylie schätzte die Breite seines Winterwassers bei Kai-fung auf reichlich 500 m, die Breite seines Sommerwassers aber auf etwa 2800 m (S. Proceedings Geogr. Soc. London 1869, p. 33).

Digitized by Google

reiche Ablagerungs- und Aufschüttungsarbeit. Da er die Sedimente, von denen er erheblich mehr mit sich führt, als jeder andere ihm ebenbürtige Strom der Erde [1]), und von denen gelber Farbe er seinen Namen trägt, — da er diese Sedimente bei seinem schwachen Gefäll nicht mehr weiter zu tragen fähig ist, so erhöht er mit denselben sowohl sein Bett als auch (zur Zeit seiner gewöhnlichen Hochwasser) seine Uferstreifen. Unser Rhein, unser Po, der kalifornische Sacramento, der louisianische Mississippi und andere Ströme machen es ja bekanntlich auch nicht anders. Auf diese Weise stieg der große chinesische Strom, bald nachdem er den Engpaß zwischen Tung-kwan und Möng-tsin-hsien verlassen hat, höher als weite Striche der umliegenden Ebene. Zur Zeit von besonders hohen Hochwassern, die periodisch eintreten, geschieht es dann aber leicht, daß er über seine Uferwälle hinweg läuft, oder daß er dieselben an schwächeren Stellen durchbricht, um seine gelben Fluthen über die Landschaften dahinter zu ergießen. Besonders häufig geschieht dies in der Nähe jener letzten Austrittsstelle aus dem Gebirge, wo der Strom bei solchen Gelegenheiten noch einen guten Theil von der Wildheit eines Bergstromes besitzt, und wo er in seinen ekstatischen Momenten gewissermaßen seine ganze furchtbare Kraft koncentrirt. Tritt ein mäßiger Bruchtheil seines Wassers über die Ufer, so daß dasselbe nur wenige Centimeter oder nur fußhoch über den Feldern steht, so hat der chinesische Landmann, der dieselben bebaut, kaum viel Grund, sich darüber zu beklagen; denn der Schlamm, den der Hoangho darüber ausbreitet, erhöht die Fruchtbarkeit derselben, und die Reisernte wird dadurch nur desto reichlicher. Verbreitet sich das ueberschwemmungswasser aber in der Tiefe von mehreren Metern über der Ebene, so sind die Verwüstungen, die er anrichtet, furchtbare, und sie übertreffen dann diejenigen, die andere Ströme auf Erden anzurichten fähig sind, bei weitem. Was sind dagegen die Hochfluthen des Rheins und der Donau, des Ohio und des Mississippi, die immer nur Dutzende von Dörfern und Städten zerstören und nur wenige Hundert oder wenige Tausend Menschen verschlingen! Die Hochfluthen des Hoangho fegen dann Hunderte und Tausende von Ortschaften von dem Erdboden hinweg, und vernichten Millionen von Menschenleben. Und was nach der Fluth zurückbleibt, das ist ein ungeheures Leichenfeld — so groß, wie wir es uns in unserer Phantasie nicht vorstellen können — und eine Sandwüste, denn die Sedimentmassen, die der Strom alsdann über die Ebene hinweg streut, sind von gröberem Korn. Der Hoangho hat diesen Charakter besessen, so weit die uralte chinesische Tradition zurückreicht, und man begreift daher wohl, daß er darin von jeher als „Chinas Kummer" oder als die „Geißel der Kinder Han's" bezeichnet wird. Weil die Wasserscheiden, die den Strom von ähnlich gearteten — wenn auch natürlich weniger furchtbaren Nachbarströmen — trennen, an vielen Orten sehr niedrig und unbedeutend sind, und weil diese Wasserscheiden im Allgemeinen auch nur aus losem Material aufgebaut sind, so geschieht es übrigens bei den beschriebenen marimalen Hochfluthen häufig genug, daß der Strom diese Wasserscheide an irgend einem Punkte himweg wäscht, daß er sein altes, durch Aufschüttung zu hoch gewordenes Bett gänzlich verläßt, und daß er in dem tieferen Thale eines Nachbarstromes weiter seewärts fließt. Welche Ströme dies in den vorhistorischen Zeiten gewesen sind, das vermögen wir nicht zu sagen — vielleicht alle, die die große Ebene durchziehen, und vielleicht daneben auch noch zahlreiche andere, die heute nicht mehr vorhanden sind. Die vorhistorische Zeit ist ja lang gewesen, und der ganze Bau der großen Ebene ist nicht gut anders zu erklären, als daß die Naturkräfte, die heute ihr Spiel daselbst treiben, dasselbe durch einen unendlichen Zeitraum ebenso gethan haben, wenigstens durch einen unendlichen Zeitraum für die menschliche Vorstellung. Des Einflusses, den die staubführenden und lößbildenden Winde auf die Erhöhung gewisser Distrikte, und dadurch auf die Stromlaufänderungen gehabt haben müssen, gedenken wir hier nur ganz beiläufig, obgleich derselbe sicherlich auch von jeher ein sehr bedeutender gewesen ist. Um das ganze Phänomen begreiflich zu machen, reicht aber auch unserer Meinung die Betrachtung der angegebenen Verhältnisse vollständig hin.

In den historischen Zeiten hat man in China nicht weniger als zehn große Laufveränderungen des Hoangho zu verzeichnen gehabt — die erste im Jahre 602 vor Christus, und die beiden letzten unter den Augen der lebenden Generation, im Jahre 1852 und im letztverflossenen Jahre [1]). Wie groß die Verheerungen und die Verluste an Menschenleben gewesen sind, die mit den früheren Laufveränderungen Hand in Hand gegangen sind, das entzieht sich unserer Beurtheilung vollständig. Drang doch die Kunde von der vorletzten Laufveränderung des Stromes erst fünf Jahre, nachdem sie vor sich gegangen war, nach Europa, und haben wir doch auch von der letzten Fluth, die sich im Herbste des vorigen Jahres vollzogen hat, verhältnißmäßig sehr späte und lückenhafte Nachricht erhalten. Die Bahn, die der Strom bei seinen Laufänderungen einschlug, lag bald an den Fußhügeln des Tai-hang-shan, der von seiner mehrfach erwähnten Austrittsstelle aus dem Berglande bei Hwai-king-fu, gegen Peking hin streicht (das war bis 602 n. Chr. der Fall), bald an den Fußhügeln des östlichen Kuen-Luen — des Sung-shan und Fu-niu-shan —, der südwestlich von Kaifung-fu in die Ebene hinabfällt, bald endlich im Nordosten und bald im Südwesten an den Fußhügeln der Gebirge von Shantung. Bald mündete der Strom unter dem Breitengrade von Peking bei Jung-ping-fu in den Golf von Liautong, bald ergoß er sich durch den großen Hungtse-See unseren von der Jangtsekiang-Mündung in den offenen Theil des Gelben Meeres, ja man darf sogar annehmen, daß er sich zu Zeiten mit seinem gewaltigen Bruderstrome vollständig vereinigte. In dem Raume dazwischen aber schwankte die Lage seiner Mündung beständig hin und her, und sie war bald identisch mit der Mündung des Peiho, bald mit der des Ta-tsing-ho (1852 bis 1887), bald endlich mit der des Hwei-ho (vor 1852). Zu sagen, daß die Laufänderungen, die der Hoangho vollzieht, einen ähnlichen Umfang haben, wie wenn die Elbe abwechselnd bei Hamburg und bei Stettin mündete, indem sie sich bei Meißen bald nordostwärts, bald nordwestwärts wendete — heißt immer noch ein bloßes Miniaturbild von den großartigen Verhältnissen, die hier vorliegen, entwerfen. Bei der Fluth des letzten Jahres, die sich noch heute nicht vollkommen wieder verlaufen hat, sollen nach einer Angabe aus Shanghai 7 Mill. (nach einer anderen 1 bis 2 Mill.) Menschen das Leben verloren haben — so viel als in den beiden Königreichen Bayern und Würtemberg wohnen —, und mehrere Tausend Ortschaften, worunter sehr große und volkreiche Städte, sollen dabei zu Grunde gegangen sein. Der Hoangho zerriß in diesem Falle, von einem heftigen Nordwinde gepeitscht, die Wasserscheide zwischen sich und dem Ku-lu-ho und raste nun

[1]) Nach H. B. Guppy jährlich $17^1/_2$ Milliarden Kubikfuß, während der Mississippi nur $7^1/_2$ Milliarden Kubikfuß und der Jangtsekiang nur $6^1/_2$ Milliarden Kubikfuß führt. (Vergl. „Nature" 22, 606.)

[1]) Vergl. R. Pumpelly, Geol. researches in China etc., p. 46 und Karten; sowie v. Richthofen, China, Bd. 2, S. 523 ff.

Digitized by Google

in dem Bette dieses Stromes dem Sha-ho (Sandfluß), und in dem Bette des letzteren dem Hwai-ho zu, um sich aller Wahrscheinlichkeit nach in den bereits genannten Hungtse-See zu ergießen. Der Strom hatte diesen selben Uferbruch übrigens schon zur Zeit seines Hochwassers im Jahre 1872 versucht, es war aber damals den Anstrengungen der Bevölkerung noch einmal gelungen, durch Uferbauten der Katastrophe vorzubeugen — wie es scheint, nur, damit das unbändige Gewässer sie ein halbes Menschenalter später zu einer desto furchtbareren machen konnte.

An Bemühungen, den Strom zu disciplinieren und in Schranken zu halten, hat es in China zu keiner Zeit gefehlt, und an dem Hoangho der letzten 35 Jahre, den uns unsere Karten zeigen, ziehen sich Dämme entlang, die zum Theil eine Höhe von 7½ m erreichen. Alles in Allem bestehen die betreffenden Stromuferbauten aber die europäische Kritik sehr schlecht. Die Dämme sind durchgängig nur aus lockerer Erde aufgeschüttet, ihre Böschungen gegen den Strom hin sind viel zu steil, als daß sie den Wogenprall auf die Dauer aushalten sollten, sie stehen zum Theil kilometerweit von der Stromrinne ab, und die Faschinenanlagen fand Morrison im Jahre 1878 in einem wenig vertrauenswürdigen Zustande [1]). Es ist also wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die europäische Strombau-Technik dem Hoangho gegenüber erheblich mehr leisten würde, sobald sie etwa zur Anwendung gebracht würde. Ob es derselben gelingen würde, den wilden Strom für immer in Fesseln zu schlagen, und ihn zu zwingen, dem menschlichen Verkehre zu dienen und Schiffe zu tragen — was er bisher fast vollkommen versagte —, das bliebe freilich immer noch abzuwarten. Mit dem alten System der bloßen Schutzdämme hätten die etwa an die Unglücksstätte berufenen europäischen Ingenieure wohl in jedem Falle zu brechen, und die Sorge derselben hätte sich wohl vielmehr darauf zu richten, daß der Strom sein Bett nicht in Folge der künstlichen Vorrichtungen in einem noch viel höheren Grade erhöht, als es ohnedies der Fall ist, und daß diese dem Strome innewohnende Tendenz so viel als immer möglich abgeschwächt wird. Ein außerordentlich schwieriges Problem würde die Regulirung des Hoangho sicherlich auch für die Europäer sein. Dem Vernehmen nach will die chinesische Regierung es übrigens nicht dulden, daß der Strom künftig im Bette des Hwaiho daher fließt, sondern sie will ihn künstlich in sein soeben verlassenes Bett zurückzwingen. Ob dies weise genannt werden darf, möchten wir beinahe bezweifeln.

Eher dürfen es die natürlichen Verhältnisse vielleicht angezeigt erscheinen lassen, ihn in sein ältestes bekanntes Bett — in das des Wei-ho — zurück zu verweisen, und ihn, wie vor dem Jahre 602 vor Christus, unterhalb Tien-tsin in den Golf von Liau-tong münden zu lassen. In dieser Bahn scheint er wenigstens seiner Zeit am längsten ausgeharrt zu haben, und in ihr dürfte er vielleicht auch dem Verkehre bessere Dienste zu leisten im Stande sein, als es in den letzten 35 Jahren der Fall war. Endgültig kann diese Frage aber natürlich nur durch ein sorgfältiges Studium der Verhältnisse an Ort und Stelle, und insbesondere durch ein genaues Nivellement der großen Ebene, entschieden werden.

[1]) Vergl. J. Morrison in den „Proceedings" 1880, p. 146 ff., sowie Rey Glas im Journal Geogr. Soc. London 1870, p. 1 ff.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

X.

(Mit sieben Abbildungen.)

Von der Karawane brachte Hassani die denkbar besten Nachrichten. Nassib und die anderen Leute waren nach einem angestrengten Marsche durch die Länder von Ketimkuru glücklich in Kazembe angekommen, und der König dieses Landes hatte ihnen eine freundliche Aufnahme zu Theil werden lassen, unter der einzigen Bedingung, daß sie ihre Flinten in seine Hände gaben, bis der „Mfungu" (Giraud) angekommen sein würde.

Sechs Tage lang mußte aber Giraud mit seinen Begleitern noch ruhig in dem Boma ausharren, denn seine Wunden gestatteten es ihm noch nicht, die Reise zu Fuß anzutreten, hätte er sich aber tragen lassen, so wären die Leute Mere-Mere's dadurch nur dreister gemacht worden.

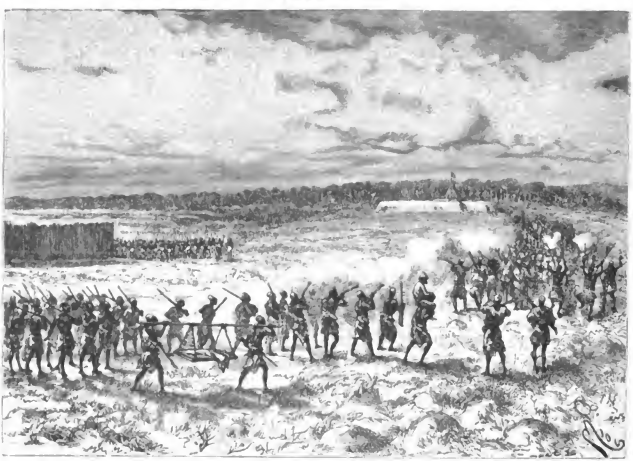
Mere-Mere selbst verhielt sich merkwürdiger Weise während der ganzen Zeit äußerlich sehr gleichgültig, erklärte sich aber mit dem Geschenke von schönen Stoffen, das er erhielt, nichts weniger als zufrieden. Wenn er gefragt wurde, wann er die Fremden fortlassen würde, antwortete er nur: die Stunde sei noch nicht gekommen. Was blieb also weiter übrig, als ohne seine Erlaubniß Abschied zu nehmen! Am zweiten Oktober, um Mitternacht, erfolgte der Aufbruch, und derselbe ließ sich um so leichter ausführen, als Giraud's Hütten nahe bei einem Ausgange aus dem Boma lagen, und als die Einwohner sich nachts, aus Furcht vor der Kälte und vor den wilden Thieren, nur sehr ungern aus ihren Hütten herausbringen ließen. Es war nur nöthig, ohne Lärm das Thor zu öffnen und vor dem Morgengrauen eine möglichst große Strecke vorwärts gekommen zu sein. Mit den zehn Leuten, die Kazembe mitgeschickt hatte, zählte die Karawane jetzt 45 Mann, und 25 davon waren im Besitz guter Gewehre. Die Nacht war kalt und finster, der Weg aber ziemlich deutlich, und nachdem man um 3 Uhr an dem Dorfe Mere-Mere's vorbei passirt war — aus dem Hundegebell ertönte — gelangte man durch Gehölz und ausgetrocknete Sümpfe ohne jeden Zwischenfall am nächsten Mittag nach Kalassa. Hier verbarrikadirten sich die Einwohner in ihrem Boma und ließen die Kriegstrommel erschallen, sie wagten aber nicht, die Reisenden anzugreifen, und nach einer kurzen Rast konnten dieselben ihren Weg weiter verfolgen.

Dieser erster Tagesmarsch war für Giraud aber auch der letzte, denn seine noch nicht genügend hergestellten Füße versagten den Dienst, er mußte sich aus seinem Tisch einen Tragstuhl machen, und vermittelst desselben von zwei Männern weiter tragen lassen.

Am 4. Okt. früh zeigte sich eine Schaar Eingeborener in der Ferne. Es war Kalambo mit seinen Kriegern. Als derselbe indeß sah, daß er durch Drohungen nichts erreichte, und daß Giraud's Leute ihre Flinten bereit hielten, um bei der geringsten Veranlassung zu feuern, stand er von

Digitized by Google

Lager am Luapala.



Wiedervereinigung mit der Karawane.

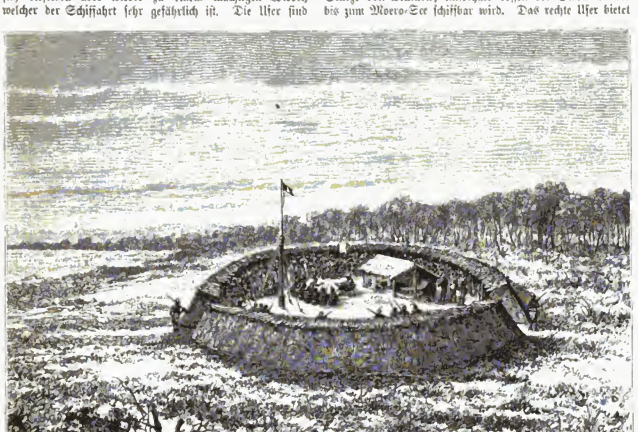
Digitized by Google

einem Angriffe ab. Er rief dem Reisenden nur zu, daß er sich vor den Wakissinga in Acht nehmen möge, da Mere-Mere dieselben benachrichtigt habe.

Am nächsten Tage kam man nach dem Dorfe Kasimbi, wo man fürchtete, auf den Wakissinga-Häuptling mit seiner Armee zu stoßen. Es ließ sich aber kein Mensch sehen, und ohne weitere Abenteuer wurde am 8. der Luapula erreicht. Sich eine genaue Vorstellung von der Breite des Flusses zu machen, verhinderten an dieser Stelle eine Menge Inseln, dieselbe mag aber ungefähr 600 m betragen. Der klare, schnelle Wasserlauf ist durch dunkle Bambusdickichte, sowie durch Haufen von großen „erratischen" (?) Blöcken wohl in 20 oder 25 Arme getheilt. Weiter abwärts vereinigen sich dieselben aber wieder zu einem mächtigen Wirbel, welcher der Schiffahrt sehr gefährlich ist. Die Ufer sind unregelmäßig und an vielen Stellen ziemlich steil. Der hohe Wald, der sie bedeckte, und aus dem namentlich die blühenden Akazien herausdufteten, bot den Dahinziehenden Schatten. Leider waren nur wiederholt hohe tiefige Hügel zu übersteigen.

Der Weg folgte immer dem Strome, und auf einer langen Strecke glich er einer Park-Allee, so fest hatten ihn die Elephanten getreten.

Am 9. Oktober erreichte man das erste Dorf von Lunda, Namens Mlundu, wo man einen Tag zu rasten beschlossen hatte. In der Nähe dieses Ortes wird der Fluß tiefer und breiter, und indem man an einem Katarakt nach dem anderen vorüber eilt, kommt man nach dem prachtvollen Sturze von Mlundu, unterhalb dessen der Strom wieder bis zum Moero-See schiffbar wird. Das rechte Ufer bietet



Giraud's Lager bei Kazembe.

eine ununterbrochene Reihenfolge von Bildbächen, Schluchten und kleinen Streifen von kieselbedecktem Strand, während das linke Ufer in einer Ferne von 1 km von einem einförmigen Saume aus dunklem Grün begleitet ist.

Die Einwohner dieser Gegend bewiesen sich freundlich den Reisenden gegenüber, und obwohl sie selbst von einer Hungersnoth schwer litten, verabreichten sie ihnen auch etwas Mehl gegen Fleisch von geschossenem Wild. Giraud wollte gern Pirogen miethen, die ihn nach Kazembe bringen sollten, während seine Leute am Ufer weiter gingen, aber die Bewohner des Dorfes erwarteten einen Angriff Msiri's, und deshalb mußten sie ihre Kähne in Bereitschaft halten, damit sie im Nothfalle nach der anderen Seite des Luapula hinübersetzen konnten. Nördlich von Mlundu ändert sich der ganze Charakter des Stromes vollständig. Das linke Ufer bleibt hier dem Auge durch die Mächtigkeit des Binsenwuchses, der zwischen ihm und dem Pfade wuchert, gänzlich entzogen. Nur hie und da sieht man eine kleine Wasserfläche herausleuchten, die inmitten des ungeheuren Morastes beinahe still steht. Selbst das Wild ist anders, und es finden sich keine Spuren mehr von Büffeln und großen Antilopen, wohl aber zahlreiche Heerden von Gnellen und Weidenantilopen. An dem Waldrande ist die Tsetse-Fliege lästig, dieselbe läßt sich aber leicht durch den Rauch eines Feuers verscheuchen. Auch die Hyänen sind hier besonders zahlreich und gierig. Am 13. erreichte der Reisende ein anderes Lunda-Dorf, Kalundu genannt, das den letzten Rastplatz vor Kazembe bildete. Hier warteten aber sehr angenehme Nachrichten. Die Wakissinga hatten Lunda den Krieg erklärt, und Kazembe schickte seine Streitärte nach

Rudieny bei Kajembe.

Digitized by Google

allen Richtungen aus. Die Einwohner von Kalundu ängstigten sich dermaßen, daß sie Giraud bestürmten, bei ihnen zu bleiben und sie vertheidigen zu helfen, aber die Nähe des ersehnten Zieles machte ihn viel zu ungeduldig, und er setzte seine Reise weiter fort. Das Dorf wurde in der That noch an demselben Abende angegriffen, zwar nicht von den Wakissinga, aber von den Leuten Mfiris, die von jenseits des Flusses herübergekommen waren.

An den Erlebnissen der nächsten zwei Tage hatte Giraud wenig Antheil; die Sonnenhitze, die ungesunden Ausdünstungen der großen Sümpfe — von den Zansibariten „Tinga-Tinga“ genannt — durch welche der Weg führte, und der Schmerz seiner Wunden machten ihn auf seinem Tragstuhle wiederholt bewußtlos.

Befestigung des Boma.

Am 15. früh erreichte man die Lunda-Hauptstadt, und Giraud erblickte nicht weit von dem Boma Kazembes seine eigene Fahne, zum Zeichen, daß seine Karawane sich daselbst etablirt hatte. Auf die Salven seiner Leute kam Nassib mit den übrigen herbei, und unter lauten Jubelrufen und den lebhaftesten Freudenbezeugungen wurde Giraud auf den Schultern eines seiner „Kinder“ nach dem Lager gebracht. Am selbigen Abend noch fand auch der Empfang bei Kazembe statt. Ohne Waffen, aber mit zahlreicher Begleitung, und in Galatracht, ließ sich Giraud in das Dorf bringen. In einem kleinen, rings von Palissaden umgebenen Hofe mitten darin erwartete ihn der Häuptling, und indem der Reisende sich ihm gegenüber setzte, ließ jener seine Leibgarde vor ihm Revue passiren, um ihm ihre 120 Flinten — worunter auch diejenigen des Reisenden — zu zeigen.

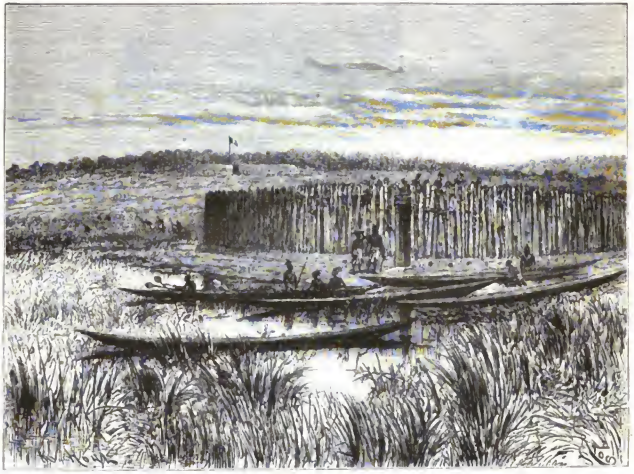
Kazembe war ein Mann von etwa 30 Jahren, mit scharf geschnittenen, regelmäßigen Zügen, und einem Gesichtsausdruck, der eben so falsch wie intelligent war. In seinen Bewegungen und in seiner ganzen Art und Weise zu sprechen, hatte er ohne Zweifel etwas Vornehmes, was unter Afrikanern ungemein selten ist. Den Kopf trug er in der Weise der Araber glatt rasirt, und der Hut darauf war dreieckig und seltsam mit herunterhängenden rothen Tuchstreifen garnirt. Im Uebrigen trug er eine Art kurzer Krinoline, die aus so vielen Stücken von über ineinander gelegtem Stoff bestand, daß sie unten einen Durchmesser von $1^1/_4$ m hatte. Dieses sonderbare Kleidungsstück glänzte in allen Farben des Regenbogens. Seine Leute waren äußerst servil, und wenn sie mit ihm redeten, warfen sie sich auf die Erde, indem sie sich zugleich mit einer Hand fortwährend Staub auf den Kopf streuten. Drei Tänzerinnen unterhielten ihn mit ihren Künsten während der Pausen des Gespräches. Die Audienz war kurz, was aber klar aus derselben hervorging, war: daß Giraud seine Gewehre nicht zurückerhalten sollte. Im Fortgehen hatte der Reisende auch Gelegenheit, einen Blick auf die Befestigungen des Boma zu werfen, und er mußte sich dabei sagen, daß dieselben ein wahres Wunder afrikanischer Fortificationskunst waren. Ein kreisrunder Graben von $2^1/_2$ m Tiefe und mit Dornen garnirt, und ein Wall von $1^1/_2$ m Höhe auf beiden Seiten von dem hohen Zaune schützen vor jedem Angriffe von außen. Die Dämme über den Graben, die für gewöhnlich Einlaß gestatten, werden in Kriegszeiten durch einfache Baumstämme ersetzt, die jederzeit weggenommen werden können. Die drei Eingänge aber werden auf der inneren Seite von eigenthümlichen kleinen Lugthürmen aus bewacht (S. Abbildung). Einer von den ersteren liegt ganz nahe am Flusse, damit auch während einer Belagerung jederzeit Wasser geschöpft werden kann. Für den schlimmsten Fall werden daneben zehn Pirogen bereit gehalten, auf denen der Häuptling sich und seine Frauen eventuell in Sicherheit bringen kann.

Lugthurm.

Digitized by Google

Am nächsten Tage verlangte Giraud von Kazembe die Rückgabe seiner Gewehre. Was er vorausgesehen hatte, bestätigt sich nun: sie wurden ihm unter dem Vorwande verweigert, daß der König noch nicht genügend beschenkt worden sei. Es war klar, daß er sie überhaupt nicht wieder aushändigen wollte, und nachdem der Reisende ihm gegen Elfenbein und Provisionen allmählich seine ganzen Stoffe überliefert hatte, wurden ihm auch noch sein Pulver und seine Patronen abverlangt. Da Giraud auf diesen Vorschlag unmöglich eingehen konnte, und da ihm ein Angriff auf den stark befestigten Boma nichts weniger als aussichtsvoll erscheinen wollte, beschloß er, sich der Person Kazembe's zu bemächtigen. Dieser schöpfte aber rechtzeitig Argwohn und ließ sich nicht mehr außerhalb seines Lagers erblicken. Das ganze Verhältniß gestaltete sich dadurch zu einem sehr feindseligen, und wiederholt ertönten Kriegsrufe und Kriegstrommeln. Es blieb also wieder nichts weiter übrig, als sich wieder mit der Karawane ohne Weiteres aufzumachen und es dem Zufall zu überlassen, ob es gelingen würde, die Weiterreise in Sicherheit zu bewerkstelligen oder nicht. Am 23. Oktober ließ Giraud Feuer in sein Lager werfen, und die Karawane setzte sich beim ersten Morgengrauen langsam in Bewegung, während in dem Boma Kazembe's der „Tam-Tam" ununterbrochen geschlagen wurde. Einen Angriff auf die Abziehenden wagte aber auch Kazembe nicht.

Der Weg führte nunmehr wieder dem Luapula entlang, und während einiger Tage setzten ihn Giraud und seine Begleiter ohne jedes Abenteuer fort. Interessant war nur, daß ein



Der Boma Kazembes.

Theil des königlichen Harems den Abziehenden folgte. Zuerst kamen drei von Kazembe's Frauen, und baten, sich der Karawane anschließen zu dürfen; dann kamen noch zehn andere, bis an die Zähne bewaffnet. Die ersten wollten einfach mit in das Land ziehen, wo die Frauen schöne Stoffe tragen; die anderen kamen aus Furcht vor Kazembe, der seinen ganzen Harem mit seinem Zorn bedroht hatte, weil die ersten drei entflohen waren. Den ersten wurde ihr Gesuch gewährt, bei den anderen ging dies nicht, da man bei dem großen Mangel an Nahrung, von dem man beständig bedroht war, keine unnützen Esser brauchen konnte. Man rieth ihnen also, sich den Wakissinga zu ergeben. Von Wildpret erlegte man namentlich auch einen großen Elephanten, dessen Zähne als Trophäe mitgenommen wurden.

In dem dürren Gehölz, durch das der Weg führte, stieß man auf eins von den sogenannten „Honig-Lagern" der Gegend — improvisirte Bomas, in die die Eingeborenen sich während Hungersnoth flüchteten, um sich von Honig zu ernähren. Die Bewohner desselben entflohen auf den ersten Schuß, der abgefeuert wurde, und Giraud fand die Hütten nicht bloß menschenleer, sondern auch ohne jegliche Lebensmittel. Die einzigen lebenden Wesen in dem verlassenen Dorfe waren zahllose weiße Ameisen, welche die übrig gebliebenen Honigreste verzehrten.

Gegen ein anderes Dorf verfuhren die schwarzen Begleiter des Reisenden ganz in der landesüblichen Weise. Sie fuhren mit ihren Feuerwaffen hinein wie ein Blitz, um zu plündern, und sie ließen nichts leben als die Weiber und Kinder.

Digitized by Google

Sitten und Gebräuche der Indianerstämme von Britisch-Kolumbien.

Von **Ernst von Hesse-Wartegg.**

Die zahlreichen Indianerstämme, welche die Küstenstriche Britisch-Kolumbiens und die denselben vorgelagerten Inseln noch heute, ziemlich unbeeinflußt von der weißen Einwanderung, bewohnen, gehören wohl zu den interessantesten Amerikas. Nicht nur in ihrem Aussehen, sondern auch in ihren Sitten und Gebräuchen sind sie von jenen der Prairien, östlich der Felsengebirge, vollständig verschieden, und nichts würde unrichtiger sein, als sie, wie es zuweilen geschieht, mit den Prairie-Indianern zusammenzuwerfen. Je mehr ich bei meinem letzten Besuche Britisch-Kolumbiens (1886) von ihnen zu sehen bekam[1]), desto mehr drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß man es hier viel eher mit einer asiatischen als einer amerikanischen Rasse zu thun hat. Nicht nur ihr ganzes Aussehen, auch zahlreiche ihrer Gebräuche deuten mit Bestimmtheit auf einen asiatischen Ursprung, und für den Ethnologen müßte es eine ungemein fesselnde und lohnende Aufgabe sein, deren Spuren bis zum Ausgangspunkte zu verfolgen.

In Britisch-Kolumbien wie im Washington-Territorium sind die zahlreichen Indianerstämme auf verhältnißmäßig kleinen Reservationen untergebracht; nomadisirende Stämme fehlen dort gänzlich. Längs des Puget-Sundes giebt es etwa ein Dutzend Reservationen für die durchschnittlich aus mehreren Hundert Köpfen bestehenden Stämme — die Rinqually und Pyuallup bei Olympia, die Skallali und Suimomish bei Seattle, die Makah bei Kap Flattery. Weiter nördlich in der Georgia-Straße und dem Königin-Charlotte-Sunde sind noch auf allen Inseln ziemlich bevölkerte Indianerdörfer zu finden. Die Gebiete der einzelnen Indianerstämme genau abzugrenzen, ist aber heute zur Unmöglichkeit geworden, denn sie sind viel zu sehr mit einander vermischt. Frägt man in Britisch-Kolumbien irgend einen Indianer, welchem Stamme er angehört, so erhält man in zehn Fällen neunmal die Antwort: „Siwash." Der oberflächliche Tourist konnte mit ruhigem Gewissen in seinem Reisetagebuche niederschreiben, daß der Siwasch-Stamm der verbreitetste sei. Aber „Siwash" ist augenscheinlich nichts weiter, als eine Korruption des französischen Wortes „Sauvage" (Wilder), wie denn zahlreiche Wörter unter allen Indianerstämmen Nordamerikas auf die französischen Abenteurer des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen sind. Der volkreichste und mächtigste Indianerstamm der Nordwestküste waren bis zur Besiedelung des Washington-Territoriums durch Weiße die Flachkopf-Indianer (Flatheads), welche das Thal des Columbiaflusses an den Kaskaden bis zu seiner Mündung und nördlich bis an den Puget-Sund bewohnten. Unter ihnen waren wieder die Chinooks und Klickatauats am bedeutendsten. Heute sind sie in großen Reservationen im Washington-Territorium nahe der kanadischen Grenze untergebracht; aber die Chinook-Sprache, vermischt mit zahlreichen spanischen, französischen und englischen Wörtern, ist noch immer die große Verkehrssprache mit und unter den Indianerstämmen in ganz Britisch-Kolumbien. Ich erstand in einem Kaufladen auf der Vancouver-Insel ein kleines Konversationsbuch der englischen und Chinook-Sprache — auf dieser Buch beschränkt sich nämlich die ganze Literatur der Chinooks —, aber jeder Versuch, mich auf Grundlage dieses Buches mit den Indianern zu verständigen, scheiterte kläglich. Die Chinook-Sprache ist nämlich so beladen mit gurgelnden und grunzenden Lauten, daß die 26 Buchstaben unseres Alphabets, selbst auf das Kunstvollste zusammengestellt, nicht hinreichen, dieselbe auch nur annähernd wieder zu geben. Eigenthümlich ist die Thatsache, daß es in dieser Sprache ursprünglich weder Begrüßungen noch — Flüche giebt. Erst durch den Umgang mit den Händlern des Hudsonbai-Forts Vancouver kam eine Begrüßung „Clak-hoh-ah-yah" in allgemeinen Gebrauch. Und frägt man, auf welchen Ursprung diese sonderbaren Wörter zurückzuführen sind, so ist die Antwort: „Clark, how are you?", was die Indianer den Weißen im Fort Vancouver ablauschten, wo ja Anfang des Jahrhunderts ein Faktor namens Clark, Kommandant war[1]).

Eine weitere Eigenthümlichkeit der pacifischen Indianersprachen besteht darin, daß die Eigennamen der Stämme und Individuen nicht wie bei den Prairie-Indianern in Wörter ihrer Sprache zerlegbar sind, wie z. B. die „rothe Wolke", der „sitzende Ochse" u. s. w., sondern daß dieselben thatsächlich Eigennamen sind, die in jeder Familie von Vater auf Sohn vererbt werden. — Obschon die Chinook-Sprache von allen Indianerstämmen bis hinauf nach Alaska verstanden und gesprochen wird, besitzt dennoch jeder einzelne Stamm auch seine eigene Sprache oder vielmehr seine eigene Mundart, die von jener der anderen Stämme, soweit man dies beurtheilen kann, ebenso abweicht, wie etwa das Holländische von dem Deutschen. Auf der Vancouver-Insel sind die wichtigsten Stämme die Achts, die Kowitchaus und die Komox, auf dem Festlande die Kootauis, Nilloots, Schuswaps, Chilcotins, Babines u. s. w. und auf den Königin-Charlotte-Inseln der mächtige und kriegerische Haidastamm.

Auf meiner Reise vom Columbia-Strom nordwärts nach der Vancouver-Insel traf ich nur noch wenige Indianer mit den eigenthümlichen künstlich zugeplatteten Köpfen, die den dortigen Stämmen zu dem Namen Flatheads verholfen haben. Aber weiter landeinwärts, abseits von den neu erschlossenen Verkehrswegen der Weißen, hat sich der abscheuliche Gebrauch noch ziemlich unvermindert erhalten. Mir kamen die Kerle mit ihren künstlich verkrüppelten Köpfen ganz unmenschlich vor, und es wundert mich nur, daß Barmun oder ein anderer unternehmender Menageriebesitzer bisher noch keine flachköpfige Chinook-Familie nach dem Osten gebracht hat. Sie würden entschieden Aufsehen, wenn nicht Entsetzen erregen. Und doch betrachten die Flachkopf-Indianer diese Spitzköpfe als eine Rassen-Auszeichnung, an welcher beispielsweise die in ihren Kriegen mit den Nachbarstämmen gefangenen und als Sklaven verwendeten Indianer nicht theilnehmen durften. Man sollte meinen, daß diese künstliche Verstimmelung des Kopfes auf ihre geistigen Fähigkeiten einen nachtheiligen Einfluß üben müßte, aber im Gegentheil, die Chinooks sind den Nachbarstämmen sogar geistig überlegen. Den Phrenologen haben sie allerdings ein Schnippchen geschlagen.

Die Abflachung der Köpfe wird dadurch erzielt, daß man das Kind schon einige Tage nach der Geburt auf ein

[1]) Siehe „Kanada und Neufundland" von E. v. H. W., 1888, Freiburg i. B. (Herder's Verlag.)

[1]) Siehe Paul Kane, „Indians of North America".

Digitized by Google

kleines mit Moos gefüttertes Brett festbindet. Dann wird ein Lederband über die Stirn des Kindes gelegt, und so straff wie möglich an der Rückseite des Brettes zusammengezogen. In dieser unnatürlichen Presse bleibt das Kind acht bis zwölf Monate lang, nach welcher Zeit der obere Theil des Kopfes seine natürliche Gestalt gänzlich verloren hat. Von vorn gesehen, ist die Stirn ungewöhnlich breit, viereckig und hoch, von der Seite gesehen, steigt sie von der Nasenwurzel an nicht senkrecht aufwärts, sondern läuft in der Verlängerung des Nasenrückens in einer Linie mit diesem weiter, und der obere Theil des Kopfes von den Augenbrauen aufwärts ist etwa ebenso lang gestreckt, wie der untere Theil von den Augenbrauen zum Kinn. Es ist kaum denkbar, daß die grausame Operation dem Kinde nicht Schmerzen bereite, aber Leute, die Jahre lang mit den Flatheads verkehrten, versicherten, es sei dies nicht der Fall. Im Gegentheil, die Kinder pflegen zu schreien und zu weinen, sobald man die Marterbinde entfernt. Vermuthlich erzeugt der beständige Druck eine Art Empfindungslosigkeit. Wie die allerdings zweifelhaften statistischen Daten, die man sich auf den einzelnen Reservationen zusammenholen mußte, zeigen, ist die Sterblichkeit unter den Kindern der Chinook-Indianer nicht größer als bei anderen Indianerstämmen [1]).

Im nördlichen Theile der Vancouver-Insel hat sich noch theilweise der Gebrauch erhalten, die Köpfe nicht abzuflachen, sondern künstlich zuzuspitzen, d. h. den Schädel zu einem spitzen Kegel umzuformen. Statt, wie bei den Chinooks, den Kopf des Kindes an ein Brett zu schnallen, umwickeln die Indianer dort die Stirn mit einer Bandage, die allmählich fester gezogen wird. Zur Verschönerung des Aussehens trägt auch diese Marterei keineswegs bei.

In Viktoria und auch auf dem Festlande bemerkte ich zahlreiche Squaws, welche Ringe in der Nase trugen. Andere hatten die Unterlippe durchlöchert, und trugen in der Oeffnung ein kurzes cylindrisches Stück Holz. Ich fand diese Ornamente in keinem mir zugänglichen Werke erwähnt, indessen sprechen Gordon [2]) sowie Paul Kane in ihren Schilderungen der Babine-Indianer, welche im Thale des großen Steena-Flusses ihre Ansiedelungen haben, von dieser Verunstaltung der Unterlippe bei den Babine-Squaws. Ich konnte auf Vancouver nicht erfahren, ob jene, die ich dort gesehen, Babines waren; es ist dies jedoch kaum wahrscheinlich, da die Entfernung zwischen beiden doch über 950 km beträgt. Bei den Babines ist das mitunter zwei Zoll dicke und drei Zoll lange Holzstück, das in die Unterlippe eingesetzt wird, und diese in abstoßender Weise aus dem Gesichte hervortreten läßt, das Zeichen der freigeborenen Squaw, zum Unterschiede von der Sklavin. Ueberdies gilt eine derartige Unterlippe auch als ein Zeichen besonderer Schönheit. Das ist natürlich Geschmackssache, aber ich glaube, selbst die indianischen Buds müßten beim Anblick der Squaws sich abgestoßen fühlen, wenn diese das Holzstück aus der Unterlippe entfernen. Die Lippe fällt dann weit über das Kinn herab.

Bei den nördlichen Nachbarn der Babines herrscht die Sitte, der ganzen Länge des Mundes nach in die Oberlippe Glasperlen einzusetzen, die allmählich von der Haut überwachsen werden, so daß nur etwa ein Drittel der Perlen über der Lippe hervorsteht. Sie sehen dann aus, als hätten sie ihre Zähne außerhalb des Mundes.

[1]) Merkwürdiger Weise ist das Abflachen der Köpfe bei den eigentlichen Flachkopf- (Flathead-) Indianern gar nicht gebräuchlich, und sie verdienen deshalb diesen Namen viel weniger als die Chinooks.

[2]) „Mountain and Prairie“ von D. M. Gordon.

Auch ohne die geschilderten Verunstaltungen müßte man die Siwasch-Indianer als eine unschöne Rasse bezeichnen. Sie sind das gerade Gegentheil der Prairie-Indianer. Klein, aufgedunsen, mit breiten, fettglänzenden Gesichtern, hervorstehenden Backenknochen und enggeschlitzten Augen erinnern sie viel eher an die Mongolen und Eskimos, als an die tapferen, schön gewachsenen, stattlichen Sioux oder Osages der Prairien. Der Unterschied ist großentheils in der gänzlich verschiedenen Lebensweise begründet. Die Prairie-Indianer leben auf ausgedehnten weiten Ländereien, die Siwasch meistens auf dem Wasser. Die Prairie-Indianer sind Fleischesser, die Siwasch nähren sich fast ausschließlich von Fischen. Die Prairie-Indianer sind Krieger und Jäger, tapfer, ausdauernd, gegen Strapazen abgehärtet, die Siwasch sind faule, energielose Fischer, und stehen auf der tiefsten Erwerbsstufe der Menschen. Der ungeheure Reichthum an Fischen in Britisch-Kolumbien liefert ihnen jahraus jahrein Nahrung, ohne daß sie sich im Geringsten anzustrengen hätten. Das Klima ist den Sommer und Winter über mild, sie brauchen sich demnach nicht besonders um Kleidung zu kümmern; die Fjorde und Meeresstraßen werden durch die vorgelagerten Inselketten gegen Weststürme geschützt, sie haben also auch nicht mit dem Wetter zu kämpfen. Auf den Reservationen, entfernt von den Ansiedelungen der Weißen, besteht ihre Kleidung heute noch aus einer verschieden dicken Schmutzkruste, wozu im Winter noch eine lose um die Schultern geworfene Decke (blanket) kommt. — Die Squaws tragen im Sommer einen Lendenschurz aus Birkenrinde, im Winter dagegen gleichfalls nur eine Decke. Die Indianer in den am Puget-Sund und nahe den Städten gelegenen Reservationen haben jedoch die Tracht der Weißen schon angenommen, und wagen sich in die Städte nicht mehr, ohne wenigstens die nothwendigsten Kleidungsstücke anzulegen, die sie indeß, in ihre Reservation zurückgekehrt, sofort wieder vom Leibe nehmen.

Wie schon erwähnt, leben die Indianer längs der Nordwestküste nicht, wie ihre Brüder von den Prairien, in Zelten, sondern in eigenthümlichen Hütten oder Bretterbuden von verschiedener Größe. Einige ihrer Dörfer sind auch mit Holzpalisaden und Holzbastionen umgeben. Der ganze Raum innerhalb derselben ist in solchen Fällen mit einem Holzdache bedeckt, und in kleine Abtheilungen getheilt, deren jede für eine Familie bestimmt ist. In anderen Dörfern sind die einzelnen Hütten dicht an einander gebaut, jede mit einer Thür, aber ohne Fensteröffnungen.

Die größte Merkwürdigkeit dieser Dörfer sind die gewaltigen Totem oder Potlatschpfähle, welche sich vor jeder Hütte, dicht an dieselbe gelehnt, auf 6 bis 8 m Höhe erheben. In Karta, einem Dorfe im südlichen Alaska, fand George Wardmann [1]) derartige Bildsäulen von 30 bis 120 cm Durchmesser, und von 6 bis 18 m Höhe. Eine der Säulen erreichte sogar 22½ m. In den Indianerdörfern des Puget-Sund und ebenso auf Vancouver sind diese Potlatsch-Säulen (Potlatsch ist das Chinookwort für „Geschenk“ oder „Gabe“) nur mehr selten anzutreffen. Im nördlichen Theile Britisch-Kolumbiens jedoch, längs des großen Steena-Flusses und auf den Königin-Charlotte-Inseln hat jedes Haus seine Totemsäule, etwa den Wappenschildern über den Thoren europäischer Adelspaläste vergleichbar. Frösche, Bären, Biber, Walfische, Seehunde und Adler sind die gebräuchlichsten Wappenthiere, wenn man die roh aus dem Stamme gehauenen, bunt bemalten Fratzen überhaupt als Thierbilder bezeichnen kann. Aber es bleibt doch merkwürdig, daß sich die alten Gebräuche unserer Adelsgeschlechter hier unter den wilden Indianern des amerikanischen Nordwestens wiederholen. Die verzerrten Gestalten verschie-

[1]) „A Trip to Alaska“ von G. W.

Digitized by Google

denen Thiere finden sich häufig auf ein und demselben Totem über einander gethürmt, und der Eigenthümer des Hauses tättowirt zuweilen dieselben Thierzeichen auf seine Brust oder seinen Arm. In manchen Fällen steht die gewaltige Wappensäule gerade über dem Hauseingang, und ist so breit, daß die Thüröffnung durch sie geschnitten wird. Auf der Bildsäule sind die Wappenthiere dann so angeordnet, daß die Thür den Rachen eines dieser Ungeheuer bildet. Man kann sich kaum einen seltsameren Anblick denken, als ein solches Indianerdorf mit den niedrigen, fensterlosen Hütten und den hoch über sie hinausragenden bunt bemalten Wappensäulen. Es gelang übrigens nie, eine der letzteren von einem Händler auf der Vancouver-Insel zu erwerben und mit nach Europa zu nehmen.

Rang und Titel eines Familienoberhauptes geht bei den Indianern von Königin-Charlotte-Sund nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Onkel auf den Neffen über, so daß verschiedene Zweige einer Familie das „Majorat“, wenn man sich so ausdrücken darf, erwerben. Aber es ist dies mit großen Opfern verbunden; denn bevor dem neuen Haupte des Stammes oder der Familie die Potlatsch- oder Totem-Säule ausgefolgt wird, muß er der Familie des verstorbenen Hauptes reiche Geschenke machen, für welche mitunter seine ganze Habe nicht ausreicht. Ist er nicht reich genug, um jedes Mitglied der Familie mit Decken, Perlen und anderen Werthsachen der Indianer beschenken zu können, so geht die Würde auf einen anderen reicheren oder ehrgeizigeren Verwandten über.

Am meisten haben sich die eigenthümlichen Sitten der Nordwest-Indianer, wie gesagt, bei den Haidahs auf den Königin-Charlotte-Inseln erhalten, da sie am entferntesten und unberührtesten von den Hauptrouten der Weißen geblieben sind. So besteht bei ihnen heute noch die Sklaverei, während sie auf dem Festlande doch aufgehört hat. Es herrscht hier noch immer der sonderbare Gebrauch, einzelne Angehörige eines Nachbarstammes, die — vielleicht auf der Wanderung nach einem Handelspostenbegriffen — fremdes Gebiet betreten, gefangen zu nehmen, und nicht los zu lassen, bis von ihren Freunden oder Verwandten ein Lösegeld bezahlt wird.

Die Hauptbeschäftigung der Nordwest-Indianer ist der Fischfang und die Herstellung der hierzu erforderlichen Geräthe, Canoes u. s. w. Auf der Philadelphiaer Ausstellung des Jahres 1876 befand sich ein Canoe von 24 m Länge, das recht kunstvoll aus einem einzigen Baumstamme hergestellt und mit allerlei Schnitzereien und Bemalungen geziert war. In Port Simpson, einem Handelsposten der Hudsonsbai-Gesellschaft, ist der große Canoe-Markt; dort sieht man häufig Canoes von 12 bis 21 m Länge, aus einem Stamme, theils durch Ausbrennen, theils durch Aushauen hergestellt, und von sehr gefälliger Form, die lebhaft an die Galeerenschiffe der Römer und Griechen erinnert. Diese Canoes werden auf den Märkten gewöhnlich mit 30 bis 50 Decken, jede Decke etwa zwei Dollars im Werthe, bezahlt. Geldmünzen sind bei den Nordwest-Indianern — ausgenommen jene des Puget-Sund — noch nicht im Gebrauch; es herrscht noch ausschließlich Tauschhandel, und hierfür dient eine Decke als Münzeinheit, für kleinere Artikel wird aber auch noch in Muscheln bezahlt. — Ihre Fischgeräthschaften, Löffel, Nadeln, Ahlen u. s. w. sind noch durchwegs auf ganz kunstvolle Weise aus Knochen, Fischgräten und Horn hergestellt und zuweilen mit hübschen Stilpturen bedeckt. Es war mir nicht schwer, eine kleine Sammlung davon zu erwerben.

Von den Prairie-Indianern scheinen die Bewohner des Nordwestens ihre Religion, ihre religiösen Tänze und ihren Aberglauben übernommen zu haben. Auch bei ihnen sind der Sonnentanz, das Hundefest (bei welchen kleine Hunde zerrissen und verzehrt werden), der Medicintanz u. s. w. gebräuchlich, und alle Krankheiten werden durch Medicinmänner mit allerlei Hokuspokus ausgetrieben. Einige Gebräuche sind überhaupt zu barbarisch, um hier Platz finden zu können. Vollständig thierisch geht es in ihrem Familienleben, zumal bei ihren Mahlzeiten, her. So bilden beispielsweise die Chinook-Oliven einen Hauptleckerbissen bei den Chinooks.

Es würde uns zu weit führen, noch andere Einzelheiten aus der Lebensweise der Nordwest-Indianer hier zu schildern. Es sei nur noch der eigenthümliche, entschieden auch Ostasien stammende Brauch der Wittwenverbrennung erwähnt, den noch Paul Kane im Jahre 1858 auf seiner Reise bei den Babines vorfand, der jedoch glücklicher Weise seither abgeschafft wurde. Aber die Verbrennung der Leichen ist noch allgemein gebräuchlich, und die Wittwe des Verstorbenen muß den Scheiterhaufen besteigen und bei der Leiche bleiben, bis diese in Flammen gehüllt ist. Erst dann darf sie den Scheiterhaufen verlassen.

Die Händler in den Faktoreien der Hudson-Gesellschaft sowie die Missionare und Trapper in jenen Gegenden haben einen wahren Schatz von derlei Erfahrungen und Beobachtungen zu erzählen, und es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, einige Monate unter den Haidahs oder den Babines zu verweilen und Studien über ihre Sitten und Gebräuche anzustellen. Aber der Cattin des amerikanischen Nordwestens hat sich bisher nicht gefunden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Negerbevölkerung der Insel Martinique.

Von dem Zustande der farbigen Bevölkerung auf Martinique entwirft die „Revue géographique internationale“ ein sehr wenig erfreuliches Bild. Unter den 150 000 Farbigen, welche daselbst den höchstens 8000 Weißen gegenüberstehen, haben sich nur einzelne der europäischen Civilisation wirklich angeschlossen, während die große Masse in vollständiger Barbarei verharrt, und 100 Jahre Freiheit und Leben unter einer civilisirten Regierung kaum den geringsten Einfluß auf die echten Neger ausgeübt haben. Sie sind dem Namen nach Christen, aber der Fetisch — der Kimbois — beherrscht noch ihr ganzes Leben, und auch der christliche Geistliche ist ihnen nichts anderes als ein Fetischpriester von etwas höherer Art. Der sicherste Beweis für den geringen Einfluß, den die Kirche auf den Antillen-Neger ausgeübt hat, ist der Umstand, daß nur die wohlhabenderen Klassen eine (wenn auch zieulich laxe) Ehe kennen, während die gewöhnlichen Neger zusammengehen und sich trennen, ganz wie es ihnen einfällt — ohne die geringste Zeremonie. Es ist den Weißen kaum möglich, Hausthiere und Geflügel zu halten; denn der Neger kennt kein Eigenthumsrecht an solchen Thieren, und er ist sicher, daß sich keine Zeugen gegen ihn finden, und daß die schwarze Jury im schlimmsten Falle in einem an

Digitized by Google

einem Bäk é (Weißen) begangenen Diebstahl kein besonders schweres Vergehen sieht. Der Etat-civil ist in einer sehr traurigen Verfassung, die Farbigen führen gewöhnlich nur irgend einen Spitznamen; wird ihr wirklicher Name, ihr „titre“ verlangt, so nennen sie sich bald nach ihrer Mutter, bald nach ihrem problematischen Vater. Der Versuch des Gouverneurs de Gueydon, hierin Wandel zu schaffen und jeden Neger zu zwingen, stets eine „carte de recensement“ bei sich zu führen, ist natürlich kläglich gescheitert, und mußte dies schon aus dem einfachen Grunde, weil der gewöhnliche Neger gar keine Tasche besitzt, in welcher er die Karte tragen könnte. So bleibt es nach wie vor fast unmöglich, einen bestimmten Neger, der gesucht wird, aufzufinden, und die Behörden müssen sich helfen, so gut sie eben können. — Die Lebensbedürfnisse sind so billig — besonders seit der Einführung des Brotfruchtbaumes —, daß ein Zwang zur Arbeit durchaus nicht existirt. Der Neger arbeitet darum nur selten und immer nur für kurze Zeit, wenn ihn gerade ein besonderer Wunsch anspornt. Am liebsten nimmt er noch Dienst auf den Küstenfahrern; erhält er aber seinen Gehalt für eine Reise, so spielt er den reichen Mann, bis Alles verthan ist, und dann fängt er wieder von vorn an. Die Erziehung der Kinder kostet ebenfalls so gut wie nichts, und so fällt ein weiterer Hauptzwang zur Bildung stabiler Familien weg. Energie und Ausdauer zeigt der Kreolenneger ebenso wie der Afrikaner nur bei seinen Tänzen und Orgien.

Die Republik hat die Zustände auf der Insel nicht gerade verbessert. Die Weißen haben sich ihr meistens mehr oder minder feindlich gegenüber gestellt, und die Folge war, daß sie aus allen Aemtern verdrängt wurden. Das allgemeine Stimmrecht hat die Regierung vollends in die Hände ihrer Todfeinde, der Mulatten, gebracht. Sie fühlen sich deshalb immer unbehaglich, und da sie durch den langen Aufenthalt in den Tropen und durch die mangelnde Zufuhr frischen Blutes einen guten Theil der Energie ihrer Vorfahren verloren haben, entschließt sich einer nach dem anderen, seine Plantage zu verkaufen und die Insel zu verlassen. Die Mulatten spielen heute die eifrigen Republikaner und die feurigen Anhänger Frankreichs, aber 1870 haben sie sich unter dem Ruf „Vive la Prusse!“ gegen die Weißen erhoben und etwa 50 Plantagen geplündert und niedergebrannt. Ihr Ideal ist mehr oder weniger unverhüllt ein unabhängiger Mulattenstaat, wie es San Domingo ist. Neuerdings haben sie auch dem französischen Beispiele folgend, die Congregationisten, in deren Händen sich seither ausschließlich der Unterricht befand, vertrieben und die Schulen verweltlicht. Damit ist aber die einzige Macht, welche ihren Einfluß auf die Neger gegen sie in die Schranken führen konnte, beseitigt, und das Mutterland könnte im Falle eines unglücklichen Seekrieges sehr unangenehme Ueberraschungen auf der Antilleninsel erleben.

Ko.

Lößablagerung bei Mzchet im Kaukasus.

Alsbald, nachdem ich gelegentlich des Samarkander Lößgebirges die Vermuthung ausgesprochen, daß die Hügel hinter Tiflis, vor und nach Station Mzchet (Station sowohl der grusinischen Heerstraße als der transkaukasischen Eisenbahn) ebenfalls Lößgebilde seien, wurde mir die Möglichkeit der genaueren Untersuchung geboten. Am 8/20. November reiste ich, zum Theil fahrend, zum Theil reitend, aus Buchara an den Amu Darja; am 11/23. benutzte ich den Postzug der transkaspischen Eisenbahn zur Fortsetzung meiner Reise bei so warmem Sonnenschein, daß wir Reisenden den weißen Sommeranzug beibehalten konnten; und am 14/26. Morgens traf der Zug in Ulian Ada ein, wo das fällige Postschiff jedoch noch nicht eingetroffen war. Wir mußten nach 10stündigem Warten demselben auf einem kleinen Dampfboot entgegen fahren und es auf hoher See besteigen. Erst am 16/28. früh verließen wir in Baku den Dampfer und fuhren auf der transkaukasischen Bahn nach Tiflis. Aus Tiflis ging die Reise dann auf der trefflichen Chaussee der grusinischen Militärstraße per Post am Morgen des 18/30. November weiter, ebenfalls im lichten Sonnenschein. Die Eisenbahnen und Chausseen haben der Geologie den Vortheil verschafft, Durchschnitte durch Hügel, Berge und Gelände offen zu legen, wie die Gelehrten sie zu rein wissenschaftlichen Untersuchungen nicht machen können. So führt auch die grusinische Heerstraße bei Mzchet durch kleine Hügel, welche geradezu bis zu ihrer Basis entzwei geschnitten sind und ein gleichmäßiges Gefüge von weichem, gelbbraunem Löß zeigen, auf dem die Wirkungen der Daudwerkszeuge noch deutlich verfolgt werden können, welche denselben geschnitten haben. Bei Duschet gewinnt diese Lößablagerung eine größere Mächtigkeit und mehr Zusammenhang, und sie bildet hier geradezu ein Vorgebirge, welches sich gegen die felsige Erhebung der Kaukasuskette heranschiebt. So oft die gewundenen Gänge der Poststraße aus der Sohlbank der Berge herausgeschnitten sind, liegen wieder die bräunlich-gelben, glatten Wände zu Tage, denen sich bei Ankur und Passanaur theils Schichten von Kies, theils vereinzelt eingestreute Kieselsteine und Felsfragmente beigesellen.

In den Durchschnitten der Hügel vor und nach Mzchet werden dieselben elliptischen Oeffnungen — Durchschnitte von Gräbern — beobachtet, wie an der Samarkand-Taschkenter Chaussee. Sie sind an beiden Fundorten durch das Vorhandensein von Knochen als Grabstätten erkannt worden. Von der Existenz der Knochen und davon, daß dieselben menschlichen Skeletten angehören, habe ich mich durch den Augenschein überzeugt. Auf dem Nordabhang des Kaukasus habe ich keine Lößbildung beobachtet, was allerdings keineswegs ihr Nichtvorhandensein beweist. Das Auftreten von Löß in China, Samarkand, Transkaspien, am Südabhange des Kaukasus und im Rheinthal scheint jedenfalls auf ein heißes oder wenigstens warmes Klima als auf ein seine Entstehung begünstigendes Moment hinzuweisen.

Dr. O. Heyfelder.

Die sibirische Eisenbahn.

In der technischen Gesellschaft von St. Petersburg discutirte der Contre-Admiral N. W. Kopytow vor kurzem das sibirische Bahnprojekt.

Derselbe befürwortet eine ununterbrochene direkte Eisenbahn durch ganz Sibirien, von Orenburg bis Wladiwostok. Es existiren gegenwärtig mehrere Bahnprojekte, welche alle auf zwei Richtungen zurückzuführen sind: eine nördliche Richtung über Tjumen und Stretensk mit einer Unterbrechung am Baikal-See und eine südliche Richtung, bei welcher Tjumen und Stretensk nicht berührt werden, weil die Bahn nahe der russisch-chinesischen Grenze auf Abagaitui losgehen, die Mandschurei durchschneiden und schließlich in Wladiwostok endigen soll. Beide Richtungen haben ihre Vertheidiger: Kopytow vertheidigt die südliche Bahnlinie. Seiner Meinung nach ist der ununterbrochene Lauf der Bahn von Orenburg bis Wladiwostok unbedingt nothwendig, um derselben ihre große Bedeutung zu geben. Der Bau einer durchgehenden Linie ist auch viel billiger als der Bau einzelner getrennter Strecken. Die Führung der Bahn über Krasnojarsk und im Norden des Baikal-Sees würde den Staat zu vergeblichen Opfern veranlassen. — Die Bahn so zu bauen, daß der Endpunkt nicht in Wladiwostok, sondern an irgend einer Wasserstraße liegt, könne nicht vortheilhaft sein, weil auf den sibirischen Flüssen die Schiffahrt nur wenig entwickelt ist. Das Umladen der Fracht vom Waggon in das Schiff und umgekehrt von dem Schiff in den Waggon —

Digitized by Google

das am Baikal-See nothwendig wäre, oder das Umladen in ein Schiff überhaupt, sei sehr wenig empfehlenswerth und vermehre die Transportkosten der Waaren sehr bedeutend. Wasserwege können nur als Hilfswege, als zuleitende Zweigstraßen dienen, und ihre Leistungsfähigkeit wird durch die Eisenbahnen nicht verringert, sondern im Gegentheil vergrößert. Die nördliche Richtung der Bahnlinie ist unvortheilhaft wegen des rauhen nordischen Klimas, wegen der dichten Wälder, wegen der geringen Bevölkerung der betreffenden Gegenden, sowie weil die schiffbaren Flüsse nur 4 Monate im Jahre benutzbar sind. Es ist auch unvortheilhaft, die neue Bahn in sogenannten Theilstrecken auszuführen, welche nur die Wasserstraße mit einander vereinigte — auch dann nicht, wenn die Bahn das Amurflußgebiet erreicht: denn hier fehlen alle Zweigstraßen. — Die südliche Richtung dagegen, bei welcher der Baikal-See umgangen wird, hat viele Vorzüge unter der Voraussetzung, daß die Bahn ununterbrochen bis zum Stillen Ocean läuft. Das Klima der betreffenden Gegenden ist bei weitem milder; es giebt hier eine Menge Zweigstraßen, welche die Handelsbedeutung der Bahn und die Betriebsfähigkeit steigern werden: nämlich die vom Süden her aus Mittelasien, aus der Mongolei und Mandschurei führenden Karawanenwege. Die Bahnlinie schneidet dann namentlich eine solche nach Peking ziehende Straße. Die südliche Bahn geht ferner durch Steppen, welche reich an Vieh und Mineralien sind, und welche mit Leichtigkeit ertragfähig gemacht werden können. 300 Werst (Kilometer) von Semipalatinsk giebt es auch kolossale Lager von Kupfer-, Silber- und Bleierzen, welche ganz oberflächlich liegen, und nur aus Mangel an Communicationsmitteln nicht bearbeitet werden konnten. Aus Mangel an solchen kann an einem Orte der Roggen nicht für sieben Kopeken (etwa 15 bis 20 Pfennige) abgelest werden, während an einem anderen der Preis nach Rubeln berechnet wird. Vom Süden her wird endlich auf den Karawanenstraßen Seide zugeführt werden, und auch der Pelzwaaren- und Theehandel werden bedeutende Erleichterung erfahren. Nach Asien können andererseits transportirt werden: Petroleum, Salz, Steinkohlen, Zucker. Für das ganze russische Reich brächte die Bahn den Vortheil der schnellen Verbindung der Provinzen unter einander, geringerer Kosten in Bezug auf die Verwaltung, und die Möglichkeit, die Verzollung einzelner Gegenstände zu erhöhen. — Die Bilanz des Handels zwischen Rußland und China muß sich ändern: jetzt kauft Rußland von China für 18 Mill. Rubel (36 Mill. Mark) und verkauft nur für 6 Mill. Rubel (12 Mill. Mark). — In strategischer Beziehung liegen bei der südlichen Bahn die Stützpunkte etwa 500 Werst näher an China als bei der nördlichen Bahn. Daß die Bahn nahe der chinesischen Grenze läuft, giebt auch nichts zu befürchten, da China seiner ganzen Natur nach friedliebend ist. Ueberdies dürfte die Bahnlinie eine Kolonisation der mongolischen Steppe nach sich ziehen. Jedenfalls aber giebt die südliche Richtung den Russen die Möglichkeit, ihr Protektorat über jene Landstrecke auszudehnen.

Die Unkosten des Bahnbaues werden etwa 41 000 Rubel (82 000 Mark) pro Werst betragen; die Einnahmen dagegen etwa 39 Mill. Rubel (78 Mill. Mark). In der kirgisischen und mongolischen Steppe wird ein reges Kulturleben erblühen, und der alte sibirische Moskau-Trakt wird dabei seine Bedeutung behalten, während die Erbauung einer nördlichen Bahn die Moskauer Straße völlig vernichten würde. Die Städte Omsk, Tomsk, Krasnojarsk bieten kein so wichtiges Staatsinteresse, daß die Führung der (nördlichen) Bahnlinie zu ihnen unbedingt nothwendig wäre. Die gekrümmte Wasserstraße des Amur zwischen Wladiwostok—Irkutsk läßt das erstrebte Ziel ebenfalls nicht erreichen. Bei der südlichen Bahnrichtung ist die Möglichkeit vorhanden, von China die Erbaubniß zu erhalten, die Bahn von Abagaitui direkt durch die Mandschurei bis nach Wladiwostok zu führen: Wladiwostok—Ussuri ist lange nicht so vortheilhaft als Wladiwostok—Nikolajewsk. — Die Handelsbedeutung Wladiwostoks wird bedeutend wachsen. St.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Vorunterstuchungen betreffs des neuen Onega-Weißen Meer-Kanals gehen ihrer Beendigung entgegen, und im Jahre 1888 sollen nur noch die Vermessungen wegen des Fahrwassers im Byg-Flusse sowie im Busen von Saraxk ausgeführt werden. Der in Frage stehende Kanal wird für Waaren, welche aus den Häfen des Weißen Meeres nach St. Petersburg bestimmt sind, den kürzesten Weg darstellen, und er soll auf diese Weise dazu dienen, die lange Route von Archangelsk durch die nördliche Dwina und Suchona bis Wologda zu ersparen. Die Untersuchungen wurden während des Sommers des vergangenen Jahres sowohl unter Betheiligung der Ingenieure der Wege- und Wassercommunicationen, als auch unter Beihilfe der zur Aufnahme des Weißen Meeres bestimmten Beamten ausgeführt. An die Eröffnung des Kanals werden namentlich auch große Hoffnungen in Betreff der Belebung und der Verbesserung des Fischereiwesens im Weißen Meere geknüpft.

Asien.

— In diesen Tagen — schreibt die „Nowoje Wrjema“ vom 23. Januar (4. Februar) — wird der Reisende E. L. Harnack von seiner langen Reise in Asien heimkehren. Derselbe hat von Peking aus einen schweren Uebergang über das Chingan-Gebirge bewerkstelligt und dann die Richtung auf Stretensk eingeschlagen. Sein Unternehmen ist glücklich beendigt. Die Mühseligkeiten und Entbehrungen, mit denen der Reisende während seiner Expedition zu kämpfen hatte, haben ihn zwar sehr angegriffen, er befindet sich aber bereits auf dem Wege der Besserung. Nach seiner Ankunft in St. Petersburg wird er über die Resultate seiner Expedition, welche zum Theil vollkommen unbekannte Gegenden berührt hat, Mittheilungen machen.

— Die „Meinam Flotilla Company“ hat vor kurzem ihren ersten Dampfer vom Stapel gelassen und damit zugleich auch ihre regelmäßigen Fahrten auf dem großen siamesischen Strome begonnen. Die Engländer dürften damit ihre bedrohte handelspolitische Stellung auf der hinterindischen Halbinsel gegenüber den Franzosen wieder beträchtlich verstärkt haben. Gleich dem Mekhong ist allerdings auch der Menam in seinem Oberlaufe durch Stromschnellen und Kataraften (unter anderen besonders durch die von Dor-Omlo) zur Schiffahrt untauglich. Von Bahnam an aber, wo der Strom durch den Meping verstärkt wird, bildet er eine ganz vorzügliche Wasserstraße.

— Um ihre Herrschaft über Oberbirmah zu befestigen und zugleich eine Ueberland-Verbindung zwischen Indien und China vorzubereiten, verfolgt die englische

Digitized by Google

Regierung übrigens auch eifrig die bekannten Vorschläge Colahoun's, Holt Hallet's, Peal's, Woodthorpe's ꝛc. in Bezug auf die Anlage einer Eisenbahn aus dem Bramaputra-Thale über das Patkoi-Gebirge nach dem oberen Irawaddi-Gebiete. Die neue Expedition, die sie unter Führung Michell's und Needham's zur genaueren Untersuchung der Thunlichkeit des Baues ausgesandt hat, bestätigt auch die Angaben der genannten Reisenden vollkommen. Die Patkoi-Kette, die man früher für einen unübersteiglichen Grenzwall zwischen Assam und Birmah — bezw. zwischen Indien und China — hielt, besitzt Pässe, die die Höhe von 800 m nicht wesentlich übersteigen, und es gelang den in Frage stehenden Reisenden mit fünf Elephanten über einen derselben nach Hu-kong (Bidjanna Jna) vorzudringen, ohne irgend welches nennenswerthe natürliche Hinderniß des Eisenbahnbaues entdecken zu können. Was die thatsächlichen Handelsbeziehungen betrifft, welche jetzt zwischen China und Birmah (Bhamo) bestehen, so werden dieselben durch Karawanen vermittelt, die während der trockenen Jahreszeit (von November bis Mai) in der Stärke von 200 bis 2000 Lastthieren herüber und hinüber ziehen. Dieselben bringen aus dem ersteren Lande Realgar, Kupfer, eiserne Pfannen, getrocknete Früchte, Kastanien ꝛc. und nehmen dafür rohe Baumwolle, Stückgüter, Salz, Salzfisch, Ziundhölzer, Kerosinöl, Jade und Bernstein mit zurück. Den Kachins, deren Gebiet sie durchziehen, haben die Karawanen aber schweren Tribut zu zahlen, und außerdem bedürfen sie auch einer starken Bedeckung.

Südamerika.

— Die beiden Professoren von der Universität Cordoba in Argentinien, Dr. Friedr. Kurtz und Dr. Wilh. Bodenbender, haben eine wissenschaftliche Expedition nach den östlichen Anden unternommen, die sich auf mehrere Monate erstrecken soll, und die voraussichtlich nam hafte Resultate erzielen wird. — Von der Thouar'schen Expedition durch den Gran Chaco verlautet inzwischen, daß der Reisende in Pachoco angekommen ist, freilich unter Verlust von zehn Begleitern, was ihm sehr zur Last gelegt wird.

Australien und Polynesien.

— Der französische Reisende M. A. Marche, der damit beschäftigt ist, die Jnielgruppe der Marianen zu durchforschen, hat auf der Hauptinsel Seypan seine Spuren eines thätigen oder erloschenen Vulkans auffinden können, und seine Messungen reduciren die bisher angenommene Höhe (600 m) des höchsten Berges der Jnsel — des Tapochao — auf 394 m. Die übrigen Erhebungen sind nur gegen 200 m hoch, und die Klippen der Nordspitze erinnerten Marche an die Klippen bei Dieppe. Die Jnsulaner leiden Mangel an gutem Trinkwasser, und die zwei Seen, welche sich auf der Jnsel finden sollten, erwiesen sich in Wahrheit als kleine Teiche.

Polarregionen.

— Die starke Erhebung Grönlands über den Meeresspiegel hat sich durch die Wanderung R. E. Peary's und Ch. Maaigaard's auf dem dortigen Jnlandeise (1886) noch viel entschiedener herausgestellt, als durch die Wanderung Nordenskiöld's und seiner Eskimos (1883). Die beiden Herren erreichten 160 km landeinwärts von der Jnsel Disco eine Höhe von 2300 m. Die rasche Bewegung der ungeheuren Gletschermasse in der Richtung auf die Küste wird dadurch viel begreiflicher (Vergl. „Globus" Bd. 53, S. 128, sowie „Geogr. Mittheilungen" Bd. 34, S. 61).

Allgemeines.

— Am 4. bis 6. April dieses Jahres wird sich in Berlin der achte deutsche Geographentag versammeln, und werden die Anmeldungen zur Theilnahme sowie auch zu Vorträgen seitens des Vorstandes bis zum 6. März erbeten. Als zu behandelnde Themen sind bereits in Aussicht genommen: „Klimaschwankungen in längeren und kürzeren Perioden" (Ref. Dr. Brückner); „Höhenmessungen" (Ref. Dr. Güßfeld); „Rechtschreibung geographischer Namen"; „Denudationsniveaus" (Ref. Prof. Dr. Penck); „geographische Exkursionen"; „geographische Schulsammlungen"; „die Beziehung zwischen Schulbuch und Schulatlas". Jm Uebrigen werden besonders willkommen geheißen Vorträge über: neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie; nicht veröffentlichte Ergebnisse von Forschungsreisen; neue Gesichtspunkte für die geographische Forschung; praktische Verwerthung geographischer Ergebnisse; Vorlegung und Besprechung neuer Jnstrumente; Vorschläge für Aufgaben, welche der Geographentag ständig übernehmen könnte; methodologische und schulgeographische Fragen. — Die Geschäftsstelle des achten Geographentages befindet sich Berlin W., Friedrichstraße 191.

— Ueber das quantitative Verhältniß des Festen zu dem Flüssigen auf dem Erdplaneten liegt in einem Vortrage, den John Murray vor der schottischen geographischen Gesellschaft gehalten hat, eine neuere Untersuchung vor. Dieselbe weicht in ihren Ergebnissen nicht unerheblich von den Berechnungen und Annahmen Krümmel's und Lappa rant's ab. Die mittlere Höhe der Kontinente über dem Meeresspiegel bestimmt er auf 2250 Fuß (rund 675 m), die mittlere Tiefe der Meere auf 12 480 Fuß (3800 m), während diese Zahlen bei Krümmel auf 440, bezw. 3440 m und bei Lapparant 645, bezw. 4250 m lauten. Den Flächeninhalt der Oceane berechnet Murray auf 137 199 450 und Krümmel auf 144 549 850 engl. Quadratmeilen (auf 355 319 135 bezw. 366 506 106 qkm). Der Kubikinhalt der Oceane ferner beziffert sich nach dem englischen Forscher auf 323 800 000 engl. Kubikmeilen, nach dem deutschen auf 1260 Mill. Kubik-Kilometer und nach dem französischen auf 1600 Mill. Kubik-Kilometer; der Kubikinhalt der Kontinente, so weit dieselben über dem Meeresspiegel liegen, auf 23 450 000 engl. Kubikmeilen (reichlich 900 Mill. Kubik-Kilometer), bezw. auf 146 750 deutsche Kubikmeilen (ziemlich 70 Mill. Kubik-Kilometer), bezw. auf 80 Mill. Kubik-Kilometer. (Vergl. „Scottish Geogr. Magazine", 1888, p. 1.)

Bücherschau.

— Michael Haverlandt, Der altindische Geist. Leipzig 1887 (A. G. Liebeskind). Ein geistvolles kleines Buch, das Jeden, der nicht Sanskritforscher ist, im angenehmsten Plaudertone und fast ohne daß er es merkt, über die Blüthen, die die indische Kultur getrieben hat, und durch die unsere eigene Kultur in der mannigfaltigsten Weise beeinflußt worden ist, belehrt. Daß den darin enthaltenen Skizzen ernste und umfassende Studien zu Grunde liegen, kann man aber keinen Augenblick bezweifeln.

Jnhalt: Dr. Emil Deckert: Der Hoangho und seine Stromlaufänderung. (Mit einer Karte.) — Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. X. (Mit sieben Abbildungen.) — Ernst von Hesse-Wartegg: Sitten und Gebräuche der Jndianerstämme von Britisch-Columbien. — Kürzere Mittheilungen: Die Negerbevölkerung der Jnsel Martinique. — Lößablagerung bei Mzchet im Kaukasus. — Die sibirische Eisenbahn. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Polarregionen. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 19. Februar 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Karst-Erscheinungen.

Von Franz Krans.

Es ist in letzter Zeit so viel vom Karste und von den Karsterscheinungen die Rede gewesen, daß wohl Manchem eine Erläuterung dieser beiden Benennungen erwünscht sein dürfte. Wenn man eine kurze, präcise, oder wie man zu sagen pflegt, schulgerechte Definition der Bedeutung des Wortes „Karst“ geben will, so kann man nur sagen: Karst ist jedes Terrain, welches in Folge von besonderen, nur auf Hochplateaus vorkommenden Erosionswirkungen jenes eigenthümliche Relief erhalten hat, wie es in der Strecke zwischen der Laibacher Ebene und dem Adriatischen Meere am typischsten entwickelt ist.

Der schulgerechte Aufbau dieser Definition macht sie aber für Jene nicht nur ein Haar klarer, welche die betreffende Gegend nicht gesehen haben, und daher nicht wissen, wodurch sich dieselbe von anderen Hochebenen unterscheidet. Die Ursache des auffallenden landschaftlichen Unterschiedes zwischen den Karstgegenden von Krain und den benachbarten alpinen Gegenden liegt in gewissen Formen des Reliefs und in anderen Erscheinungen, die außerhalb der Karstterrains nicht vorkommen, weshalb man sie auch Karsterscheinungen nennt. Es muß aber betont werden, daß es außerhalb der eigentlichen Karstländer Krain, Görz, Istrien, Kroatien, Dalmatien, Bosnien und Montenegro auch noch kleinere verkarstete Landstriche giebt, welche die gleichen Erscheinungen zeigen. Hierher gehören beispielsweise das ganze Dachstein- und das Prielplateau, das Hochschwabplateau und noch viele andere. Auch im devonischen Kalkreviere der sogenannten mährischen Schweiz bei Brünn trifft man Karsterscheinungen, die aber dort durch die intensive Bodenkultur so stark verwischt sind, daß nur noch die bedeutenderen auffallen. Ebenso muß weiter hervorgehoben werden, daß eine Karstgegend nicht gerade vegetationsleer oder auch nur vegetationsarm sein muß; es giebt vielmehr ganz wohlkultivirte Karstterrains. Hin und wieder hat sich in botanische Werke allerdings der Ausdruck „verkarstet“ eingeschlichen — womit ein durch Entwaldung hervorgerufenes Zurückgehen der Vegetation bezeichnet werden soll —, allein die Abschwemmung des Humus mit der daraus folgenden „Versteinung“ einer Gegend genügt noch nicht, um dieselbe als Karst zu bezeichnen. Sie muß unbedingt jene Reliefformen zeigen, die im Nachstehenden ausführlicher erörtert werden sollen.

Zu den der Zahl nach am häufigsten vorkommenden Karsterscheinungen gehören die Dolinen. Das Wort Doline stammt von dem slavischen Worte „dol“ = himab, daher dolina = Vertiefung, Senkung oder auch Thalkessel. Dolinen sind nun Bodensenkungen von zumeist runder Form, deren Entstehung der Unterwaschung zuzuschreiben ist. Schon Valvasor (1689) und seine Zeitgenossen erklärten die Dolinen als Folgen unterirdischer Erosion, und auch im vorigen Jahrhundert hält die gesammte Fachliteratur an dieser Erklärungsart fest. Erst in neuester Zeit rüttelte Mojsisovics an dieser einfachen Theorie, und versuchte eine etwas komplizirtere einzuführen, indem er die Karsterscheinungen mit dem horizontalen Gebirgsschube in Zusammenhang brachte, und die Dolinen als oberirdische Erosionserscheinungen erklärte. Nun giebt es allerdings einzelne Dolinengruppen, die so dicht, und scheinbar so

Digitized by Google

regellos an einander liegen, wie die Blattnarben in einem Gesichte, und solche Terrains mögen es gewesen sein, die den genannten Forscher zur Annahme geführt haben, als hätte ausschließlich oberirdische Wasserwirkung die Dolinen gebildet. Untersucht man jedoch den Untergrund, so wird man stets auf die Reste von Höhlen stoßen, die in einer Reihe angeordnet sind, während die außerhalb dieser Reihe liegenden entweder einem Parallelzuge oder einem Seitenaste derselben angehören. Zudem ist ja auch der Lauf der unterirdischen Gewässer selten auf längere Strecken ein gerader. Wie es schon die größere und geringere Härte der Gesteine bedingt, durch welche sich dieselben eine Bahn gebrochen haben, giebt es zahllose Ecken und Krümmungen, und mit diesen correspondiren auch die Einsturzfelder.

Sehr lehrreich für das Studium der scheinbar regellos neben einander liegenden Dolinen sind jene, welche zwischen Planina und Zirknitz in den Haasberger Forsten liegen. Dieselben sind außerdem auch von hohem landschaftlichen Interesse, weil bei ihnen einige prachtvolle Reste ehemaliger Höhlendecken stehen geblieben sind und natürliche Felsbrücken gebildet haben. Besonders eine davon (die sogenannte „kleine Naturbrücke") ist bei einer bedeutenden Spannweite von so zartem Baue, daß die Besichtigung des zierlichen Wunderwerkes zu den Interessantesten gehört, was das an Naturwundern so reiche Kronland Krain zu bieten hat. Der Bach, der dieses Höhlenlabyrinth ausgewaschen hat, macht gerade in der Gegend der häufigsten Einstürze seine größten Windungen, so daß man es kaum glauben kann, daß die ersten vier Dolinen, die zusammen ein ziemlich regelmäßiges Viereck bilden, einem und demselben Höhlenzuge angehören.

Begeht man diese Gänge, so bemerkt man, daß es außer dem Hauptaste noch zahlreiche Verzweigungen giebt, deren Decke ebenfalls zum Theil eingestürzt ist, und dies ergiebt zusammen ein Gewirr von Dolinen, in dem eine Orientirung oberirdisch gar nicht mehr möglich ist. Diese Dolinen befinden sich alle im ersten Stadium der Entwickelung, d. h. ihre Ränder sind noch steil, und nur an wenigen Stellen kann man über eine Böschung in die Tiefe gelangen. Man findet darin nur geringe Reste des Einsturzmateriales, weil der Höhlenbach den größten Theil davon verstreut oder weggeschwemmt hat. Nur in solchen Dolinen, wo das Bruchmaterial so bedeutend war, daß der Wasserlauf die neuentstandene Barre nicht mehr zu durchbrechen vermochte, trifft man große Deckenstücke, vermischt mit kleinerem Trümmerwerk, massenhaft an. In solchen Dolinen ist dann auch entweder einer der beiden Gänge verschüttet, oder es sind beide unter dem Schutte vergraben. Eine Doline, in der noch ein Gang sichtbar ist, bildet den Eingang zur Magdalenagrotte bei Adelsberg. Auch das gewaltige Rabenloch (Vranja jama) bei Planina ist ein solcher Gang, dessen jenseitige Fortsetzung unter einer riesigen bergsturzartigen Trümmerlehne vergraben liegt.

Wo beide Gänge verschüttet sind, wie bei dem imposanten Felscircus der Koleschinka nächst Planina, bei den gleichmanigen Felskesseln bei Unter-Loitsch, und überhaupt bei der Mehrzahl der Dolinen schwemmt der Regen Laub und Erde auf den Grund hinab, und es bildet sich bald ein kulturfähiges Fleckchen, das irgend ein fleißiger Landmann von den Steintrümmern reinigt, welche von den sich immer mehr abböschenden Wänden abgestürzt sind, um es zu bebauen. Der kultivirbare Boden ist spärlich am Karste, und beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen auf die Thalkessel, die mit den Dolinen eine gemeinsame Entstehungsart haben.

So wie man an dem Beispiele der Dolinen in den Haasberger Forsten den Beginn eines Thalbildungsprocesses in der Mitte eines Plateaus beobachten kann, der sowohl stromauf- als stromabwärts fortschreitet, ebenso sind die großen Kesselthäler nichts Anderes als unfertige Thäler, denen noch der Ausgang fehlt.

Es giebt Hohlräume von unglaublicher Größe im Karste. Im Jahre 1856 wurden gelegentlich der Untersuchung des Naturschachtes der Grabsinica bei Loitsch am Grunde zwei schräg über einander liegende Hallen entdeckt, von denen die obere ein Katastrasoch und die untere deren fast drei ausmaß. Bricht ein solcher Raum ein, so giebt dieses schon ein kleines Kesselthal. Rechnet man hierzu noch einige Seitengänge, wie bei den Höhlen in den Haasberger Forsten, die ebenfalls nach und nach einbrechen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn man mitunter Kessel findet, die einen Flächenraum von einer Quadratmeile und darüber haben. An der mehr oder minder vorgeschrittenen Abböschung der Ränder hat man einen ungefähren Maßstab für das Alter der Dolinen und der Kesselthäler. Ist der Thalbildungsproceß schon weit vorgeschritten, so treten auch Erosionsrinnen in den Gehängen auf, die sich zu Seitengräben oder Seitenthälern erweitern.

Dort, wo die Ausgänge liegen sollten, findet man in den Kesselthälern Höhlen anstatt der offenen Thalfortsetzungen. Durch diese Höhlen müssen nun alle Niederschläge aus den Thälern geschafft werden, wie beispielsweise im Adelsberger Thale durch die Adelsberger Grotte und durch die Schwarzbachhöhle. In anderen Thälern sind diese Abzugshöhlen aber unter dem Gehängeschutte vergraben, oder durch Einsturz in ihrer Wirksamkeit so sehr gemindert, daß die engen Klüfte zwischen dem Auffchüttungsmateriale nur das normale Quantum von Niederschlägen zu absorbiren vermögen. Insbesondere im Planinathale sind die Höhlen nur theoretisch nachweisbar, sichtbar sind sie nicht. Dort, wo das Wasser im Boden verschwindet, haben sich im Laufe der Zeit Trichter gebildet, welche große Aehnlichkeit mit kleinen Dolinen haben. Während jedoch die Einsturzdolinen zumeist keine sichtbare Oeffnung und gewöhnlich eine kleine ebene Stelle am Grunde haben, zeichnet sich diese Art durch ihre streng konische Form und durch ein Wasserloch auf der tiefsten Stelle aus. Im Zirknitzer Seebecken, und in allen anderen Thälern, wo periodische Seen sich zu bilden pflegen, sind diese sogenannten Sedolinen vorherrschend.

Die periodischen Seen, die ebenfalls zu den Karsterscheinungen gehören, sind eine Folge der Unzulänglichkeit der Abflußlöcher, die man auch Sauger, Saugtrichter oder Sauglöcher nennt. Treten starke Niederschläge auf, welche die Sauger nicht zu absorbiren vermögen, so stant sich das Plus im Thale und setzt dasselbe unter Wasser. Diese Wasseransammlungen sind von der Menge der Niederschläge abhängig, sowohl was ihr mehr oder minder häufiges Auftreten, als auch was ihre Intensität (Randhöhe) betrifft; eine regelmäßige Periodicität haben sie (wie es die Aufschreibungen über den Zirknitzer See beweisen) nicht.

Dolinen, Karstschlünde, unterirdische Wasserläufe und periodische Seen sind also Folgeerscheinungen der unterwühlten Oberfläche, und die Höhlenbildung ist scheinbar die erste Ursache der Karsterscheinungen. Aber auch sie ist nur eine secundäre Erscheinung, weil ja bekanntlich (nach Fraas) der Höhlenbildung die Kluft- oder Spaltenbildung vorangehen muß, welche erst der Infiltration Thür und Thor öffnet. Die dünnen Wasserfäden, welche sich einst an der Grenze der wasserundurchlässigen Unterlagen der Kreidekalke am Karste gesammelt haben, erweiterten im Verlaufe der Jahrtausende die engen Klüfte zu ansehnlichen Räumen, und schufen eine subterrane Erosion, welche sich durch mannigfache Umwandlungen des Reliefs der Oberfläche bemerkbar machte. Der eine Zeit lang gelängnete Zusammenhang

Digitized by Google

der oberirdischen Karsterscheinungen mit der unterirdischen Unterwühlung ist durch die neuesten Forschungen an vielen Orten klar nachgewiesen worden, und der Umstand, daß man die einzelnen Erscheinungen jetzt richtig zu deuten versteht, kann den Arbeiten zur Entwässerung der Kesselthäler schon wiederholt zu statten.

Die Erforschung derjenigen unterirdischen Wasserläufe, welche die Ursache der Bildung periodischer Seen in einzelnen Kesselthälern in den Karstländern sind, wird gegenwärtig mit Aufwand bedeutender Mittel von staatswegen durchgeführt, um eine bessere Verwerthung des Bodens möglich zu machen. Die Untersuchungen haben im Jahre 1885 begonnen und bereits hochinteressante Resultate geliefert. Die wichtigsten Punkte, deren Besichtigung jedem Techniker, Physiker und Geologen zu empfehlen ist, sind folgende:

1. Der unterirdische Lauf der Poik, welche in der Adelsberger Grotte verschwindet, in der Pinka jama wieder sichtbar wird, und sich durch die mächtige Kleinhäusler-Grotte in das Planina-Thal ergießt.

2. Im Planina-Thale außer der Kleinhäusler-Grotte noch die Quellen im Mühlgraben (Mühlthale), die sich mit der Poik beim Schlosse Haasberg vereinigen und den Unzfluß bilden; ferner die Flußschwinden der Unz beim Orte Laase und am Nordrande des Thales, wo sich auch die Schächte befinden, die zur Aufsuchung der verschütteten Abzugshöhlen abgetenft worden sind; schließlich die Höhlen am Nordgehänge, und zwar das Rabenloch (Vranja jama), die Lorenz-Liburnan-Höhle bei Slofu-lom, und die über zwei Kilometer lange Graf Falkenhayn-Höhle, die 1886 entdeckt wurde, deren Besuch aber sehr schwierig ist, und große Kletterfertigkeit erfordert.

3. Der landschaftlich so schön gelegene Komplex der Fürst Windisch-Graetz-Höhlen in den Haasberger Forsten, mit den beiden Naturbrücken und den eingestürzten Höhlendecken.

4. Der Zirknitzer See, in dessen südwestlicher Ecke die Hauptabzugshöhlen liegen, deren eine durch Stollenbau angefahren worden ist.

5. Das Ratschnathal mit dem künstlichen Durchbruche in die neu erschlossene Vrunja-Grotte, deren Länge über einen Kilometer beträgt, und durch welche das Wasser des Schitza-Baches nach Ober-Gurk hinübergelangt, um dort die Gurkquelle zu bilden.

Außer den genannten Punkten wäre auch Unter-Loitsch, mit der Schwinde des Loitscher Baches, ganz sehenswerth, und noch mancher andere Punkt in diesem merkwürdigen Lande, welches gewiß noch viele Wunderdinge enthält, die noch ihres Entdeckers harren. Mit der Besichtigung der vorbenannten Punkte wird man aber alle Arten von Karsterscheinungen kennen gelernt haben, und zwar auf eine Weise, die fast keinerlei Anstrengung kostet, und die trotzdem lehrreich und genußreich zugleich ist. Die trockenen Sommermonate sind für den Karst die beste Reisezeit.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XI.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die nächste Tagereise ging durch eine Gegend, die von dem Luapula weiter seitwärts lag, und in der tiefe Sümpfe mit undurchdringlichem Dickicht und mit felsigen, spärlich mit Drachenbäumen bewachsenen Hügeln wechselten. Wild war hier in gewaltigen Mengen vorhanden, und obendrein war dasselbe auch wenig scheu. Die Gegend scheint vor allen Dingen die eigentliche Heimath der schwarzen Edel-Antilope zu sein. Man sieht dieselbe ungemein häufig, sei es einzeln, sei es in Paaren, oder sei es zusammen mit großen Heerden von Säbel- und Pferdeantilopen (von der Gattung Aegoceerus). Giraud und Hassani erlegten in Folge dessen während der nächsten Tage so viel Wild, daß die Karawane nicht bloß reichlich mit Fleisch versorgt war, sondern daß man viel davon liegen lassen mußte. Da das Geschäft der Fleischverbreitung auf afrikanischen Märschen die Ursache von bedenklich langen Aufenthalten zu sein pflegt, so hatte der Reisende bestimmt, daß immer nur eine Stunde darauf verwendet werden durfte, gleichviel ob das ganze Fleisch in dieser Stunde untergebracht wurde oder nicht.

Am folgenden Tage ging der Weg durch ungeheure Wälder, in denen es nur der Kompass ermöglichte, die Richtung festzuhalten. Auf die schwarzen Führer war überhaupt niemals viel Verlaß, dieselben scheinen die geraden Linien zu hassen, und eine entschiedene Vorliebe für endlose Umwege zu haben. Uebrigens hatte auch die Regenzeit begonnen, und dadurch wurde das Fortkommen sehr bedeutend erschwert. Die Vormittage sind dann zwar trocken und angenehm, am Nachmittage aber brechen die furchtbarsten Gewitter los, und der Blitz wüthet in den Wäldern wie ein böser Geist. Die Eingeborenen legen bei solchen mächtigen Naturereignissen ihre ganze Feigheit an den Tag, so daß es sehr schwer ist, sie in Schranken zu halten.

Am 29. Oktober, nachdem man sich, mit Hilfe von Aexten und Messern und unter Strömen von Schweiß und Blut, längere Zeit durch dorniges Gestrüpp Bahn gebrochen hatte, gelangte man auf einen gut betretenen Weg, der in der Richtung von Ost nach West lief. Hier wurden menschliche Spuren sichtbar, und nach einem mehrstündigen Marsche in westlicher Richtung eröffnete sich plötzlich ganz unerwartet ein Blick auf den prächtigen Moero-See. An dem Ufer desselben angekommen, erblickte man ein verlassenes Dorf. Die Hütten waren mit Ausnahme von der des Häuptlings niedergebrannt, und wie gewöhnlich hatten die Einwohner alle Lebensmittel mitgenommen, so daß nicht einmal eine weiße Ameise zu sehen war. Die klare Wasserfläche des großen Sees breitet sich in der Richtung von Nordost nach Südwest aus und gewährt ein majestätisches Bild. Das östliche Ufer ist mit schönem Grün bekleidet und bis etwa zwei Meilen nach Norden hin, wo ein felsiger Hügel vorspringt, sichtbar. Im Nordwesten sieht man Dank der klaren Atmosphäre einen bläulichen Streifen von höherem Hügellande (von 200 bis 300 m Höhe), das etwa fünfzehn Meilen entfernt sein dürfte. Gegen Westen sinkt der Horizont weider, so daß man in dieser Richtung das offene Meer zu sehen glauben könnte (S. Abbildung 2).

Digitized by Google

Im Süden verdeckt eine kleine Landzunge die Mündung des Luapula. Der Strom ergießt ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach durch einen großen, ſeeähnlichen Sumpf in den See, und dieſer würde vielleicht identiſch ſein mit dem Mofue-See Livingſtone's. Möglicherweiſe bezeichnen die beiden Namen auch ganz daſſelbe. Die nächſte Nacht wurde in dem verlaſſenen Dorfe verbracht, freilich nicht ganz ohne Störung. Um Mitternacht hörte man nämlich zweimal eine geheimnißvolle fremde Stimme durch die Dunkelheit rufen: „Schlaft euren letzten Schlaf, ihr habt aufgehört zu tödten und zu rauben; das Lunda-Land iſt aufgeſtanden, und Morgen werden wir euch in großer Zahl angreifen!“ Das erſte Mal ſtumm und ſtarr vor Schrecken, riefen Giraud's Leute das zweite Mal wie ein Mann zurück: „Tayari“ — „Wir ſind bereit!“ Trotz der unheimlichen Drohung verlief der nächſte Tag aber ebenſo ruhig wie die vorhergehenden. Bei den erſten Sonnenſtrahlen belebte ſich nur das Seeufer auf wunderbare Weiſe mit Thieren. Zwei Elephanten badeten ganz in der Nähe des Lagers, und weiter entfernt ſah man ganze Rudel von Waſſerböcken (Kobus-Antilopen) und Gazellen trinken und raſten, ohne jede Ahnung von Gefahr.

An den Hügeln nördlich von dem verlaſſenen Dorfe angekommen, war man gezwungen, den Strand zu verlaſſen, weil der Weg daſelbſt durch Steinblöcke verſperrt war. Indem man einen raſch aufſteigenden Fußweg verfolgte, gelangte man aber auf ein breites bewaldetes Plateau, von dem aus man den See an verſchiedenen Punkten wieder erblickte. Das Thierleben war auch hier ein reiches. Perl- und Rebhühner ſowie große Gänſeheerden liefen über den Weg, und die Waſſerböcke waren nicht mehr zu zählen. Um für die folgende Nacht ein Lager nebſt Waſſer zu finden, mußte man aber endlich durch eine enge Schlucht wieder hinab nach dem See. Hier ſtanden wieder zwei zerſtörte Hütten,

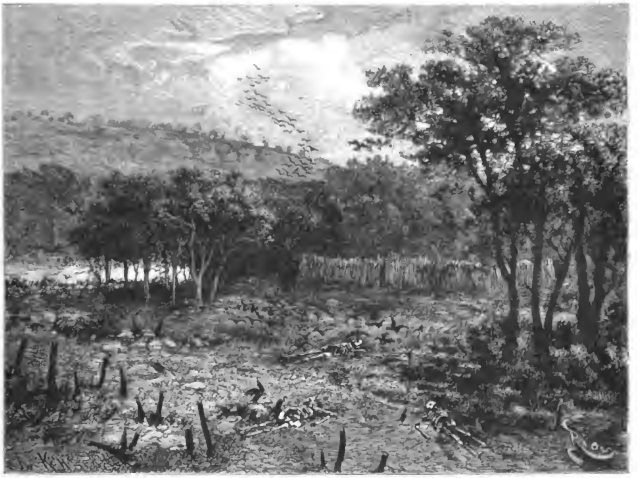
Entwaffnung einer Häuptlingsfrau.

und dicht dabei fand man einen Eingeborenen, der angeblich aus einem kleinen Mlunga-Dorfe am Kalongozi war. Man beſchloß, ihn bis dahin als Führer dienen zu laſſen, er entfloh aber in der Nacht, ſo daß die Reiſe auch fernerhin ohne Führung weiter fortgeſetzt werden mußte. Am nächſten Tage erreichte die Expedition die Mündung des Kalongozi — einen großen, etwa zwei Meilen breiten Moraſt, durch den die ſchmalen Arme des Fluſſes ſich langſam nach dem Moero-See hinſchlängelten. Jenſeits dieſes Sumpfes ſtieg das Terrain zu dem niedrigen Mpweto-Gebirge, das im Norden undeutlich zu ſehen war, empor. Das ganze Thal, das ſich bis zu den Hügeln im Südoſten erſtreckt, war vollkommen verlaſſen und öde. Von Hütten war nirgends etwas zu ſehen, denn die Eingeborenen wohnten verſteckt in den Dſchungeln und auf den ſchlammigen Inſeln, wo man ſie nur in Kähnen erreichen konnte. Nach langem vergeblichen Suchen wurde Giraud durch die vielen verweſenden Leichen, die am Wege lagen, endlich die Nachbarſchaft eines Dorfes gewahr, und bald darauf erblickte man den Boma von Mlunga. Der Häuptling empfing die Ankömmlinge, nachdem er das Schickſal befragt hatte, freundlich, nur bat er, daß der weiße Mann ſein Lager nicht betreten möge, da daſſelbe ſonſt in Flammen aufgehen werde. Man erlebte in Mlunga ein ſtarkes Schießgewitter, das den Zanzibariten ebenſo wie den Eingeborenen ein völlig unerhörtes Schauſpiel zu ſein ſchien. Sie hielten die erbſengroßen Eiskörner für himmliſches Manna und wollten ſie ſammeln und aufheben. Uebrigens war die Furcht der Schwarzen vor den Fremdlingen ganz begreiflich. Ein Jahr vorher war die ganze Gegend von einem arabiſchen Sklavenjäger namens Kabunda in entſetzlicher Weiſe verheert worden, und jetzt drohten die räuberiſchen Waſumba-Neger mit beſtändigen Einfällen. Dazu herrſchte weit und breit eine große Hungersnoth. Die Waſumba zogen auch während der Anweſenheit Giraud's gegen das Dorf heran, beim Anblicke ſeines Lagers ſtanden ſie aber von dem beabſichtigten Angriffe ab und zogen ſich wieder zurück.

Digitized by Google

Die erſten zehn Meilen hinter Mlunga ging der Marſch abermals durch eine weite Sumpf-Ebene, durch die ſich der ungefähr 40 m breite und für kleine Kähne ſchiffbare Kalongozi mitten hin ſchlängelt. Wo aber der Sumpf-

Verlaſſenes Dorf am Mocro-See.



Mlunga (am Mocro-See).

boden aufhört, wird die Gegend wieder ſehr reizend. Der Fluß erſcheint als eine Reihenfolge von ſeenartigen Erweiterungen und Stromſchnellen und Waſſerfällen, ſeine Ufer ſind mit einer üppigen Vegetation bedeckt, und aus

Digitized by Google

dem Grün derselben blicken zahlreiche große Steine und „erratische“ Blöcke (?) hervor. Die Stille, die ringsum herrscht, wurde öfters von dem Grunzen von Flußpferden unterbrochen, und außerdem war wohl auf der ganzen Reise nirgends so viel Wild der verschiedensten Art zu erblicken gewesen, als in dem Thale des Kalongozi. Es wimmelte an vielen Orten von Zebras, Hirschen, Gazellen, Antilopen, Springböcken, Pallahs und Büffeln, und der jagdlustige Europäer kann wohl sicher sein, daß dieser Wildbestand noch lange Zeiten vorhalten wird.

Da der genannte Fluß seine südöstliche Richtung (die Karawane bewegte sich an ihm stromauf) nicht änderte, so sah man sich aber genöthigt, sein schönes Thal zu verlassen und sich nordwärts zu wenden. Das nächste Ziel, dem man zustreben mußte — die Hauptstadt von Itawa, namens Kasimbi oder Msama — lag ja im Nordosten.

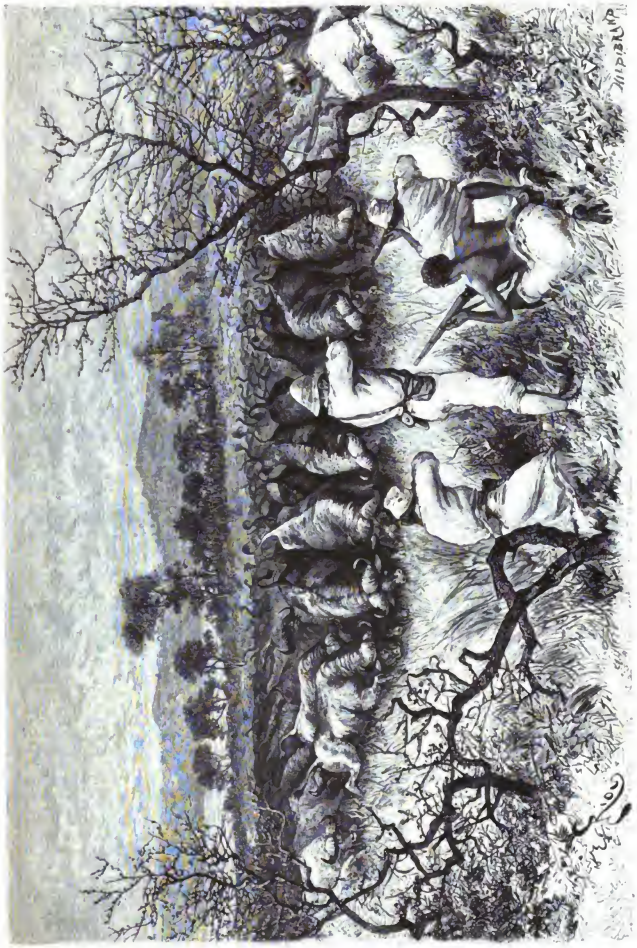
Auf der nun folgenden Strecke, die vorzugsweise mit großen Akazien bestanden war, hatte man reichlich Gelegenheit, Honig zu sammeln, und zugleich die Art und Weise, wie dieses Geschäft von den Eingeborenen gehandhabt wird, näher kennen zu lernen. Da die Bienen ihren Schatz wohl zu verbergen verstehen und ihn in der Regel hoch oben in den Verzweigungen alter Bäume unterbringen, so würde es fast unmöglich sein ihn zu finden, wenn nicht der sog. „Zeige-Vogel“ dem „Honigjäger“ zu Hilfe käme. Dieser eigenthümliche Vogel soll den letzteren beim Herannahen in der Zahl von drei oder vier beständig umflattern, und nicht eher zu lärmen aufhören, bis jener nach der Stelle gelangt, wo sich das Bienennest befindet. Der Eingeborene macht sich dann aus einem langen Aste eine Art Gabel, stemmt dieselbe gegen den Baum, und klettert, mit einer Art bewaffnet, daran hinauf, während seine Begleiter unten ein Feuer anzünden und die Bienen so viel als möglich durch den Rauch zu vertreiben suchen. Durch Axthiebe vergrößert er nun das Schlupfloch so weit, bis er den Honig mit der Hand herausnehmen kann. Nach zehn Minuten solcher Arbeit gewährt das Gesicht des Betreffenden freilich einen Mitleid erregenden Anblick, und derselbe Mann vermag deswegen nur selten an einem Tage zwei Stöcke auszunehmen. Der „Zeigevogel“ sieht, auf einem Zweige sitzend, dem ganzen Beginnen ruhig zu, und erst später macht er sich über die Wachsreste her, die der Mensch auf dem Boden hat liegen lassen. Merkwürdig ist es, daß sich bei der Vertheilung von Honig und Früchten im Allgemeinen niemals Streit und Zank unter den Schwarzen erhebt, während er bei der Vertheilung von Fleisch gar kein Ende nehmen will.

Honigernte.

In Kasimbi (dem alten Msama Livingstone's) angekommen, wurde es dem Reisenden und seiner Begleitung wiederum nicht gestattet, in das Dorf zu kommen. Wenn er es wagen würde, so würde man mit ihm Krieg beginnen, hieß es. Es befand sich übrigens an dem in Frage stehenden Orte seit fünf bis sechs Monaten noch eine andere Karawane, freilich nicht unter der Führung eines Europäers, wie Giraud einen Augenblick gehofft hatte, und auch nicht unter der eines Arabers, sondern unter der eines bestialischen Negers von der Küste, von jenem Schlage, wie er von einem europäischen Reisenden immer mehr zu fürchten ist, als der feindseligste Häuptling. Der Mann hieß Kinkumba, und derselbe begnügte sich hier damit, Giraud in frecher Weise um Pulver, Kerzen, Fleisch ꝛc. anzubetteln. Seine Sklaven wären ihm am liebsten in Masse entlaufen, um sich an die Giraud'sche Karawane anzuschließen. Man konnte überflüssige Esser aber auch jetzt nicht brauchen, und man nahm deshalb nur einen einzigen, der des Weges kundig war, beim Aufbruche mit. Wohin man sich von Kasimbi aus zu wenden hatte, das konnte nicht im Geringsten zweifelhaft sein. Hatte man daselbst doch unter anderm auch erfahren, daß sich in Jendwe, am südlichen Ende des Tanganika-Sees, zwei Europäer befanden. Dieser letztgenannte Ort also mußte das nächste Reiseziel bilden.

Am Tage nach dem Abmarsche von Kasimbi gelangte man ganz unerwartet an einen prächtigen, 1½ bis 2 km breiten See, von dessen Existenz man aus dem Munde der Eingeborenen nichts vernommen hatte. Diesem entlang ging der Weg zunächst auf hohem Ufer durch schönen Wald, dann senkte sich das Terrain allmählich, und man kam in eine dürre Ebene, die beinahe ausschließlich von Akazien (Acacia horrida) bewachsen war. Der Fluß, welcher durch diese Ebene fließt, speist zuerst den eben genannten See, um sich dann aller Wahrscheinlichkeit nach in den Moero-See zu ergießen.

Hier sah man sich plötzlich einer großen Büffelheerde gegenüber, die aus etwa 150 Stück bestehen mochte. Die Thiere weideten ruhig in der Nähe des Flusses. Kaum hatten sie aber das erste Geräusch von der heranziehenden Karawane vernommen, da wandten sie sich zur Flucht. Ein unvorsichtig abgefeuerter Schuß ließ sie aber im nächsten Augenblicke Kehrt machen und im vollen Galopp sich geradewegs Giraud und seinen Leuten entgegenstürzen. Der Koch, der einige Schritte voraus war, kam dabei in ernst-



Büffeljagd am Moero-See.

Digitized by Google

liche Lebensgefahr, und derſelbe wußte nichts Beſſeres zu thun, als ſich platt vor den Thieren zu Boden zu werfen. Er ſowie auch alle Anderen drohten von der ſich heranwälzenden lebendigen Lawine zermalmt zu werden. Da krachte, als die Heerde dicht heran gekommen war, eine volle Salve aus den Büchſen Giraud's und ſeiner Jäger, und durch ein neues Kehrt trat dieſelbe in dem gleichen raſenden Tempo, in dem ſie heraugebrauſt war, den Rückzug an (S. Abbildung 5).

Andere Nahrung als Fleiſch hatten die Mitglieder der Giraud'ſchen Karawane ſeit lange kaum zu ſehen bekommen, und auf die Dauer wollte dieſe Lebensweiſe bei den Anſtrengungen, die jeder neue Tag forderte, keinem zuſagen. Die meiſten wurden täglich elender, und es machte ſich ſehr zur Unzeit faſt bei Allen ein raſches Schwinden der Kräfte bemerklich. Selbſt um den braven Haſſani lernte es ſehr ſchlecht ſtehen, und derſelbe mußte endlich getragen werden, wenn er noch vorwärts kommen ſollte. Man ſah ſich gezwungen, die Tagesmärſche erheblich zu verkürzen, und man kam nur noch ſehr langſam von der Stelle.

Menſchen waren in dieſer Gegend zwar nicht mehr ſelten, aber dieſelben litten in eben ſo furchtbarer Weiſe an Hungersnoth wie die Reiſenden, und der Weg zwiſchen ihren Dörfern war überall mit Leichen beſäet, während die Ueberlebenden wanderuden Skeletten glichen. Die einzige Nahrungsquelle für die Karawane blieb die Jagd, und die Büffel ſowie anderes Wildpret waren noch immer zahlreich, leider begann es aber den Jägern allmählich an Kraft zu fehlen, dieſelben zu verfolgen und zu erlegen. Man ſchleppte ſich eben nur noch weiter. Auf einem Jagd-Streifzuge,

Ankunft in Jendus.

den Giraud mit einem einzigen Begleiter unternahm, während die Karawane langſam weiter zog, kam derſelbe übrigens in äußerſte Gefahr, ſich in der dürren Ebene zu verirren und fern von ſeinen Leuten zu verhungern.

Am 16. November kam man endlich in ein Dorf, in dem die Einwohner zum erſten Male den Namen Tanganika nannten und auch zugleich die Nachricht von den in Jendus lebenden Weißen beſtätigten. Leichen erblickte man auch hier allerwegen, und Niemand gab ſich die Mühe, dieſelben zu begraben. Auch der Anblick von ein paar durch den Hunger wahnſinnig gewordenen Weibern konnte Entſetzen einflößen. Die Karawane wandte ſich alsbald auch von dieſer Stätte weiter, und es gelang ihr noch an demſelben Tage, den Kafu-Fluß, der dem Tanganika zufließt, zu erreichen. Das Dorf Tinngu, das an demſelben liegt, fand man in derſelben Noth wie die anderen, und ſein Häuptling hatte es verlaſſen. Jendus war aber noch immer drei Tagemärſche fern.

Da ſich etwa 20 Leute von der Karawane kaum noch aufrecht halten konnten, und da der Mehrzahl der Uebrigen die letzten Kräfte gleichfalls zu ſchwinden drohten, wählte Giraud hier ein paar von denjenigen, die noch gut marſchiren konnten, aus, und ſandte ſie mit Briefen, in denen er ſeine Lage beſchrieb und um Lebensmittel bat, voraus. Mit acht anderen Leuten folgte Giraud ſelbſt am anderen Morgen in möglichſt raſchem Tempo nach, während der Hauptkörper der Karawane ſich nothgedrungen ebenſo langſam weiter vorwärts bewegte, wie an den Tagen vorher. Jetzt war aber Ausſicht vorhanden, Alle zu retten, und ihre Kräfte durch eine längere Raſt zu reetabliren.

Digitized by Google

Das Land um Jendus gilt nicht mit Unrecht als eins der fruchtbarsten in Afrika. In dieser Zeit war es aber durch den arabischen Sklavenjäger Kabunda in so schauerlicher Weise verheert worden, daß kaum noch ein Dutzend süße Kartoffeln an dem Wege, den man noch zurücklegen hatte, übrig geblieben war.

Der Abstieg von dem Plateau hinab nach dem Tanganika-See ist prächtig schön und kann einen an manchen Stellen an die europäischen Alpen erinnern. Bald geht es über einen weichen Nasenteppich, bald durch schön belaubten Wald, der dem französischen Kastanienwalde nicht unähnlich ist, und zwischen den hohen Bergen, die den großen See an seiner Südseite umschließen, stürmt ein prächtiger Strom thalwärts, um zur Füllung des großen Beckens das Allermeiste beizutragen. Die Schönheit der Natur zu genießen, war man aber vollkommen unfähig. Schweigsam und verdrossen taumelte man mehr dahin, als daß man dahin schritt.

Bei einer Gruppe von verlassenen Hütten, vor denen man mehrere der bekannten Sklavenjäger-Gabeln — Andenken des arabischen Scheusals Kabunda — liegen sah, wurde die letzte Rast gemacht, die Hütten selbst aber wurden aus Rücksicht auf die wilden Thiere in Brand gesteckt. Im Glanze der aufgehenden Sonne lag sodann am anderen Morgen die weite Ebene von Jendus zu der Reisenden Füßen. In einer Entfernung von acht bis zehn Meilen aber schob sich eine mächtige Bergmasse vor. Dort wendet sich der Kafu nach Südwest, und dort hausten auch die beiden heiß ersehnten Europäer, von denen man Erlösung von all der ausgestandenen Pein erhoffte.

Die Eingeborenen, denen man beim Weiterwandern begegnete, waren freundlich und brav, aber wenn die Reisenden von ihnen etwas zu essen verlangten, so wiesen auch sie einstimmig auf Kabunda hin: daß dieser ihnen Weib und Kind davon geführt, und auch nicht einmal die Stecklinge für eine neue Ernte übrig gelassen habe. Gegen Mittag war man endlich an der Stelle angekommen, wo jenseits des Flusses die Hütten der Station von Jendus standen. Man feuerte ein paar Schüsse ab, und alsbald erschienen auch die beiden Weißen — es waren die beiden englischen Missionäre Swann und Brooks, mit denen Giraud von der Küste aus ein Stück zusammen gereist war, und die er deshalb als alte Bekannte begrüßen konnte. Die Briefe Giraud's hatten dieselben erhalten, sie waren aber nicht im Stande gewesen, Nahrungsmittel für die Karawane entgegen zu senden, da sie selbst für sich und ihre Leute nur einen ganz kleinen Vorrath besaßen, und da sie ihren ganzen Proviant von Fipa, an dem anderen Ufer des Sees, zu beziehen hatten. Dafür, daß Giraud selbst nicht Hungers stürbe, könnten sie wohl sorgen, erklärten sie; seinen Leuten aber hätten sie nichts anzubieten, als ein Dutzend Flaschenkürbisse und einige Pfund Bohnen. In der That bereiteten sie dem Reisenden sofort eine Mahlzeit, wie er sie seit lange nicht gesehen: eine in Butter gebratene und wohl gesalzte und gepfefferte Gans, ein Plumpudding, Reis ꝛc. Die beiden Missionäre hatten wohl Grund, sich über den Appetit, den ihr Gast entfaltete, zu freuen. Ihnen selbst mundeten Speise und Trank in Jendus, wo sie nun schon zwischen fünf und sechs Monaten weilten, aber niemals, denn sie litten daselbst an beständigen Fieberanfällen. Die Herren hielten sich an dieser Stelle, die denn glühendsten Sonnenbrande ausgesetzt war, nur auf, um ein großes Boot zusammenzusetzen, das eine regelmäßige Kommunikation zwischen den Uferorten des Tanganika herzustellen bestimmt war. An dem See soll es zwar auch sehr heiß sein, aber die frische Brise von der großen Wasserfläche macht das Gelände um ihn herum doch viel besser bewohnbar.

Am nächsten Tage langte auch die Karawane an — in gänzlich erschöpftem Zustande, aber in guter Ordnung. Die erwartete reichliche Nahrung hatte ihrer freilich nicht.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

II.

2. Die Q'anikila-Sage.

Bei den südlicheren Stämmen Nordwestamerikas, besonders bei den Kwákiutl und Küsten-Selischen, tritt an Stelle der Raben-Sage eine andere von großer Wichtigkeit. Es ist die Sage von dem mächtigen Wanderer, der alle guten und fremdlichen Menschen belohnt, die schlechten aber verwandelt. Es ist sehr zu bedauern, daß ich mit dieser Sage noch nicht bekannt war, als ich die Wik'enoq und deren Nachbarstämme besuchte. Die Bilzula scheinen diesen Sagenkreis nicht zu besitzen, und ich glaube, daß an seine Stelle die Sagen vom Masmaxalánix, welche später zu besprechen sind, treten. Diese Thatsache macht mich etwas zweifelhaft, ob die Sagen ursprünglich selisch sind, oder den Kwakiutl angehören. Doch eine Discussion dieser Erscheinungen wird erst möglich sein, nachdem die Sagen erzählt sind. Ich beginne mit den Traditionen, welche ich bei den Tlatlasiqoala sammelte.

Q'anikila — d. h. der Beschwingte — und Nomóqois waren Qants'óump's Söhne. Vor langer, langer Zeit sandte er beide zur Erde hinab, wo sie von einer Frau Namens Tsatsazuiteláqa wiedergeboren wurden. Rasch wuchsen die Zwillinge heran. Damals schwammen keine Fische in den Flüssen und im Meere und Q'anikila verlangte danach, die Gewässer von Lachsen und anderen Fischen belebt zu sehen. Tsatsazuiteláqa aber hielt alle Arten von Fischen in ihrem Mantel. Q'anikila bat sie, ihm dieses zu leihen. Als er ihn erhalten hatte, bestieg er mit seinem Bruder das Boot, und sie fuhren zuerst den Fluß hinauf, kehrten dann zurück und enderten hinaus in die See. Da sie nirgends Fische fanden, tauchte Q'anikila einen Zipfel des Mantels seiner Mutter ins Meer, und siehe da! zwei Lachse sprangen heraus und schwammen lustig davon. Rasch vermehrten sich diese und bald war Fluß und Meer voll von Fischen. Tsatsazuiteláqa aber ward zornig, als sie sah, daß Q'anikila die Fische befreit hatte. Sie verließ ihre Kinder und ging in das Land der Lachse.

Q'anikila und Nomóqois aber fuhren den Fluß hinauf, Abenteuer zu suchen. Als sie eine Zeit lang gefahren waren, erblickten sie ein Haus. Dort wohnte der Reiher und seine

Digitized by Google

Frau, der Specht, die damals noch Menschen waren. Die Brüder fuhren ans Land und Q'anikila sprach zum Manne: „Ich will dich lehren ein Lachswehr zu bauen.“ Er zeigte ihm, wie er es zu machen habe, und der Reiher war froh, nun auf so leichte Weise Nahrung zu erlangen. Zum Lohne nahm er Q'anikila und Nomóqois als seine Kinder auf.

Morgens sprach er zu ihnen: „Ich will jetzt mit meiner Frau zum Lachswehr gehen und sehen, ob etwas darin ist. Bleibt ihr hier. Ich werde unten am Wasser aufpassen, ob Jemand hierher kommt. Wenn ich einen von den bösen Menschen, die hier in der Nähe wohnen, kommen sehe, so will ich rufen. Dann versteckt euch im Walde, damit sie euch nicht fangen.“ Dann gingen die beiden Alten. Die Frau aber war gierig und geizig, und wollte den Kindern nichts gönnen; deshalb sprach sie zu ihrem Manne: „Wenn wir Fische in dem Wehre finden, so schreie du, ehe wir zurückkehren. Die Kinder werden dann fortlaufen und wir können die Lachse allein essen.“ Und siehe, sie fanden einen Fisch in dem Wehre. Sie nahmen ihn, gingen nach Hause, und dann schrie der Mann aus Leibeskräften. Als Q'anikila und Nomóqois das hörten, versteckten sie sich eiligst im Walde. Die Frau aber schnitt den Fisch auf, kochte ihn, und beide ließen es sich gut schmecken. Als Abends die Kinder sich wieder hervorwagten, sagte der Mann: „Es ist gut, daß ihr fortgelaufen seid. Als ich heute Morgen schrie, sah ich zwei unserer Feinde auf unser Haus zukommen. Wenn ich morgen wieder rufe, so versteckt euch nur rasch wieder.“ Die Frau aber sagte nichts und aß unaufhörlich.

Am nächsten Morgen gingen die beiden Alten wieder zum Flusse hinunter, um zu sehen, ob Lachse gefangen wären. Und siehe, sie fanden vier Fische. Diese trugen sie nach Hause, und als sie nahe genug waren, schrie der Mann wieder. Da sagte Q'anikila zu seinem Bruder: „Laß uns doch sehen, wer eigentlich diese bösen Menschen sind. Komm, wir wollen uns hier, nahe dem Hause, verstecken und nicht in den Wald gehen.“ Sie thaten wie Q'anikila gerathen hatte, und da sahen sie, daß nur der Alte und seine Frau kamen, und daß sie vier schwere Lachse ins Haus trugen. Sie hörten, wie die Frau zu ihrem Manne sagte: „Nun mache rasch Feuer, wir wollen essen, ehe die Kinder zurückkommen.“ Der Mann gehorchte, und dann kochten sie die Fische und fingen an zu essen. Da wurde Q'anikila zornig. Er nahm seinen Bogen und erschoß zuerst den Mann, dann die Frau. Dann nahm er ihre Leichname, warf sie in die Höhe, indem er sagte: „Nun fliegt davon als Vögel.“ Da wurde der Mann in einen Reiher, die Frau in einen Specht verwandelt.

Und Q'anikila und Nomóqois verließen den Ort und wanderten fürbaß. Als sie nach Tsämō (nahe Nanette Bar) kamen, sahen sie einen wunderbar schönen Fisch im Flusse umherschwimmen, dessen Körper glänzte wie lauter Licht. Q'anikila nahm einen Stock und schlug ihn. Da verwandelte sich der Fisch in einen Sisiutl (die fabelhafte, zweiköpfige Schlange), den er erschlug. Er zog ihn ans Land, schnitt ihn auf und zog ihm die Haut ab, aus der er sich einen Gürtel machte. Und er nahm ihm die Augen aus, die er sorglich bewahrte.

Und die Brüder wanderten weiter. Bald kamen sie nach Qoánē (nahe C. Scott). Da sah Q'anikila einen mächtigen Wal im Meere schwimmen, den wollte er erlegen. Er bat Nomóqois, ihm seine Schleuder zu leihen. In diese legte er ein Auge des Sisiutl als Schleuderstein, und als der Wal wieder auftauchte, um zu athmen, schwang er die Schleuder, der Stein flog wirbelnd davon und traf den Wal, der sogleich verendete. Auf diese Weise tödtete Q'anikila vier Wale, die am nächsten Morgen in Pätsis ans Land trieben. Er gab Nomóqois die Schleuder zurück, ging zum Meere herab und hob die Wale an den Schwänzen auf. So trug er sie hinauf ans Land. Dort kann man noch heute ihre Rücken und Athemlöcher erkennen.

Q'anikila ging nun in den Wald, wo er sich einen Haufen kleiner Stöcke holte, aus denen er zwei kleine Häuser baute. Dann nahm er etwas Wasser in den Mund und spie auf die Häuser, die sich nun plötzlich gewaltig ausdehnten. Und er nannte das eine Haus Qoāqoḳyimtelas (= es ist so groß, daß die Leute an der gegenüberliegenden Seite klein erscheinen), das andere Luibälakilis (= wo der Wind an allen Seiten hineinweht). Das letztere schenkte er seinem Bruder. Und er sprach zu ihm: „Ich will jetzt gehen, die Welt zu durchwandern und alle Menschen kennen zu lernen. Bleibe du hier. Wenn du hungrig bist, so iß von den Walen. Das wird genug sein, bis ich zu dir zurückkehre.“

So trennten sie sich. Als Q'anikila einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, daß aus keinem einzigen der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, aber er sah Niemand. Endlich im letzten Hause fand er einen Mann, Namens Nauotsā, und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes. Er frug: „Wo sind denn alle eure Landsleute?“ „Das Ungeheuer Tsē'qis, das in jenem See haust, hat alle getödtet. Sobald Jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Ueberlebenden.“ Q'anikila beschloß, das Ungeheuer zu tödten. Er blieb im Hause mit Nauotsā und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde: „Gehe hinab zum See und hole mir Wasser.“ Dem aber widerspekte sich der Alte aufs Heftigste und wollte es nicht dulden. Er rief: „Nein, sie soll und darf nicht gehen! Tsē'qis soll mir nicht das letzte meiner Kinder auch noch entreißen, und gewiß wird er sie fressen, wenn sie geht.“ Q'anikila aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Kinde den Eimer, band ihr den Gürtel aus der Haut des Sisiutl um und hieß sie gehen. Er folgte ihr, sah wie der Tsē'qis anstauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff Q'anikila einen Stock, und indem er auf einem Steine Takt schlug, sang er: „Sisiutl! werde lebendig und tödte ihn; erwache und tödte ihn!“ Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus den Tiefen empor und wand sich in Todesqualen. Die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, spie es aus. Dann erschoß Q'anikila es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens. Da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Sie wanderten aus von der Unglücksstätte und wurden die Ahnen der Qoseqimo.

Nach langen Wanderungen kam Q'anikila zurück nach Qoánē, wo er seinen Bruder dereinst verlassen hatte. Draußen sah er Niemanden. Er trat ins Haus und sah ihn dort im Bette liegen. Er rief ihn; Nomóqois aber hörte nicht. Er wollte ihn schütteln und da sah er, daß er schon lange todt war. Nur die gebleichten Knochen lagen unter den Decken. Da besprengte Q'anikila ihn mit dem Wasser des Lebens und der Todte stand auf, rieb seine Augen und sprach: „O, wie lange habe ich geschlafen!“ Q'anikila antwortete: „Du hast nicht geschlafen! Du bist todt gewesen und ich habe dich wieder erweckt!“

Und Q'anikila wanderte weiter. Einst traf er einen alten Mann, Namens Tlēzēkyōl, welcher zwei Muscheln an einem Bergsteine schärfte. Q'anikila trat dicht an ihn heran und frug ihn, was er mache. Unwirsch drehte jener sich um und antwortete: „Hm! Wenn Q'anikila hierher kommt, will ich ihn damit auf den Kopf hauen und tödten.“

Digitized by Google

Er erkannte ihn nämlich nicht. Da sagte Q'anikila: „O, das ist recht! Laß mich doch einmal deine Muscheln sehen!“ Tlēzēkyōtl gab ihm erst die eine, und als Q'anikila darum bat, auch die andere Muschel. Dann schlug dieser ihm die eine rechts, die andere links in den Kopf, beschmierte sein Hintertheil mit Schmutz und rief: „So, nun werde ein Hirsch und laufe in den Wald.“ Und so geschah es. Die Muscheln wurden in das Geweih verwandelt und noch heute sind die Hirsche hinten schwarz.

Q'anikila ging weiter und traf einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Stock sorglich mit schwarzen Ringen zu bemalen. Er trat neben ihn und frug: „Was machst du denn da?“ Jener drehte sich um und sagte: „Wenn Q'anikila hierher kommt, so will ich ihn mit diesem Stocke tödten.“ Auch er erkannte ihn nicht. Q'anikila antwortete: „So, ich kenne den Mann nicht, aber das wird ihm gewiß ganz recht geschehen. Laß mich doch einmal deinen Stock sehen!“ Der Mann gab ihn ihm, dann ließ Q'anikila ihn aufstehen, und unversehens stieß er den Stock in sein Hintertheil. Dann bemalte er seinen Mund und Nacken schwarz und sagte: „Fortan sei ein Waschbär und lebe auf den Bergen.“

Q'anikila setzte seine Wanderungen fort und kam nach Ts'ālo (Seymour Narrows). Dort sah er einen Mann, Namens Qoāqoa, mit seiner Lachsharpune stehen und fischen. Q'anikila kehrte um, ehe jener ihn gesehen hatte, und dachte nach, wie er ihm die Harpune stehlen könne. Endlich hatte er sich einen Weg erdacht, dies Ziel zu erreichen. Er schuf einen Mann, dem er befahl, sich auf einen Felsen zu stellen und zu beobachten, was er thun würde. Er verwandelte sich in einen Lachs und frug jenen: „Siehe ich gerade so aus wie ein Lachs?“ „Nein“, antwortete jener, „versuche es noch einmal.“ Und Q'anikila verwandelte sich nochmals und hatte nun ganz die Gestalt eines Lachses angenommen, der im Frühling den Fluß hinaufschwimmt. Er schwamm nun nach Ts'ālo, wo Qoāqoa stand und die Harpune in Bereitschaft hielt, um den ersten Lachs zu stechen, der in seine Nähe käme. Q'anikila schwamm zu ihm und spielte ganz nahe bei ihm recht ruhig im Wasser. Da freute sich Qoāqoa, warf die Harpune in seine Seite und wollte ihn ans Land ziehen. Der Lachs aber stemmte sich gegen einen Stein und als der Mann mit aller Kraft die Harpunenleine einzog, brach die Spitze ab und der Lachs schwamm mit ihr davon. So hatte Q'anikila seine Absicht erreicht.

Qoāqoa aber war traurig, ging nach Hause und legte sich nieder. Unterdeß nahm Q'anikila wieder seine wahre Gestalt an. Freudig betrachtete er die Harpunenspitze und hing sie als Schmuck an sein Ohr. Dann stieg er wieder in sein Boot Qōqōmalis, machte sich einen Steuermann und ging zu dem Platze, wo Qoāqoa's Haus stand. Als sie näher kamen, erblickte Qoāqoa's Sohn, der gerade vor dem Hause spielte, das Boot und machte seinen Vater darauf aufmerksam, der ihn die Ankömmlinge einladen hieß. Der Knabe ging zum Strande hinab und rief: „Unser Häuptling fordert euch auf, in sein Haus zu kommen, er will euch ein Fest geben.“ Q'anikila folgte der Einladung; er landete und ging ins Haus. Dort wies Qoāqoa ihm einen Platz am Feuer an, und Q'anikila setzte sich nieder. Er war aber eitel auf seinen Ohrenschmuck und drehte den Kopf hin und her, damit man ihn sehen sollte. Als Qoāqoa die Harpunenspitzen in den Ohren des Fremden erblickte, rief er: „Woher hast du deinen Ohrenschmuck bekommen?“ „O“, antwortete Q'anikila, den trage ich schon lange, lange Jahre.“ Qoāqoa aber schüttelte den Kopf und sagte zögernd: „Ich weiß nicht, ich habe etwas verloren, das gerade so aussieht wie dein Ohrschmuck.“ Er war überzeugt, daß jener es ihm gestohlen hatte und ward sehr zornig. Er nahm einen Knochen, spaltete ihn in lauter dünne Nadeln und steckte diese in einen Lachs, den er Q'anikila vorsetzte. Als dieser anfing zu essen, blieben ihm die scharfen Splitter im Halse stecken. Er versuchte sie auszuspeien, aber es gelang ihm nicht; sie setzten sich nur fester in seinen Schlund, und Blut quoll aus seinem Munde hervor. Da sprach er: „Warum betrügst du mich so? Ein gutes Mahl versprachst du mir zu geben und nun machst du mich krank!“ Wenn du mich von den Knochensplittern befreist, will ich dir auch meinen Ohrschmuck geben.“ Da freute sich der Kranich. Er schlitzelte Q'anikila und die Knochen fielen aus dessen Halse heraus. Q'anikila nahm nun die Harpunenspitzen aus seinen Ohren und drückte sie an Qoāqoa's Nase: „So“, rief er, „da sollen sie ewig sitzen bleiben“, und er ergriff ihn und warf ihn in die Luft. Da flog jener als Kranich davon. Seine Frau verwandelte er in einen Specht.

Als er weiter ging, hörte er Lärm wie von vielen Menschen. Zuerst sah er Niemand; als er aber an eine Landspitze kam, entdeckte er einen Mann, der sich bald auf der Erde herumwälzte, bald ins Wasser sprang und dann wieder ans Ufer kam. Sein Körper war über und über mit Mäulern bedeckt, die alle zugleich lachten und schrien. Q'anikila frug: „Was machst du denn da?“ Jener aber antwortete nicht, sondern lachte und schrie immer weiter, so daß Q'anikila sich die Ohren zuhalten mußte. Endlich ward es ihm zu viel und er strich jenen mit der Hand über den ganzen Körper. Da verschwanden alle die unzähligen Mäuler und er ward ein rechter Mensch. Q'anikila gab ihm den Namen Yāq'entemakś.

Er ging weiter und kam an einen Fluß. Dort fand er ein Haus, dessen Thür offen stand, und drinnen erblickte er vier blinde Mädchen, die um ein Feuer saßen, in dem sie einen Stein erhitzten, um vier Wurzeln zu kochen, die in einem Holztopfe lagen. Als er näher kam, sagte die älteste: „Ich rieche Q'anikila, er kann nicht weit von uns sein.“ Er aber schlich heimlich ins Haus und nahm unbemerkt die vier Wurzeln fort. Als die Mädchen nun den glühenden Stein ins Wasser werfen wollten, fanden sie, daß ihre Wurzeln fort waren, und sie sprachen zu einander: „Wo sind unsere Wurzeln geblieben?“ Da trat Q'anikila zu ihnen und sprach: „Wie kommt es, daß ihr alle blind seid? Ich will euch heilen“, und er nahm jede einzeln bei der Hand und führte sie ins Freie. Er nahm etwas Harz in den Mund, kaute darauf und spie ihnen dann auf die Augen. So wurden sie sehend. Und er ergriff die Mädchen an den Beinen und warf sie in die Luft. Da wurden sie in Enten verwandelt.

Auf seinen weiteren Wanderungen kam er nach Tsauete. Dort begegnete er einem jungen Manne, Namens Ts'ātsō (ein Vogel), welcher eine kleine, hübsche Lanze besaß. Q'anikila wettete mit ihm, wer am besten mit der Lanze ein Ziel treffen und sie am weitesten werfen könne. Als Preis setzte er den Mantel Tsatsaxaitelāqa's, seiner Mutter, in dem die Lachse verborgen waren. Ts'ātsō gewann die Wette und voller Freude tanzte er nun in Q'anikila's Mantel umher und sang: „Mutter, nun brauchst du keine Muscheln mehr zu suchen. Fortan werden wir immer reichlich Fische haben.“ Er tauchte einen Zipfel des Mantels ins Wasser und zahllose Fische von allen Arten sprangen daraus hervor. Da sprach Q'anikila: „Hier sollen fortan immer viele Fische sein.“ So entstand der Fischreichthum Tsauetes.

Q'anikila's Fuß ist noch heute in Qoāné im Stein abgedrückt zu sehen. Er ist zwei Spannen lang und eine Spanne breit. Mit einem Schritt konnte er von dort zur Insel Ūēlas hinübertreten. Auch seine Augen sind dort versteinert.

Digitized by Google

Sie sehen aus wie die Augen eines Lachses. Wenn man Schmutz in diese Augen wirft, so wird es stürmisch und deshalb muß man sich hüten, dieselben zu berühren. Wenn man etwas in das rechte Auge wirft, so entsteht Ostwind, wenn in das linke, Westwind. Ferner ist in Qoānē ein großes Loch, in welches Q'anikila einst viele Leute geworfen hat. Daher speit dasselbe bis heute Blut. Viele Leute glaubten nicht, daß dieses Loch vorhanden sei. Um sich zu überzeugen, warf einst ein Mann eine Wiege hinein, in die er viele Gesichter geschnitzt hatte, um sie wieder zu erkennen. Nach einiger Zeit ward dieselbe in Wik'ēnoq wiedergefunden.

Die Nemkis nennen Q'anikila häufiger bei seinem zweiten Namen Kuēkuaxāoē. Sie erzählen, daß er den Nemkis-Fluß hinaufging und sein Wasser darin abschlug. So kommt es, daß sich daselbst ein großer Fluß findet; und er hieß die Lachse darin ansiedeln.

Die Kwākiutl erzählen, daß Kuēkuaxāve einst einen großen Tanz halten wollte, und alle seine Gäste zu tödten beabsichtigte. Er sandte seinen Sohn Tlēselakila, (das Mink), zum Flusse, um daselbst ein Lachswehr zu bauen. Als das Wehr fertig war, ging er hinab und frug das Wehr, was es gefangen habe. Es antwortete: „Ich habe einen kleinen Bullhead (gadus sp.?)." Er war nicht damit zufrieden und warf den Fisch aus dem Wehr. Nach einiger Zeit war ein Flunder darin. Auch diesen beheilt er nicht. Dann fand er einen Stör darin; aber er war noch nicht zufrieden. Endlich fand er einen Sisiutl darin; diesen nahm er mit nach Hause. Er ließ seine Mutter Hātaxzt denselben abziehen, steckte seine Haut in den Gürtel und ließ sein Fleisch braten. Als seine Gäste dasselbe aßen, kamen alle ums Leben.

Q'atlōltx, Kumsnóotl.

Kumsnóotl stieg vom Himmel herab und durchwanderte die ganze Welt. Auf seinen Fahrten begegneten ihm P'a, der Rabe, Qa-ix, der Mink, und Ta'ēset-ēl (ein bunter Vogel). Einst kamen sie zu einem Manne Namens Qoālawāisit. Dieser wußte, daß Kumsnóotl zu ihm kommen würde und wollte ihn tödten. Deshalb hänte er viel harzreiches Holz in seinem Hause auf und lud Kumsnóotl und P'a zum Essen ein. Als sie im Hause waren, zündete er den Holzstoß an, bemächtigte sich Kumsnóotl's und warf ihn ins Feuer. Dieser aber troch in ein Scheit und machte, daß es nicht verbrannte, obwohl alles Holz ringsum lichterloh brannte. Der Rabe aber flog zum Rauchfang hinaus. Als das Feuer ausgebrannt war, kam Kumsnóotl wieder aus dem Scheite hervor. Er nahm ein Zaubermittel und bestreute Qoālawāisit damit. Da ward dieser in einen Stein verwandelt.

Und Kumsnóotl ging weiter. Einst gelangte er nach Xūsam (Salmon River). Dort traf er einen Mann, Namens Qēqēnēus, dessen ganzer Körper mit Muscheln bedeckt war. Dieser lachte unaufhörlich und machte einen Lärm, wie wenn Hunderte von Menschen beisammen wären. Da sagte Kumsnóotl: „Es ist nicht gut, daß du so lärmst", und verwandelte ihn in einen Stein, der noch heute in Xūsam zu sehen ist.

Und er wanderte weiter. Bald traf er einen Mann, Namens Kōma (eine Art Gadus), welcher ein gewaltiger Zauberer war. Da sprach Kumsnóotl zu seinen Gefährten: „Laßt uns nicht näher herangehen, ich fürchte jenen!" Da lachte Kōma und rief: „Warum fürchtest du mich, etwa weil ich ein mächtiger Zauberer bin? Ich thue ja Niemandem etwas, ich freue mich nur, daß es schönes Wetter ist!" Aber Kumsnóotl fürchtete ihn. Deshalb ergriff er ihn und warf ihn ins Wasser. Er gab ihm einen kurzen Schwanz und verwandelte ihn in einen dicken fetten Fisch, indem er rief: „Da du ein Zauberer warst, so sollen dich die Menschen fürderhin benutzen, um ihre Krankheiten zu heilen." Deshalb kocht man das Fett dieses Fisches und benutzt es als Medizin.

Und Kumsnóotl fuhr nach Q'ōdjomēn. Dort saß eine Frau und sang zu dem nahen Berge Kōkuanan: „O, bewege dich ein bischen zur Seite, damit ich an dir vorbei sehen kann! Meine Wangen sind wund vom Weinen, weil ich nicht an dir vorüber sehen kann!" Als Kumsnóotl kam, schämte sich der Berg Kōkuanan und rückte aus dem Wege.

Und er ging weiter zu einem Orte, wo ein Ungeheuer, von der Gestalt eines Tintenfisches, in einem See wohnte, das jeden verschlang, der hinab ging, um Wasser zu holen. Niemand wagte sich mehr hinunter und die Dorfbewohner starben vor Durst. Nur ein alter Mann wußte sich zu helfen. Er fuhr täglich hinüber zur Insel Mitlnatsch und fing rothen Codfisch. Er ließ das Fett aus und trank es. So kam es, daß er und sein Enkel am Leben blieben, während alle Leute ringsum starben. Als Kumsnóotl ankam und die Noth der Dorfbewohner sah, beschloß er, das Ungeheuer zu tödten. Er befahl seinen Begleitern, große flache Steine glühend zu machen. Als die Steine heiß waren, setzte er sich einen als Hut auf und bedeckte mit den anderen seinen Körper. Dann nahm er einen Eimer in die Hand und ging zum See hinunter und plätscherte im Wasser, um die Aufmerksamkeit des Tintenfisches zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, so tauchte er auf, streckte seine langen Arme aus, um Kumsnóotl zu seinem Maule herabzuziehen, aber sobald er mit den Saugnäpfen die glühenden Steine berührte, so fielen diese ab. Endlich sprang das Ungeheuer auf Kumsnóotl's Kopf und hätte ihn fast überwunden, aber der glühende Stein verlehrte jener als Hut trug, tödtete es. Dann zerschmitt es Kumsnóotl und warf die Theile nach allen Richtungen ins Meer. Er sprach: „Ihr sollt euch in Tintenfische verwandeln und künftig den Menschen zur Nahrung dienen." Den Magen warf er aufs Land, wo er in einen großen Stein verwandelt wurde; den Kopf versenkte er nahe Cap Mudge ins Meer, dort erzeugt er noch heute die gefährlichen Wirbel und Stromschnellen.

Und Kumsnóotl nahm einen Farbentopf, bemalte alle Menschen mit bunten Farben und verwandelte sie in Vögel. P'a schrie unterdeß immer: „O, das ist schön, bemale mich auch, aber recht bunt!" Darüber wurde Kumsnóotl endlich ungeduldig, und bestrich ihn über und über mit schwarzer Farbe. Daher ist der Rabe schwarz.

Und Kumsnóotl ging weiter und traf einen Mann, Namens Qēn (der Hirsch). (Diese Sage und die Erschaffung des Kraniche, der an den Seymour Narrows wohnte, ist gleichlautend mit den entsprechenden Sagen der Kwākiutl und Tlatlasiqoala.) (Vergl. S. 155.)

Qauitschin. Xāls.

Vor langer, langer Zeit stieg ein Mann Namens Xāls vom Himmel herab. Als er zur Erde gekommen war, wanderte er durch alle Länder und besuchte alle Völker, die Guten belohnend, die Schlechten bestrafend.

Einst kam er nahe der Mündung des Qauitschin-Flusses aus Meer. Dort wohnte auf dem Hügel bei Qauitschin Wharf ein Mann Namens Hāmokos, und am Fuße des Hügels wohnte ein Freund desselben. Als der erstere Xāls herauskommen sah, rief er seinen Freund: „Komm rasch zu mir, ehe Xāls kommt und dich verwandelt." Der Freund

Digitized by Google

beeilte sich, den Hügel hinaufzulaufen, ehe er aber hinaufgelangte, hatte Xâls ihn erreicht, und verwandelte ihn in einen Stein.

Xâls ging weiter am Strande entlang. Da sah er eine Frau im Wasser schwimmen und hinter einem Steine einen Mann, der sich da versteckt hatte und ihr zusah. Xâls verwandelte beide in Steine.

Und er traf einen Mann, welcher Muscheln schärfte, um sie als Spitzen für seine Pfeile zu gebrauchen. Er frug: „Was machst du da?“ Jener antwortete: „Wenn Xâls kommt, will ich ihn mit diesen Pfeilen erschießen.“ Er erkannte ihn nämlich nicht. Xâls ließ sich die Muscheln geben, schlug sie jenem in den Kopf und verwandelte ihn in einen Hirsch, indem er sagte: „Nun springe davon! Künftig sollen die Menschen dich essen!“

Xâls ging weiter und kam nach Q'umiéqen. Dort traf er einen Mann Namens Spâl. Dieser war im Begriffe einen Hirsch abzuziehen, und Xâls sagte zu ihm: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getödtet, mein Pfeil steckt noch darinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Spâl fuhr heftig in die Höhe und rief: „Was fällt dir ein, ich selbst habe den Hirsch getödtet. Mir gehört er, ich werde damit thun, was ich will, und du hast dich nicht darum zu kümmern.“ Xâls sagte nochmals: „Hätte dich und zerbrich mir meinen Pfeil nicht!“ Aber Spâl kümmerte sich nicht um seine Worte, lud den Hirsch auf den Rücken und ging nach Hause. Xâls nahm nun vermodertes Holz und warf ein Stück auf den Rücken und eins auf das Geweih des Hirsches; dann nahm er einen Stein und zauberte ihn in dessen Magen. Als Spâl nach Hause kam, warf er seine Last nieder, nahm den Hirschmagen und ging ins Haus. Dort sagte er zu seiner Frau: „Sieh hir doch draußen den großen Hirsch an, den ich erlegt habe.“ Seinem Kinde warf er den Magen zu, der gerade dessen Leib traf und es tödtete, denn er war plötzlich Stein geworden. Die Frau aber fand draußen nichts als vermodertes Holz. Das hatte Xâls gethan.

Dieser traf im Walde einen anderen Mann, der ebenfalls im Begriff war, einen Hirsch abzuziehen. Xâls trat zu ihm und sprach: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getödtet, mein Pfeil steckt noch darinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Jener verspracb darauf zu achten. Da sagte Xâls: „Lade den Hirsch auf deine Schultern und gehe nach Hause, du wirst mich später schon wiedersehen.“ Jener that, wie ihm geheißen. Und der Hirsch wurde schwerer und schwerer, so daß er ihn schließlich kaum noch tragen konnte. Als er zu Hause ankam, rief er seine Frau und bat sie, ihm zu helfen, den Hirsch abzuladen. Da fanden sie, daß er während des Heimweges ungemein fett geworden war, und sie konnten viele Kisten mit dem Hirschfette füllen.

Als Spâl dieses hörte, sandte er seinen Sohn zu seinem glücklichen Nachbarn, ihm einen Fisch zu bringen, denn er hoffte, daß er etwas Fett als Gegengeschenk erhalten werde. Jener aber nahm den Fisch nicht an. Da ging Spâl selbst hinüber, ihm den Fisch anzubieten, aber er konnte den Nachbar nicht bewegen, den Fisch anzunehmen. Darüber schämte er sich so, daß er den Fisch fortwarf. Er ging wieder auf die Jagd, und als er einen Hirsch erlegt hatte, trat Xâls auf ihn zu und behauptete, sein Pfeil stecke in dem Hirsche. Wieder folgte Spâl nicht seinem Verlangen, auf den Pfeil zu achten und daher verwandelte Xâls auch diesen Hirsch in vermodertes Holz. Der andere Mann dagegen folgte ihm, und er beschenkte ihn wieder, indem er das Fett des Hirsches sich verwehren ließ. Dann verwandelte er Spâl in einen Raben, den anderen aber in eine Möve.

Und Xâls wanderte weiter. Einst traf er einen Mann, der einen blauen Mantel trug, und weit und breit als unverbesserlicher Dieb bekannt war. Diesen verwandelte er in einen Blue Jay. Einem anderen schlug er zwei Hölzer in den Kopf und verwandelte ihn in einen Elk; und er schuf den Bären, die Enten und viele andere Thiere.

Er ging weiter den Qanitschin-Fluß hinauf und kam nach Quámitschan. Dort lebte ein mächtiger Häuptling, Namens Q'éseq. Als Xâls kam, stand jener vor seinem Hause. Sie blieben einander gegenüber stehen und suchten sich durch ihre Blicke gegenseitig zu besiegen. Endlich zeigte sich Xâls als der Stärkere und Q'éseq stieg in den See Xâtsa hinab, wo er noch heute lebt. Er erschuf die Forellen in Xâtsa, und von dort schwammen sie in die Flüsse hinab.

Ueberall im Qanitschin-Flusse kann man Xâls Werke sehen: Menschen und Hunde, die er in Stein verwandelt hat, sein Boot — jetzt ein mächtiger Felsblock im Flusse — und den Pflock, an den er sein Boot zu binden pflegte. Auch dieser wurde in Stein verwandelt.

Und er wanderte weiter. Endlich kam er zu den Ts'âmes in Leq'ámen (bei Victoria). Diese waren beschäftigt, Flundern zu fangen. Sie brachten die Fische ans Land und spießten sie auf Stöcke, die sie in die Erde steckten. Da frug Xâls: „Was macht ihr denn da mit euren Fischen?“ „Wir wollen sie von der Sonne braten lassen“, antworteten jene. „Versteht ihr denn nicht, Feuer zu machen?“ frug Xâls. Als sie seine Frage verneinten, lehrte er sie das Reibefeuerzeug machen und überzeugte sich, ob sie es verstanden hatten. Dann sagte er: „So sollt ihr und eure Nachkommen Feuer machen und eure Nahrung darauf kochen.“

Nitinat. Alis.

Auf seinen Wanderungen traf Alis den Kranich, welcher damit beschäftigt war, einen Stein zu schärfen. Er frug: „Was machst du da?“ Jener antwortete: „Wenn Alis kommt, will ich ihn mit dieser Steinlanze tödten.“ Er erkannte jenen nämlich nicht. Da sagte Alis: „O, laß sie mich doch sehen.“ Als er sie ihm gegeben, steckte er sie ihm an die Stirn, machte sie zu einem Schnabel und sagte: „So sollst du die Lanze tragen! Nun sprich!“ Und jener schrie: „ăẓ, ăẓ, ăẓ!“ Dann nahm Alis den Stamm vom Wetzsteine und befreute ihn damit. So erhielt der Kranich seinen langen Schnabel und seine graue Farbe.

Die Sagen, welche hier erzählt sind, stellen zum Theil den Wanderer als den Gottessohn dar. Die Kwakiutl nennen die Gottheit Quanutsâmp, d. h. unser Vater, und Q'anikila ist sein Sohn. Der letztere wird außerdem noch „Unserer älterer Bruder“, „Der von broben gekommene“, „Der, dem wir danken müssen“ (Kumugóla, Ata, Amiaźqet) genannt. Dieselbe Bedeutung hat er offenbar bei den Cat'loltz, denn Kumugóol bedeutet: „Unserer älterer Bruder.“ Der charakteristische Zug dieser Sagen bei allen Völkern ist, daß er die Halbthiere der Vorwelt in wirkliche Thiere und in Menschen scheidet. Die Vorstellung dieser Halbthiere findet sich auch bei den Tlingit und ihren Nachbaren, doch werden in ihren Sagen dieselben bei der Sintflutb verwandelt. Am bedeutsamsten ist die Sage jedenfalls bei den Kwakiutl, bei denen der Ahne jedes Geschlechtes von Q'anikila in seine Würde eingesetzt ist, oder mit ihm gekämpft hat. Diese Bedeutung scheint bei den Stämmen am Südende von Vancouver Island nicht vorhanden zu sein. Vielmehr zeigt ihnen die Sage Aehnlichkeit mit gewissen Sagen der Bilzula und Wik'enoq, die im folgenden Abschnitte besprochen werden sollen.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Bevölkerungsverhältnisse des Kaiserthums Japan [1]).

Das japanische Inselreich hatte am 1. Januar 1885 37 868 987 Einwohner, dasselbe ist also, sobald man die Staaten einfach ihren absoluten Bevölkerungszahlen nach beurtheilt, als vollkommen ebenbürtig neben die europäischen Großmächte Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Großbritannien zu stellen. Und sobald man seine Einwohnerzahl zu seiner Fläche in Beziehung setzt, und in der großen Dichtigkeit der Bevölkerung eines staatlichen Gemeinwesens ohne Weiteres eine kulturelle und wirthschaftliche Stärke, in der geringen Dichtigkeit derselben dagegen eine Schwäche sieht — wie wir das in Europa gewöhnt sind — so zeigt sich das ostasiatische Reich den genannten europäischen Staaten ebenso wie auch allen nicht genannten europäischen Großstaaten sogar beträchtlich überlegen. Da seine gesammte Landfläche 382 417 qkm beträgt, so wohnen auf jedem Quadratkilometer 99 Menschen, oder reichlich so viele als in Italien (97) und erheblich mehr als in Deutschland (87). Dabei rechnet man aber in sehr unberechtigter Weise das japanische Kolonialgebiet Hokkaido (Yezo und die Kurilen) mit zu dem eigentlichen Japan. Zieht man diesen Distrikt mit seiner großen Fläche (94 011 qkm) und seiner kleinen Volkszahl (204 174) ab, so ergiebt sich für das japanische Gebiet eine Bevölkerungsdichtigkeit von 131 auf den Quadratkilometer, und das ist mehr als in dem dichtest bevölkerten europäischen Großstaate (Großbritannien, mit 114 auf dem Quadratkilometer). Bei der Würdigung dieser Zahlen hat man freilich zu bedenken, daß dieselben in Japan nicht auf einer eigentlichen Volkszählung basiren, sondern daß sie aus Listen berechnet sind, die von den Ortsbehörden geführt werden, und daß dabei — namentlich in den Landbezirken — leicht Doppelzählungen vorkommen. Ziemlich genau dürften dieselben immerhin sein.

Da Japan ganz vorwiegend ein Ackerbaustaat mit relativ gleichmäßiger Vermögensvertheilung ist, da daselbst noch ziemlich allgemein Naturalwirthschaft und Kleinbetrieb herrscht, und da die Verkehrsmittel noch nicht sehr stark entwickelt sind, so sind diejenigen Gegenden, welche die meisten Nahrungsmittel erzeugen, auch die volkreichsten. So haben die dichteste Bevölkerung die Bezirke Aichi (östlich von der Bucht Ise umi); Saitama, Kanagawa, Chiba und Tokio (das Hinterland der Yedo-Bai); Fukuoka (im NW von Kinsiu) und Osakasu (an der Inlandsee auf Nipon). Hier beträgt die Bevölkerung auf den Quadratkilometer mehr als 220, denn hier liegen die fruchtbarsten Reisebenen, und hier liefert auch zugleich die Fischerei, die für die Volksernährung Japans so sehr in Betracht zu ziehen ist, ihre reichsten Erträge. Die Gebirgsgegenden sind dagegen ganz dünn besiedelt, weil die angegebenen Hilfsquellen dort in einem hohen Grade fehlen. Die Verhältnisse liegen in dieser Beziehung in Japan ganz ähnlich wie in Indien, das auch ein Land des bäuerlichen Kleinbetriebes, des Reisbaues und der Naturalwirthschaft ist.

Haushaltungen wurden am 1. Januar 1885 7 710 221 gezählt, was auf jede einzelne Haushaltung 4,91 Köpfe ergiebt. In Deutschland sind die Haushaltungen im Allgemeinen kleiner, da sie im Durchschnitt nur 4,7 Köpfe enthalten. Auch in Japan besteht aber in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen Land und Stadt, und in Tokio kommen auf jede Haushaltung nur 4,07 Köpfe, was sogar ein noch größeres Mißverhältniß ergeben würde, als es zwischen Berlin (mit 4,3 Köpfen auf die Haushaltung) und dem gesammten Deutschen Reiche zu bemerken ist. Besteht in Japan auch eine größere Neigung zur Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit in den Städten als auf dem Lande?

Auffallend ist bei der großen Bevölkerungsdichtigkeit des Staates die geringe Zahl von großen Städten. Ueber 100 000 Einwohner enthalten nur 5, nämlich Tokio 902 837, Osaka 353 970, Kioto 255 403, Nagoya 126 898 und Kanazawa (Ishikawa) 104 320; und unter 100 000 nur 6, nämlich: Hiroshima 77 344, Yokohama 70 019, Tokuschima 60 541, Wakayama 55 574, Sendai 55 321, Toyama 50 417. Diese Abweichung von europäischen Verhältnissen erklärt sich wohl ebenfalls vor allen Dingen daraus, daß Japan kein Industriestaat in unserem Sinne ist.

Bezüglich der Zahl der Japanesen im Auslande und bezüglich der Zahl der Fremden in Japan wirkt die lange Abgeschlossenheit des Landes, die bekanntlich erst im Jahre 1853 gebrochen wurde, augenscheinlich noch immer nach. Die erstere Zahl betrug am 31. December 1884 nur 8898 und die letztere nur 7117. Etwa die Hälfte der im Auslande lebenden Japaner (4356) waren übrigens bloß bis Korea gekommen, und nahezu ein weiteres Viertel (2068) nur bis China, während das übrige reichliche Viertel sich auf Amerika (817), Rußland (671), England (264), Frankreich (164) und Deutschland (129) vertheilte. Von den Fremden in Japan aber waren 4113 Chinesen, 1423 Briten, 592 Amerikaner, 343 Deutsche, 198 Franzosen, 94 Dänen, 80 Holländer, 49 Portugiesen, 42 Oesterreicher, 38 Schweden, 37 Italiener, 34 Schweizer ꝛc.

Auf die Kaste der Kasoku (Adeligen, im Ganzen 3351) kamen von der Gesammtbevölkerung noch nicht 1 pro mille, auf die Kaste der Shizoku (der Beamten und Soldaten, im Ganzen 1 938 204) reichlich 5 Proc., und auf die Kaste der Heimin, der gewöhnlichen Leute, der Rest (35 921 670). Männer gab es 19 157 977 und Weiber 18 711 110, während also in Europa in der Regel das weibliche Geschlecht vorwiegt, so hat in Japan das männliche die Ueberzahl. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die oben erwähnten Doppelzählungen das männliche Geschlecht am häufigsten betreffen dürften, sowie, daß in den Volkslisten Verschollene fortgeführt werden. Das Verhältniß der Knabengeburten zu den Mädchengeburten ist in Japan (104,75 : 100) ein ganz ähnliches wie in Europa (104 bis 106 : 100), und wie in Europa so ist auch in Japan die Sterblichkeit der Knaben größer als die der Mädchen. Das Ueberwiegen der weiblichen Sterblichkeit für die ganze Zeit zwischen 15 und 40 Jahren weicht dagegen von den europäischen Verhältnissen gänzlich ab, gerade bei diesen Zahlen könnte die japanische Statistik aber leicht eine sehr mangelhafte sein, und es ist ihnen deshalb kein höheres Gewicht beizulegen. Alljährlich werden in Japan etwa 1 050 000 bis 1 150 000 Kinder geboren, wogegen die Zahl der Sterbefälle nicht ganz an eine Million hinanreicht. Auch in dieser Hinsicht sind also die japanischen Verhältnisse von den europäischen nicht gerade sehr verschieden.

E. D.

[1]) Vergl. Dr. R. Rathgen, Ergebnisse der amtlichen Bevölkerungsstatistik in Japan. (Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. IV, S. 322 ff.)

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— M. H. Dauvergne ist im Begriffe, eine ähnliche Reise nach Centralasien anzutreten, wie sie Bonvalot und Genossen kürzlich ausgeführt haben. Derselbe will von Lahore aus zunächst das Pamirplateau und Samarkand sowie Kokand zu erreichen suchen, um sich dann nach dem Tienschan zu begeben.

— Die „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft enthalten in ihrem diesjährigen Januarhefte einen Bericht über die Forschungen, die D. D. Daly in den Jahren 1884 bis 1887 in dem britischen Nord-Borneo angestellt hat. Unter anderen besuchte derselbe auch mehrere der Vogelnest-Höhlen, die sich in dem Kalksteine des Obang-Obang Gebirges und anderwärts finden, und die den Chinesen ihren bekannten Leckerbissen liefern. Besonders werthvoll erscheint der Bericht durch die schöne Karte, die ihm beigegeben ist. — Ein anderer englischer Reisender, John Whitehead, hat sich unterdess von Labuan aufgemacht, um seine Studien am Kina-Balu fortzusetzen.

— Die botanischen Materialien, welche General Prshewalski gesammelt hat, werden in Vereinigung mit gleichartigen, in den letzten Jahren erworbenen Sammlungen anderer Reisender gegenwärtig durch den Akademiker K. J. Maximowitsch beschrieben. Die meteorologischen Aufzeichnungen der vier Reisen Prshewalski's werden von A. J. Wojeikow bearbeitet. Prshewalski selbst ist mit der Beschreibung seiner ersten Reise durch Central-Asien beschäftigt. St.

Afrika.

— Dem „Mouvement géogr.“ zufolge würde die Expedition Cambier's die Aufnahme der „Kongo-Eisenbahn“ bis zum Kuilu beendigt haben. Es wäre dies etwa die Hälfte der Route, und zwar diejenige Hälfte, in der es die zahlreichsten und bedeutendsten natürlichen Schwierigkeiten zu überwinden galt. Begraben scheint das Project also noch immer nicht zu sein.

— Die englische Regierung ist neuerdings eifrig bemüht, den britischen Einfluß auch in Obergninea zu dem überwiegenden zu machen, bezw. ihn als solchen zu erhalten. So ist im Januar d. J. unter der Führung von A. M. Festing eine officielle Expedition von Port Lobo (Sierra Leone) in das Innere abgegangen, die den Zweck hat, den Mandingo-König Alimany Samodu, der sich im Verlaufe des letzten Jahrzehnts ein stattliches Reich begründet hat, zum Bundesgenossen Englands zu machen. Alimany Samodu (auch Almami Samankoroh genannt), der früher in Sierra Leone gelebt hat und dort mohammedanisch geworden ist, scheint den Engländern dabei auf halbem Wege entgegenzukommen — sei es, daß derselbe die englische „Bundesgenossenschaft“ der französischen, die ihm von Senegambien aus droht, vorzieht, sei es, daß er dadurch seinen usurpirten Thron zu stützen sucht.

— Zu den wesentlichsten Früchten der zweijährigen Expedition des Major Carvalho in das Innere von Afrika gehört es, daß es demselben gelungen ist, den viel genannten Muata Jamwo mit Portugal zu befreunden, und das Reich desselben in engere Handelsbeziehungen zu Loanda zu bringen. Zahlreichen anderen Häuptlingen im Inneren hat Carvalho ihr Abhängigkeitsverhältniß zu Portugal ins Gedächtniß zu rufen gesucht.

— Dr. Hamy, vom ethnographischen Museum des Trocadero, hat der Pariser Geographischen Gesellschaft einen vorläufigen Bericht erstattet über die Ergebnisse seiner im vorigen Jahre unternommenen Expedition nach dem südlichen Tunesien. Der genannte Forscher hat namentlich die Ruinenstädte und Höhlenwohnungen der fraglichen Gegend einer eingehenden Untersuchung unterworfen.

— In einem Vortrage vor dem anthropologischen Institute zu London verbreitete sich Prof. Flower über das afrikanische Zwergvolk der Akkas, das er zu zwei von Emin-Pascha erhaltenen Skeletten genauer zu untersuchen im Stande gewesen ist. Diesem Vortrage zufolge sind die zuerst durch Schweinfurth (1870) entdeckten und beschriebenen Akkas thatsächlich die kleinsten unter allen Menschen, die an Höhe selbst hinter den Andaman-Insulanern und Buschmännern zurückbleiben. Die von Flower gemessenen Skelette von ausgewachsenen Leuten maßen nicht ganz 4 engl. Fuß, und Emin-Pascha berichtet von einer noch kleineren Frau. Im Uebrigen zeigt das Volk vorwiegend Negermerkmale, so daß der Name „Negrillos“ nicht schlecht für sie gewählt ist. Die Schädel sind nur runder als bei den eigentlichen Negern. Von den Buschmännern, mit denen Schweinfurth die über das ganze äquatoriale Afrika zerstreuten Zwergstämme in Verbindung zu bringen geneigt war, differiren dieselben dagegen in wesentlichen Punkten.

— Dr. R. Verneau, der im Auftrage des französischen Unterrichts-Ministeriums die Canarien nach den Resten ihrer Urbevölkerung durchforscht hat, veröffentlicht in der Novembernummer der „Revue d'Anthropologie“ die Resultate seiner Messungen an gefundenen Röhrenknochen und der daraus abgeleiteten Berechnung der mittleren Körpergröße. Dieselben bestätigen, was auch die Schädelmessungen ergaben: daß nämlich die Bevölkerung der Inseln schon bei Ankunft der ersten Europäer eine sehr gemischte war. Nur Lanzerote und Fuertaventura zeigen ausschließlich hochgewachsene Männer, deren Mittelgröße von 1,81 bis 1,84 m schwankt und deren kleinste immer noch 1,74, die größten dagegen 1,89 bis 1,93 messen. Sie übertreffen noch die quaternären Menschen von Cromagnon, zu deren Rasse sie nach dem Schädelbau gehören, und die durchschnittlich nur 1,78 m groß wurden. Sie rechtfertigen also einigermaßen die Angaben der Genossen Jean de Bethencourt's über die Riesengröße der Guanchen. Gran Canaria zeigt diese hochgewachsene Rasse nur an wenigen Punkten der Nordseite; nach Südosten hin werden die Bewohner immer kleiner, offenbar in Folge der Mischung mit Eingewanderten, welche ausschließlich an der Mündung der Schlucht von Guyandeke landeten und bis zur Mitte der Insel vordrangen. Verneau hält sie für Rumider, da er im Barranco de los Balos numidische Felseninschriften gefunden hat. Ihre Körperhöhe bleibt durchschnittlich unter 1,70 m. Neben ihnen finden sich aber auch unzweifelhafte Semiten über die ganze Insel zerstreut, und im äußersten Südosten kommt eine ganz kleine Rasse hinzu, welche nicht 1,60 m erreicht und keiner der drei genannten Rassen angehören kann. Tenerifa zeigt durchgängig eine gemischte, ziemlich gleichmäßige Bevölkerung von 1,70 m Durchschnittshöhe, auf Palma finden sich dagegen wieder lokal ganz verschiedene Rassen. Während bei Tedeja die Durchschnittsgröße 1,70 m beträgt, und 12 Proc. über 1,78 hinausgehen, lehte um Argual eine kleine Rasse von nur 1,65 m Durchschnittshöhe, dazwischen bei San Juan Belmaco Leute

Digitized by Google

von 1,65 bis 1,70 m, und manche davon mit echt semitischen Schädeln. Von der kleinen Rasse konnte Verneau allerdings nur vier messen, doch waren dieselben in jeder Hinsicht vollkommen gleich. Auf Gomera überwiegen die Kleinen; der Durchschnitt ist 1,56 m, die größte Höhe 1,74 m, und nur 7 Proc. überschritten 1,70 m. Hier ist also der Einfluß der großen Guanchen völlig verschwunden, und die Insel muß als das Verbreitungscentrum der räthselhaften kleinen Rasse angesehen werden. Die Frage wird übrigens dadurch noch complicirter, daß die Schädel von Gomera auffallend mit den echten Guanchenschädeln übereinstimmen. — Auch auf Ferro sind die Kleinen in der Mehrzahl, machen aber doch nur etwa 55 Proc. aller gemessenen aus, 22 Proc. sind über 1,70 m groß, und die Durchschnittsgröße für die ganze Insel steigt damit auf 1,64 m. Auch hier sind Anschriften mit numidischen Charakteren gefunden worden, die nordafrikanischen Einwanderer haben sich also bis zu der südlichsten der canarischen Inseln ausgebreitet. Ko.

Australien.

— Eine Expedition, welche H. O. Forbes von Port Moresby an der Südostküste von New-Guinea landeinwärts in der Richtung auf Mount Owen Stanley geleitet hatte, traf am 12. November v. J. wieder in jenem Orte ein. Es hatte sich dabei nur die Fortsetzung der von Forbes vor zwei Jahren begonnenen, aber nicht vollendeten planimetrischen Aufnahme dieses Districtes, sowie um den erneuerten Versuch einer Annäherung an den Mount Owen Stanley gehandelt. Forbes drang, von zwei Weißen und einigen Eingeborenen begleitet, bis an den Fuß des mächtigen Gebirges vor und hätte, wie der Führer versichert, bis zur Höhe von 10 000 Fuß (3000 m) gelangen können, wenn die Gesellschaft an Zahl stärker gewesen. Die Eingeborenen wollten aber nicht weiter Folge leisten, und die wenigen Weißen waren ausser Stande, das nöthige Gepäck bis zu einer solchen Höhe hinaufzuschaffen. Aus diesem Grunde mußte die Ersteigung unterbleiben. Forbes hatte vier Tagereisen rückwärts ein Depot angelegt und dasselbe mit den Pferden und dem wertvollsten Theile seines Gepäcks, namentlich auch den Instrumenten, von zwei Südsee-Insulanern bewachen lassen. Bei seiner Rückkehr fand sich aber, daß das Depot in der Zwischenzeit von New-Guinea Eingeborenen überfallen und ausgeplündert worden war. Die beiden Wächter hatten sich, nachdem sie einen der Angreifer niedergeschossen, geflüchtet und waren glücklich in Port Moresby angelangt. Die Pferde fanden sich unversehrt vor, alles andere dagegen war verschwunden. H. G.

Polarregionen.

— Die von den australischen geographischen Gesellschaften geplante Südpolar-Expedition erscheint durch das ablehnende Verhalten der englischen Regierung wieder in Frage gestellt. Nicht ohne Grund betont die letztere, daß die von den Australiern ausgesetzte Summe (5000 Pfd. St.) auch dann, wenn sie durch einen gleichen Betrag aus dem Mutterlande verdoppelt würde, nicht von fern zu einem gründlichen Forschungswerke in den antarktischen Gewässern ausreichen würde. Praktische Interessen der britischen und australischen Fischerei, wie man von australischer Seite behauptet, würden durch die Expedition aber schwerlich in irgend einer Weise gefördert werden.

Bücherschau.

— Dr. W. Geiger, Die Pamir-Gebiete. Wien 1887. Ed. Hölzel. Die von Professor A. Penck herausgegebenen „Geographischen Abhandlungen“ haben rasch eine so hervorragende Bedeutung für die wissenschaftliche Erdkunde erlangt, daß man es schon als große Empfehlung einer Monographie über einen einzelnen Erdraum ansehen hat, wenn dieselbe in dieser Sammlung erscheint. Daß die uns vorliegende Arbeit von Dr. Geiger über die Pamir-Gebiete dieser Empfehlung würdig ist, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Der genannte Gelehrte hat sich allerdings erst durch seine kulturhistorischen Studien dazu veranlaßt gesehen, den physikalisch-geographischen Verhältnissen der in Frage stehenden Gegend seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, er hat es dann aber augenscheinlich mit großem Eifer und Erfolg gethan. Die Hauptstärke seiner Abhandlung liegt in der Benutzung und Verarbeitung eines sehr umfassenden — vorzugsweise russischen — Quellenmaterials. Daneben geht er aber auch mit den geologisch-geographischen Theorien unseres Süß, von Richthofen ꝛc. mit anerkennenswerther Gewandtheit um, und er sucht dieselben sogar in einzelnen Punkten zu vervollständigen. Er bezeichnet das Pamirsystem als „eine Schaarung der tibetischen nach Norden aufgebogenen Ketten und der von WSW nach ONO streichenden Tien schan-Erhebungen“.

— Karl Brämer, Nationalität und Sprache im Königreich Belgien. (Forschungen zur deutschen Landes- und Völkerkunde II. 2. Stuttgart, Engelhorn.) Auch in Belgien, wo man noch vor 30 Jahren kaum an einen Nationalitätenunterschied dachte, tritt neuerdings die Rivalität zwischen Wallonen und Blämen immer mehr hervor und führt stellenweise schon zu einer recht bedenklichen Erbitterung der Gemüther. Die Arbeit von Brämer giebt nun ganz genaue, auf alterumäßigem Material beruhende Darstellung der Vertheilung der beiden Nationalitäten. Die Scheidelinie läuft, ohne sich um natürliche Grenzen zu kümmern, fast genau von Westen nach Osten, und erst in geringer Entfernung von der deutschen Grenze wendet sie sich nach Südosten. Die Wallonen, bis in die neueste Zeit durch die Anerkennung des Französischen als Staatssprache begünstigt, sind im Ganzen im Vordringen, doch langsamer, als man gewöhnlich annimmt. Die Blämen sind seit der Zählung von Vockt (1846) von 59,5 Proc. der Gesammtbevölkerung auf 57,4 Proc. heruntergegangen; sie haben kaum Dörfer an die Wallonen verloren, dafür aber drei gewonnen. Das Wiedererwachen der blämischen Literatur wird dem Zunehmen der Wallonen wohl einen Damm entgegensetzen. Ko.

Inhalt: Franz Kraus: Kurz Erscheinungen. — Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. XI. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. F. Boas: Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker. — Kürzere Mittheilungen: Die Bevölkerungsverhältnisse des Kaiserthums Japan. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Polarregionen. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 25. Februar 1888.)

Hierzu eine Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

VI.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wende man sich von Buenos Ayres landeinwärts nach welcher Richtung man will: nach Südwest gegen das Cabo Corrientes; nach Süd gegen Tandil und seine niedere Sierra, oder gegen die Hafenplätze Bahia Blanca und Patagones; nach West gegen Villa Mercedes und Mendoza; und nach Nordwest gegen Rosario, Cordoba, Tucuman und Salta — man gelangt überall dicht hinter dem Weichbilde der Stadt in die Pampas hinein. Die baumfeindlichen Gewalten, von denen wir früher geredet haben, machen sich sofort in ihrer ganzen Unerbittlichkeit geltend, und was man erblickt, ist im Wesentlichen ein unendlich erscheinendes Grasmeer. Nur im Süden gelangt man bei Santa Catalina in ein Gehölz, dem man allenfalls den Namen Wald zugestehen kann, es ist dies aber nur eine einzelne Insel in dem Meere, die ihre Existenz wohl vor allen Dingen dem Umstande verdankt, daß die Lößschicht an dieser Stelle nur in geringer Mächtigkeit auf dem Untergrunde lagert. Im Uebrigen erblickt man weit und breit weder Baum noch Strauch. Die Gestalt des Bodens ist ebenfalls ohne allen Wechsel, und die Ebene ist eine so vollkommene, als sie sich auf Erden nur finden kann. Wenn dieselbe auch gegen West und Nordwest ansteigt [1]), so merkt doch das Auge nichts von dieser Thatsache. Der Horizont erscheint allenthalben vollkommen kreisrund wie auf dem wirklichen Meere, und wie dort, so verschwimmen auch in diesem Grasmeere Himmel und Erde in einer unbestimmten violetten Dämmerschicht mit einander. An Wogen fehlt es dem Grasmeere im Allgemeinen, denn es giebt darin weder Hügel noch Thal, und selbst wenn der Steppenwind die Grashalme niederbeugt, so entsteht dadurch nicht jenes bewegte Wellenspiel, wie wir es an unseren europäischen Wiesen und Getreidefeldern beobachten, denn die Pflänzchen bilden nicht einen zusammenhängenden Teppich, sondern sie stehen in zerstreuten Gruppen, die zwischen sich den rothgelben Boden heraustreten lassen. Das Bild ist unsäglich eintönig, und es will uns bedünken, als ob es bezüglich dieser Eigenschaft das Bild des Meeres noch weit überträfe. Das wirkliche Meer ist lebendiger, wie wir glauben. Nur wenn man sich in den Sattel des Pampaspferdes schwingt, und mit demselben im Galopp über die unendlich erscheinende Fläche dahin jagt, da regt sich wohl etwas von jener wilden Lust in einem, wie sie der Gaucho und der Indianer empfinden mögen, und man fühlt dann etwas von der Großartigkeit, die die Natur doch am Ende auch an solchen Orten besitzt. Heute legt man die Reise durch die Steppe in allen den angegebenen Himmelsrichtungen mit Hilfe des Dampfrosses zurück, und da gähnt wohl den allermeisten Reisenden nur Oede und Langeweile aus der Landschaft entgegen. Sie strecken sich in den Kissen der Pullman-Wagen, die ihren Weg aus der nordamerikanischen Prairie auch in die

[1]) Rosario liegt 38 m hoch, Cordoba aber c. 400 m.

Digitized by Google

südamerikanischen Pampas gefunden haben, und sie wünschen nichts mehr, als daß die lange, staubige Fahrt endlich überwunden sein möge. Glücklicher Weise genügen jetzt in den meisten Richtungen eine oder zwei Tagereisen, um durch die Steppe hindurch zu kommen. Früher, bevor das Schienenstraßennetz Argentiniens — Dank der Hilfe englischer Kapitalien — ausgebaut war, brauchte man dazu weit längere Zeit [1]).

Dem Naturforscher und dem Geographen bieten die Pampas ohne Zweifel ein viel höheres Interesse als dem gewöhnlichen Sterblichen, aber auch er vermag das Leben, das daselbst herrscht, schwerlich als ein reiches und buntes zu bezeichnen. Sowohl die Flora als auch die Fauna ist artenarm. In den gewöhnlichen trockenen Pampas dominiren einige wenige Agrostideen, Poaceen und Avenaceen, in den Sumpf-Pampas das graciöse Gynerium argenteum, und in den Salz-Pampas die Gattungen Salsola, Salicornia und Atriplex. An bunten Blumen fehlt es im Allgemeinen, und so gleicht auch in dieser Hinsicht die Pampasflur nicht von ferne unserer heimischen Wiesenflur. Eine Anzahl kleinblüthiger Verbenen und schafgarbenähnlicher Compositen machen beinahe den ganzen Schmuck aus, und die schöne Portulaca grandiflora findet sich gesellig nur hier und da.

Unter den Thieren scheinen auf ungeheuren Strecken die einzigen zu sein: das Vizcacha oder Pampaskaninchen (Lagostomus trichodactylus), das nach Art des nordamerikanischen Prairiehundes in tiefen Erdhöhlen, bezw. in förmlichen Höhlenstädten sein eigenthümliches Wesen treibt, und das nur in der Dämmerung seinen Bau verläßt; die

Pampas-Landschaft.

kleine Pampaseule (Speotyto cunicularia), die mit Vorliebe in verlassenen Viscachalöchern nistet; und der Caracho (Polyborus vulgaris), ein Geierfalke, der ein großer Heuschreckenvertilger zu sein scheint, und dem im Uebrigen namentlich die zahlreichen gefallenen Rinder und Schafe zur Nahrung dienen. Die Pampasstrauße (Rhea americana) scheinen durch die eifrigen Verfolgungen, denen sie von jeher ausgesetzt waren, mehr und mehr sehr selten geworden zu sein, und ebenso auch der Pampashirsch (Cervus campestris), doch jagt der Reiter wohl gelegentlich noch ein Paar auf. Die Sumpf- und Lagunengegenden bevölkert namentlich der Flamingo in großen Schaaren, und neben ihm der braune Ibis, der Stelzenläufer und der Terotero (Vanellus cajennensis).

Der europäische Kulturunkraut hat natürlich bezüglich der Pflanzenwelt wie bezüglich der Thierwelt mancherlei Umgestaltungen verursacht — zum Theil beabsichtigte und zum Theil unbeabsichtigte. So stoßen wir gegenwärtig vor allen Dingen in zahlreichen Distrikten der Pampas auf weite Distelfelder, die ganz mit europäischen Arten (Cynara cardunculus, Silybum marianum, Lappa tomentosa etc.) bestanden sind. Dergleichen Trockenpflanzen scheint Boden und Klima der Gegend vorzüglich zuzusagen, und sie bedrohen daher vielfach sogar den Graswuchs in seiner Existenz, und die Ansiedler erwehren sich ihrer nur mit Mühe. Aehnliches ist auch mit gewissen Fenchel- und Goldruthenarten (Foeniculum und Solidago) der Fall. Im übrigen

[1]) Vergl. H. Burmeister, Reise durch die Laplatastaaten, Bd. I, S. 111 ff.

Digitized by Google

ist es dem Menschen bekanntlich auch geglückt — namentlich in der Provinz Buenos Ayres — den Mais und Weizen auf weiten Strecken an die Stelle der Pampasgräser treten zu lassen, und die Erträge, die diese Nutzpflanzen gewähren, sind in guten Jahren so reiche, daß die Mißernten, die allerdings sehr häufig sind — man rechnet eine solche auf jedes dritte Jahr —, dadurch mehr als quitt gemacht werden. Endlich ist in der Nähe der Ortschaften und der einzelnen Gehöfte (Estancias), von denen aus man der Viehzucht oder dem Ackerbau obliegt, unter sorgfältiger menschlicher Pflege auch sogar etwas Baumwuchs aufgekommen: der maulbeerbaumähnliche Ombu (Phytolacca dioeca) mit seiner schattigen Krone und seinem dürren, unbrennbaren Holze, die Paraisa (Melia Azedarach) mit ihren fliederartigen Blüthen, und die argentinische Weide (Salix Humboldtiania). Von sehr hervorragender Wichtigkeit ist unter den Bäumen namentlich der Pfirsichbaum geworden, der nicht bloß seiner wohlschmeckenden Früchte, sondern auch seines Holzes wegen kultivirt wird, und der sich aus der Zahl der eingeführten Kulturpflanzen am allerbesten acclimatisirt zu haben scheint.

Die aus Europa eingeführten Hausthiere prosperiren in den argentinischen Pampas in geradezu phänomenaler Weise, und im Jahre 1885 bezifferte sich der Bestand an Pferden auf volle 5 Millionen, der Bestand an Rindern auf 18 Millionen, und der Bestand an Schafen auf 80 Mill. Bezüglich der Schafzucht steht Argentinien also unter allen Ländern der Erde zu oberst, und bezüglich der Rinderzucht und Pferdezucht wird es nur von den Vereinigten Staaten und von Rußland überragt — wenigstens, was die Menge anlangt. Von den Riesenheerden der halbwilden Thiere und von ihrer Hegung und Bändigung durch ihre halbwilden Hirten — die Gauchos, in deren Adern ebenso viel Indianer- wie Spanierblut fließt — ist in den verschiedenen Reiseberichten so viel erzählt worden, daß uns an dieser Stelle nicht viel zu sagen übrig geblieben ist. Die zahllosen Rinder- und Schafsleichen, die über der Steppe ausgestreut liegen, und die sicherlich ebenfalls nach Millionen zählen, sagen uns nur, daß auch das Loos der europäischen Hausthiere in diesem Lande nicht in allen Zahren ein beneidenswerthes ist. Auch für sie giebt es böse Hungerjahre in

Brücke über den Rio Segundo.

den Pampas, und auch von ihnen überleben solche harte Zeiten nur gewisse, besonders glücklich organisirte Individuen. Wir haben da wieder das Darwin'sche „survival of the fittest"! Kein Wunder, daß den Gauchos, die an den Anblick elend zu Grunde gehender Thiere gewöhnt sind, das Herz und das Gefühl völlig fehlen gelernt hat, und daß sich in ihnen die spanische Grausamkeit noch sehr erheblich gesteigert zu haben scheint.

Außer auf die Lagunen und Sümpfe, die die normalen Pampas an vielen Orten unterbrechen, außer auf die Einzelheiten des Thier- und Pflanzenlebens, das hier wie dort gedeiht, achten wir auf unserem Streifzuge unwillkürlich auch in einem höheren Grade auf die Ströme und Bäche, die wir zu kreuzen haben. Auffällig ist bei denselben namentlich die Breite und das steile Ufer, und wir können daraus schließen, daß sie in der Zeit der Regen eine sehr bedeutende Wassermenge enthalten müssen. In der Trockenzeit gewahren wir freilich in den einen nur ganz dünne, getheilte Rinnsale zwischen den Kieseln, und in den anderen nur einzelne, von Salzausblühungen umgebene Lachen, während eine dritte Art — die „rios secos" — auch nicht die geringste Spur von Feuchtigkeit enthält. Die klimatischen Eigenthümlichkeiten der Pampas, auf die wir hingewiesen haben, spiegeln sich darin sichtbar genug. An eine Verwendung solcher Ströme zu Verkehrswegen oder an eine Benutzung ihrer Triebkraft zu Zwecken der Industrie ist aber freilich nicht zu denken. Für die Ochsenkarren und Reiter sind die Flüsse im Allgemeinen leicht zu kreuzen, bei dem Eisenbahnbau haben sie aber die Anlage großer und kostspieliger Brücken nöthig gemacht, und ab und zu zeigen sie sich auch im Stande, diese Brücken wie Kinderspielzeug zu zerbrechen. Fragt man sich Angesichts des Gesammtbildes, das einem die Pampaslandschaft gewährt, und Angesichts der Erfahrungen, die die europäischen Ansiedler bisher darin gesammelt haben, welche Aussichten dieselbe der fernerweiten Kulturentwickelung darbietet, so wird man sich sicherlich hüten, zu viel von ihnen zu erwarten. Wir haben seiner Zeit viel davon gehört, wie die nordamerikanische Prairie durch den Pflug so zu sagen in ein einziges großes Getreidefeld verwandelt worden sei — oder doch verwandelt zu

Digitized by Google

werden im Begriffe stehe — wie sich dieselbe mit großen künstlichen Waldungen bedeckt habe, und wie dadurch sogar das Klima einen veränderten Charakter an den Tag lege. Dasselbe Lied erklingt nun neuerdings aus vieler Munde auch bezüglich der Pampas. Wir haben nach dem Obengesagten (Bergl. Nr. 8, S. 114 und 115) kaum nöthig zu versichern, daß wir daran nicht glauben. Von einem Aufforsten der Pampas in irgend einem nennenswerthen Maßstabe können nach unserer Meinung heute nur noch Sanguiniker reden, die leichten Herzens über alle Naturverhältnisse hinweg blicken. Dagegen werden in der Nähe der menschlichen Wohnungen und von diesen aus behütet, doch vielleicht außer den angegebenen auch noch einige andere Bäume gedeihen. Ebenso erwarten wir nicht, dereinst an Stelle der zerstreuten Gruppen von Pampasgräsern und halophilen Pflänzchen allenthalben einen blumigen Wiesenteppich und ein Meer von Weizenhalmen zu erblicken. Naturam expellas furca, tamen usque recurret! wird es immer an den weitaus meisten Orten heißen. Strenge sich der Kulturmensch an, so viel er immer will, an einem gewissen Punkte erreicht seine Macht über die Natur eine unüberschreitbare Grenze. Damit soll aber ganz und gar nicht gesagt sein, daß alle weiteren Kulturversuche am besten unterbleiben, und daß man die ganzen weiten Gefilde am zweckmäßigsten für alle Zeiten den Gauchos und ihren Heerden überlässt. Weizen und Mais gedeihen auf dem Lößboden ausgezeichnet, wenn derselbe zur rechten Zeit genügend bewässert wird, und dafür, daß dies geschieht, sorgt die Natur in dem Lande zum Theil freiwillig, und zum Theil läßt sich durch Kunst und Fleiß dafür sorgen. Einjährige Cerealien machen eben an den Boden und an das Klima andere — bescheidenere — Ansprüche als perennirende Holzgewächse. Allerdings gilt es fast allerwegen in den Pampas, den Kampf mit der Natur durch ein Aufgebot von sehr gewaltigen Mitteln zu führen. Deshalb ist die Gegend kaum die rechte für Auswanderer, die nur über geringe Kapitalien und Arbeitskräfte verfügen, und die damit Ackerbau treiben wollen. Sie werden durch eine einzige Dürre, durch einen einzigen Gewittersturm und durch einen einzigen Heuschreckenschwarm — oder durch deren zwei, die einander folgen — bankerott. Ganz anders ist es aber, wenn ein großer Estanciero — ein südamerikanischer Rittergutsbesitzer, sondern man sagen — oder eine Betriebsgenossenschaft die Sache in Angriff nimmt. Da steht man thatsächlich namentlich in der näheren Nachbarschaft von Buenos Ayres sehr glänzende Erfolge vor Augen. Von höchster Bedeutung sind in dieser Beziehung die Pläne, welche die Regierung behufs der Gleichmäßigzgestaltung des Abflusses der Gewässer entworfen hat. Wenn dieselben nur erst ausgeführt wären, und wenn man nur nicht auch dabei zu viel auf „mañana" (morgen) verschöbe!

Wenn wir schon den europäischen Kleinbauern (und Proletarier), der drüben über See durch Ackerbau zu Wohlhabenheit zu gelangen wünscht, die Pampas ganz im Allgemeinen nicht als ein besonders günstiges Feld bezeichnen können, so überschleicht uns ein noch viel trübscheres Bedenken, wenn wir speciell an den deutschen Kleinbauern (und Proletarier) denken. Der Deutsche ist es nicht gewöhnt, mit künstlichen Bewässerungsanlagen in größerem Umfange zu hantieren. Und muß daneben nicht auch die Baumlosigkeit sein Gemüth in einem viel höheren Grade bedrücken als das der Anderen?

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XII.

(Mit vier Abbildungen.)

Da die Station Kafu ganz ungenügend verproviantirt war, konnte sich Giraud mit seiner Karawane daselbst natürlich nicht lange aufhalten. Er mußte vielmehr trotz des überaus traurigen Zustandes seiner Mannschaften den Entschluß fassen, dieselben in der Mehrzahl auf dem Landwege nach Karema weiter zu schicken, während er selbst sich mit acht Leuten dazu anschickte, die Reise dahin wenigstens theilweise in dem großen Boote der englischen Missionäre zu machen. Der Landweg entlang der Küste des Tanganika bot zwar große Schwierigkeiten, denn er führte zum Theil durch eine Gegend, die von den Räuber-Stämmen der Wasowa so vollkommen verwüstet worden war, daß man bis nach Fipa — auf einer zwölftägigen Tour — kein einziges Dorf und keinen einzigen Menschen anzutreffen hoffen durfte. Anders war aber die Rettung der Leute undenkbar; sie wären zum größeren Theile verhungert, wenn man sie allmählich hätte im Boote übersetzen wollen. In vier Wochen konnten sie den Weg nach Karema und Ujiji, wo es reiche Lebensmittel gab, zurücklegen; unterdessen mußte man immer wieder seine Zuversicht auf Hassani und sein erprobtes Gewehr setzen, und daß es demselben gelingen werde, für ihre Verproviantirung in der menschenleeren Gegend mit demselben Erfolge wie bisher zu sorgen.

Mit frohem Herzen sah Giraud die Karawane aufbrechen, denn der Anblick ihrer Leiden während des letzten Monats war ihm unerträglich geworden. Der Reisende selbst mußte noch ein paar Tage auf die Ankunft des Bootes warten, und er verlebte dieselben in angenehmer Weise bei den Engländern. Dank der Gastfreundschaft und der freundlichen Pflege, die er bei ihnen genoß, erholte er sich in dieser kurzen Zeit auch vollständig von den ausgestandenen Strapazen.

Die beiden Engländer schienen übrigens sehr entmuthigt von dem biederzigen Erfolg ihrer Mission, und ihre Ansichten über Afrika waren nichts weniger als optimistisch und hoffnungsreich. Von ihren zwölf Begleitern waren in kurzer Zeit fünf gestorben, drei andere krank wieder nach der Küste gegangen, und die vier übrigen litten alle an Lebekrankheiten oder an Fieberanfällen. Nicht einmal die Genugthuung hatten sie gehabt, ihre Anstrengungen zum Besten der Eingeborenen freundlich aufgenommen zu sehen, und sie hatten ihre Missionsthätigkeit längst vollständig aufgegeben, um sich dem Bau ihres Schiffes zu widmen. Sie waren aber leider verpflichtet, fünf Jahre in dieser elenden Gegend auszuhalten. Während die Herren übrigens so außerordentlich schlecht mit Lebensmitteln versehen waren,

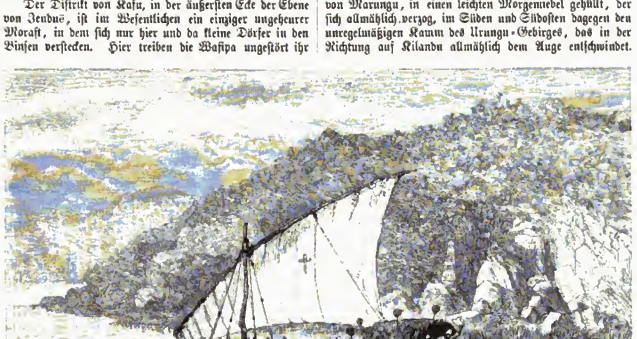
Digitized by Google

fuhren mehrmals große mit Getreide beladene und von Wapipa bemannte Kähne vorüber, welche von der Existenz der Missionäre wohl wußten.

Fipa ist die bewohnteste Gegend an der südlichen Hälfte des Sees, die dortigen Eingeborenen sind auch gute Seefahrer und besitzen große Piroguen, vermittels deren sie in der günstigen Jahreszeit ihre Sklavenjagden nach allen Richtungen unternehmen. Dabei hat ein kleines Mädchen oft nur den Werth von drei Litern Getreide für sie, und eine Mutter mit ihrem Kinde zwischen vier und fünf Litern. Uebrigens behandeln die Wapipa ihre Sklaven aber ziemlich menschlich, und bei den Wajiji im Norden des Sees geht es in dieser Beziehung viel schlimmer zu.

Der Distrikt von Kafu, in der äußersten Ecke der Ebene von Iendwe, ist im Wesentlichen ein einziger ungeheurer Morast, in dem sich nur hier und da kleine Dörfer in den Binsen verstecken. Hier treiben die Wapipa ungestört ihr Wesen. Derselbe Sumpf birgt daneben auch zahlreiche wilde Gänse und Enten, und diese fallen alltäglich zuweilenweise den Büchsen der beiden Engländer zum Opfer, da sie mit zur Versorgung ihrer Station helfen müssen.

Am 25. November früh schifften sich Giraud und seine acht Leute endlich in dem „dau" der Missionäre ein. Es war ein langer Kahn, aus einem einzigen Baumstamm geschnitten, 10 m lang und 1¼ m breit, immerhin aber groß genug, um 80 bis 100 Sklaven zu fassen. Eine Stunde später schwammen sie auf dem tiefen Wasser des Sees, der rings von einer herrlichen Landschaftsscenerie umgeben ist, die derjenigen der schönsten europäischen Seen vollkommen würdig wäre. Im Norden erblickte man die festigen Flügel von Marungu, in einen leichten Morgennebel gehüllt, der sich allmählich verzog, im Süden und Südosten dagegen den unregelmäßigen Kamm des Urungu-Gebirges, das in der Richtung auf Kilandu allmählich dem Auge entschwindet.



Abschied von den englischen Missionären.

Eine frische Brise schwellte das Segel, und man kam sich auf den mächtigen Wogen wie auf dem offenen Meere vor. Erst spät abends wurde an der Südküste gelandet, und zwar in der Nähe eines kleinen Fipa-Dorfes, wo eine Frau die Würde des Häuptlings bekleidete. Am nächsten Tage ging dann die Fahrt weiter — immer in der nächsten Nähe der Küste, die hier nur aus steilen zackigen Felsen und mächtigen Haufen von Granitblöcken besteht. Riesige Krokodile verschwinden unter dem Wasser, sobald der Kahn sich ihnen nähert (S. Abbildung). Sonst sind einige Eidechsen und kleine Affen, die in den Aesten der überhängenden Bäume herumturnen, die einzigen lebenden Wesen. Menschen lassen sich nirgends erblicken. Hie und da kommt man an einer kleinen Insel vorüber, aber man sieht weder einen flacheren Strand, noch ein Dorf. Nur bei Singa gewahrt man einen Einschnitt in die Felsenmauer, und die Abhänge gehen hier allmählich in eine grüne, wohl bebaute Ebene über. Der Anblick von Mais und süßen Kartoffeln war für die Ankommenden ein sehr erfreulicher. Obendrein empfingen die Einwohner, deren einige in der Nähe des Sees mit Fischerei beschäftigt waren, sie ganz freundlich. Gegen Sonnenuntergang gab es einen förmlichen Markt, und es waren Lebensmittel in Hülle und Fülle zu haben.

Am 27. November kam das Boot in Wampemba an, wo Giraud es verlassen mußte, weil es nach Iendwe zurückkehren mußte. Die Fipa-Dörfer scheinen — trotz der großen Entfernung, die die beiden Gegenden trennt — nach dem Muster der Waemba-Dörfer gebaut zu sein. Die Hütten sind in jeder Hinsicht ganz ähnlich, nur sind sie schmutziger und stehen enger beisammen. Hier mußte man sich also von dem geliebenen Fahrzeug verabschieden und die Reise mit Hilfe eines Führers und zweier Träger, die der Häuptling stellte, zu Fuße weiter fortsetzen. Der Weg nach der Station Simonde führte immer am Seeufer entlang, mit einer einzigen Ausnahme, wo man eine gut angebaute Halbinsel zu kreuzen hatte. In Simonde erfuhr der

Reisende, daß mindestens noch eine zwölftägige Reise bis Karema vor ihm lag. Er miethete daher in Msamba — nicht ohne auf mancherlei Schwierigkeiten zu stoßen — wieder einen Kahn und einige Ruderer, um auf dem weit bequemeren und schnelleren Seewege an sein Ziel zu gelangen. Die Eingeborenen halten sich seltsamer Weise mit ihren Kähnen immer in einer Entfernung von nur zehn Metern von der Küste, können sich also, da die Wellen sich mit bedeutender Macht an den Granitriffen brechen, eigentlich ein gefährlicheres Fahrwasser nicht aussuchen. Zwar sind sie im Führen ihrer Schifflein sehr geschickt, aber sie könnten doch der Gefahr in sehr einfacher Weise entgehen, wenn sie weiter draußen führen.

Sicherheit des Eigenthums giebt es auch auf dem See nicht, und das größte Vergnügen der Bemannung eines größeren Bootes ist es, kleine einzuholen und anzuhalten, um ihre Insassen in der rücksichtslosesten Weise auszuplündern. Auch die Fischnetze ihres Inhalts zu berauben macht ihnen Spaß, und sie besitzen in dieser Spitzbüberei ebenfalls eine große Geschicklichkeit. Der häufigste Fisch im Tanganika-See ist der „singa", wovon die kleinsten 20 bis 25 kg wiegen.

Die neue Seereise verlief im allgemeinen ganz ohne Zwischenfall, nur hatten Giraud und seine Begleiter dabei abermals langes Hungerleiden auszustehen. Die erste Nacht biwakirte man auf einer Insel von Kilandu, angesichts einer herrlichen Bucht; die zweite an der Spitze der Halbinsel von Kalcaria, in der Nähe einer Löwenhöhle; und am dritten Tage kam man endlich glücklich nach der belgischen Station, Karema — dieser großen Stadt, die Gott

Begegnung mit einem Krokodil.

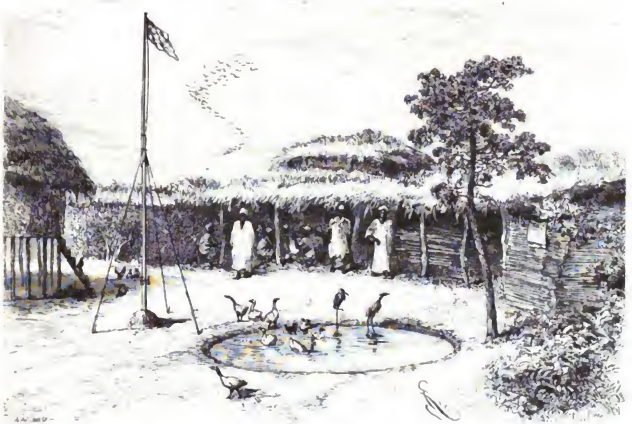
allein hat begründen können, wie die Eingeborenen sagen. Als Giraud am 4. December in der Station anlangte, war der Kommandant — Kapitän Storms — gerade abwesend, um eine weitere Station in Marungu zu gründen, aber der Reisende kannte die große Gastfreundschaft der belgischen Stationsvorsteher bereits aus Erfahrung, und deshalb richtete er sich ohne Umstände häuslich darin ein, um die Rückkunft des genannten Herrn zu erwarten. Die Stadt Karema verdankt ihren Ursprung und ihre festungsartige Anlage fast ausschließlich den Anstrengungen und der Energie des Kapitäns Cambier, des Führers und zugleich des einzigen Ueberlebenden der ersten belgischen Expedition nach der Ostküste des Sees [1]).

Die Festung bildet ein regelmäßiges Viereck von 80 m Seitenlänge, ist an jeder Ecke mit einem Thurme versehen, und ihren Baugrund bildet ein großer Glimmerschieferfelsen, der die Ebene und den See weithin beherrscht. Die Mauer ist von einem tiefen Graben umgeben, und nur zwei Thüren gewähren Einlaß in das Innere. Inwendig ist der Mauer ringsum eine breite Veranda angebaut, und darunter befinden sich die Haupträume, die als Speicher sowie als Wohnungen für die Europäer und die Askaris dienen. In der Mitte des umschlossenen Raumes erhebt sich ein europäisches Haus, und um dieses Gebäude herum gruppiren sich verschiedene Nebengebäude — die Küchen, die Tauben- und Hühnerhäuser — sowie auch ein Wasserbassin, in dem sich allerlei wilde Vögel zu den zahmen gesellen. Etwa 300 m hinter der Festung hat man einen kleinen Boma für die Sklaven errichtet, und dicht daneben befinden sich

[1]) Cambier steht bekanntlich noch jetzt in belgischen Diensten und ist augenblicklich mit der Tracirung der problematischen Kongobahn beschäftigt.

Digitized by Google

Die Station Karema.



Nebengebäude.

Digitized by Google

die Viehställe für die Rinder und Ziegen. Ein prächtiger Garten endlich trägt viel dazu bei, die Annehmlichkeit der Anlage zu erhöhen. Der Blick, den man von den Thoren aus genießt, könnte nicht großartiger sein. Von Südwest gegen Nordost hin wird der Fels von einer großen kultivirten Ebene allmaliger Bildung umgeben, und dahinter breitet sich der schöne, blaue Wasserspiegel des Tangamika aus. Abends, wenn die Luft sehr klar ist, kann man auch das Marungu-Gebirge im Hintergrunde sehen, aber dies ist freilich selten, und meist kommt einem der See wie der Ocean vor. Gegen Südosten ist der Blick weniger ausgedehnt, aber nicht weniger lieblich. Grüne, gut bewaldete Terrassen mit daran empor steigenden Fußwegen bilden hier den Hauptcharakterzug. Die zahlreichen wilden Thiere machen aber die Promenaden auf diesen Wegen sehr gefährlich. Den Angriffen und Plünderein seitens der Eingeborenen hat Kapitän Storms im Verlaufe von sechs Monaten ein Ende gemacht.

Endlich kam derselbe von Marungu zurück und Giraud wurde mit ihm rasch gut Freund. Auf seinen Rath entschied er sich auch, so lange mit seiner Karawane in Karema zu verweilen, bis eine Anzahl seiner Leute unter der Leitung eines zuverlässigen Arabers Namens Sefu ihm von Tabora Stoffe und andere Bedürfnisse für die weitere Reise zurückgebracht haben würde. Er wollte diese Gelegenheit zugleich benutzen, um 60 seiner Leute, die ihm gänzlich überflüssig erschienen, wieder in die Heimath zu schicken, aber Storms engagirte dieselben sofort als Kolonisten für seine neue Station Mpala in Marungu. Zwischen Karema und Mpala erreicht der See seine größte Breite, und um die Kommunikation zwischen beiden aufrecht zu erhalten, bediente sich Storms eines prächtigen „Dau", mit welchem die Ueberfahrt in 24 Stunden zu bewerkstelligen war, und welcher den heftigen, gefährlichen Stürmen, die während der Regenzeit so sehr häufig sind, vollkommen gewachsen ist.

In der Nähe des Forts hatte Storms versucht, etwas Weizen zu kultiviren; da derselbe aber mit der Hand bewässert werden mußte und bequemere Mittel dazu nicht vorhanden waren, so zeigte sich die Kultur sehr schwierig und war bis dahin durch keine Ernte belohnt worden. Storms hatte aber trotzdem die Hoffnung auf endlichen guten Erfolg nicht aufgegeben. Auch Kartoffeln schienen hier zuvörderst nicht gut gedeihen zu wollen. Die natürlichen Erzeugnisse der Gegend von Karema sind: Honig, der in solcher Menge vorhanden ist, daß 10 bis 12 Liter nur 3 m Stoff kosten; sodann Reis, der hauptsächlich in der Ebene von Kilandu kultivirt wird; Zuckerrohr, das zwar überall fortkommt — aber nur bei Tabora gebaut wird — und einige wenige Bananenbäume. Da der letztere Baum ein ruhiges und ungestörtes Wachsthum bedarf, so kann er in einer Gegend, wo ewiger Krieg herrscht, nicht gut gedeihen. Der Ambach Schweinfurth's ist ebenfalls an den Seeufern allenthalben verbreitet, und nur vermittels der Ausleger, die man daraus fertigt, erhalten die Pirogguen der Eingeborenen ihre Stabilität.

Es wird wohl kaum eine andere Stelle in Afrika geben, wo die Vögel so bunt, so mannigfach und so zahlreich durch einander schwirren, wie an diesen sonnigen Ufern des Tangamika. Ebenso ist die Jagd auf vierfüßiges Wild lohnend genug.

Am 25. December kam die Karawane Giraud's an und obwohl die Leute jedes Stückchen ihrer Kleidung weggegeben hatten, um Nahrungsmittel dafür zu bekommen, konnte man ihnen im Uebrigen keine ausgestandene Noth ansehen, vielmehr erschienen sie ganz kräftig und wohlgenährt. Ehe sie eingelassen wurden, hatte Giraud leider an zwei Leuten — Nassib und Tukali — die ihn in Kayembe zu verrathen gesucht, und auch bei anderen Gelegenheiten die Disciplin der übrigen untergraben hatten, ein Exempel zu statuiren, indem er ihnen ihre Gewehre wegnehmen ließ und sie aus der Karawane ausstieß. (Fortsetzung folgt.)

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Der Aufschwung von Südkalifornien vollzieht sich gegenwärtig auf eine Weise, die an das Wunderbare grenzt, und die sich in den Ländern an der pacifischen Küste nur mit der sogenannten Goldära vergleichen läßt, als San Francisco und die kalifornischen Minendistrikte gleich nach der Zeit der ersten Goldentdeckungen die ganze Welt durch ihre unerhört schnelle Entwickelung in Erstaunen setzten[1]).

Vor ungefähr sechs Jahren machten die Yankees die Entdeckung, daß das Klima von Kalifornien, insbesondere das von Südkalifornien, im Winter dem in jedem anderen Theile der Vereinigten Staaten weit vorzuziehen sei, und daß sich auch im Sommer die Hitze dort lange nicht so unerträglich und erschlaffend wie im Osten des Kontinentes bemerkbar mache. Wer im Winter aus den schnee- und eisbedeckten Gegenden des Ostens unter den blauen Himmel Südkaliforniens gelangte, der erwog wohl die Möglichkeit, ob er nicht wenigstens während eines Theile des Jahres nach diesem Lande übersiedeln könne. Allerdings pflegten bereits viele mit Glücksgütern reich gesegnete Bewohner der Neu-England-Staaten ihren Winteraufenthalt in Florida zu nehmen, dieselben waren aber gezwungen im Sommer, wegen des dort alsdann feucht-heißen und fieberischen Klimas wieder nordwärts zu flüchten.

Der Sommeraufenthalt in Kalifornien ließ sich mit einem solchen in Florida oder in den Oststaaten der Union gar nicht vergleichen. Die Nächte waren in den Ländern am Stillen Meere stets angenehm kühl, und Wirbelstürme, Gewitter und Sonnenstich waren dort unbekannte Schrecknisse. Wurden die kalifornischen Binnenthäler zu unangenehm heiß, so gab es zahlreiche Plätze an der Seeküste und im Hochgebirge, wo die Witterung in der warmen Jahreszeit jedermann behagen mußte. Auch pflegte man die Ausflüge ins Yosemitethal, nach den Geysern, nach den Gebirgsseen in

[1]) Man vergleiche meine früheren Aufsätze in dieser Zeitschrift, „Streiflüge in Südkalifornien 1882", Bd. 41, S. 151 ff., und die einschlägigen Kapitel in meinem neuen Werke, „Kalifornische Kulturbilder", bei Theodor Fischer in Kassel, 1886.

Digitized by Google

der Sierra Nevada u. s. w. inmitten des Sommers zu unternehmen, so daß der Vergnügungsreisende das ganze Jahr über unter zahlreichen Plätzen die Auswahl hatte, bei denen am Klima durchaus nichts auszusetzen war. Für Invaliden, — namentlich für Brustkranke — galt das Klima Südkaliforniens als das beste auf diesem Kontinent. Wegen romantischer Scenerien war Kalifornien längst weltberühmt geworden. Dagegen sahen die südkalifornischen Städte mit ihrem Gemisch von mexikanischer und weißer Bevölkerung und den vielen verfallenen Adobebauten bis vor wenigen Jahren durchaus nicht einladend aus. Selbst Los Angeles, der Hauptort jenes Landes, war in Vergleich mit den rührigen und schmucken Neu-England-Städten ein trauriger Platz. Das flache Land glich da, wo es nicht bewässert wurde, einer Wüste.

Die durchweg wohlhabenden und dabei praktisch veranlagten Reisenden aus den Oststaaten der Union hatten sich bald davon überzeugt, daß nicht nur das Klima Südkaliforniens allen ihren Ansprüchen vollständig genügte, sondern auch, daß dieses Land ihrem Unternehmungsgeiste einen weiten Spielraum bot. Manche von ihnen erwarben brachliegende Ländereien für einen Spottpreis, brachten vermittelst Kanälen oder artesischen Brunnen fließendes Wasser auf ihren Wüstenbesitz, dessen dürrer aber außerordentlich fruchtbarer Boden nur auf den Zauberer — das feuchte Element — zu warten schien, um sich in unglaublich kurzer Zeit in grüne Flur und in Gärten und Orangenhaine umzuwandeln. In schnell erbauten Schmuckvillen richteten sich die Neuankömmlinge häuslich ein. Namentlich übten die Orangenhaine mit ihrer goldenen Frucht einen unwiderstehlichen Zauber auf die Fremden aus.

Nach und nach kamen mehr Amerikaner aus dem Osten ins Land, die sich in der Nähe ihrer bereits hier wohnenden Landsleute und Bekannten ansiedelten, und es entstanden durch gemeinschaftliche Arbeit und Kapitalanlagen größere Kolonien, wie z. B. die bekannte Musterkolonie Riverside. Daß die Neuankömmlinge fast sämmtlich zur besseren Gesellschaftsklasse gehören, wird jedem, der heutzutage eine Reise nach Südkalifornien unternimmt, sofort auffallen. Als der Zufluß von Einwanderern und Touristen immer größere Verhältnisse annahm, erbaute man an besonders günstig und romantisch gelegenen Plätzen, sowohl im Innern des Landes als auch am Seestrande, vornehme Riesenhotels, die mit allen Bequemlichkeiten großstädtischer Gasthöfe ausgerüstet waren. Wenn ich erwähne, daß sich die Schaar der östlichen Touristen nach Südkalifornien von 188 im Jahre 1880 auf etwa 35000 im Winter 1886/87 vermehrte und daß dasselbe im laufenden Jahre (1887) auf mindestens 75000 geschätzt wird, daß die Bevölkerung der Stadt Los Angeles in demselben Zeitraum von 11000 auf 60000 stieg, so kann man sich einen Begriff von der Umwandelung machen, die alle Verhältnisse jenes immer noch spärlich bevölkerten Landes während dieser kurzen Spanne Zeit betroffen hat. Extrazüge von prächtigen Pullman-Schlaf- und Salon-Wagen (10 bis 15 und 20 auf einmal!) rollen seit Beginn des verflossenen Winters fast jede Woche aus den Städten des Ostens über den Kontinent nach dem sonnigen Südkalifornien, wo alle Gasthäuser von Fremden überfüllt sind.

Vor ungefähr drei Jahren bemächtigte sich der Spekulationstaumel in Grundeigenthum, der sogenannte „real estate boom“ [1]), sowohl der Neuankömmlinge, als auch der alten Einwohner, welcher, immer größere Verhältnisse annehmend, heute das Losungswort der ganzen Bevölkerung in Südkalifornien bildet. Nagelneue Städte, gleich mit schönen Gehwegen aus Asphalt oder aus künstlich angefertigten Steinplatten, mit Abzugskanälen, Wasserwerken, Gas- und elektrischer Beleuchtung, Straßenbahnen, prächtigen Gasthöfen, reichen Läden und großen Geschäftshäusern u. s. w. versehen, wachsen dort wie Pilze aus der Erde; städtische Grundstücke (lots), die oft mitten in der Wüste mit Pfählen abgesteckt sind, wo weit und breit keine Menschenwohnung zu sehen ist, finden ohne Mühe Käufer und Verkäufer; ganze Städte, die nur auf dem Papier vorhanden sind, werden mit Pauken und Trompeten öffentlich versteigert; in den älteren Ortschaften sind die Grundstücke, welche früher für wenige hundert Dollars vergebens Käufer suchten, auf Werthe gestiegen, die sich hoch in die Tausende belaufen, wie man ähnliche Preise sonst nur in Großstädten findet; kostspielige Wasserleitungen, Kanäle, die Hunderttausende kosten, werden in Menge angelegt, um das kostbare feuchte Element aus den oberen Flußläufen, vom Gebirge oder aus artesischen Brunnen auf die dürstenden Felder zu leiten; Ländereien, die vor wenigen Jahren kaum für $1^1/_4$ bis 5 Dollars den Acker zu jagen wegzuschenken waren, erzielen jetzt ohne Schwierigkeit Preise von 50 bis 500 und selbst 1000 Dollars den Acker; flüssiges Geld ist in unglaublicher Masse im Umlauf (liegen doch gegenwärtig allein in den Banken der Stadt Los Angeles nicht weniger als zehn Millionen Dollars müßiges östliches Kapital, das auf eine nutzbringende Anlage wartet!); Eisenbahnen werden nach allen Richtungen gebaut.

Selbstverständlich sind viele, sehr viele Grundeigenthumsspekulationen in Südkalifornien auf ganz unvernünftige Werthvorstellungen gegründet, und der Teufel wird manchen, der sich zu lange besann und zu spät kaufte oder verkaufte, unbarmherzig beim Kragen nehmen; aber die Thatsache läßt sich nicht läugnen, daß in jenem gelobten Lande während der jüngst verflossenen Jahre viele Tausende reich, sehr reich geworden sind, denen das Glück durch den Unternehmungsgeist der Yankees über Nacht ins Haus kam, und daß jenes sonnige Stück Erde sich eines Aufschwungs erfreut, der selbst in Amerika fast beispiellos dasteht. Wer heutzutage eine Rundreise durch Südkalifornien macht, der wird aus dem Erstaunen gar nicht herauskommen. Für den Leser dieser Blätter wird es gewiß nicht uninteressant sein, mich nochmals auf einem längeren Ausfluge nach Südkalifornien, den ich vor einigen Monaten unternahm, zu begleiten, um etwas Genaueres über den wunderbaren Aufschwung und den Spekulationstaumel in jenem gesegneten Lande zu erfahren.

Meine erste Station war Santa Barbara, das ich auf dem schönen Dampfer „Santa Rosa“ nach einer anderthalb Tage dauernden angenehmen Seereise glücklich erreichte. Dieser mit einem herrlichen Klima gesegnete Platz, dessen Lage dem Leser dieser Blätter aus meiner früheren Beschreibung bekannt sein wird, hatte sich, seit ich ihn das letzte Mal sah, sehr zu seinem Vortheil verändert. Die Einwohnerzahl hatte sich in den letzten zwei Jahren beinahe verdoppelt und beträgt jetzt ungefähr 7000 Seelen. Die Schienenverbindung mit San Francisco — allerdings auf dem großen Umwege über Newhall und San Buena Ventura — war fast vollendet. Eine direkte Eisenbahn nach San Francisco durch den 40 englische Meilen nordwestlich von Santa Barbara, nahe an der Küste liegenden Gaviota Paß, durch das Santa-Maria-Thal und über San Luis Obispo und Soledad wird voraussichtlich im nächsten Jahre fertig gestellt sein und den Fremdenverkehr außerordentlich heben. Aber schon jetzt hat dieser ungeahnte Verhältnisse angenommen. Sämmtliche Gasthöfe in der Stadt waren überfüllt, und ich konnte mich glücklich schätzen, in einem Kosthause ein bescheidenes Unterkommen zu finden.

[1]) Das Wort „boom“ bedeutet: die Trompete blasen, trommeln, lärmen, vorwärtsstürmen, rauschen.

Digitized by Google

Seit 1886 vollzieht sich in Santa Barbara ein Umschwung alles Bestehenden, der die früher so schläfrige Stadt ganz neu gestaltet. Die alle Aufregung hassenden Zeiten von ehedem sind von dort auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Ueberall wird gebaut, Grundeigenthum ist auf eine erstaunliche Weise im Preise gestiegen, und der Verkehr, namentlich der von seinen Fuhrwerken, ist außerordentlich lebhaft. Die Stadt ist bereits von einem Kranze zahlreicher, mit überaus prächtigen Blumengärten geschmückten Privatwohnungen umgeben, die meistens den zur Zeit der Königin Anna üblichen Baustil (Queen Anne's Style) zeigen, und die jedem alten Kulturlande zur Zierde gereichen würden. Auf dem hügeligen Gelände der jenseits der Stadt liegenden Mission wird eine ganz neue Anlage von zahlreichen schönen Villen ins Leben gerufen, mit herrlicher Aussicht über Thal, Meer und Gebirge. Wohin dort das Auge sieht, gewahrt es rege Arbeit. Neue Straßen werden angelegt, Felsen werden gesprengt, Steine fortgeschafft, und auf den früher mit Felsgeröll bedeckten kahlen Hügeln und sommerbraunen Hängen entsteht eine reiche Kulturgegend. Es sind die Zauberer einer neuen Aera — Thatkraft und Unternehmungsgeist —, die dort unablässig thätig sind, die das Alte verschwinden lassen und die Kultur des 19. Jahrhunderts rings um die alte Mission mit fleißiger Hand ausbreiten. Aber das Missionsgebäude selbst wird erhalten bleiben, so lange dies nur möglich ist. Manchem kommenden Jahrhundert wird es von der „alten Zeit" erzählen, als die Franziskaner-Mönche hier zuerst das Land der Civilisation erschlossen; von einer Zeit, die dem modernen Amerika scheinbar weit ferner liegt, als das Mittelalter dem heutigen Europa.

In der State-Street, der zwei Miles langen Hauptstraße von Santa Barbara, herrscht ein reger Verkehr. Scharen von Touristen, zu Roß und zu Wagen, beleben die Straße vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein. Nur die originelle Straßenbahn mit dem allen Besuchern in Santa Barbara bekannten altertümlichen von zwei kleinen Eseln gezogenen Wagen — dem einzigen, den diese Bahn besitzt — ist noch in Betrieb, soll aber demnächst einer Drahtseilbahn Platz machen. Auch das alte Spanish-Town (der Stadttheil des ehemaligen Presidio, der halbwegs zwischen dem Strande und dem „Arlington-Hotel" liegt) ist noch nicht verschwunden. Ein Theil desselben ist aber in den Besitz der Chinesen übergegangen. Die an der State-Street liegenden niedrigen Adobehäuser sind meistens in Bierstuben umgewandelt worden, in denen sich ein aus „Greasers" (Halbblutindianern) und weißen Nichtsthuern zusammengesetztes, sehr gemischtes Publikum herumtreibt. In den mit dichtem Tabaksqualm angefüllten kleinen Hinterzimmern ist stets eine erkleckliche Anzahl von Hazardspielern versammelt, die dort eifrig Karten spielen; im vorderen Raume steht ein verwahrlostes Billard.

Jene unverfälschten „Greasers" sind originelle Burschen. Ein solcher rief mich einst geheimnißvoll an die Seite und fragte mich: „How much is five from eleven?" — Nach einer Weile kam er wieder und fragte bedenklich: „How much is seven from thirteen?" — Die Arithmetik schien dem kaffeebraunen Jünglinge nicht recht klar zu sein, und er stellte die wichtige Frage wahrscheinlich nur deshalb, um vom Bankhalter beim „Monte" nicht über's Ohr gehauen zu werden. Im Uebrigen sind diese „Greasers" ganz harmlose Leute und gerathen nur selten mit den Weißen in Streit. Wenn sie neben ihren bescheidenen Lebensbedürfnissen so viel verdienen, um ihren Frauen und Mädchen einige billige Putzsachen kaufen zu können, so sind sie vollständig zufrieden. Daß in Spanish-Town gar keine Verbesserungen, Neubauten oder Verschönerungen irgend welcher Art vorgenommen werden, versteht sich von selbst. Allmählich werden aber die Grundstücke ihren Eigenthümern, welche die städtischen Abgaben nie bezahlen, von den Gerichten verkauft; und sobald jener Stadttheil ganz in den Besitz der Weißen übergegangen sein wird, werden die Adobehäuser verschwinden und hübschen Neubauten Platz machen müssen. Auf diese Weise wird das alte Spanish-Town vielleicht schon in zehn Jahren aus Santa Barbara verschwunden sein.

Nur wenige Schritte von den mit Ziegelsteinen gedeckten alten Adobehäusern gewahrt man prächtige Bankgebäude und stattliche Läden. Zahlreiche elektrische Lichter, die auf 125 bis 150 Fuß hohen, aus Eisenstangen zierlich erbauten Masten angebracht sind, verbreiten Nachts die Helle des Tages. Jede dieser elektrischen Sonnen hat eine Leuchtkraft von 8000 Kerzen. In einem stattlichen Steingebäude an der State-Street befindet sich eine ansehnliche freie Bibliothek und ein sehenswerthes Museum von indianischen Alterthümern. In den Läden werden allerlei niedliche von mexikanischen Frauen verfertigte Stickereien und Handarbeiten feil geboten, die unter den Touristen zahlreiche Käufer finden. Auch verschiedene recht hübsch ausgestattete Kunstläden befinden sich im Orte. Es werden dort namentlich die zierlichen buntfarbigen Seemoose und kleinen Muscheln zur Verfertigung von allerliebsten Bildern, Schächtelchen u. s. w. benutzt und als Erinnerung an Santa Barbara zu Kauf ausgeboten. Ein deutscher Kunsttischler macht aus kalifornischen Hölzern wunderhübsche Kabinetstücke, Spazierstöcke, Lineale, Nippsachen u. s. w., welche die Bewunderung jedes Beschauers erregen. Das vortreffliche „Arlington-Hotel" bildet immer noch den Mittelpunkt für den Fremdenverkehr, von dem die Zukunft von Santa Barbara ohne Zweifel hauptsächlich abhängt. Die großen Grundbesitze in der Umgegend wurden allerdings bereits in vielen Fällen parzellirt, um kleine Farmer ins Land zu ziehen; aber der Küstenstrich zwischen dem Meere und der Santa-Inez-Kange ist zu schmal, um einer zahlreichen Landbevölkerung den nöthigen Raum zu gewähren und der Stadt durch jene einen bedeutenden Handel zuzuführen.

Daß der große „boom" Santa Barbara nicht verschont hatte, ward mir schon am Tage meiner Ankunft klar gemacht. Ein „real estate broker" (Makler in Grundeigenthum), ein Hauptkenner seines Wassers, hatte mich gleich ausgekundschaftet und fuhr mich nolens volens spazieren. Er zeigte mir so an 30 leere städtische Grundstücke, die er mir für verschiedene Preise — von 2000 bis 20000 und mehr Dollars das Stück — gern äußerst billig verkaufen möchte. Ich müßte mein Geld unbedingt in sechs Monaten daran verdoppeln! — Natürlich wollte ich mir die Sache überlegen. — Dann kutschierten wir nach der westlich von der Stadt liegenden Mesa (Hochebene) hinaus, nach einer Farm, die 110 Acker Land enthielt und bloß 25000 Dollars kosten sollte. Daß so ungeheuer das halbe County und die halbe Stadt zu verkaufen war, hatte ich bereits gemerkt. Wir besahen das ganze Haus von unten bis oben, die Stallungen, artesischen Brunnen u. s. w., genossen die Aussicht von dem 50 Fuß hohen Wasserthurm auf Land, Meer und Gebirge, spazierten durch den Orangenhain und über die Felder, wobei ich den Erörterungen meines glattzüngigen Führers über die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens und den lächerlich niedrigen Preis des Anwesens mit gläubiger Miene lauschte. Den Ankauf des „Ranch" wollte ich mir aber wieder erst etwas überlegen. — Dann besuchten wir eine zweite Farm, die etwas billiger war. Der Besitzer sah mich aber mißtrisch an, als er hörte, ich sei ein San Francisco'er. Die Bostoner, meinte er, wären ihm

Digitized by Google

lieber. Die reichen Leute aus „Frisko“ glaubten ja doch nicht an den „boom“!

Als ich Abends mit meinem neuen Freunde auf seine Kosten einen theuren Imbiß einnahm, ließ ich die Bemerkung fallen, es schiene mir denn doch, als ob die biederen Barbaraños die Zukunft etwas zu begeisterungsvoll „diskontirten“. Ich hätte bereits genug leere, zum Verkauf ausgebotene Bauplätze gesehen, um eine Stadt von 60 000 Einwohnern darauf anzusiedeln, was doch ganz unvernünftig sei, da der Ort noch kaum 7000 Seelen zähle. Der Yankee ließ erstaunt die Gabel fallen und rief: „Wissen Sie denn nicht, lieber Freund, daß die kalifornische Riviera (so nennen die Bewohner von Santa Barbara mit Vorliebe ihre Stadt) in fünf Jahren mindestens 100 000 Einwohner haben wird?“ — Ich entschuldigte mich damit, daß ich dies allerdings nicht gewußt hätte.

Die Flora der Gesellschaftsinseln.

Von Dr. F. M.

Die Flora der Gesellschaftsinseln, wie der Südseeinseln überhaupt, ist mehr durch die Entwickelung der Individuen, als durch die Zahl der Arten bemerkenswerth. Die allen Inseln von begrenzter Ausdehnung eigene Armut an besonderen Formen zeigt sich auch hier. Trotzdem weist die Vegetation der Gruppe einige interessante Charakterzüge auf.

Ihre aus meisten auffallende Eigenthümlichkeit ist die verhältnißmäßig große Zahl ausdauernder oder halbstrauchiger Gewächse, welche 60 Proc. sämmtlicher Gefäßpflanzen ausmachen. Auf die Bäume und Sträucher entfallen 38,5 Proc. und auf die einjährigen Pflanzen nur 1,5 Proc. Fast die Hälfte der ersterwähnten Pflanzen gehören zur Familie der Farne, welche indeß nur eine wirklich baumartige Species aufweisen, die Cyathea medullaris; die bedeutende Verbreitung dieser Pflanze verleiht ihr aber eine besondere Wichtigkeit.

Die meisten Inseln der Gruppe sind bekanntlich vulkanisch, und ihre Gipfel erreichen im Orohena auf Tahiti die Höhe von 2236 m. Jede besteht im Allgemeinen aus einem centralen Massiv, von welchem aus nach allen Richtungen gegen das Meer hin eine Anzahl von engen und tiefen Thälern ausstrahlen. Die niedrigen Inseln von größerer Ausdehnung bilden die Minderzahl und sind alle madreporischen Ursprungs. Das Klima ist tropisch feucht, und die mittlere Temperatur beträgt 24°. Von April bis Oktober weht Südostwind — der „Maarumu“ — und während dieser Jahreszeit ist das Wetter ziemlich trocken, obgleich Gewitter nicht gerade selten vorkommen. Von Oktober bis März herrscht der Nordost, und dieser bringt die eigentliche Regenzeit. Indessen regnet es mehr oder weniger während des ganzen Jahres, in den hohen, von Wolken umgogenen Gebieten natürlich häufiger, als an der Küste, ein Unterschied, der auf die Physiognomie der Vegetation in den beiden Regionen einen beträchtlichen Einfluß übt.

An den steilen Abhängen der Thäler können nur Holzpflanzen mit wenig hohen Stämmen und kräftigen Wurzeln, oder Farne mit kriechenden Wurzelstöcken gedeihen. Daher verlassen Bäume, wie Barringtonia speciosa, Calophyllum inophyllum, Guettarda speciosa, Casuarina equisetifolia nicht gern das Ufer des Meeres. Der Brotbaum (Artocarpus incisa) dringt ein wenig in die Thäler vor. Der Mombinpflaumenbaum (Spondias dulcis), der einzige Baum, welcher größere Bestände bildet, geht nicht höher als 600 m. Andererseits zeigen sich Sträucher, wie Randia tahitensis, Naucles Forsteri, Weinmannia parviflora, Commersonia echinata, auf den Gipfeln oberhalb 800 m. Inmitten dieser robusten Gewächse können von schwächeren Pflanzen nur solche gedeihen, die sich entweder ihrer Nachbaren als Stütze bedienen, um eine genügend Luft und Licht bietende Höhe zu erreichen, oder die sich von den Säften anderer Pflanzen, beziehentlich von den in den Achseln der Zweige oder in den Spalten der Rinde angesammelten Humusstoffen nähren. Demgemäß finden wir hier eine beträchtliche Anzahl von Kletterpflanzen, Parasiten und Pseudoparasiten. Auf die Kletterpflanzen entfallen 5 Proc., auf die anderen 10 Proc. sämmtlicher Gefäßpflanzen.

Die wenigen krautartigen Pflanzen, welche die Flora der Gesellschaftsinseln aufweist, leben theils am Rande der Bäche, theils auf den trockenen Hügeln. Außerdem beherbergen aber auch die Meeresufer eine Anzahl krautiger, zum Theil einjähriger Pflanzen, welche daselbst in großer Menge auftreten und allenthalben an den Küsten der asiatischen Tropengegenden und sogar beider Welten zu finden sind.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Gesellschaftsinseln besteht darin, daß der Boden wegen seiner Steilheit und felsigen Beschaffenheit wenig von der großen Wassermenge, die er empfängt, festhält, während andererseits in Folge der Enge und Tiefe der Thäler die Luft in denselben beständig feucht ist. Wenn daher die Wurzeln wenig Wasser aufnehmen, so hauchen auch die Blätter nur geringe Mengen davon im Dampfzustande wieder aus. Außerdem wird bei vielen Pflanzen dieser Gegenden die Transspiration dadurch eingeschränkt, daß die Blätter eine feste und oft lederartige Beschaffenheit haben. Am besten passen sich die Farne diesen Verhältnissen an, nicht minder aber die Urticaceen und die Bananen; die großen Bestände der Musa Fehi rufen gemeinsam mit Freycinetia in den mittleren Theilen der Thäler zwischen 600 und 1200 m den Eindruck der hindostanischen und malayischen Dschungeln hervor. Dagegen können Palmen, da sie Feuchtigkeit im Boden und Trockenheit in der Luft verlangen, und außerdem viel Licht bedürfen, im Innern der Inseln nicht recht gedeihen; nur eine Ptychosperma tritt daselbst spärlich auf. Die einzige Palme, welche reichlich vertreten ist — Cocos nucifera — verläßt nicht die niedrigen Inseln oder die Gestade der hohen Inseln.

Der Hauptcharakter der in Frage stehenden Vegetation ist aber der einer eingeführten Flora, denn die vorherrschendsten Gruppen sind solche, deren Arten die beträchtlichste Verbreitung haben. In erster Linie kommen hier die Farne in Betracht, welche den dritten Theil der Gefäßpflanzen ausmachen, aber nur 7 Proc. endemische Formen aufweisen. Eine an endemischen Formen reiche Flora enthält im Allgemeinen eine geringere Zahl von Farnen. Auf Java bilden dieselben allerdings auch 16 Proc., und hierin

[1]) Vergl. Drake de Castello im Bulletin de la Société Philomatique de Paris. Septième Série. Tome onzième p. 146 (1887).

Digitized by Google

zeigt sich eine Aehnlichkeit zwischen der Vegetation der Gesellschaftsinseln und derjenigen des indischen Gebietes. Andere Familien zeigen gleichfalls entsprechende Annäherungen, und Leguminosen, Rubiaceen, Euphorbiaceen, Orchideen, Cyperaceen und Gramineen sind in beiden Gebieten in fast äquivalenter Weise vertreten. Eine große Abweichung aber macht sich hinsichtlich der Palmen, Compositen, Acanthaceen und Labiaten bemerklich, welche sich in Indien beziehungsweise den Sunda-Inseln so reichlich finden, auf den Gesellschaftsinseln dagegen nur in ganz unbedeutender Zahl vertreten sind.

An Stelle dieser Pflanzen des indo-malayischen Gebietes treten auf den Gesellschaftsinseln die Gruppen der Xanthoxyleen, Lobeliaceen und Cyrtandreen (beschränkt auf die Gattung Cyrtandra) als charakteristische Typen der Vegetation auf. Es giebt etwa acht tahitische Xanthoxyleen; in Indien überschreitet ihre Zahl nicht 23, im malayischen Archipel giebt es etwa 25, in Australien 13. Die tahitischen Xanthoxyleen gehören alle zur Gattung Evodia (mit Einschluß von Melicope), deren Physiognomie mehr oceanisch oder australisch als indisch scheint. Die beiden endemischen Lobeliaceengattungen Sclerotheca und Apetahia nähern die Flora der Gesellschaftsinseln nicht nur der hawaiischen, sondern auch der amerikanischen Flora. Aehnlich verhalten sich auch die Compositen; diese, die nur 1 Proc. der Gesammtzahl der Phanerogamen ausmachen, weisen auf den Gesellschaftsinseln eine endemische Gattung auf, Fitchia, welche zwei baumartige Species einschließt, und einerseits der Dendroseris der Insel Juan Fernandez, andererseits den Gattungen Bidens und Coreopsis nahe steht. Diese letztere größtentheils amerikanische Gattung ist auf den Gesellschaftsinseln durch zwei oder drei, auf den Marquesasinseln durch vier, und auf den Sandwichinseln durch sechs Arten vertreten, welche alle der Gruppe Campylotheca angehören; man weiß aber, daß diese Gruppe einen Uebergang zwischen Coreopsis und Bidens bildet. Eine Verwandtschaft zwischen der tahitischen und hawaiischen Flora giebt sich schließlich darin kund, daß eine der beiden tahitischen Labiaten zu einer Gattung (Phyllostegia) gehört, die in ihren anderen Arten ganz hawaiisch ist.

Im Ganzen sind 25 Proc. der bekannten Arten der Gesellschaftsinseln endemisch; 15 Proc. sind der Inselflur mit den anderen Archipelen des Stillen Oceans gemeinsam, und zwar bilden die Marquesas-Inseln, die Sandwich-Inseln und Neu-Caledonien die Grenzpunkte der Verbreitung; 60 Proc. sind den Gesellschaftsinseln mit dem indischen Gebiet gemeinsam.

Die endemischen und oceanischen Arten vertheilen sich auf mehr als 60 Gattungen. Wir haben gesehen, daß drei dieser Gattungen (Sclerotheca, Apetahia, Fitchia), sämmtlich endemisch, einige Beziehung zeigen zu amerikanischen Gattungen. Eine andere, gleichfalls endemische Gattung (Lepinia) scheint Verwandtschaft mit neu-kaledonischen Gattungen zu haben. Eine fünfte Gattung endlich (Moehrenboutia), welche man nicht mit Sicherheit als endemisch bezeichnen kann, nähert sich malayischen Formen. Die Arten der anderen Gattungen, außer etwa acht, welche australischen Formen verwandt sind, erinnern an indische Formen. Am meisten endemische Arten enthalten die Orchideen, Rubiaceen und Euphorbiaceen. Die endemischen und oceanischen Arten bewohnen mit Vorliebe die hohen Thäler und die Gipfel der Berge, während die Pflanzen des indischen Gebietes ausschließlich die niederen Inseln und die Meeresküsten bevölkern. Viele von ihnen sind indessen in das Innere vorgedrungen und streben zum Theil sogar, die anderen zu verdrängen.

Man hat bekanntlich angenommen, daß die Inseln des Stillen Oceans die Gipfel eines versunkenen Kontinentes seien. Indessen erlaubt uns die Geologie, ebensogut anzunehmen, daß an Stelle der jetzigen Atolle einst Inseln vorhanden gewesen seien. Das Fehlen eingeborener Säugethiere auf den Inseln scheint ein Beweis dafür, daß ein solcher Kontinent nicht existirt hat, und ebenso scheint die verhältnißmäßig geringe Zahl der Pflanzenarten, welche den verschiedenen Archipelen des Stillen Oceans gemeinsam sind, gegen jene Annahme zu sprechen. Vielmehr scheinen die gewöhnlichen Verbreitungsmittel genügend zu sein, um alle diese Inseln, und im Besonderen die Gesellschaftsinseln, um die es sich in diesem Berichte allein handelt, zu bevölkern. Diese Verbreitungsmittel sind die Winde, die Meeresströmungen und die Vögel.

Wie oben erwähnt, herrscht während eines Theiles des Jahres der Nordost, und die Meeresströmungen bewegen sich in demselben Sinne, kommen also von den anderen polynesischen Inseln und in weiterer Ausdehnung vom malayischen Archipel und Indien. Diese lange Reihe von Inseln, welche die Gesellschaftsinseln vom indischen Gebiete trennen, kann den Pflanzen die Etappen dargeboten haben, auf denen sie vorwärts wanderten, ohne daß es nöthig ist, mit Jouan („Géographie botanique des îles du Grand Océan") anzunehmen, die Samen dieser Pflanzen seien den Meeresströmungen gefolgt, welche, vom Chinesischen Meere beginnend, nach Amerika hinübergehen, hier umbiegen und, an den Gesellschaftsinseln vorüberfließend, zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren. Denn wären die Pflanzen auf diese Weise verbreitet worden, so müßten die Inseln mehr amerikanische Arten aufweisen, als es in Wirklichkeit der Fall ist.

Die Annahme einer Uebertragung durch die Meeresströmungen ist nicht zulässig für die auf den Inseln des Stillen Oceans so zahlreichen Farne; erstens, weil diese Pflanzen sich in der Nähe der Küste nicht oft finden, und sodann, weil ihre zarten Sporen durch das Meerwasser geschädigt werden. Wegen der Leichtigkeit der Sporen aber ist es sehr wahrscheinlich, daß die Luftströme sie auf die höher gelegenen Theile der Inseln geführt haben. Dasselbe ist vielleicht mit den Orchideensamen der Fall gewesen. Schließlich haben auch die Vögel Samen von Insel zu Insel tragen können, denn die verschiedenen Inselfluren besitzen, wie es scheint, einige gemeinsame Arten von Tauben und Seevögeln, und viele Früchte und Samen sind für einen solchen Transport sehr geeignet.

Da nun nach dem Vorangegangenen beinahe zwei Drittel der Pflanzenbevölkerung der Gesellschaftsinseln dort auf die bezeichnete Weise eingewandert sind, so möchte man glauben, daß auch das noch übrige Drittel ebenso dorthin geführt worden, eine Annahme, die um so wahrscheinlicher wird, als die verwandtschaftlichen Beziehungen der meisten dieser Arten darauf hinweisen, daß sie mit den ersterwähnten gleichen Ursprung haben. In ihrer ursprünglichen Heimath ausgestorben, würden sie nur auf einigen Inselgruppen des Stillen Oceans Spuren ihrer Wanderung zurückgelassen, oder sich selbst bloß auf einem einzigen Archipel gehalten haben. Ihre Einwanderung würde daher vermuthlich bedeutend früher stattgefunden haben, als die der andern Arten. Hierfür spricht auch der Umstand, daß die auf den Gesellschaftsinseln endemischen Compositen von Heliantheideen, welche wegen der blattartigen Natur ihres Hüllkelches und der wenig vorgeschrittenen Umwandlung ihrer Achenen als die ältesten Typen der Compositen angesehen werden können, sowie von Uebergangsformen zwischen ihnen und den Cichoraceen gebildet werden.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Digitized by Google

1. Die endemiſchen Gattungen der Geſellſchaftsinſeln gehören der älteſten Flora des Archipels an; die zu den Compoſiten und Lobeliaceen gehörigen dieſer Gattungen ſtammen vermuthlich aus Amerika.

2. Die endemiſchen Species, welche nicht zu beſonderen Gattungen gehören, müſſen urſprünglich in Indien, zum Theil auch in Auſtralien und Neu-Caledonien, einheimiſch geweſen ſein.

3. Die wirklichen Arten des indiſchen Gebietes ſind im Begriffe, die endemiſchen und oceaniſchen Arten zu verdrängen, und letztere werden ohne Zweifel auf den Geſellſchaftsinſeln ebenſo verſchwinden, wie es anderswo weit in der Südſee der Fall iſt.

4. Die botaniſchen Verhältniſſe zwingen nicht zu der Annahme, daß einſt ein oceaniſcher Kontinent vorhanden geweſen ſei.

Kürzere Mittheilungen.

Die Melville-Inſel.

Am 7. Oktober 1887 unternahmen, unter der Führung der Herren Phil. Saunders und Hingſton, von Port Darwin, an der Nordküſte von Auſtralien, aus, elf Europäer mit fünf Chineſen als Packträger und mit ſechs auſtraliſchen Eingeborenen als nächtliche Wächter gegen etwaige Ueberfälle der Ureinwohner, eine Forſchungsreiſe nach der nur durch die ſchmale Clarence-Straße vom auſtraliſchen Kontinente getrennten Melville-Inſel. Es dürfte bekannt ſein, daß der Kapitän Bremer, Kommandant des engliſchen Kriegsſchiffes Tamar, im Jahre 1824 an der Küſte derſelben, und zwar am King-Cove, eine militäriſche Station, Fort Dundas, errichtete, welche aber, in Folge der andauernden Feindſeligkeit der Eingeborenen, nach 16 Jahren wieder einging. Dennoch war das Innere dieſer 4350 qkm großen Inſel bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben, obgleich ſie in dem Rufe ſtand, großen Mineralienreichthum und vorzügliche Bodenverhältniſſe zu beſitzen.

Man landete am 8. Oktober an der Südküſte, ungefähr 30 km öſtlich vom Kap Gambier, und beorderte den Dampfer „Arrive“ nach Bright Red Cliff in der Tethbridge-Bai an der Nordküſte. Der ſandige Strand war mit dichtem, faſt undurchdringlichem Dſchungel umgeben. Als man ſich auf einer Strecke von 1 km mit Hilfe der Axt hindurchgearbeitet hatte, gelangte man auf eine lange Mangrove- (Avicennia-) Ebene und von da in nordweſtlicher Richtung an einen Süßwaſſertümpel von beträchtlichem Umfange. Ueber eine ziemlich gut begraste Gegend hinweg erreichte man dann in 80 m Höhe den Kulminationspunkt der Inſel. Hier entſprang ein nach Norden gerichteter Creek mit gutem Waſſer. Einige Kilometer weiter entdeckte man einen zweiten Creek mit ſüdöſtlichem Laufe, welchen man nach dem Führer der Expedition den Saunders benannte. Er hatte ſteile Ufer, war 70 m breit und der Ebbe und Fluth (mit einer Differenz von $3\frac{1}{2}$ m) ausgeſetzt. Nicht fern davon floß wieder ein von Mangrowewuchs umſäumter Creek mit braküſchem Waſſer und eine kurze Strecke weiter ein 35 m breiter und ebenfalls den Gezeiten ausgeſetzter Fluß mit hohen Ufern, welchen man nach dem jetzigen Kolonialminiſter für das Nord-Territorium den Johnſon hieß. Ueber eine ſandige Fläche hinweg und dann über ſchwach hügeliges Terrain mit Eiſenſteinkonglomeraten gelangte man weiter an einen Süßwaſſerlauf, der nach einem Miniſterialſekretär in Adelaide den Namen Bath erhielt. Indem man ſich nun der Nordküſte näherte, ſtieß man auf ausgedehnte spear-grass (Stechgras-) und paperbark-Sümpfe, welche dem Vordringen an der Küſte große Schwierigkeiten bereiteten. Am 11. Oktober erreichte man Brenton-Bai und am nächſten Tage die 20 km ſüdweſtlich davon gelegene Tethbridge-Bai, wo der Dampfer „Arrive“ vor Anker lag.

Die Erwartungen, welche man an dieſe Reiſe geknüpft hatte, beſtätigten ſich in keiner Weiſe. Der Boden beſtand faſt nur aus Eiſenſteinkies und Eiſenſteinkonglomeraten. Offene Ebenen oder Abhänge mit üppigem Grauswuchſe ſah man nicht. Bis zum Johnſon-Fluſſe war die Inſel mit Eukalypten — Stringybark (Eucalyptus obliqua), Ironbark (E. siderofolia), Woolly Bads (E. persicifolia), und namentlich Bloodwood (E. corymbosa) — ziemlich dicht bewaldet. Von Palmen bemerkte man nur Livistona humilis. Von Bambuſa und Arundo, ſowie von Orchideen wurde nichts geſehen. Büffel — der Nachwuchs der auf der vorerwähnten Militärſtation am King-Cove ſeiner Zeit zurückgelaſſenen Thiere — kamen etliche zu Geſicht.

Für Ackerbau bietet die Inſel nicht die geringſte Ausſicht, dagegen würden ſich die höher gelegenen Strecken, ſowie vielleicht auch ein Theil des ausgedehnten Sumpflandes an der Nordküſte wohl zu Viehweiden verwenden laſſen, da es ja der Inſel an Waſſer keineswegs fehlt. Die ſehr läſtigen kleinen Hausfliegen, die eine große Plage auf dem auſtraliſchen Kontinente bilden, fehlten auffälliger Weiſe gänzlich, dagegen beläſtigten die Reiſenden zur Nachtzeit die Sandfliegen und Moskitos entſetzlich. Die ziemlich zahlreichen Eingeborenen zeigten ſich in hohem Grade feindlich und blutdürſtig. Sie griffen die Reiſenden verſchiedene Male mit Ungeſtüm an und verwundeten dabei auch den Führer der Expedition, Mr. Saunders, mit einem Speer am Arme. Der Gebrauch der Schießwaffen vertrieb ſie aber. Da ſie der Geſellſchaft durch Angriffe nicht beikommen konnten, ſo ſteckten ſie, um deren Rückkehr zu verhindern, zuletzt die durch die Sonnengluth verdorrte Umgebung in Brand, hatten aber dabei außer Acht gelaſſen, daß an der Nordküſte für die Reiſenden ein Dampfer zu ihrer Aufnahme bereit lag. Henry Greffrath.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Aufschwung der deutschen Reichshauptstadt und ihre wachsende Bedeutung als Welthandelsmetropole giebt sich unter anderm auch durch die starke Zunahme ihres Wasserverkehrs kund. Die Zahl der auf ihren Flüssen und Kanälen angekommenen Schiffe betrug 1883 37 311, 1884 37 837, 1885 41 359, 1886 45 057 und 1887 49 168; und der Tonnengehalt derselben beziffert sich 1883 auf 2,9 Mill., 1884 auf 3,1 Mill., 1885 auf 3,4 Mill., 1886 auf 3,6 Mill. und 1887 auf 4,2 Mill. In ähnlicher Weise stieg auch die Zahl der abgegangenen Schiffe. Es dürfte dies zugleich beweisen, wie die binnenländischen Wasserstraßen fern davon sind, ihre Rolle im Zeitalter der Eisenbahnen ausgespielt zu haben. Wie in der Regel, so waren auch in dem letztvergangenen Jahre die Wasserstandsschwankungen in der Spree geringe, und die Schiffahrt brauchte weder wegen Hochwasser, noch wegen Wassermangel, noch wegen Eisgang unterbrochen zu werden. Der Fluß bewährte sich eben in der altbekannten Weise als ein Kulturstrom von sehr hoher Qualität.

— Die Bedeutung der russischen Ströme als Wasserstraßen spiegelt sich in der Zahl der Dampfer, die auf ihre Gebiete entfallen. Für die Wolga beträgt diese Zahl 629, für die Newa 103, für den Dnjepr 72, für die Dwina 43, für den Sjwir 42, für den Don 30 und für alle übrigen Flüsse 159. Besonders der große Diagonalweg von St. Petersburg nach Astrachan springt dabei klar in das Auge. (Vergl. „Russ. Revue“ 1887, S. 182 ff.)

— Der englische Außenhandel belief sich im Jahre 1887 auf 583 333 000 Pfd. St., davon 361 935 000 Pfd. St. auf den Export und 221 398 000 Pfd. St. auf den Import. Beide Zahlen sind größer als im Vorjahre, die erstere aber nur um 3½, die letztere dagegen um 4¼ Proc., so daß die seit lange bestehende Unterbilanz des englischen Handels sich also noch mehr verstärkt hat. Das Anwachsen des Importes war namentlich durch einen viel größeren Bedarf an Brotfrüchten bedingt. Von Rohstoffen für die Industrie wurden namentlich Baumwolle, Flachs, Hanf, Seide, Zinn und Eisenerze erheblich mehr eingeführt als im Vorjahre.

Asien.

— Einer Nachricht aus Odessa zu Folge hat eine große russische Theehändlerfirma beschlossen, einen Versuch mit Theekultur am Kaukasus zu machen, und sie hat zu diesem Zwecke bereits ausgedehnte Ländereien bei Suchum Kaleh erworben. Da die Temperaturverhältnisse Kaukasiens denjenigen Chinas nicht unähnlich sind, so darf man sich von dem Versuche vielleicht Erfolg versprechen. Strenge Winter verträgt der Theestrauch bekanntlich, und die Sommer sind in Kaukasien ebenso wie in China ziemlich heiß. Die sommerlichen Niederschläge sind ebenfalls in dem einen Gebiete wie in dem anderen reichliche.

— Der Handel Koreas mit dem Auslande hat im letzt verflossenen Jahre einen sehr bedeutenden Aufschwung zu verzeichnen, und die Zollamtslisten der drei Häfen Tschemulpo, Tojan und Yantan, die den Fremden geöffnet sind, weisen eine Steigerung der Einnahmen um c. 70 Proc. auf.

— Wüstenbildung. Das „Journal of the Asiat. Soc. of Bengal“ enthält (Bd. 55, Th. 2., Nr. IV) eine interessante Studie R. D. Oldham's über die Veränderungen in den physikalisch-geographischen Verhältnissen des Pendschab, auf die wir aufmerksam machen möchten. Der Schluß, zu dem der englische Forscher durch seine historisch-geographischen Untersuchungen gelangt, ist der, daß die Umwandlung eines großen Theiles des Landes in eine unfruchtbare Wüste wahrscheinlich erst seit dem ersten Jahrhundert der christlichen Aera eingetreten ist, sowie auch verschiedene Flüsse erst in dieser Zeit ausgetrocknet sind.

Afrika.

— Das belgische Kongo-Unternehmen hat durch den Tod des Kapitäns van de Velde und des Majors Warlemont einen neuen schweren Schlag erlitten. Van de Velde war bekanntlich dazu ausersehen worden, Sicherheit über das Schicksal Stanley's und des Majors Barttellot zu schaffen, indem er bis zu dem Lager des letzteren — Yambuga — vordringen sollte. Daß man vorher nicht im Stande gewesen ist, von dem untern Kongo aus per Dampfer bis zu den Arumwini-Fällen vorzudringen oder durch Boten von dort Nachrichten zu holen, zeigt übrigens wieder, wie sehr der Einfluß des Kongostaates auf das Innere Afrikas in die Luft gebaut ist. Zeit genug hätte man zur Kommunikation seit August vorigen Jahres sicherlich gehabt, und ein Dampfer hätte in den sechs zuletzt vergangenen Monaten nicht weniger als drei Mal zwischen Leopoldville und Nyambuya (den Arumwini Fällen) hin und her fahren können. Was die letzten Depeschen Emin-Paschas angeht, die Ende Januar in Zanzibar einrafen, so hat es sich herausgestellt, daß dieselben am 3. September von Wadelai abgegangen sind, während man vorher geneigt war, den 15. Oktober als das Datum anzunehmen. Der Umstand, daß dieselben nichts von Stanley's Ankunft in dem Hauptquartier Emin's sagen, braucht also nicht im pessimistischen Sinne gedeutet zu werden. Im glücklichsten Falle hätte Stanley zwar Anfang September in Wadelai sein können, aber anzunehmen, daß dieser Fall unbedingt hätte eintreten müssen, wäre sanguinisch gewesen. Es ist also noch immer sehr wohl möglich, daß die sogenannte Emin-Entsay-Expedition ihr Ziel erreicht hat. Die Hungersnoth, welche in diesem Jahre die Länder zwischen den Arumwini-Fällen und dem oberen Nil verheert hat, giebt immerhin zu ernsten Besorgnissen Anlaß.

— Die Reise, welche der englische Bischof Parker in Begleitung von J. Blackburn während des Juli und August 1887 von Mombassa nach Mambova unternommen hat, muß uns in Deutschland um so mehr interessiren, als die Route vorwiegend durch das deutsche Interessengebiet und durch die deutschen Besitzungen in Ostafrika ging. Die beiden Reisenden schildern das Land, das sie mit ihrer kleinen Karawane durchzogen, als ein schönes, gesundes Bergland, dessen Thäler wohl bewässert und sehr fruchtbar sind, das aber durch den Raubzug der Masai in den letzten Jahren arg verwüstet worden ist. Die Eingeborenen, deren Dörfer berührt wurden, verhielten sich durchgängig freundlich. Wir brauchen nicht zu betonen, daß dieser Bericht ein besonders werthvoller ist, da er jede kolonialpolitische Tendenz ausschließt. Die Darstellungen des Dr. Peters, der dieser Tage aus Zanzibar wieder in Berlin eingetroffen ist, erhalten durch ihn eine sehr willkommene

Digitized by Google

Bekräftigung. (Vergl. die „Proceedings“ der Londoner Geogr. Gesellschaft 1888, S. 92 ff.)

— Einem Briefe des Dr. Zintgraff zu Folge ist derselbe glücklich am Elephantensee angekommen, und im Begriffe, daselbst eine Versuchspflanzung für Tabak und Reis anzulegen, sowie zugleich auch die Umgebung des Sees auf ihre Kulturfähigkeit genauer zu erforschen. Während Dr. Zintgraff selbst vom Rio del Rey (Meme) aus zu Lande an den Wasserfällen von Ekumbi Naene und von Djanga vorbei nach seinem Ziele marschirt ist, hat Lieutenant Zenner die Fahrt in einem großen Boote auf dem Mungo bis nach Mundame unternommen, um von dort über Land nach Kumba zu gelangen.

Nordamerika.

— Das „Bulletin“ der kalifornischen Akademie der Wissenschaften enthält (1887, S. 337 ff.) aus der Feder von Dr. C. M. Richter eine interessante Abhandlung über die Meeresströmungen an der kalifornischen Küste. Im Allgemeinen bewegt sich das oberflächliche Wasser dieser Küste entlang gegen Süd-Südost. Es besteht aber daneben eine schmale (3 bis 10 engl. Meilen breite) Randströmung hart an dem Lande, die eine entgegengesetzte Richtung hat, und die vor der Bucht von San Francisco unter anderm auch dadurch sichtbar wird, daß sie das sedimentreiche schmutzige Wasser des Sacramento nordwärts verführt. Durch die Winterstürme werden diese Oberflächenströmungen aber häufig sehr stark abgelenkt. Was die Unterströmungen betrifft, so zeigen dieselben große Unregelmäßigkeiten, und man könnte bei denselben fast von Wirbeln in der Tiefe reden. Freilich ist das Beobachtungsmaterial, das den Untersuchungen zu Grunde gelegt werden konnte, vorläufig nur ein sehr unzureichendes. Den besten Theil desselben lieferte die Expedition, welche Commander Belknap behufs Legung des kalifornisch-japanesischen Kabels unternahm. Den Zusammenhang der kalifornischen Küstenströmungen mit dem ostasiatischen Kuro-Siwo zieht Richter in Zweifel. Augenfällig ist ihm dagegen die Abhängigkeit der klimatischen Verhältnisse des amerikanischen Westens von den Meeresströmungen.

— Den Yokachartut-River — einen Tributürstrom des Yukon — haben die Amerikaner nach dem bekannten Alaska-Reisenden Frederik Whymper in Whymper-River umgetauft.

Südamerika.

— Dem Berichte, welchen M. J. Chaffanjon vor der Pariser Geographischen Gesellschaft über seine 18monatliche Reise in dem Quellgebiete des Orinoco abgestattet hat, entnehmen wir Folgendes: Der Reisende, der seine Expedition im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums unternahm, verließ Ciudad Bolivar zusammen mit seinem Geführten Morisot am 10. Juni vorigen Jahres, und erreichte am 22. Juli Caicara, das unsern von der Einmündung des Apure in den Orinoco liegt, und wo interessante Indianer-Inschriften studirt werden konnten, wo die beiden Herren aber sehr von der ungesunden Lage des Ortes zu leiden hatten. Am 12. September gelangten dieselben nach San Fernando, einem Orte von etwa 200 Einwohnern, der an der Vereinigung des Guaviare und Atabapo mit dem Orinoco liegt, und der als venezuelanischer Gouvernensitz dient [1]). Drei Tagereisen weiter stromaufwärts stießen sie auf die sogenannte Piedra Pintatada, eine Klippe, die sich mitten aus dem Strome erhebt, und die an ihrem Sockel ebenfalls mit merkwürdigen indianischen Inschriften bedeckt war. Die letzteren sollen nur in trockenen Jahren aus dem Wasser herausragen. Die Indianerstämme, welche hier wohnen, heißen die Maquiritares (am linken Ufer) und die Piaroas und Macos (auf dem rechten Ufer); dieselben wichen den Reisenden, die an sie heranzukommen suchten, um sie näher kennen zu lernen, aber jeder Zeit scheu aus und zogen sich in die Tiefe des Urwaldes zurück. Am 6. November gelangte die Expedition nach Cutachapana, von wo sie vier Tagereisen an dem Cunucunuma — einem großen Tributürstrome des Orinoco, der dem letzteren besonders nach den ungemein heftigen Gewittergüssen ungeheure Wassermassen zuführt — aufwärts vordrang. Hier gelang es, einen Maquiritares-Häuptling durch eine Flasche Rum zum Freunde zu gewinnen. Am Hauptstrome wurde sodann die Cassiquiare-Mündung und dessen Bifurkation nach dem Rio Negro hinüber studirt. Anfang December kam man endlich in Esmeralda an, und von hier aus gelang es, auf einer dreiwöchentlichen weiteren Tour den eigentlichen Quellauf des Stromes bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen. Den Berg der Sierra Parima, den der Orinoco entströmt, nannte Chaffanjon nach seinem berühmten Landsmanne Mont Lesseps. Die Eingeborenen (Guaharibos), die klein und schwächlich sind und in elenden Hütten hausen, flohen auch hier furchtsam in die Wälder, sobald sie die Reisenden erblickten. Eine Hauptnahrung derselben scheinen Palmsprossen und weiße Ameisen zu sein. Den Berg der Sierra Guaharibo, der sich abwärts von der Quelle an dem linken Stromufer erhebt, nannte Chaffanjon Mont Maunoir und er giebt die Höhe desselben auf 1450 m an. Am Fuße des Mont Lesseps fließt der Orinoco durch einen ausgedehnten Gebirgssumpf, dessen Boden aus einem weißen Thone besteht. — Die Cassiquiare-Bifurkation ist nach Chaffanjon von dem Orinoco her durch die Hochfluthen des Stromes entstanden, und anfangs nur eine periodische gewesen, allmählich aber durch Ausfeilen des Kanales eine dauernde geworden.

— Dr. Karl von den Steinen ist Anfang Januar von seiner Tour nach dem Kuliseu in Cuiabá eingetroffen und von den Ergebnissen seiner Forschungen in einem hohen Grade befriedigt. Bereits im Februar wollte er aber wieder von dort aufbrechen, um an die Lösung des letzten Theiles seiner Aufgabe zu gehen und das Land der Coroados am S. Lourenço zu besuchen (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 63).

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Orte am Apure.

Australien und Polynesien.

— P. A. Lesson und Ludovic Martinet suchen in ihrem großen Werke „Les Polynesiens“ die Theorie zu begründen, daß die große polynesische Wanderung von der Mittelinsel Neuseelands ausgegangen sei, und bereits vor 4000 Jahren begonnen habe. Ob es dieser Theorie gelingen wird, die ältere und einfachere Theorie Quatrefages' und Peschel's, nach der die Wanderung von Südostasien ausgegangen ist, zu verdrängen, bleibt natürlich abzuwarten. Manchen von den Schlüssen, welche die französischen Forscher aus der Sprache ziehen, könnten auch unserer Meinung eben so gut herumgedreht werden, und daß die Maori Neuseelands der Urstamm sein sollen, erscheint leider auch nach der Analogie der Thier- und Pflanzenwanderungen nicht besonders wahrscheinlich.

— Die von den australischen geographischen Gesellschaften geplante Südpolar-Expedition erscheint durch das ablehnende Verhalten der englischen Regierung wieder in Frage gestellt. Nicht ohne Grund betont übrigens die letztere, daß die von den Australiern angesetzte Summe (5000 Pf. St.) auch dann, wenn sie durch einen gleichen Betrag aus dem Mutterlande verdoppelt würde, nicht von ferne zu einem gründlichen

Digitized by Google

Forschungswerke in den antarktischen Gewässern ausreichen würde. Praktische Interessen der britischen und australischen Fischerei, wie man von australischer Seite behauptet hat, würden durch die Expedition auch schwerlich in irgend einer Weise gefördert werden.

Allgemeines.

— Einem Vortrage, den Prof. Ebermayer vor der Münchener meteorologischen Gesellschaft über den Einfluß des Waldes auf die Bodenfeuchtigkeit und Bodentemperatur hielt, entnehmen wir Folgendes: Die herkömmliche Annahme, daß der Boden eines geschlossenen Waldes nicht bloß an der Oberfläche, sondern auch in der Tiefe feuchter und frischer sei als der Boden eines benachbarten Feldes von gleicher Beschaffenheit, ist irrig. Die Waldbeschattung verhindert allerdings namentlich während der wärmeren Jahreszeit bis zu einem gewissen Grade die Verdunstung und sichert den Baumwurzeln dadurch eine größere Wasserzufuhr. Die Bureelregion des Waldbodens selbst ist aber durch die auffangende Thätigkeit der Baumwurzeln wasserärmer als die entsprechende Region des freien Feldbodens. Der Wald übt also eine sehr entschiedene drainirende Wirkung auf den Boden aus, was für die Beurtheilung seines Verhältnisses zu dem Quellenreichthume beachtet werden muß.

— Die Goldproduktion der Erde scheint sich wieder erheblich steigern zu wollen. Außer den Goldfeldern in Deutsch-Südwestafrika entsprechen vor allen Dingen auch diejenigen von Transvaal (zwischen dem Limpopo und Zambesi) reiche Aussbeute. Die Engländer Johnson und Baines, die dieselben neuerdings genauer untersucht haben, sprechen sich wenigstens sehr günstig darüber aus. Zunächst legen die Zuluhäuptlinge allerdings noch Widerspruch gegen die Occupation des in Frage stehenden Gebietes ein, auf die Dauer wird derselbe aber wohl kaum erfolgreich sein. — Ebenso haben die Goldminen von Mevsore, in Britisch-Indien, in den letzten Jahren einen nicrwartet hohen Aufschwung genommen. — Ob der Goldbergbau auch in Wales lohnen wird, wie man in England hofft, bleibt abzuwarten.

— In welchem Grade der neue Seeweg nach Indien durch den Suezkanal den alten Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung in den Schatten gestellt hat, das geht deutlich aus dem Quantum der Baumwolle hervor, das auf den beiden Wegen von Indien nach Europa transportirt wird. Dasselbe betrug nach dem Deutschen Handelsarchiv (1887, II, 754) im Jahre 1886/87 für den ersteren 1 110 903 Ballen und für den letzteren nur 36 735 Ballen.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft hielt am 27. Januar Professor Sepp einen geistreichen Vortrag über den Namen „Kirche", in dem er in sehr plausibler Weise darlegte, daß die herkömmliche Etymologie des Wortes (von griechisch Κυριακὴ οἰκία) eine irrige sei, und daß dieselbe vielmehr auf das keltische chirk (= Stein, Fels) zurückgeführt werden müsse. Gleich gewissen christlich-germanischen Bräuchen weise auch das christlich-germanische Gotteshaus hin auf die altheidnischen Zeiten, in denen erratische Blöcke als Opferstätten und als Mittelpunkte gottesdienstlicher Versammlungen dienten. Der Name kam ja nicht durch griechische, sondern durch angelsächsische Missionäre nach Deutschland, und der Name ist specifisch keltisch-germanisch (englisch church, nordisch kirk), während die Romanen den Begriff in griechischer Weise bezeichnen (franz. église, ital. chiesa 2c. von ἐκκλησία).

Bücherschau.

— Hermann Rostoschny, Die Wolga und ihre Zuflüsse. Leipzig 1887. (Greßner und Schramm.) — Das vorliegende Werk behandelt das Gebiet des großen russischen Stromes vom Standpunkte des Historikers, des Ethnographen und des Geographen, und da dasselbe vorwiegend auf russischen Quellen und auf eigenen Anschauungen des Verfassers beruht, so wird der Leser Mancherlei darin finden, was ihm von großem Interesse ist. Die Darstellung ist flüssig und gewandt und im guten Sinne des Wortes populär. Wir hätten es aber lieber gesehen, wenn die drei Abschnitte des Buches weniger lose neben einander ständen, und wenn die geschichtlichen Ereignisse und Bevölkerungsverhältnisse mehr in ihrer Abhängigkeit von den Stromverhältnissen dargestellt worden wären.

— Dr. O. Heufelder, Transkaspien und seine Eisenbahn. Hannover 1888. (Helwing'sche Buchhandlung.) — Der neue russische Schienenweg nach Centralasien hat eine so eminente politische und wirthschaftliche Bedeutung, daß wir es dem Verfasser dieses Werkchens sehr Dank wissen müssen, wenn er uns Deutschen auf Grund der ihm zugänglich gewesenen Akten den Bau und Betrieb dieser Bahn in sehr geschickter und eingehender Weise schildert. Es handelt sich dabei nun ein außerordentlich interessantes verkehrsgeographisches Thema.

— Ottokar Feistmantel, Die Theekultur in Britisch-Ost-Indien. Prag 1888. (J. G. Calve). Die indische Theekultur hat neuerdings einen Umfang gewonnen, daß es fast scheint, als wolle dieselbe der chinesischen in dem Welthandel den Rang ablaufen. Es verlohnte sich also wohl der Mühe, den Gegenstand in einer besonderen Schrift historisch, naturwissenschaftlich und handelsstatistisch zu behandeln. Da Verfasser die in Frage kommenden Verhältnisse als Naturforscher längere Jahre an Ort und Stelle beobachtet hat, so hätten wir aber von ihm erwartet, daß seine Darlegungen etwas mehr in die Tiefe und etwas weniger in die Breite gingen. Daß die Theepflanze ein feuchtbreites Tropen-Klima erfordere, und daß es nicht die geringe Qualität des indischen Erzeugnisses sei, die demselben den Eingang in den europäischen Kontinent erschwere, lesen wir auf zu vielen Seiten. Immerhin dürfte das Studium des kleinen Buches den Wirthschaftsgeographen und Kaufleuten sehr zu empfehlen sein.

Inhalt: Wanderungen durch das außertropische Südamerika. VI. (Mit zwei Abbildungen.) — Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. XII. (Mit vier Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Südkalifornien im Jahre 1887. I. — Die Flora der Gesellschaftsinseln. — Kürzere Mittheilungen: Die Melville-Insel. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 2. März 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

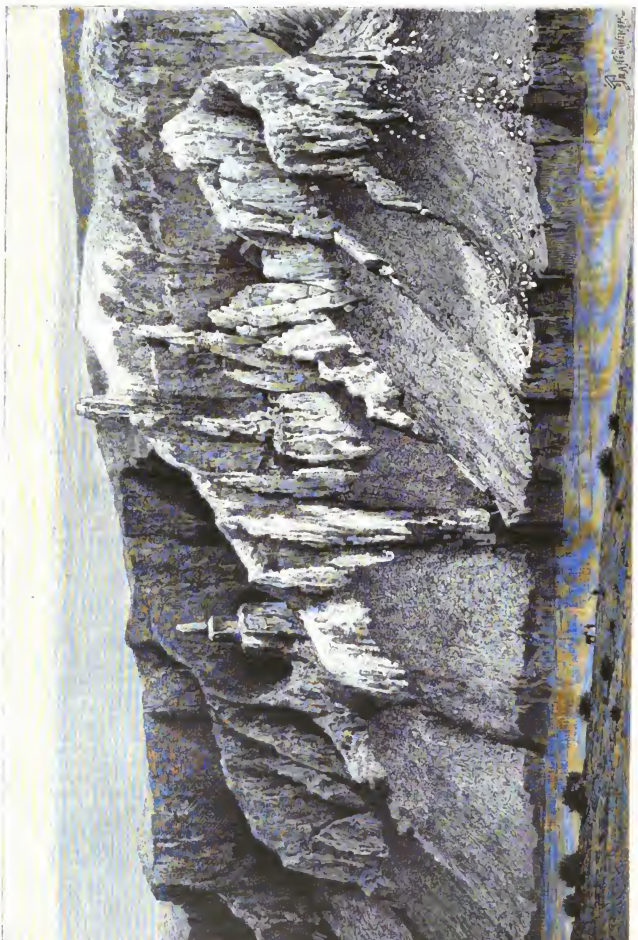
Die neueren Forschungen am oberen Hoangho.

Es ist im Wesentlichen das Verdienst der beiden russischen Reisenden Prshewalski und Potanin und mit dem Gebiete des oberen Hoangho bekannt gemacht zu haben. Der erstgenannte kühne Reisende verfolgte in den Jahren 1879 und 1880 den Lauf des großen chinesischen Stromes in der Gegend, wo er die Parallelketten des Kuen-Luen in nördlicher Richtung durchbricht, um sodann im Jahre 1884 bis in das eigentliche Quellgebiet — das Sumpfland der „Oduntala“ und die Hochgebirge im Süden und Norden davon — vorzudringen, und dabei zugleich auch die Wasserscheide des oberen Hoangho gegen den oberen Jangtsekiang klar zu legen. Potanin aber durchstreifte mit seinen Gefährten in den Jahren 1884 bis 1887 das Land im Süden und Norden von Lan-tschou-fu, und schloß auf diese Weise sein Forschungswerk auf das Engste an dasjenige seines Landsmannes an. Die Expedition des Grafen Szechenyi berührte im Jahre 1879 dieselbe Gegend.

Die Berichte der drei verschiedenen Expeditionen stimmen darin überein, daß es sich in dem Gebiete des oberen Hoangho im Allgemeinen nur um drei Bodenformen handelt: um hohe, beinahe unersteigliche Gebirgsketten, um dazwischen liegende Plateaus und Thalebenen, und um tief eingerissene Schluchten, in denen zum Theil periodische, zum Theil permanente Ströme dahin fließen. Die Gebirge streichen fast durchgängig von West nach Ost, sind aber in Folge des trockenen Klimas trotz ihrer gewaltigen Höhe nur zum Theil von ewigem Schnee und von Gletschern bedeckt. Die Plateaus zwischen ihnen sind wohl meist durch Ausfüllung ehemaliger Seenbecken entstanden, und ihr Boden besteht daher fast allenthalben aus Geröll, Kies, Sand und Löß. Die letztere Bildung findet sich namentlich in den größeren Ausweitungen der Plateaus in bedeutender Mächtigkeit, und ist wohl auch in dieser Gegend in der Hauptsache aeolischen Ursprungs — von den trockenen Steppenwinden aufgehäuft. Die Schluchten aber sind von den Strömen selbst in den Boden hineingenagt, was sowohl bei den Felsenschluchten der Gebirge, als auch namentlich bei den Lößschluchten sehr deutlich sichtbar wird. In den Gebirgen sind die Flüsse reich an Wasserfällen, und zur Zeit der Regen reißen sie gewaltige Felsstücke mit sich fort, auf den Plateaus dagegen fehlt ihnen das Gefäll vielfach vollkommen, und dann schleichen sie in der trockenen Jahreszeit langsam dahin, während sie in der Zeit der Regen ihr Ufergelände weithin überschwemmen und zerreißen. Im Winter sind die Ströme meist fest zugefroren, und zur Zeit der Eisgänge entfalten sie ebenfalls ein hohes Maß von Erosions- und Transportationskraft. Wie in der Zeit der Regen, so wälzen sie auch in der Zeit des Thauwetters außer bedeutenden Wassermassen große Massen von Löß, Saud, Kies und Steinen mit sich fort, um dieselben weiter abwärts wieder zur Ablagerung zu bringen.

Der Hoangho selbst macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Unter den Gebirgen, zwischen denen der Strom oberhalb Balekun-Gomi (südlich vom Kuku-Nor) hindurchbricht, fand Prshewalski namentlich das Dschachar-Gebirge und das Ugutu-Gebirge in den Hauptgipfeln mit ewigem Schnee bedeckt, und von dem Amni-Matschin-Gebirge, weiter aufwärts (das Prshewalski nicht erreichte), behaupteten die Eingeborenen dasselbe. Das Thal des Hoangho ist hier an manchen Stellen nur etwa 300 m breit, und der Strom ist in diesen von steilen Felsen gebildeten

Digitized by Google



Linkes Hoangho-Ufer nahe der Tschurmyn-Mündung.

Digitized by Google

Engen so wild, daß es vollkommen unmöglich ist, auf ihm oder an ihm entlang vorwärts zu kommen. An anderen Stellen erweitert es sich auf eine Breite von 8 km. Seine Strömung ist hier allenthalben eine sehr starke, und dieselbe beträgt bei Niederwasser auch an ruhigeren Punkten über 90 m in der Minute, während sie bei Hochwasser natürlich eine noch viel beträchtlichere ist. Zu durchfahrten ist der Fluß auf dieser Strecke fast nirgends, und auch die Fähren haben an den wenigen Orten, wo sie zwischen den Ufern hin und her spielen, öfters eine harte Arbeit. Während der trockenen Jahreszeit ist das Wasser des Stromes hier ziemlich klar, bezw. stahlgrau, während der Regenzeit wird es aber ebenso wie weiter abwärts gelb und trübe, und zugleich führt es dann massenhaft große Erdknollen mit sich fort. Die Uferwände sind beinahe durchgängig schroff und steil, und wo dieselben aus über einander gelegenem Löß, Sand, Thon und Kies bestehen, da werden von denselben zur Zeit heftiger Stürme und Regengüsse große Stücke fortgerissen. Daraus entsteht dann der bunte Wechsel wunderlicher Formen ihm entlang: die Thürme, Zänken, Zacken, Pyramiden, Thore, Schluchten ꝛc. (Vergl. Abbildung 1).

Bei Balekun-Gomi treten die aus gelbem, höhlenreichem Kalk bestehenden Vorketten des Kuku-Nor-Gebirges an den Hoangho heran, und vor ihnen wendet er sich in scharfer Biegung ostwärts (S. Abbildung 2). Hier ist der Strom an den schmalsten Stellen etwa 90 m breit. Bis Guidui hin

Der Hoangho bei Balekun Gomi.

wechselt seine Breite aber immer noch ziemlich stark und an vielen Stellen wird er auch in seinem Längsthale noch von Felsen eingeengt. Bei Guidui ist er vom November bis Februar zugefroren, seine Eisdecke ist aber nichts weniger als glatt, und die Passage über dieselbe hinweg ist ziemlich beschwerlich. Unterhalb Guidui fließt der Strom bald in breiteren Thalebenen dahin, bald in engen, cañonähnlichen Schluchten, die entweder nur in den Löß, oder durch den Löß in den rothen Sandstein (bei Santschwan) oder in den Granit eingegraben sind (bei Lan-tschou-fu).

Unter den Nebenflüssen des Hoangho sind oberhalb Lantschou-fu besonders nahmaft zu machen: von links der Tschurmyn, der Baga-Gorgi und der Tetung-ho, und von rechts der Na-su, der Ni-su, der Da-sta-ho und der Tao-ho. Dieselben tragen alle den oben angegebenen Charakter, und ihr Bett liegt in der Regel mehrere hundert Meter tiefer als das umgebende Plateau.

Von der Erosionskraft, welche die fließenden Gewässer in der betreffenden Gegend geltend zu machen fähig sind, erhielten die Reisenden zuweilen drastische Beweise in ihren Biwaks. So geschah es, daß der nächtliche Lagerplatz Prshewalski's am Hoangho durch einen einzigen Guß so vollkommen von Regenschluchten zerrissen wurde, daß es danach sehr mühsam war, von der Stelle zu kommen. Der Löß wird durch den Regen in einen zähen Brei verwandelt, und an den steilen Abhängen weicht der Boden dann oft unter den Füßen der Reisenden. Daraus begreift sich der ungeheure Sedimentreichthum und die gelbe Farbe, die der Hoangho in seinem Unterlaufe hat, wohl hinreichend.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Victor Giraud's Reiſe nach den innerafrikaniſchen Seen.

XII. (Fortſetzung.)

(Mit vier Abbildungen.)

Die nächſten Wochen vergingen unter aſtronomiſchen und photographiſchen Aufnahmen in der Nachbarſchaft von Karema. Am 20. Januar unternahm aber Giraud eine achttägige Reiſe, um ſeinen Vorrath an Elfenbein zu verkaufen. Es wohnte nämlich in der Ebene von Kilandu ein Miſchling von Araber und Neger, Namens Makutubu, und dieſer hatte ſich bereit erklärt, für je 15 kg Elfenbein 200 m Stoff zu geben. Um ſich vor Betrug zu ſchützen,

Boma Makundus.

hielt es der Reiſende aber für gerathen, das Geſchäft perſönlich abzuſchließen. Mit 25 Begleitern verfolgte er alſo zwei Tage lang den ſchönen Weg am Tanganika entlang, durch herrliche, luſtige Wälder voll wilder Reben, die ſich theils um hohe Bäume ſchlangen, theils kaum einen Fuß hoch auf dem Erdboden wucherten, und deren große Blätter denen des europäiſchen Weinſtockes ſehr ähnlich waren. Hie und da gewahrte man die Spuren eines Elephanten oder Rhinoceros, aber nirgends eine Spur von Menſchen. Am 22. übernachtete die Expedition in Kalcaria, dem erſten Fipa-Dorfe, deſſen alter Häuptling ſich bitter über die Niederlaſſungen der Europäer am See beklagte. Seine Beſchwerde gipfelte darin, daß die Fremdlinge über den See dahin führen, und ſein Waſſer mit ſich fortnähmen. In der That war der Spiegel des Sees während der letzten drei Jahre um volle drei Meter geſunken, und das Fallen ſchien auch noch keineswegs ſeinen Abſchluß gefunden zu haben. Von dem Rikwa-See (Lac Léopold II.), der nach ſeiner Angabe in der Hauptſache ein großer Moraſt ähnlich dem Bangweolo ſein muß, behauptete er, daß deſſen Waſſer ſo ſcharf ſei, daß es die Beine wegfräße, wenn man längere Zeit darin watete. Abgeſehen von der Gegend bei Karema iſt die Ebene von Kilandu die einzige Gegend am Tanganika, die eine ausſichtsvolle Zukunft haben dürfte. Dieſelbe iſt rings von Anhöhen umgeben, außer auf der Seite gegen den See hin, und hat etwa zehn bis zwölf Meilen Umfang. Iſt man einmal mitten drin in dieſem großen Kreiſe, ſo kann man abſolut nichts weiter ſehen, und man iſt wie verloren

in der dichten, mächtigen Vegetation. Besonders erwähnenswerth sind große, buschige Kräuter, die bis zu einer Höhe von drei Metern emporwachsen, und aus denen die Absonderungen einer Ameisenart unangenehm herausdünsten. Näher dem Seeufer hat man durch Reisfelder zu waten, die spontan entstanden sind und reiche Ernten liefern.

Inmitten dieser Wildniß stieß man plötzlich auf einen kleinen Boma, der nur aus fünf oder sechs Hütten bestand. Es giebt deren in der Gegend etwa ein halbes Dutzend, darunter derjenige Makutubu's, den man suchte, und der etwas größer war als die anderen, aber nicht weniger unappetitlich als diese. Er gewährte ein Bild absolutester Liederlichkeit. Kein ganzes Dach und keine aufrechtstehende Wand war zu sehen, die Wege waren vernachlässigt, und überall standen Menschen, die mit Ausſatz und anderen ekelhaften Hautkrankheiten behaftet waren, umher. Die einzige, einigermaßen bewohnbare Hütte war die Makutubus selbst, unter deren Veranda, von einigen Scharken, die ihm ähnlich waren, umgeben, der Herr des Boma unsere Reisenden erwartete.

Makutubu war in Marungu geboren und in seiner Jugend als Sklave nach der Küste gebracht worden. Er hatte sich dann bald in das Vertrauen seines Herrn eingeschlichen, und heute lebt er in Folge dessen als Machthaber in derselben Gegend, die er kaum zehn Jahre früher mit der Gabel am Halse hatte durchwandern müssen. Seine Leibwache bildeten etwa zwanzig mit Feuerwaffen versehene Rugas-Rugas — von demselben Stamme, der früher in der Gegend von Karema gelebt und durch seine Wildheit dem Kommandanten der Station schwer genug zu schaffen gemacht hatte. Von ihrem bestialischen Gebahren erhielt Girand in der Zeit seines kurzen Aufenthalts einen guten Begriff. Als echter Afrikaner lebte natürlich auch Makutubu in ewigem Kriege mit seinen Nachbarn. In der Nacht führten die letzteren nun einen Angriff auf seinen Boma aus, derselbe wurde aber abgeschlagen, und einer der Feinde wurde dabei getödtet. Beim wilden Tanz führten nun am anderen Morgen Männer, Weiber und Kinder unter strömendem Regen um den abgeschnittenen, blutigen Kopf des Gefallenen aus. Makutubu aber schaute dem Treiben unter dem Schutze eines großen Regenschirmes mit väterlichem Wohlgefallen zu (S. Abbildung 3).

Makutubu.

Seinem weißen Gaste gegenüber legte der Mulatte eine grenzenlose Unterwürfigkeit an den Tag, nichtsdestoweniger suchte er ihn aber in dem Handel nach Kräften zu übervortheilen, und es bedurfte der ganzen Festigkeit Girand's, um am Ende doch noch den ausbedungenen Preis für seine Waare zu erhalten.

Nachdem das Elfenbein mit Hilfe einer schlechten Wage abgewogen und die Stoffe abgemessen und ausgeliefert worden waren, zog der Reisende nach Karema zurück. Dort fand er Storms in großer Verlegenheit durch den Schiffbruch, den sein Dau erlitten hatte. Sein ganzes Wirken drohte dadurch lahm gelegt zu werden. Glücklicherweise gab es von Cambier's Zeit her noch ein kleines Stahlboot in der Station, von derselben Art, wie es Girand mit sich führte. Dasselbe war allerdings zu klein und zu wenig stabil für die Schiffahrt auf dem See, man brachte aber Ausleger an demselben an, und so gelang es recht gut, den erlittenen schweren Verlust wieder zu ersetzen, und die nothwendige Kommunikation auf dem See aufrecht zu erhalten. Es fanden sich sogar die Theile der Dampfmaschine, durch die das Boot noch nützlicher gemacht werden konnte. Um diese zusammen zu setzen, bedurfte es aber der Hilfe der Missionäre von Jendue, und zu diesen machte sich deshalb Storms am 5. März auf.

Girand wartete unterdessen vergebens auf Nachricht von dem Theile seiner Karawane, die er unter der Führung Sefu's nach Tabora geschickt hatte. Es war klar, daß in dem Lande, durch das sein Weg führte, Krieg ausgebrochen war. Sobald die Leute zurückkämen, wollte sich der Reisende gegen Westen aufmachen, um jenseits des Tanganika und am Lualaba (Kongo) abwärts Stanley-Pool zu erreichen, und es eilte ihm mit diesem Plane um so mehr, als der Karawane der lange Aufenthalt und die lange Unthätigkeit, zu der sie sich in Karema verurtheilt sah, eigentlich ganz und gar nicht zusagte, und als die Disciplin derselben sich von Tag zu Tag mehr zu lockern drohte. Der Reisende war gutherzig genug, die Leute nach seiner Zurückkunft von Makutubu durch ein Extrageschenk an Stoffen für die im allgemeinen so wacker ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen schadlos halten zu wollen. Statt sich dadurch zu Dank und Gehorsam gegen ihren Führer verpflichtet zu fühlen, leiteten die Burschen aber sofort ein Recht auf viel mehr aus der freiwilligen Gabe ab. Sie verschwendeten das erhaltene Zeug in wenigen Tagen, indem sie Hanf und Tabak zum Rauchen dafür eintauschten, und kamen dann dreist herbei, um ein neues Geschenk zu fordern. „So lange du nichts hattest in der Hungergegend, haben wir mit dir Noth gelitten. Jetzt bist du reich, und da gebührt es sich für dich, daß du alles, was du hast, mit uns theilst!“ war ihre Logik. An die Zukunft aber dachten sie nicht. Sie zeigten sich darin als Kinder, und zwar als sehr ungezogene Kinder, wie die Schwarzen alle. Beschäftigung würde ihnen ohne Zweifel sehr dienlich gewesen sein.

Digitized by Google

Triumph über einen gefallenen Feind.

Digitized by Google

Um die Reise quer über den Tanganika zu bewerkstelligen, gelang es Giraud, eine große Pirogue aus Kilandu zu erwerben. Mit Kapitän Storms aber war vor dem Abschiede verabredet worden, daß man sich in Mpala, jenseits

Abfahrt des Kapitän Storms.

des Sees, wiedersehen wollte. Die in der Richtung auf Tabora ausgesandten Boten kamen aber immer nach etwa acht Tagen zurück, ohne die geringste Kunde von Sefu mitzubringen.

Die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zelt-Zigeuner.

Von Dr. Heinrich von Wlislocki.

Bei den mangelhaften Nachrichten, die wir über den Verlauf der Wanderung der Zigeuner von Indien bis nach Mitteleuropa haben, sind alle ihre Gebräuche, Sitten und Einrichtungen, abgesehen vom allgemeinen, ethnologischen Interesse, von besonderer Bedeutung, indem sie uns gar oft durch ihre Verwandtschaft mit denen anderer Völkerschaften den Nachweis liefern, daß die Zigeuner unter diesem oder jenem Volke kürzere oder längere Zeit hindurch gelebt, diesen oder jenen Brauch, diese oder jene Einrichtung herübergenommen haben.

Der uncivilisirte Mensch ist gleich dem Thiere ein bloßer Zögling der Natur und nicht die freiwaltende, geistige Kraft; eine unbewußte Anregung durch die äußere Umgebung bestimmt seine Lebensweise, seine Thätigkeit, ja selbst die gesellschaftliche Ordnung, die er sich als Norm aufstellt, und er wird deshalb unter den gleichen Verhältnissen allenthalben zu den gleichen Mitteln hingeleitet, sowie da zu, die gleichen Wege zu betreten. So lassen sich auch die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zigeuner und ihre gesellschaftliche Ordnung überhaupt — wenn von einer solchen die Rede sein kann — nur theilweise und auch dann nur nach mühsamer Ausscheidung der fremden, nicht eigenen Elemente, auf ihre urheimathlichen, indischen Zustände zurückführen, obwohl im Ganzen genommen ein conservativer Zug im zigeunerischen Volkscharakter, der jedem Amalgamirungsproceß bislang mit mehr oder weniger Erfolg widerstand, sich deutlich in dem Fortleben uralter Sitten und Gebräuche, deren Ursprung sich nicht selten bis in die indische Vorzeit zurückverfolgen läßt, offenbart. Auch in ihren Stamm- und Familienverhältnissen, die wir hier zu besprechen die Absicht haben, finden sich solche urheimathliche Momente, die, wenngleich durch den Einfluß abendländischer Kultur mehr oder weniger verwischt, doch auf eine alte Zeit hinweisen, wo die Zigeuner in einem geordneten Staatswesen gelebt und eine streng geschiedene, gesellschaftliche Ordnung beobachtet haben müssen. Als solch ein Moment in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen kann z. B. die gegenseitige Abneigung angesehen werden, die zwischen den ansässigen (Gletecore = Sprache-arm) und den Wander- oder Zeltzigeunern (Kortorár) Siebenbürgens herrscht, und welche von den Vätern überkommen, bei jeder Gelegenheit zu Neckereien sowie oft auch zu blutigen Händeln Anlaß giebt. Bei den Kortorár und Gletecore (sprich Gleteschore) sind Sprache und vererbter Glaube wohl gemeinsam, aber die Lebensweise ist verschieden, und dies reicht hin, die beiden Hauptgruppen der siebenbürgischen Zigeuner von einander getrennt zu halten. Diese gegenseitige Abneigung der Gletecore und Kortorár einander gegenüber hat ihren Keim wohl im alten, indischen Kastenwesen. Nie fällt es z. B. einem Kortorár ein, ein Gletecore-Mädchen zu freien, und umgekehrt tritt nie der Fall ein, daß ein ansässiger Zigeuner eine Kortorarin heimführe, es sei denn, daß dieselbe von ihren Stammgenossen für „ehrlos“ (bipátyiváles) erklärt und ausgewiesen worden ist. Uebrigens

Digitized by Google

offenbart sich dieser Kastengeist auch bei den Wanderzigeunern einander gegenüber, indem es höchst selten und auch dann nur in Vojwoden-Familien vorkommt, daß einer in einen fremden Stamm hineinheirathet; dergleichen Fälle werden aber, wo nur irgend möglich, vermieden, um keinen Anlaß zu öffentlichem Aergerniß zu geben, dessen Folgen, wie wir später sehen, selbst für Vojwoden oder deren Abkömmlinge nicht gerade angenehm sind. — Den Zeltzigeunern liegt der Gedanke fern, sich unter einander zu vermischen, oder sich gar noch mit fremden Verhältnissen, Zuständen und Ideen zu befreunden; dazu kann den Kortorár nur die denkbar größte Noth treiben, freiwillig aber thut er diesen Schritt nach vorwärts nie. Bei ihnen bewahrheitet sich der Satz: Je näher der Mensch dem ursprünglichen Naturzustande steht, desto mehr scheut er das Freunde, Ungewohnte.

Die ansässigen Zigeuner, von den Ungarn in früheren Zeiten „ïy maggarok“ (Neu-Ungarn) genannt, von den Wanderzigeunern von oben herab angesehen und mit dem bedeutungsvollen Spottnamen Gletecore (Sprach-arme) belegt, sind die Nachkommen solcher Zigeuner, die auf Befehl des Vojwoden aus dem Stamme wegen eines begangenen Verbrechens ausgewiesen und des einsamen Alleinwanderns müde, sich in Städten und Dörfern ihr Brot durch Arbeit und Betteln suchten. Mit der Zeit erlernten sie Handwerke, vermischten sich mit den untersten Schichten der ansässigen Bevölkerung und bildeten die Zigeunerkolonien von Handwerkern und Musikanten, die sich in allen Städten und Dörfern Siebenbürgens vorfinden. Ihre Muttersprache haben sie zum Theil ganz verlernt, zum Theil aber durch den Einfluß fremder Elemente so wesentlich verändert, daß sie sich mit den Kortorár nur noch mit Mühe verständigen können. Sie haben auch jedes Gefühl von Zusammengehörigkeit verloren, welches ihre nomadisirenden Genossen so sehr charakterisirt. Die Erläße Maria Theresia's und Joseph's II. in Sachen einer zwangsweisen Kolonisation der Zigeuner waren für dieselben von keiner Bedeutung, denn sie wurden von den Behörden nur oberflächlich durchgeführt.

Nach dem Jahre 1848 erhielten die städtischen Zigeunerkolonien bedeutenden Zuwachs durch die in den Dörfern ansässigen, von denen gar Viele verlockt durch das mehr oder weniger freie Leben der Stadt, nach Aufhebung der Leibeigenschaft sich in solchen Kolonien als gern gesehene Ansässmlinge niederließen. So kam es, daß von den sieben historisch nachweisbaren Zigeunerstämmen Siebenbürgens gegenwärtig nur noch vier existiren, die drei anderen aber in Folge verschiedener Zerklüftungen, die in ihrem Gemeinwesen entstanden, zu geordneteren Zuständen übergingen, d. h. sich familienweise nach einander vom Stamme abbröckelten und irgendwo feste Sitze anschlugen, wozu ihnen besonders vor dem Jahre 1848 von Seiten der ungarischen Grundherren reichlich Gelegenheit geboten wurde, da diese den Zweck verfolgten, recht viele Leibeigene und somit auch recht viele Bearbeiter ihrer Grundstücke zu haben. Solchen neuen Zigeunerkolonisten wurden dann gewöhnlich die leeren Hütten derjenigen Leibeigenen angewiesen, die Gelegenheit gefunden hatten, aus drückender Leibeigenschaft in die Walachei oder Moldau zu flüchten. Freilich bereuten die meisten Zigeuner gar bald, freiwillig Leibeigene geworden zu sein und suchten in der Flucht ihr Heil; aber gewöhnlich wurden sie gar bald eingeholt und zurückgeführt, mit den schwersten und niedrigsten Arbeiten belastet und mit der Zeit gänzlich entnationalisirt. Welche Behandlung diese leibeigenen Zigeuner bisweilen von Seiten ihrer Grundherren genossen, ersehen wir auch aus den ungarischen Privataufzeichnungen, einer Art „Tagebuch“, die ein gewisser Ladislaus Szacsvay, ein Haromszeker Grundherr, vom Jahre 1730 bis 1766 führte und die durch freundliche Vermittelung in meinen Besitz gelangt sind. Da steht unter dem 12. Juli 1760 Folgendes zu lesen: „Heutigen Tags sind drei leibeigene Zigeuner flüchtig geworden und wurden dieselben vom herrschaftlichen Diener Fara Janos im Angyalosher (Südosten Siebenbürgens) hattert eingefangen. Der eine, namens Ghutschy Peter, ist schon zum zweitenmale flüchtig geworden. Ich ließ ihn auf Anrathen meiner lieben Frau so lange auf die Fußsohlen mit Stöcken schlagen, bis das Blut rann; dann mußte er seine Füße in starker Lauge baden. Hierauf ließ ich ihm wegen ungebührlicher Reden die Oberlippe abschneiden und braten, die er dann verzehren mußte. Die beiden anderen Zigeuner, namens Kátyós Ferki und Tschingelh Andrik, ließ ich 50 Stöcke kosten; dann mußten sie zwei Schubkarren voll Pferdemist verzehren und einen Tag lang alle drei vor dem Fenster meiner Frau mit entblößten Beinen knien . . . .“ Unterm 7. August 1764 heißt es: „Die alte Zigeunerin Sarka Bori, deren Vater ich vor vielen Jahren, als er sich niederließ, eine Hütte habe bauen lassen, hat mir zwei Birnen von einem Bäumchen, das heuer zum erstenmal trug, gestohlen. Ich bin ohnehin schon kränklich, und so dankt mir dies nichtsnutzige Gesindel! Ich ließ ihr sechzig Hiebe aufmessen, dann eine halbgebratene Birne heiß, wie dieselbe von der Platte kam . . . einseifen! Ich bin mit mir und meiner Umgebung unzufrieden u. s. w.“ Die Erinnerung an die unglückseligen Zeiten der Leibeigenschaft lebt auch noch heutigen Tages in der Volkspoesie der Siebenbürger Zigeuner fort; so z. B. lautet ein unedirtes Lied also:

Yobádjipen ná kámáv[1]),	Mag nicht die Leibeigenschaft,
Andre besá the beshév!	Hab' mich nun emporgerafft!
Sar yobadyo ná jidáv,	Als Leibeig'ner leb' ich nicht,
Miseyes keráv dostá!	Mir am Guten es gedeiht!
Kámá ándro bes mersáv,	Sterb' ich auch im grünen Wald,
Megish odox me jiáv!	Dorthin geh' ich dennoch bald!
Rayen! ferinel o del	Grundherr, leb' wohl! wie das Stroh,
Te tire ker pçábuvel!	Brenn' dein Haus bald lichterloh!
Te cepelyel yivoro	Dreschen soll im Sommer heiß,
Tayá tiro yároro!	Deine Frucht das Hageleis!
Andre mine t'ro romiákri	Dreißig Hunde aus dem Leib'
Trianda meren jukla!	Deiner Frau der Hunger treib'!
Uva, uvá, tu nä merá,	Sechsmal soll die Todespein
Mären tut shov meribená!	Sich'n in deiner Leib hinein!

Während die Gletecore sich weder in Stämme noch Sippen theilen, scheiden sich die Kortorár Siebenbürgens streng in vier von einander gänzlich getrennte Stämme. Diese vier Stämme, nämlich der Stamm der Lesla, Kukuna, Aschani und Tschale, sind aber nicht auf Siebenbürgen allein beschränkt, denn ein bedeutender Theil des Volkes „wohnt“ auch außerhalb des Stammlandes und viele Gegenden Südungarns, der Walachei, Moldau und Bukovina — namentlich die Grenzstriche — werden von ihnen in der besseren Jahreszeit durchstreift, in deren so zu sagen ungetheilten Besitz sie sind und wo sie im Zustande völliger Vereinzelung leben, indem die vier Stämme wenig oder keinen Verkehr mit einander haben. Daher kommt es auch, daß die Dialekte, welche diese Stämme sprechen, etwa in dem Grade wie Hoch- und Plattdeutsch von einander abweichen[2]), d. h. die Leute verstehen sich einander sehr schwer, oder nur höchst nothdürftig, wenn sie im fremden Dialekt gänzlich unerfahren sind, und es gehört für beide Theile stets einige

[1]) Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch, ç = ch, j = dsch, v = j, ly = sch, ñ = nj. Siehe meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“ (Leipzig, W. Friedrich, 1884), S. 3.

Digitized by Google

Zeit dazu, sich in die ungewohnte Sprechweise zu finden [1]). So traf es sich, daß im Sommer 1883 während meiner mehrmonatlichen, ersten Wanderschaft mit einer Zeltzigeunertruppe des Stammes Lešla diese einer Truppe des Stammes Kukuya begegnete und gezwungen war, in Folge anhaltenden Regenwetters mit den fremden Volksgenossen auf einer Wiese bei Hevij (Süden Siebenbürgens) zu lagern. Beide Trupps konnten sich nur mit Mühe verständigen und es dauerte lange Zeit, bis sie sich in die ungewohnten Dialekte hineinarbeiteten.

Die einzelnen Stämme erscheinen nur insofern als gesellschaftliche Einheiten, als jeder derselben unter einem Bojvoden steht; denn in der That zerfallen sie, schon durch den Umstand, daß nirgends im Lande größere Zigeunertruppen geduldet werden, in mehrere, von einander unabhängige, kleine Gemeinwesen und Genossenschaften (máhliyá von máhlo = Freund), die unter einem Vorstande, dem Saibidjo (sprich Schaibidjche; wohl türkischen Ursprungs) stehen, der dann in wichtigen Fällen oder auf specielles Verlangen der máhliyá selbst den Bojvoden, der auch bei irgend einer Sippe des Stammes weilt, aufsucht und seine Entscheidung einholt. Der Saibidjo der Truppe wird nicht im eigentlichen Sinne des Wortes gewählt. Wer sich im Laufe der Zeit am meisten bewährt und die Neigung und Achtung, oder auch die Furcht Aller sich zu erwerben verstand, der wird stillschweigend als Saibidjo anerkannt und von Seiten der máhliyá sowohl, als auch des Stammes-Bojvoden als solcher betrachtet. Ist er alt und gebrechlich geworden, so muß er von selbst die Leitung seiner máhliyá an einen Anderen abtreten.

Diese Zerklüftungen in einzelne Trupps (máhliyá) datiren, wie ich zu glauben geneigt bin, erst aus neuerer Zeit. Die Theilung in kleinere und größere Sippen (gákkiyá) mag jedenfalls innerhalb des Stammes von jeher üblich gewesen sein, aber die äußerliche Trennung, die Auflösung des Stammes in einzelne, räumlich von einander geschiedene Genossenschaften (máhliyá) kann erst dann erfolgt sein, als auch in Siebenbürgen geordnetere Zustände begannen und die Wanderzigeuner nirgends im Lande als größere, zusammenhängende Masse und als einheitlicher Stamm geduldet wurden; sie waren zum Theil auch von selbst gezwungen, sich in kleinere Trupps aufzulösen, indem bei dem in neuerer Zeit gehobenen Verkehr im Lande größere Weideplätze immer mehr verschwanden und die Pferde, Schweine und andere Thiere des Stammes dem größten Futtermangel ausgesetzt waren; aber noch vor ungefähr 80 Jahren bildeten alle Zigeunerstämme Siebenbürgens ein Ganzes für sich. So z. B. erinnerte sich ein alter Zigeuner von der Fores-Sippe des Kukuya-Stammes ganz genau an die Wahl des Häuptlings Johann Dmra (genannt Lolo, „der Rothe"), der den ganzen Stamm in die Türkei führen wollte, weil ihm die Behörden nicht gestatteten, daß derselbe weiterhin als einiger Stamm und zusammenhängende Masse das Land durchstreife. Doch wurde er gleich seinem eben deshalb vom Stamme entsetzten Vorgänger Peter Tscharo an der Grenze zurückgewiesen und mußte sich nun sammt seinem Stamme ins Unvermeidliche fügen, besonders nachdem es zwischen dem Stamme und dem damaligen irregulären Militär — den sogenannten „Grenzern" — bei Tohan (Südosten Siebenbürgens) zu einem blutigen Zusammenstoße kam, wobei auch der abgesetzte Bojvode Peter Tscharo den Tod fand, sieben Männer fielen, „einige Hundert" verwundet, der ganze Stamm aber in der Citadelle Fogarasch interniert und zu Zwangsarbeiten verwendet, und erst nach Jahresfrist — in kleinere Trupps aufgelöst — frei gelassen wurde (im Jahre 1819). Die meisten dieser Trupps suchten sich in der Walachei eine neue Heimath, die im Lande Gebliebenen aber vereinigten sich mit dem damals auf kaum 30 Mann herabgesunkenen Stamm der Tet zu einem Stamme. So erzählte es mir der nunmehr im Jahre 1885 bald erblindet verstorbene Zigeunergreis Stanlu Doda, der „das Jahr nach dem" oben erwähnten „Kampfe seine erste Frau heirathete, mit der er schon während seiner Haft zu Fogarasch verlobt war".

Diese Erzählung, die auf Thatsachen basirt, unterstützt meine Ansicht, daß die Trennung der Stämme, d. h. ihre Auflösung in einzelne, durch Blutbande verwandte Trupps erst in neuerer Zeit in Siebenbürgen erfolgte. Bei diesen Trupps (máhliyá) besteht die gesammte gesellschaftliche Ordnung — insoweit man von einer solchen eben sprechen kann — auf der Grundlage verwandschaftlicher Beziehungen. Bei den einzelnen Stämmen sind dieselben aber nicht in demselben Maße ausgeprägt, sondern zwei Stämme — die Aschani und Tschale — haben auch diese letzte Grundlage der Zusammengehörigkeit im Laufe der letzten 20 Jahre fahren gelassen und zählen selbst bei wichtigen Angelegenheiten, wie Ehestiftungen, nur drei Glieder in aufsteigender und ebenso viele in absteigender Linie, wobei nur die weibliche Linie in den Vordergrund tritt, der männlichen hingegen nur eine untergeordnete Bedeutung eingeräumt wird; die letztere gelangt nur ausnahmsweise zur Geltung, wenn z. B. irgend ein Vorfahr des Vaters mit Bojvoden-Familien in verwandtschaftlichem Verhältnisse gestanden. Im Uebrigen aber treten die verwandschaftlichen Beziehungen väterlicherseits ganz und gar in den Hintergrund. Dies ist ein seltener, eigenthümlicher Umstand und findet seinen Grund darin, daß der Zeltzigeuner, sobald er sich beweibt, der Truppe (máhliyá) resp. Sippe (gákkiyá) sich anschließen muß, zu welcher seine Gattin gehört, ferner, daß er bei der Sippe, zu der er durch Geburt gehört, nach seiner Verheirathung wohl als Person als Einheit mitgezählt wird, er aber und seine Nachkommen nur der Sippe seiner Frau angehören. Wenn z. B. Peter aus der Sippe A die Maria der Sippe B heirathet, so gehört er der Sippe B an, wird aber bis zu seinem Tode von der Sippe A als Glied gezählt; seine Kinder dagegen gehören der Sippe B an, werden von der Sippe A nicht als nahe Verwandte betrachtet und können in diese zurückheirathen, nur dürfen sie nicht die Schwestern ihres Vaters zu Frauen nehmen. Wahrscheinlich ist der Grund für dies eigenthümliche Verwandschaftsverhältniß in dem Umstande zu suchen, daß der junge Ehemann die ganze Einrichtung eines zigeunerischen „Hauswesens" — Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge u. s. w. — von seiner Frau erhält, deren Anverwandte sorgsam wachen, daß derjenige, der in ihre Sippe (gákkiyá) hineingeheirathet hat, das „Vermögen" seiner Ehefrau nicht verschleudere. Er ist demnach gezwungen, mit der Sippschaft seiner Frau zu wandern, und wenn es die Nothwendigkeit erheischt, sich sogar von seinen nächsten Geburtsverwandten zu trennen, mit denen er dann nur bisweilen in den gemeinsamen Winterquartieren — in den Orten, wo eben der ganze Stamm überwintert — zusammentrifft. „Die Mutter war deine Mutter; das Weib war und ist dein Weib" (E day ávlás t'ro day; o romiі ávlás te hin t'ro romiі), sagt das zigeunerische Rechtssprichwort, das uns zugleich die ethischen Momente der vielen zigeunerischen Volkslieder erklärt, in denen die Mutter ihre Sehnsucht nach ihrem „verlorenen" Sohn ausspricht; z. B. im schönen Liede:

Bitásádes ná pírlin,
M'ro rákło m'ro vodyi hin!

Keine Biene ohne Stachel ist;
Ach, mein Sohn schon jetzt auf mich vergißt!

[1]) Siehe meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner" (Leipzig, 1884), S. 2.

Digitized by Google

Muklyás mán pál coripe,	Steine alte Mutter müd' und matt,
The jidáv me o lime!	Er im Elend hier gelassen hat!
Rákleyá voyikerá,	Bist mein Trost, den ich noch hab',
Mánge hrobos ná kerá!	Grabe mir doch nicht das Grab!
Tute, tute gindinávy,	Meine Freud' bist du allein,
Oh, tu luludyi tóysa;	Bist mein gold'ner Sonnenschein;
Aná mánge piránú	Komm' zu mir sammt deinem Lieb,
Sákovremete keráv!	Alles thu' ich euch zu Lieb'!

Bei der Aufnahme verwandtschaftlicher Beziehungen unter Angehörigen verschiedener gákkiyá tritt das Bewußtsein der engeren Zusammengehörigkeit doch einigermaßen zu Tage, indem sich die Angehörigen beider Sippen gegenseitig „Vetter" (gákko) nennen und die an der Spitze der beiden gákkiyá stehenden, ältesten Frauen (pçure) sich „Schwestern" (pçen) heißen. Merkwürdig und erwähnenswerth ist der besondere Umstand, der sich wohl bei kultivirten Völkern, aber bei unkultivirten kaum jemals vorfindet, nämlich die Achtung, die alten Frauen gegenüber gewahrt wird. Während die Zigeunermaid bis zu ihrer Verheirathung als Kind betrachtet wird, als junge Frau im Kreise ihrer Stammgenossen gar keine besondere Achtung genießt, sondern im Gegentheil als ein nothwendiges Uebel geduldet wird, genießt die Matrone ein Ansehen und einen Einfluß, den sie bei allen inneren und äußeren Angelegenheiten nicht nur ihrer Sippe (gákkiyá) oder Genossenschaft (máhliyá), sondern selbst des ganzen Stammes (námipo) geltend macht. Das Urtheil und die Meinung einer solchen Matrone gilt mehr, als der weiseste Urtheilsspruch des Vojvoden. In Folge der Achtung also, welche die Matronen bei den Zigeunern genießen, werden sie als Vorsteherinnen der Sippe anerkannt und betrachtet. Sie kennen die Verwandtschaftsgrade, die zwischen den einzelnen Sippen (gákkiyá) und Genossenschaften (máhliyá) bestehen.

Die männliche Linie, die übrigens gar nicht in Betracht gezogen wird, heißt furzweg mánushesyá (Mannschaft); die weibliche dagegen wird mit dem Namen gule párálipe (süße Verwandtschaft) oder einfach dáyosáve belegt. Die Benennungen der aufsteigenden Glieder sind:

Erstes Glied (páytrin = Blatt): Mann (rom, gádsio) und Weib (romñi, gádsori), als Vater (dád, Kosenamen: tátá, muko) und Mutter (dáy, Kosenamen: mama, cuci, dáyday).

Zweites Glied: Großvater (páposh) und Großmutter (bábá, pçure dáy = alte Mutter).

Drittes Glied: Urgroßvater (pápusheskrodád) und Urgroßmutter (bábákri dáy, legpçureder dáy).

In absteigender gerader Linie:

Erstes Glied: Vater und Mutter (s. oben).

Zweites Glied: Kinder (cáy), Sohn (ráklo) und Tochter (ráklyi, cáyori); Zwillinge (dongoy, Drillinge (trigoy).

Drittes Glied: Enkel (unoká); Enkelin (unoká cáyori).

Viertes Glied: Urenkel (unokeskro ráklo) und Urenkelin (unokeskro ráklyi).

Zur Bezeichnung der einzelnen Mitglieder der aufsteigenden und absteigenden Seitenlinien werden folgende Ausdrücke gebraucht:

1. Der Bruder des Großvaters oder Oheim des Vaters: pçrál pápusheskro.

2. Der Bruder des Vaters, Oheim: pçrál dádeskro, báci.

3. Der Bruder der Mutter, Oheim: pçrál dáyákri, gulbáci (= gulo báci, süßer Oheim).

4. Schwester der Mutter: pçen dáyákri, gule néni, seki.

5. Schwiegermutter: sásuy.

6. Schwiegervater: sokro.

7. Brüder: pçrálá, Schwestern: pçeñá.

8. Kinder des Bruders: cáyá pçráleskro, Kinder der Schwester: cáyá pçeñákri, bratuei (s. Krauß, Sitte und Brauch der Südslaven, S. 9).

9. Schwiegersohn: dumneskro ráklo (Sohn des Rückens), auro; Schwiegertochter: dumneskro ráklyi (Tochter des Rückens), aure.

10. Schwager: shogor, svásto; Schwägerin: suráte.

Nur diese (Glieder und zwar nur die der weiblichen Linie (dáyosáve) werden zur eigentlichen Sippe (gákkiyá) gerechnet.

Weil jede Sippe (gákkiyá) einen Namen hat, der im Laufe der Zeit sich nicht ändert, sondern stets derselbe bleibt, so nimmt der Mann nach seiner Verheirathung als Zunamen auch den Namen der Sippe seiner Frau an und läßt den seiner Sippe, zu der er durch Geburt gehört, fallen. Jeder hat folgende Namen: 1) einen Taufnamen, z. B. Ambrusch (= Ambrosius); 2) den Namen seines Vaters in adjektivischer (Genitiv-) Form: Petreskro (Ambrusch Peters, wenn der Vater nämlich Peter heißt); 3) hierzu kommt noch der Name der Sippe, also Ambrusch Petreskro Kiri, wenn der Betreffende zur gákkiyá Kiri (Stamm Aschani) gehört; 4) wird der Name des Stammes hinzugefügt, z. B. Ambrusch Petreskro Kiri, Ascháni; 5) schließlich kommt noch hinzu irgend ein Spott- oder Spitzname. Als Familienname gilt der Name der Sippe, der sich — wie wir gesehen haben — beim Manne mit seiner jeweiligen Verheirathung jedesmal verändert. Wenn einem der Vater noch in seiner Kindheit verstirbt, so bildet man den Zunamen nach dem Taufnamen der Mutter, z. B. Ambrusch Máriákri (früher Petreskro) Kiri Ascháni (im Falle seine Mutter eben Maria heißt). Unter einander benennen sich die Zigeuner gewöhnlich mit dem Tauf- und Spottnamen und gebrauchen den väterlichen oder mütterlichen Zunamen, ebenso den Namen der Sippe und des Stammes nur Fremden gegenüber.

Die stehenden Namen der Sippen, welche zugleich die Stelle der Familiennamen vertreten, haben nichts Unreigenthümliches an sich, sondern werden gewöhnlich nach der Benennung von Handwerken (Sástráyi, Bucí, Tçoválo, Shermán, Biláskiya) oder Eigenschaften (Bibáre, Mikle, Loleyá, Káleyá, Kushlemoke=nachmundig, Cásaleyá, Skrumále), oder aus Taufnamen (Joneskere, Stánkeskere) gebildet. Während die Namen der Stämme und Sippen unverändert bleiben, erhält jede Genossenschaft oder Truppe (máhliyá) den Spottnamen ihres jeweiligen Vorstands, des Saibidjo, welcher jedoch nur zur leichteren Unterscheidung der einzelnen Genossenschaften von einander gebraucht wird. Spottnamen hat unter den Zigeunern ein Jeder, und derselbe bleibt ihm sein ganzes Leben eigen, ja häufig genug vererbt er sich auch auf seine Kinder. In der Erfindung solcher Spottnamen sind die Zigeuner rechte Virtuosen, freilich gehen sie darin gewöhnlich über alle Grenzen des Anstandes, so daß z. B. der im Jahre 1880 zum Vojvoden des Leila-Stammes erhobene Jon Pçále einen früheren unästhetischen Spottnamen in die Benennung Shelo (der Strick) selbst verändert, und als der ganze Stamm in den Winterquartieren beisammen war, den Mitgliedern strenge verbot, ihn mit dem früheren Spitznamen zu belegen. Indem drei bis vier Sippen, von denen jede höchstens 30 Mitglieder zählt, zusammen wandern und eine Genossenschaft oder máhliyá bilden, so kennt jeder

Digitized by Google

die Schwächen seines Nächsten, und die Wahl eines Spitznamens fällt nicht schwer.

II.

Wir haben im Obigen ein ungefähres Bild von den einzelnen Gruppen zu geben versucht, in welche die Wanderzigeuner Siebenbürgens zerfallen. Diese Spaltungen führten nun zunächst zu der Frage nach dem gegenseitigen Verhältnisse der gákkiyá zur máhliyá und dieser zum ganzen Stamme.

Das Verhältniß der einzelnen Sippen zu einander ist das der Verwandtschaft und der gemeinsamen Abkunft. Indem die Ehefrau bei den Zeltzigeunern nicht die finis familiae ist, und ihre Nachkommenschaft zu der Sippe gehört, der sie entsprossen ist, ihr Mann aber als Zuströmling, als neues Mitglied der Sippe betrachtet wird, zu der seine Frau gehört, so wird das Weib mit Recht nicht nur als Mehrerin der Familie, sondern auch der Sippe betrachtet, während der Mann stets nur ein „halbes“ Mitglied ist, denn nach dem Tode seiner Frau kann er in eine andere Sippe übergehen, sobald er nämlich eine zweite Ehe eingeht. Es giebt daher unter den Wanderzigeunern Männer, die Mitglieder von fünf bis sechs Sippen waren, je nachdem sie eben als Wittwer oder geschiedene Gatten mehrere Ehen nach einander eingingen. Die Kinder der verstorbenen Frau gehören selbstverständlich der Sippe ihrer Mutter an, während der Mann nach Eingehen einer neuen Ehe von dieser als „Fremder“ (atroyimánush) betrachtet wird und erst dann als „Vetter“ und Verwandter (gákko) in Rechnung kommt, wenn er bei der Ceremonie des ersten Haarschnittes seines ersten Kindes aus der neuen Ehe einen Mann aus der Sippe, zu der er früher gehörte, zum „Beistand“ (koma) wählt. Diese Ceremonie besteht nämlich darin, daß der koma dem Kinde gleich nach dem ersten Haarschnitt drei Eier von einer schwarzen Henne, deren Inhalt in Salzwasser aufgelöst ist, auf das frischgeschorene Haupt gießt. Merkwürdig ist der Umstand, daß in dem Falle, wo ein Wittwer eine neue Ehe eingeht, die Kinder aus seiner ersten Ehe bei der Sippe ihrer verstorbenen Mutter zurückbleiben, wenn auch der Vater sich einer anderen Sippe, ja bisweilen einer anderen Genossenschaft (máhliyá) angeschlossen hat. Dies ist um so merkwürdiger, weil ein Zeltzigeuner zum zweitenmal aus derselben Sippe sich nicht beweiben darf, geschwige denn, daß er die Schwester oder eine nahe Verwandte seiner verstorbenen Frau heirathen kann. „Neues Weib, neue Sippe“ (nove romñá, nove gákkiyá), sagt das zigeunerische Sprichwort. Daß in solchen Fällen die Sorge für die verwaisten Kinder nicht dem Vater, sondern der betreffenden Sippe, zu der sie gehören, anheimfällt, ist selbstverständlich, wenn man weiß, daß auch bei Lebzeiten der Gattin sich der Zigeuner um das leibliche und geistige Wohl seiner Kinder nicht im Geringsten bekümmert, sondern das Weib die ganze Last einer Mutter zu verspüren hat. So lange der Mann verheirathet ist, darf er die Genossenschaft, welcher sich seine Sippe angeschlossen hat, nicht verlassen und sich einer anderen máhliyá anschließen. Dies kann nur in dem Falle geschehen, wenn die ganze Sippe die Genossenschaft verläßt und mit Einwilligung des Saibidjo sich einer andern anschließt. Bei Uebervölkerung einer máhliyá trifft der Vojvode eine Theilung, indem er irgend eine Sippe einer schwächern, minder bevölkerten Genossenschaft (máhliyá) einverleibt. Daß aber eine Sippe (gákkiyá) oder gar eine ganze Genossenschaft (máhliyá) sich vom Stamme lostrennt und einem anderen Stamme anschließt, kommt nie vor. Einzelne Personen, namentlich solche, die von ihrem eigenen Stamm in die Acht gethan oder der Sitte entgegen sich nicht aus ihrem Stamme beweiben, thun es ebenfalls selten. Tritt aber ein solcher Fall ein, dann muß der Vojvode den neuen Ankömmling feierlich aufnehmen, indem er mit ihm ein Stück gesalzenes Brot ißt und einen Becher Wein trinkt; hierauf wird ein Loch in die Erde gegraben und einige Haare des aufzunehmenden Mitgliedes in dasselbe geworfen; alle Anwesenden speien dann dreimal in das Loch, worauf dasselbe zugescharrt wird. Durch das Begraben der Haare soll die Erinnerung des Ankömmlings an seine früheren Verhältnisse und Verbindungen schwinden; der Speichel dagegen bedeutet, daß er von nun an mit seinem Blute dem neuen Stamme angehöre. Doch kann diese Aufnahme nur durch den Vojvoden selbst vorgenommen werden und kommt in den seltensten Fällen vor, indem jeder Kortorár seinen Stamm für den „auserwählten“ und rühmlichsten hält, was auch aus den Entstehungssagen der einzelnen Stämme ersichtlich ist. Jeder Stamm weist eine Stammsage auf, die den Ursprung verherrlicht, und die Kortorar lieben es, die Lebenszeit des Stammvaters in eine längst entschwundene Vergangenheit zurückzuverlegen. Auf diese Stammsagen ist freilich kein großes Gewicht zu legen, denn die meisten derselben berichten Mögliches und Unmögliches bunt durch einander; so lautet z. B. die Stammsage der Kukuya also:

„Vor vielen tausend Jahren gab es auf der Welt noch gar wenige Phuvusche [1]). Da traf es sich einmal, daß ein junges Phuvusch-Weib auf die Erde kam und sich in einem schönen, grünen Walde erging. Da bemerkte die Frau unter einem Baume einen schönen Jüngling, der im Schatten schlief. Sie trat an ihn heran und betrachtete mit Wohlgefallen seinen schönen Körper. Sie sprach zu sich: ‚Wie herrlich mag es doch sein, einen solchen schönen Jüngling zum Gatten zu haben! Mein Mann aber ist schwarz und haarig‘ Diese Worte hörte ihr Gatte, der ihr nachgeschlichen war und sprach zum also: ‚Ich will es bewirken, daß du zehn Jahre lang die Frau dieses Jünglings wirst, wenn du mir versprichst, von den Kindern, die du während dieser Zeit auf die Welt bringst, entweder die Mädchen oder die Knaben mir zu geben.‘ Wir wollen gleich losen!‘ Und sie zogen das Loos. Die Mädchen sollten dem Phuvusch anheimfallen. Hierauf weckte der Phuvusch Mann den Jüngling auf, indem er laut wie ein Hund zu heulen begann:

Kuku — kukuyá!
Kames tu ádakk!
Kuku — kukuyá!
Wíssjt du dieje da!

Der Jüngling erwachte und als ihm der Phuvusch-Mann sein Weib mit vielem Gold und Silber antrug, willigte er in sein Begehren ein und lebte mit dem Phuvusch-Weibe zehn Jahre lang, und dasselbe gebar ihm jedes Jahr einen Sohn. Als die zehn Jahre um waren, kam der Phuvusch, um sein Weib und die Mädchen abzuholen, die er den Phuvusch-Männern zu verkaufen gedachte. Aber er bekam nur sein Weib zurück und zog traurig in die Erde hinab, indem er laut heulte:

Kuku — kukuyá!
Adá hin jirkla!
Kuku-kukuyá!
Hunde sind diese da!

[1]) Phuvusche sind unterirdische Wesen von menschlicher Gestalt. Sie haben unter der Erde ganze Städte und kommen oft auf die Oberfläche der Erde. Sie sind häßlich; die Männer mit Haaren bedeckt. Oft werden die Jungfrauen, die sie sich dann zu Frauen nehmen. Ihr Leben ist im Ei einer schwarzen Henne verborgen. Wer die Henne tödtet und das Ei in ein fließendes Wasser wirft, der tödtet dadurch den betreffenden Phuvusch.

Digitized by Google

Da lachten die zehn Knaben und sprachen zu ihrem Vater: „Wir werden uns Kukuluya heißen!“ Sie nannten sich also Kukuya und von ihnen rührt unser Stamm her [1]).“

Der Vojvode ist nicht nur Bevollmächtigter, sondern auch Vorstand seines Stammes. In seiner ersten Eigenschaft vertritt er die sämmtlichen Interessen seines Stammes anderen Stämmen, besonders aber den „weißen Leuten“ (pārno mānuschá) gegenüber und unterstützt ihre Angelegenheiten bei den Gerichten als Advokat sowie bisweilen auch als Dolmetscher. Die ihm in der zweiten Eigenschaft — als Oberhaupt des Stammes — zustehenden Functionen erstrecken sich auf die inneren Angelegenheiten seiner Leute. Die höchste Gewalt im Stamme jedoch steht hentzutage dem Volke zu, welches dieselbe durch seine Genossenschaftsvorstände — die Saibidjo — in den Versammlungen ausübt. Diese Versammlungen werden gewöhnlich zur Winterszeit, wenn der ganze Stamm seine festen Winterquartiere (Erdhöhlen in den Bergabhängen) bezieht, abgehalten, zu welcher Zeit eben die einzelnen Saibidjo sammt den mähliyá, denen sie vorstehen, sich in unmittelbarer Nähe oder in gar geringer Entfernung vom Vojvoden befinden. Das Verhältniß des Vojvoden zu den Saibidjo, denen er vorsteht, regelt sich nach seiner Persönlichkeit und nach seinem Einfluß und Ansehen, bei welchem das „Vermögen, der Reichthum“ auch bei den Zeltzigeunern zur vollen Geltung kommt. Stützt sich sein Ansehen auf Reichthum oder einen energischen Charakter, so beugen sich Alle seinem Willen; ist dies jedoch nicht der Fall, so kümmern sich die einzelnen mähliyá seines Stammes nicht weiter um ihn und leben sozusagen auf eigene Faust.

In den Versammlungen, welche foros mānushengrē, ketámesápe heißen und in welchen über die gesammten Interessen des Stammes (Programm über die Wanderung im nächsten Sommer, Austheilung des Territoriums, welches die einzelnen mähliyá durchstreifen wollen u. s. w.) berathen und beschlossen wird, haben nur die Saibidjo und der Vojvode Sitz und Stimme. Das bei den Versammlungen beobachtete Verfahren ist ungefähr folgendes: An dem für solche Zusammenkünfte bestimmten, abgelegenen Platze setzen sich der Vojvode und die Saibidjo in einen Kreis, während die einzelnen mähliyá sich ringsum lagern. Der Vojvode eröffnet dann die Versammlung, indem er die zu verhandelnden Gegenstände vorträgt. Gar oft ereignet es sich dabei, daß in Fällen, wo Streitigkeiten zwischen Mitgliedern des Stammes zu schlichten sind, diese sich nicht vereinigen können und die Versammlung unter Lärm und Zank ohne Beschluß auseinander geht, wobei es gar häufig zu handgreiflichen Thätlichkeiten kommt. Soll ein Beschuldigter überwiesen und bestraft werden, so beschränkt sich das ganze Verfahren auf die Abhörung der Zeugen. Sind nun die Entlastungszeugen zahlreicher, als die anklagenden, so wird der Betreffende freigesprochen, im entgegengesetzten Falle aber je nach dem Verbrechen zur Zahlung einer größeren oder geringeren Quantität von Branntwein verurtheilt, die er wo möglich sofort herbeizuschaffen hat. Dergleichen Bußen betreffen zum größten Theile Schlägereien, ertappte Diebstähle u. dergl. Ehebruch, der übrigens bei den Zigeunern nicht gerade zu den Seltenheiten gehört, berechtigt die gekränkte Partei, die Scheidung zu verlangen, wenn vor dem Vojvoden keine Versöhnung der Gatten stattgefunden hat. Wenn auch Mann und Frau sich gar häufig trennen und jedes von ihnen seine Wege geht, am Ende kommen sie doch zusammen und wenn nicht früher, so am St. Georgitag gewiß. An diesem Tage — bei einigen Stämmen am Ostertage — backen die Weiber eine Art Kuchen, der, durch verschiedene Kräuter gewürzt, einen nicht gerade unangenehmen Geschmack hat. Diesen Kuchen vertheilen sie dann unter Freund und Feind, und Jeder, der davon zehrt, muß sich mit dem Geber — sei er ihm auch noch so verhaßt — versöhnen. Diesem Kuchen werden auch geheimnißvolle Wirkungen zugeschrieben und namentlich soll seine Kraft in Liebeeangelegenheiten unzweifelhaft sein. Manche Maid raubt durch diesen Kuchen „das Herz und den Verstand“ des Burschen, der dann später in seliger Erinnerung singt:

Kásávo romñi ná jídel,	Wohl kein Weib bäckt solches Brot,
Ke kásávo máro tha del;	Wie mein süßes Lieb es hat
Sár m're gule tele pekel	In dem Wald, beim Festgelag'
Kána Sráto Gordye ável.	Mir am Sankt Georgi-Tag.
Furmuntel bute luludyá,	Knetet Blumen von der Au
Furmuntel yoy bute gármá,	In den Teig und frischen Thau,
Andre pekel but kámábe.	Bäckt hinein die Liebe groß. —
	Sklav' wird ihr, der es genoß!

Ehescheidungen — wenigstens auf kirchlichem Wege — kommen schon aus dem Grunde bei den Zeltzigeunern höchst selten und immer nur auf Grund körperlicher Gebrechen vor, weil ja Mann und Weib im Thun und Lassen frei und unabhängig von einander sind. Selbst ertappter Ehebruch zieht keine besonders schweren Folgen nach sich, höchstens werden die Thäter durch ein Gebot des Vojvoden auf kurze Zeit für „beschimpft“ (melálos) erklärt und müssen, vom Stamme ausgeschlossen [1]), allein wandern. Diese Acht dauert aber nur so lange, bis es dem Verpönten gelingt, durch ein Geschenk, gewöhnlich durch eine gewisse Quantität von Branntwein, sich die Gunst der Stammesgenossen wieder zu gewinnen, worauf er dann feierlich abermals in den Stamm aufgenommen wird und mit einer mähliyá desselben wandern und lagern kann.

Die gewaltsame Vertreibung von unbeliebten Stammesgenossen — selbst von Familienmitgliedern des Vojvoden — ist auch noch hentzutage gar nicht selten; ja es fehlt nicht an Beispielen, daß Stämme die Ausweisung eines Mitgliedes verlangten und dieses vom Vojvoden durch Gewalt erzwangen, so daß der Betreffende geächtet auf einige Jahre oder für immer den Stamm zu verlassen hatte. „Wir wollen ihn nicht haben!“ Dieser Refrain ist auch den Zigeunerweibern geläufig, wenn ihnen irgend ein Bursche mißliebig ist.

Solch eine Achterklärung, die nicht bloß in Ehesachen, sondern auch bei Thätlichkeiten u. dergl. von Seiten des Vojvoden auf allgemeines Verlangen der Stammgenossen als höchste Strafe angewendet wird, hat für den Zeltzigeuner in jeder Beziehung schreckliche Folgen. Abgesehen davon, daß er allein und einsam die Welt durchstreifen muß, wird er noch obendrein überall von den Behörden angehalten, da seine einzelne Erscheinung stets Verdacht erregt; kein Bauer giebt ihm Arbeit, keine Bauersfrau giebt ihm ein Almosen; Jedermann fürchtet sich vor ihm und glaubt, daß er bloß aus dem Grunde allein wandere, um desto leichter und sicherer Frevel verüben zu können. Zu all' diesen Uebelständen, die den einsamen Wandersmann auf Schritt und Tritt verfolgen, gesellt sich noch eine Art von Heimweh, ein Gefühl der Verlassenheit, das sein Gemüth gar oft aus Rand und Band löst. Man muß eben den Zeltzigeuner genau kennen, um die Größe der Strafe, die eine Inachterklärung für ihn enthält, beurtheilen zu können. Wie sehr er auch das ziel- und zügellose Herumschweifen in

[1]) Diese Sage, die wörtlich aus dem von mir 1883 aufgezeichneten Originaltext übersetzt ist, enthält — scheint mir wenigstens — eine verwischte Reminiscenz des weit verbreiteten Mythos, demzufolge sich ganze Völker von Hunden herleiten; vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 17: „Romulus und die Wölfen.“

[1]) Vergl. auch Liebich, Die Zigeuner, S. 40.

Digitized by Google

der Welt liebt, ebenso sehr hängt er an seinem Stamme, und allein von Ort zu Ort zu wandern, ist für ihn die denkbar größte moralische Strafe. Schon sein geschwätziges geselliges Wesen verleiden ihm das Alleinsein.

Diebstahl und Betrug an „weißen Leuten“ oder an Mitgliedern eines anderen Stammes begangen, sind straffrei; für den Fall aber, daß sie an einem Stammesmitglied verübt wurden, besteht die allen siebenbürgischen Zigeunerstämmen gemeinsame Satzung, welche den Beklagten und Ueberlieferten mit dem drei- bis neunfachen Betrage des entwendeten Gutes belangt. Auf bloßen Verdacht wird nichts gegeben. Als Zeuge fungirt Niemand gern, denn er ist dann für die Zukunft von Seiten des Beklagten und dessen Sippe gar argen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Zum Lobe der Zeltzigeuner sei es erwähnt, daß Diebstähle unter den Mitgliedern eines Stammes höchst selten vorkommen. Ich habe dies an mir erfahren. So lange ich nicht als „Mitglied“ in den Stamm (námipe) aufgenommen war, wurde ich tagtäglich von den Leuten, mit denen ich wanderte, bestohlen; nach meiner — übrigens schwer erwirkten — Aufnahme konnte ich aber unter den Mitgliedern „meines“ Stammes unbesorgt wandeln; doch nicht im Kreise der andern Stämme, deren „Genosse“ ich nicht bin.

Wie wir gesehen haben, so ist die Gewalt des Vojoden heutzutage sehr beschränkt. In früheren Zeiten mag es anders gewesen sein. Die Vojoden erhielten von den siebenbürgischen Fürsten, bisweilen auch von den städtischen Municipien, Bestallungsdekrete und waren hierdurch verpflichtet, so oft irgend ein Mitglied ihres Stammes mit den Behörden in irgendwelche Collision gerieth, dasselbe auszuliefern, überhaupt bei Fahndung eines Verbrechens thätige Beihilfe zu leisten, bisweilen auch mit dem eigenen Kopfe für die Seinigen zu haften. So stellte z. B. die Stadt Schäßburg noch im Jahre 1781 dem damaligen Vojoden des Tschale-Stammes, Namens Peter Mavo, in dessen Familie neben anderen wichtigen Dokumenten sich auch dies Aktenstück erhalten hat, eine derartige Bestallungsurkunde aus, in der es unter anderem ausdrücklich heißt, daß: „... Benambter Wojevode sich in den Schutz der ehrsamen Stadt Schäßburg begiebt, indem er mit lebendigem Wort und Handschlag am heutigen Dato das Versprechen abgab, bei Straffe des eigenen Leibes zu wachen über die Ehrsamkeit seiner Genossen und Genossinnen und dero Kinder samht Kindeskinder.“ Es ist jedoch ein Irrthum, anzunehmen, daß die Landesherren den jeweiligen Vojoden ernannt oder seine Wahl bestätigt haben. Die Vojoden-Würden sind in der Art erblich, daß, im Falle der zu einer solchen Berufene unmündig sein sollte, dessen Stelle bis zur Mündigkeit, d. h. Mannbarkeit (gegenwärtig nach Schluß des militärstellungspflichtigen Alters), von einem nächsten Verwandten versehen wird. Gewöhnlich bestimmt der Vojvode, sobald er alt und kraftlos geworden, seinen Nachfolger selbst; entweder seinen ältesten Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen seinen Bruder, oder wenn er auch keinen Bruder hat, seinen Schwiegersohn. Wird er abgesetzt oder stirbt er unversehens und ohne direkte Nachkommen, so wird sein nächster Verwandter zum Vojoden erhoben. Wenn mehrere gleichberechtigte Prätendenten vorhanden sind, so bäckt man eine Bohne in einen Kuchen, den man stückweise unter die Kandidaten vertheilt. In wessen Kuchenstück sich die Bohne befindet, der wird zum Vojwoden erhoben. Die Erhebung geschieht auf eine sehr einfache Weise: An dem dazu bestimmten Tage und Orte versammeln sich die Saibidjo der einzelnen mahliyá und während sie sich im Kreise aufstellen, steht der älteste Saibidjo mit dem jungen Vojvoden, den man in Amt und Würden seines Vorgängers einzusetzen beschlossen hat, in der Mitte und fragt die Anwesenden, ob sie diesen Mann zum Vojvoden haben wollen? Auf die Bejahung dieser Frage trinken die Anwesenden aus dem sogenannten Vojvoden-Becher [1]) Wein und versprechen dem neuen Häuptling in allen Dingen Unterwürfigkeit. Hierauf pflanzt der Vojvode einen Baum, unter dessen Wurzeln er Hirse und einige Eier in die Erde legt, damit „der Stamm unter seiner Führung wachse und gedeihe“. Sein Volk muß er nun je nach seinen Vermögensverhältnissen oft tagelang bewirthen, wobei es an skandalösen Vorfällen nicht fehlt.

Der Vojvode bekleidet heutzutage nur eine Ehrenstelle, die ihm nichts abwirft, außer Achtung von Seiten seiner Stammesgenossen. In früheren Zeiten aber zahlte ihm jede mahliyá je nach dem Stande ihrer Mitglieder jährliche Abgaben, die in Schweinen oder Geld bestanden. Heutzutage wird er auch viel leichter abgesetzt, als in früheren Zeiten, und zwar namentlich in folgenden Fällen: 1) wenn er alt geworden und seine Rüstigkeit verloren hat (in solchem Falle entsagt er von freien Stücken selbst seiner Würde); 2) wenn er dem Volke verhaßt geworden; oder 3) durch Leiden und Krankheit geplagt, an einen Ort gefesselt, nicht wandern kann. In solchen Fällen entsetzen ihn auf allgemeines Verlangen die Saibidjo und wählen aus seiner Familie einen neuen Häuptling. Doch eine solche Entsetzung kommt in den seltensten Fällen vor; häufiger werden die Saibidjo mit Einwilligung des Vojvoden ihrer Würde enthoben, doch auch dies geschieht stets nur aus triftigen Gründen. Es herrscht überhaupt in dem Verhältnisse zwischen Vojvode, Saibidjo und Untergebenen viel Patriarchalisches, und betrachten letztere ihren Vojvoden und Saibidjo als ihre Führer und Rathgeber, an die sie sich in allen Nöthen wenden, und die die Angelegenheiten ihrer Untergebenen stets als ihre eigenen betrachten. In früheren Zeiten, da die Willkür des Vojvoden nur durch die Sitte und das Herkommen gezügelt wurde, erlaubten sich mitunter die Berächter derselben die schreiendsten Mißbräuche und Gewaltthaten. Da kamen freilich Absetzungen der Vojvoden — aber doch immer noch selten genug — vor; denn es ist nicht in dem Charakter des Zigeuners gelegen, sich gegen das Hergebrachte, selbst in den denkbar schlechtesten Verhältnissen, aufzulehnen.

Somit wären wir am Schluß unserer Betrachtung über die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zeltzigeuner, die, wie wir glauben, so manchen romanistisch aufgeputzten, diesbezüglichen Irrthum aufklären wird. Um das Angestammte in diesen Sitten und Gebräuchen sowohl als auch im Charakter und Temperament der Zigeuner überhaupt herauszufinden, müßten wir das, was den unter verschiedenen Umgebungen und Verhältnissen lebenden Zigeunerstämmen und wo möglich schon ihrer Stammverwandten in der indischen Vorzeit gemeinsam ist, aufsuchen.

[1]) Ueber diesen Becher vergl. meinen Aufsatz: „Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner“ in der: Ungarischen Revue 1884.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Euphratthal-Eisenbahn.

Zu einem Vortrage, den A. Dumont am 6. Januar vor der Pariser „Geographischen Gesellschaft" hielt, discutirte derselbe das bekannte Projekt einer Euphratthal-Eisenbahn. Diese Bahn würde nach seiner Meinung am zweckmäßigsten von der Orontesmündung ausgehen und über Antakie (Antiochia), Haleb (Aleppo) und Bagdad nach dem Persischen Golfe führen. Ihre Länge würde etwa 1400 km betragen, die Reise von Marseille, Brindisi oder Saloniki nach Bombay würde durch sie um zehn Tage abgekürzt werden, und die großen Beschwerlichkeiten der Fahrt durch das Rothe Meer würden durch sie vollkommen vermieden. Die technischen Schwierigkeiten des Baues sind keine großen, da der Anstieg von der Küste zu dem Syrischen Plateau nur etwa 480 m beträgt, während der Abstieg entlang dem Euphrat ein ganz allmählicher ist. Die Kosten veranschlagt A. Dumont auf 250 Mill. Francs, und augenommen, daß die Schienenstraße nur 25 Procent der Reisenden und nur 5 Procent der Güter, die jetzt durch den Suezkanal und das Rothe Meer befördert werden, an sich zöge, so würde sich dieses Anlagekapital bereits genügend verzinsen. Dem Suezkanal würde aber für den vorausgesetzten Verlust eine reiche Entschädigung daraus erwachsen, daß der europäisch-indische Verkehr durch den Konkurrenzweg einen viel gewaltigeren Aufschwung nehmen würde, als es bisher der Fall war. Der lokale Verkehr auf der Bahn würde wenigstens auf den Strecken Orontesmündung (Selencia)–Haleb und Bagdad-Basra rasch ein sehr beträchtlicher werden, und außerdem wäre von dem Schienenwege auch ein neuer Aufschwung der alten Kulturebene Mesopotamiens, in der einst die großen Weltreiche Assurien und Babylonien blühten, zu erwarten. Wenn dieselbe heutigen Tages versumpft, versandet, versiecht und unbewohnt daliege, so sei daran nur die türkische Herrschaft schuld. Mit ähnlichen Maschinen, wie sie sich bei der Anlage des Panama- und Suezkanales bewährt haben, seien Entwässerungs- und Bewässerungskanäle zu graben, dadurch sei das reichlich vorhandene Wasser wieder besser zu vertheilen, und ungefähr zwei Millionen Hektar würden in einen großen Garten verwandelt werden, unter dessen menschlicher Bevölkerung wieder Wohlstand und Gesundheit herrschen. Für die dichtbevölkerten Länder Europas aber würde die „asiatische Lombardei", die von da aus in fünf bis sechs Tagen erreicht werden könnte, ein dankbares Kolonisationsfeld darbieten. — Der Präsident der Gesellschaft, Ferd. von Lesseps, erklärte sich mit den Ausführungen Dumont's in jeder Hinsicht vollkommen einverstanden. Da die Engländer das in Frage stehende Projekt aus handelspolitischen Gründen nicht allgemein mit freundlichen Augen ansehnen, obgleich dasselbe auch von Cameron vertreten worden ist, so darf man es ohne Zweifel auch in Deutschland mit Freude begrüßen, wenn sich die Franzosen dafür begeistern lernen. Daß die Anlage der Bahn für das gesammte kontinentale Europa mehr und mehr wünschenswerth geworden ist, und daß dieselbe mindestens einen Theil der von Dumont angegebenen Umgestaltungen nach sich ziehen dürfte, ist auch unsere Ueberzeugung. Für Frankreich würde daraus übrigens leicht eine Wiedergewinnung und Stärkung seines politischen Einflusses im Oriente resultiren können, und wir Deutschen wären kaum in der Lage, ihm diesen Erfolg zu mißgönnen. F. D.

Wettrennen in Buchara.

Die Bucharen haben ihre Wettrennen wie die Engländer und ihre Dschigitowka wie die Kantasier. Doch hat der Reitersport bei ihnen ein ganz besonderes, lokales Kolorit und Gepräge, und eigentlich sollte derselbe vielleicht Hammelreiten oder Hammeljagd heißen.

Die Unterhaltung hat gewöhnlich im Herbste statt, wenn die Feldarbeiten vollendet und Mann und Roß frei und wohlgenährt sind, wenn die kühlere Jahreszeit Leibesübungen begünstigt und die abgemähten Felder Spielraum für Reiterstückchen gewähren. Auch hierin besteht eine auffallende Aehnlichkeit mit den europäischen Herbstrennen und den kaukasischen Reiterspielen. Es verbieten sich dieselben eben überall von selbst zur Zeit der Sommerhitze, der Feldarbeiten und auf bebauten Terrain. Da in Buchara jeder Fuß breit Landes um die Hauptsitze der Bevölkerung bewässert und bebaut ist und durch unermüdlichen Fleiß zu dreifacher und vierfacher Ernte gezwungen wird, so befindet es sich genau unter denselben Bedingungen wie die Kulturländer Europas. Im Monat November, der nach Wetter und Wärme etwa dem Oktober in Paris oder Baden-Baden entspricht, giebt sich die ganze männliche Jugend oft tagelang und Tag für Tag dem Reitersport hin. Doch gilt der Hammelritt meistens der Feier einer Hochzeit, der Geburt eines Knaben, einer Verlobung oder sonst einer festlichen Gelegenheit.

Der Festgeber versammelt auf seinem Felde eine Anzahl berittener junger Männer und spendet den dazu erforderlichen Hammel (gewöhnlich von der großen Rasse mit Fettschwanz). Ein Feld, oder eine aus mehreren Feldern bestehende Ebene ist für die Dschigitowka bestimmt, aber keineswegs abgegrenzt, noch weniger eingezäunt. Weder die zuschauende Menge noch auch ein Graben oder Hohlweg im Terrain sind ein Hindernis für die freie Entfaltung des Reiterspiels. Bei der Hauptstadt Buchara, in der Gegend, wo der künftige Eisenbahnhof stehen wird, wohnte ich einer solchen Hammeljagd bei, an der etwa 10 bis 12 Reiter Theil nahmen. In Kermine fanden im Oktober und November 1887, während der Emir dort beim Beg zu Besuch weilte, täglich größere oder kleinere Rennen statt und zu Ehren des früheren Generalgouverneurs von Turkestan, des General Kaufmann, sollen bei Samarkand bucharische Reiterspiele veranstaltet worden sein, an denen 3000 Berittene Theil nahmen.

Gewöhnlich hält nun eine Anzahl älterer Bucharen zu Pferde in der Mitte als eine Art Preisrichter, die Zuschauer zu Fuß und zu Pferde bilden einen Ring um die Bahn, und armes Volk und Kinder harren auf den Moment, wenn der Hammel ihnen als Beute zufällt. Zu Beginn des Sports bringt der Festgeber einen frisch geschlachteten Hammel als Geschenk und als Gegenstand des Rennens dar. Er wirft ihn zwischen die Reiter auf den Boden. Die Aufgabe derselben besteht nun darin, den Hammel ohne abzusteigen vom Boden aufzuheben, wobei man ihn auf den Sattel und unter einen Schenkel schwingt, um so sein alleiniges Besitzrecht zu konstatiren. Im Vorbeijagen sich vom Sattel bis zur Erde zu bengen, um das Thier aufzuheben, steht verwegen genug aus, ist aber immerhin möglich und wird mehr oder weniger von allen orientalischen Reitervölkern geübt. Es entspricht ganz der Dschigitowka der Tscherkessen und Kosaken, welche auch in Petersburg bei der Maiparade von dem Gefolge des

Digitized by Google

Jaren aufgeführt wird, nur heben diese ein zur Erde gewor-fenes Taschentuch vom Boden auf oder treffen symbolisch einen am Boden liegenden Feind mit dem Kinschalis. So leicht wird es den bucharischen Reitern selten gemacht. Gewöhnlich stürzen sich zwei oder drei oder auch der ganze Haufen der Berittenen über das gefallachierte Schaf, ergreifen es am Felle, an den Füßen oder am Kopfe. Die Pferde, auf einen Knäuel zusammengedrängt, stehen auf dem Hammel und lassen ihn nicht entführen. Es entsteht nun ein Hin- und Herzerren, bei welchem dem Preisthiere öfters ein Bein oder sogar der Kopf abgerissen wird. Hat ihn aber einer erkostet, so jagt er davon und der ganze Knäuel entwirrt sich; die anderen bilden dann die Verfolger. Der glückliche Besitzer schleudert den Hammel in den Sattel und sucht darauf zu sitzen zu kommen oder ihn wenigstens mit dem Knie zu decken. Hat er ein überlegen gutes Pferd oder wird er nur lan verfolgt, so entkommt er, reitet einen weiten Bogen und wirft den getödteten Hammel weit entfernt an einsamer Stelle oder auch mitten unter den Sportsmen zur Erde. Damit beginnt der Kampf aufs Neue. Sehr gut sieht es aus, wenn zwei Reiter das schwarze Schaf gleichzeitig erfassen und nun Stoß an Stoß dahin jagen. Jeder bestrebt, das Thier dem Anderen zu entreißen und es in seine ausschließliche Gewalt zu bekommen. Sie nehmen die Nagaika (Peitsche) in den Mund, um beide Hände frei zu haben, und sie versuchen allerlei Wendungen, um einander zu überlisten. Dabei fliegt wohl der Turban (Tschalma) oder das Mützchen vom Kopfe, der Chalat wird abgeworfen, die Gesichter erhitzen sich, die Pferde schäumen und scheinen bewußt am Kampfe Theil zu nehmen, aber keiner will den Preis fahren lassen. Ist ein hoher Würdenträger anwesend, so bringt der Sieger demselben den Hammel zum Zeichen, daß er seine Lorbeeren ihm zu Füßen lege. Ist das Thier in Stücke gezerrt, so giebt man es den Armen und läßt ein neues Exemplar aufmarschiren. Ganz junge ebenso wie reifere Männer nehmen an dem Rennspiel Theil, für welches die ganze Bevölkerung sich begeistert.

Das bucharische Pferd, ganz verschieden von den hochbeinigen, schlanken Tekturkmenen-Pferden, ist von mittlerer Größe und, wenn unvermischt, von guter Rasse, in welcher arabisches Blut zu erkennen ist. Der Kopf ist durchweg klein und schön geformt, der Huf fest und von geringem Umfang; Mähne und Schweif dünn, die Brust kräftig. Durch den Paßgang und andere vervollkommnete Gangarten ist die Kruppe der bucharischen Rasse im Ganzen nicht schön entwickelt; sie sind von Charakter gutmüthiger als die Tekexpferde; die vorherrschenden Farben sind grau, falb und braun. Man reitet sie auf einem Holzsattel mit Filzunterlage und einfachem Gebiß. Sie stehen den ganzen Tag gesattelt und gezäumt im Freien, indem sie an einen runden Pfahl gebunden einen gewissen Spielraum zum Herumgehen behalten.

O. Henfelder.

Sakit latah.

In dem eben erschienenen zweiten Theile von „De Indisch Geneesheer“ von Dr. C. L. van der Burg kommen einige Mittheilungen über sakit latah vor, denen wir im Anschluß an „Globus“ Bd. 42, S. 381 und ebendas. Bd. 49, S. 376 Folgendes entnehmen: Ein Krankheitszustand des Nervensystems, welcher besondere Besprechung verdient, ist der, welcher im Malayischen latah genannt wird. Er nähert sich der Hysterie am meisten und besteht in einer erhöhten Reizbarkeit des Gehirns, wodurch eigenthümliche funktionelle Störungen hervorgerufen werden. In Englisch-Indien ist er ebenfalls beobachtet worden. Die Erscheinung scheint außerdem in Sibirien vorzukommen, denn Hammond in New-York berichtet über dieselbe auf Grund der Beobachtungen von Buckingham, Faulk und Walker Meleau, die in der Umgegend von Jakutsk gemacht wurden, wo man dieselbe miryachit nennt [1]).

Der Begriff, den der Eingeborene mit latah verbindet, ist ziemlich unbestimmt, so daß er ihn manchmal einfach auf sehr nervöse Personen anwendet.

Es kommt mir am besten vor, diese Krankheit unter die Funktionsstörungen des Nervensystems einzuordnen. Nicht selten ist sie nach meiner Meinung eine Folge der Nachahmung. Ich bin dieser Ansicht, weil in den meisten Fällen beim Erschrecken die gleichen Aeußerungen ausgestoßen werden, die also der Patient wahrscheinlich früher von Anderen gehört hat. Ich meine hiermit die plötzlichen Ausrufe, denn man kann eine Kranke, wie wir sehen werden, sagen lassen, was man will.

Die Krankheit wird im Indischen Archipel beinahe nur bei Eingeborenen beobachtet, seltener bei anderen Orientalen, sie kommt jedoch auch bei Farbigen (europäischen Halbblut) vor. Man trifft sie meistens bei Frauen, weniger bei Männern, und mehr bei älteren, als bei jüngeren Personen.

Das Eigenthümliche dabei ist, daß die eine oder andere Beobachtung zum Erschrecken Veranlassung giebt, wobnrch das centrale Nervensystem auf eine Weise gereizt wird, die sich durch bestimmte Handlungen äußert. Wenn man es streng nehmen will, findet man eine sehr schwache Analogie in den Ausrufen, die jeder wohl bei plötzlichem Schrecken äußert, doch der ganze Vorgang hat bei latah etwas Eigenthümliches. In leichten Fällen erschrecken die Patienten bei jedem unerwarteten Geräusch, selbst wenn sie ein gewisses Wort hören, z. B. den Namen eines Thieres, ohne daß sie vor dem Thier selbst bange sind. Bei diesem Erschrecken schlagen sie um sich, meistens nach irgend einem in der Nähe befindlichen Gegenstande, werfen etwas weg, was sie in der Hand halten und rufen dabei ein paar Worte oder einen Sinn aus, der nichts mit der Sache zu thun hat. Gewöhnliche Ausrufe sind: tjina loleng; ia anak tjina; orang tjina mati di goreng. Einige wollen bemerkt haben, daß häufig irgend ein unanständiges Wort genannt wird; ich habe das bei mehr Gebildeten nicht bemerkt, wohl aber, daß die Chinesen (orang tjina) öfter erwähnt werden.

Sehr auffallend ist die Angst, welche durch das Ausrufen irgend eines Thiernamens verursacht wird. Sogar wurde beobachtet, daß ein ausgezeichneter Tigerjäger, der ganze Nächte allein auf die Jagd ging, bei dem Hören des Wortes Tiger sich vor Schrecken krümmte. Wenn die Krankheit mehr entwickelt ist, dann zeigt es sich, daß der Wille nur träge und dem Centrum nach der Peripherie übertragen wird, denn zu den erwähnten Erscheinungen tritt ein unüberwindlicher Hang zur Nachahmung jeder Handlung, die man den Kranken vormacht [2]). Sie sind sich ihrer Handlungen bewußt, aber können dieselben nicht unterlassen. Man kann einer Frau, welche latah ist, die sonderbarsten Befehle geben, und sie wird dieselben sofort ausführen, wenn man sie laut und unerwartet anfährt. Dabei wiederholen sie die gesprochenen Worte ein oder mehrere Male, gewöhnlich mit fallendem Tone, während jeder folgende Satz kürzer als der vorhergehende wird. Ich will ein kurzes Beispiel geben. Sagt man plötzlich zu einer Frau: Eh! ma misti latah?, so wiederholt sie eh! ma misti latah ... ma, misti latah ... misti latah ... latah ... latah ... Meistens werden die letzten Worte am längsten wiederholt. Es versteht sich, daß Ausnahmen hiervon vorkommen. Nach einer solchen Wiederholung kommen sie zu dem Verständniß, daß sie verkehrt

[1]) Vergl. auch Jagor, Reise in den Philippinen, S. 131.

[2]) Das Wort wird von Van der Burg in der weiblichen Form gebraucht.

Digitized by Google

handeln. Es ist deutlich, daß dies entweder eine Folge der langsamen Wirkung des Willens oder einer langsamen Wirkung des Bewußtseins ist, wodurch sie nicht schnell genug der Eindrücke mächtig werden. Wenn man einer Frau, welche latah ist, eine Frage stellt und sie die Frage, anstatt zu antworten, wiederholt, merkt sie in dem darauf folgenden Augenblick den Irrthum, sucht zu antworten, aber kann, während sie sich über die Verkehrtheit ärgert, nur die Frage ganz oder zum Theil wiederholen. Daß die Sache ihr unangenehm ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß sie gewöhnlich gegen die Person, welche sie durch einen plötzlich gegebenen Befehl zum Begehen einer Thorheit gebracht hat, wüthend wird. Die Kranken werden häufig ein Gegenstand des Spottes und stehen dann, man möge sie nicht zu ihren sonderbaren Handlungen zwingen; zu beachten ist, daß die Bitte, die Quat zu endigen, immer wieder durch Worte unterbrochen wird, die sie nachsprechen, oder Handlungen, die sie nachmachen.

Obschon es mir scheint, daß latah nicht mit Hypnotismus auf eine Linie gestellt werden darf, meine ich doch, daß eine große Uebereinstimmung mit den Erscheinungen besteht, welche bei Suggestion beobachtet werden. Wer die Untersuchungen von Charcot, Liebault, Bernheim, Gilles de la Fourchette und Anderen über die Suggestion studirt hat, wird dem sicher beistimmen. Dabei ist jedoch beachtenswerth, daß die Erscheinungen von latah nicht nur durch eine Person bei dem Kranken (um ihn so zu nennen) hervorgerufen werden können, sondern daß Jeder, auch ohne daß der Wille dazu besteht, durch Anrufen oder plötzliches Erschrecken sie veranlassen kann. Eine nähere Untersuchung der Frage wäre sehr erwünscht und wird wahrscheinlich viel Licht bringen.

An diesem Zustande ist nicht viel zu thun, und nur moralischer Einfluß, ernste und wiederholte Hinweisung auf das Tolle und Erniedernde der Handlungen, Vermeidung solcher Umstände, welche Veranlassung geben können, und strenge Bestrafung helfen manchmal.

Vielleicht, daß durch eine gut geleitete hypnotische Behandlung oder durch Suggestion gute Folgen zu erzielen wären; ich habe jedoch darüber keine Erfahrung. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die Forschungsreise nach den neusibirischen Inseln, welche Baron Toll im Jahre 1885 zusammen mit Alexander Bunge unternommen hat, hielt der erstgenannte Herr am 3. März einen interessanten Vortrag vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Da wir aber in der glücklichen Lage sind, unseren Lesern in einer der nächsten Nummern einen Originalbericht des Reisenden vorlegen zu können, so ersparen wir uns darüber ein eingehenderes Referat.

Afrika.

— An Stelle des verstorbenen Kapitäns Van de Velde ist Lieutenant Hanenfe von der Regierung des Kongostaates ausersehen worden, die Expedition nach den Stanley-Fällen zu leiten, um der Welt Nachrichten von dem Major Bartellot in Nyangwa zu vermitteln, und der genannte Herr sollte am 15. März von Brüssel abreisen. Eine sehr empfindliche weitere Verzögerung der dringenden Angelegenheit bedeutet dies natürlich in jedem Falle.

— Aus der Gegend der großen innerafrikanischen Seen lauten die neueren Nachrichten bezüglich der Ausbreitung der europäischen Civilisation ebenfalls nicht sehr erfreulich. Besonders am Njassa-See soll es den arabischen Sklavenhändlern gelungen sein, eine arge Schreckensherrschaft über die Neger zu etabliren und sich zugleich auch den europäischen Missionsstationen furchtbar zu machen. Ohne kräftige Unterstützung seitens der interessirten Regierungen dürfte hiernach leicht eine ganze Anzahl derselben demnächst geräumt werden müssen, wenn ihre Bewohner nicht dem Schicksale der Niedermetzelung verfallen sollen. Wenn die islamitischen Araber die Christen schon ganz im Allgemeinen als ihre geschworenen Feinde betrachten, so ist dies natürlich noch in einem viel höheren Maße der Fall mit den arabischen Sklavenhändlern in Bezug auf die christlichen Missionäre, da die letzteren ihrem Gewerbe zu nahe treten. Die Station Karonga am Njassa-See wurde von ihnen in Asche gelegt, nachdem sie von Missionären verlassen war.

Bücherschau.

— Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel. Leipzig 1888. (F. A. Brockhaus.) — Dieses stattliche Buch von 550 Seiten kommt zur rechten Zeit wie kaum ein zweites. Aller Augen sind ja seit Jahren mit gespannter Aufmerksamkeit auf den deutschen Helden und Forscher gerichtet, der inmitten der Anarchie, die der Mahdi-Aufstand in den Ländern am oberen Nil geschaffen hat, die Fahne der europäischen Civilisation hoch hält und unerschrocken auf seinem Posten ausharrt. Daß derselbe in den zehn Jahren, die er seines Amtes gewartet, einen ungeheuren Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt hat, haben wir aus seinen Veröffentlichungen in „Petermann's Mittheilungen“ sowie in anderen Zeitschriften genugsam gesehen. Zu einer Zusammenstellung dieser Veröffentlichungen sowie zu einer Vervollständigung derselben durch die brieflichen Nachrichten, die er über seine Thätigkeit nach Europa sandte, war es aber bisher nicht gekommen. Die Herausgeber des vorliegenden Bandes erwarben sich also durch ihre Arbeit ein großes Verdienst. Sowohl für die Kenntniß des Naturlebens der ehemaligen ägyptischen Aequatorialprovinz als auch für die Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse bildet das Werk eine unschätzbare Fundgrube.

Inhalt: Die neueren Forschungen am oberen Hoangho. (Mit zwei Abbildungen.) — Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. XII. (Fortsetzung. Mit vier Abbildungen.) — Dr. Heinrich von Wlislocki: Die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zelt-Zigeuner. — Kürzere Mittheilungen: Die Eupkrathal-Eisenbahn. — Wettrennen in Buchara. Von O. Heufelder. — Sakit latah. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 10. März 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

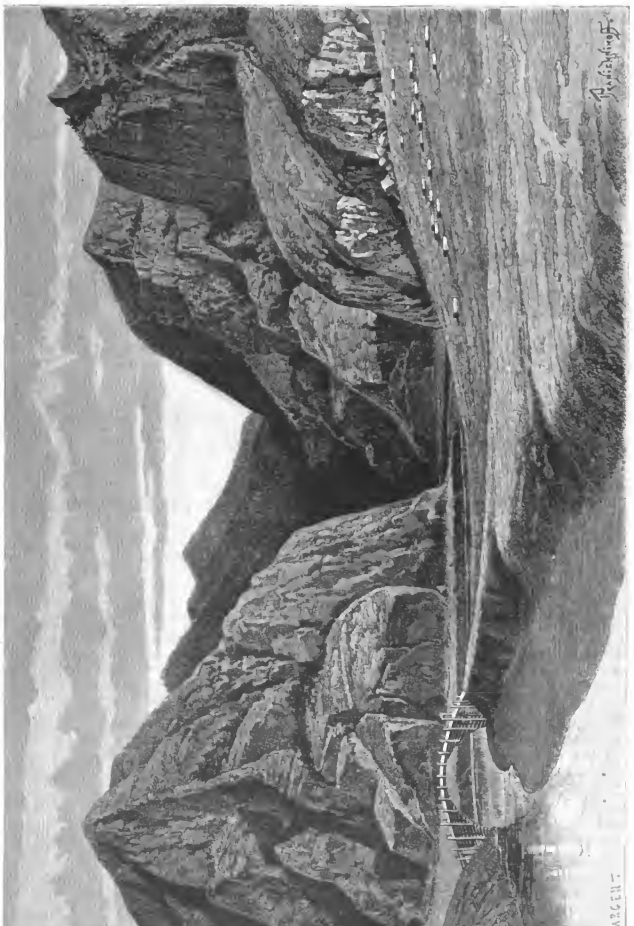
Die neueren Forschungen am oberen Hoangho.

Die Landschaftsbilder, welche durch die nagende Thätigkeit der Tributärströme des Gelben Flusses in dem mittleren Kansu, sowie in den daran anstoßenden Districten von Tibet geschaffen worden sind, sind von einer unbeschreiblichen Großartigkeit, und sowohl Prshewalski als auch Potanin und die Berichterstatter der Szechenyi'schen Expedition — Kreitner und Loscy — werden nicht müde, denselben ihre Bewunderung zu zollen. Düstere, wilde Schluchten mit jähen, nackten Wänden aus Löß, Sandstein, Kalkstein, Gneiß und Granit contrastiren mit grünen, reich angebauten Ebenen, und von den Anhöhen, die zwischen den Stromthälern liegen, hat man die zauberhaftesten Fernsichten. So sagt Prshewalski beispielsweise von dem Gebirgsrücken, der zwischen dem Dscharyn-Gol und dem Hoangho liegt: Ein großartiges Panorama breitete sich zu unseren Füßen aus, als wir die Paßhöhe erreicht hatten. Riesige Berge lagen vor uns im Norden, sowie hinter uns im Süden, und dieselben tauchten ihre Spitzen, die zum Theil von ewigem Schnee bedeckt sind, in die Wolken. Dazwischen lagen Thäler, die theils lieblich und grün, theils felsig und fruchtbar waren. Wohin sich das Auge auch wendete, es erblickte ein großartiges, erhabenes Bild. Man beneidete den Adler, der sich in die Lüfte heben und über all die Herrlichkeit leicht hinwegschweben kann, und zugleich kam einem die Nichtigkeit des menschlichen Daseins und die Kleinheit des eigenen Ichs zum vollen Bewußtsein.

Besonders großartig ist das Thal des Tetung-Gol, der als der weitaus bedeutendste Abfluß des gletscherbedeckten Nan-schan gelten muß. Derselbe strömt zuerst auf einer ausgedehnten Strecke in einem Längsthale zwischen zwei Parallelketten des genannten Gebirges ostsüdöstlich, bricht dann unterhalb des Klosters Tschertynton in südwestlicher Richtung durch die südliche Kette hindurch, und erreicht, abermals in einem Längsthale (zwischen der Verlängerung des Kukunor-Gebirges und dem eigentlichen Nan-schan) fließend, oberhalb Sin-tscheng den Hoangho. Die Glanzpunkte der Tetung-Gol-Scenerie liegen natürlich bei seinem Querdurchbruche, und vor diesem erhebt sich auch am linken Ufer des Flusses die genannte Tempel- und Klosterstadt, in der 800 buddhistische Mönche (Lamas) ein träges und beschauliches Leben führen, ohne viel an die Verwerthung und Bebauung der kulturfähigen Ländereien rund herum zu denken (S. Abbildung 1 und 2). Prshewalski besuchte Tschertynton sowohl im Jahre 1872 als auch im Jahre 1880.

In dem Längsthale zwischen dem Kukunor-Gebirge und dem eigentlichen Nan-schan fließt dem Tetung-Gol der Sinin-Gol — sein beträchtlichster Nebenfluß — zu, und an diesem letzteren liegt in einer Weitung des Thales die große Stadt Sinin, die etwa 60000 Einwohner zählt, und die den genannten russischen und österreichischen Forschungsreisenden wiederholt als Quartier diente. Unter den Schluchten, die der Sinin-Gol (der in seinem Unterlaufe auch Nimbi-Muren genannt wird) durch den Löß in den Kalkstein und Granit eingegraben hat, ist die von Lan-wa-sia die gewaltigste. In ihr beobachtete die Potanin'sche Expedition auch eine Anzahl großer Riesentöpfe, die gleichfalls als Erosionswirkungen zu deuten sind. Die größeren Thalweitun-

Digitized by Google



Thal des Tetung Ghol

Digitized by Google

gen, wie die von Toukerr (Donkyr), von Sinin und von Lan-va-sia und Nimbi sind sehr fruchtbar und kulturfähig. Aehnlich liegen die Verhältnisse auch bei dem Ping-fan-ho (Dscharyn-Gol), der sich östlich von dem Tetung-Gol mit dem Hoangho vereinigt. Wilde Schluchten im Löß sowie im Urgestein wechseln auch hier mit breiten Ebenen ab.

Der Tao-ho, der den Hauptabfluß des rechtsseitigen Hoangho-Gebietes oberhalb Lan-tschou-fu bildet, strömt gleichfalls durch eine Reihenfolge von engen, romantischen Löß- und Sandsteinschluchten und weiten, fruchtbaren Becken dahin, und derselbe wird in seinem Oberlaufe auch von prächtigen, schneebedeckten Alpengebirgen begleitet; und ähnlich auch der Da-sia-ho. Uebrigens besteht auch in der Laufrichtung dieser beiden Ströme ein gewisser Parallelismus mit den linksseitigen Tributärströmen des Hoangho, nur sind die Umbiegungen aus dem Längsthale ihres Oberlaufes in das Querthal ihres Unterlaufes viel plötzlicher und entschiedener. Die Thalweitungen des Tao-ho (bei Min-tschen), des Da-sia-ho (bei He-tschou), des Urungou und des Tschitai sind viel reicher und angebauter als die der linksseitigen Hoangho-Nebenflüsse. Die betreffende Gegend ist vielleicht die an Naturschönheiten reichste in ganz China.

Natürlich sind die Nebenflüsse des Hoangho alle in der gleichen Weise wie der Hauptfluß in ihrem Charakter von den Wechselfällen des Klimas abhängig. Die Reisenden, die sie im Winter passirten, sahen sie als dünne, seichte Rinnsale daher fließen, und ihr Wasser erschien ihnen klar grün oder blau. Ja an den Ufern von manchen der-

Die Tempelstadt Tschertynton.

selben blühte Salz und Salpeter aus dem Boden heraus, um denselben wie frisch gefallener Schnee zu bedecken, und die Flußanwohner konnten kommen, und Salinen an ihnen anlegen. Sobald aber der sommerliche Monsun über das Land hinwegweht und seine Regengüsse über Gebirg und Thal ausschüttet, füllen sich die tiefen Betten zum Ueberfließen an, und dann wird die Fluth von dem Löß trübe und gelb, und durch die Schluchten wälzen ungeheure Schlamm- und Wassermassen hindurch, die Alles mit sich fortzureißen suchen, was sich ihnen in den Weg stellt. Dann erst lernt man sie in ihrer bodengestaltenden Kraft kennen. Den Bewohnern liefern sie auch in der trockenen Jahreszeit genügendes Wasser zur künstlichen Berieselung ihrer Felder, die dieselben zumeist vermittels sinnreicher Schöpfräder und ausgedehnter Kanäle bewerkstelligen.

Ein Reiz, der den europäischen Gebirgsströmen eigenthümlich ist, fehlt den in Frage stehenden Hoangho-Nebenflüssen im Allgemeinen: das dichte Waldkleid der Uferberge. Nur am oberen Tao-ho und am Tetung-Gol (besonders bei Tschertynton) ist es in einem höheren Maße vorhanden, und dort ist der Wuchs der Fichten sogar zum Theil ein sehr stattlicher. Im Uebrigen ist der Waldwuchs nur ganz sporadisch zu bemerken, und man wird schwerlich irren, wenn man vor allen Dingen die Lößbedeckung der Berge als das waldfeindliche Moment in dem Lande ansieht. Dieselbe erreicht ja auch selbst auf Höhen von 2500 m eine Mächtigkeit von 60 bis 100 m. Bei der Porosität der fraglichen Schicht sickert aber der Regen sofort durch sie hindurch, und die Baumwurzeln finden dann auch selbst in sehr bedeutender Tiefe nichts, wovon sie sich nähren können. Die Waldungen

Digitized by Google

stehen augenscheinlich allenthalben nur an solchen Stellen, wo das ältere Gestein durch irgend einen günstigen Umstand von der Lößüberlagerung befreit oder freigehalten worden ist. Den Thälern geben namentlich hohe Pappeln (Populus Przhewalskii) und Weiden ein freundliches Ansehen, außerdem aber auch vielfach Aprikosen- und Birnenbäume, sowie andere Obstbäume. Daneben werden in denselben angebaut: Reis, Hirse, Weizen, Hanf, Bohnen ꝛc. In dem Gebiete des Tao-ho, des Da-sia-ho und der übrigen rechtsseitigen Nebenflüsse des Hoangho sind aber nicht bloß die Thäler, sondern auch die Anhöhen und Plateaus bis über 3000 m hinauf von diesen Kulturpflanzen bestanden — Dank demselben gelben Lößboden, der den wildwachsenden Waldbäumen die Existenz unmöglich macht, aber natürlich immer mit Zuhilfenahme künstlicher Bewässerungsanlagen. In den Felsspalten der Schluchten wuchern die verschiedensten Strauchwerke, wie Berberitzen (Berberis vulgaris), Ebereschen (Sorbus aucuparia), Caraganas (Caragana frutescens), Lonicceren (Lonicera hispida), Rosen, Spiräen, Weiden, Ribesarten ꝛc. Guter Graswuchs, der für zahlreiche zahme und wilde Thiere die Grundlage der Existenz bietet, findet sich beinahe allenthalben.

In der Richtung auf die Quellen des Hoangho wird die gesammte Vegetation spärlicher und spärlicher, indessen ist der Gras- und Kräuterwuchs in der Gegend des Oring-Nor und Dscharing-Nor, sowie an den „Tausend Quellen“ (in der Oduntala) noch reich genug, um großen Scharen von wilden Yaks, Khulanen, Anti-

Chara-Tangut zu Pferde.

lopen, Kamelen, Bergschafen, sowie auch den Heerden nomadisirender Tanguten hinreichende Nahrung zu gewähren. Die Sümpfe der Odantala, die nach Prshewalski einen Flächenraum von reichlich 60 km Länge und 30 km Breite einnehmen, sind mit einem dichten Buschs von tibetanischen Binsen (die „hart wie Eisendraht“ sind) bedeckt, ähnlich wie diejenigen des südlichen Tsaidam. Wahrscheinlich hat man es eben in beiden Fällen mit ehemaligen Seen zu thun, die durch die Stromsedimente und Staubstürme erst in dem jüngsten Erdalter ausgefüllt worden sind, und von denen der Oring-Nor und Dscharing-Nor, sowie (bei dem südlichen Tsaidam) der salzige Tabasun-Nor und Chuzutu-Nor die hauptsächlichsten Ueberreste bilden. Fische und Wasservögel giebt es in den Gewässern nahe den Hoangho-quellen in ungeheuren Zahlen. Bären besuchen die Gegend besonders im Spätsommer, wenn die Früchte des Charmykstrauches (Nitraria Schoberi), die eine Lieblingsspeise für sie abgeben, reif sind.

Während das südliche Tsaidam, sowie das Quellenland des Hoangho sich im Sommer durch den feuchten Monsun so zu sagen in einen einzigen ungeheuren Sumpf verwandeln, so tritt in dem nördlichen und westlichen Tsaidam, sowie in dem eigentlichen Tibet — jenseits des Bajan-chara-ula-Gebirges — die centralasiatische Wüste mit ihren Flugsandstrecken und Salzefflorescenzen in ihr Recht ein. In dem zuletzt genannten Lande fließt nur der obere Langtschiang als breiter und tiefer Strom parallel mit dem Hoangho gegen Ostsüdost. Prshewalski fand denselben an der Stelle, wo er ihn auf seiner letzten Reise (1884) vergebens zu durchfurten suchte, über 100 m breit.

Was das Klima des oberen Hoangho-Gebietes anbetrifft, so ist dasselbe vor allen Dingen durch sehr große Extreme von Wärme und Kälte, sowie von Feuchtigkeit und Trockenheit ausgezeichnet. Im Winter erlebte es Prshewalski wiederholt, daß das Thermometer unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers herabsank, noch in der zweiten Hälfte des Mai beobachtete er in der Gegend der Dsuntala — 23° C., und im Juli kamen wenigstens in klaren Nächten Temperaturen von — 5° C. vor. Regen oder Schnee gab es daselbst während des Sommers fast alle Tage — zuweilen mehrere Tage ohne Unterbrechung —, und häufig gingen die Schneestürme mit so niederen Temperaturen Hand in Hand, daß Menschen und Thiere furchtbar unter ihnen litten. Andererseits stieg das Thermometer an demselben Orte während des Mittags, auch Anfang September, noch auf nahezu 27° im Schatten. Neben den Schneestürmen sind die Sand- und Staubstürme die furchtbarste Geißel der Gegend. Dieselben treten besonders im Winter und Frühjahr auf und sie entfalten eine ganz ähnliche Gewalt bezüglich des Transportes von lose daliegenden Bodentheilen wie die Regengüsse und Hochwasser der Ströme. Prshewalski verzeichnete aber im Tsaidam auch während des August (1879) nicht weniger als 10, und darunter drei von furchtbarer Gewalt. Von einem anderen derartigen Sturme sagt er: Es wurden solche Massen von Sand und Kies aufgewirbelt, daß die Atmosphäre sich verdunkelte und in kurzer Zeit trotz der Mittagsstunde vollkommene Finsterniß um uns herrschte. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß er die umstehenden Gesträuche und Halme aus dem Boden riß und in die Luft entführte. Die Temperatur stand auf + 34,7° C. Kaum wußten wir unsere Augen vor dem Staube zu schützen. Der Sturm währte auch die ganze Nacht hindurch, erst am anderen Morgen trat Regenwetter ein, während die Temperatur auf + 13,8° hinabsank [1]). Gustav Kreitner beschreibt einen Staubsturm, den er im Winter des Jahres 1879 zwischen Lan-tschau-fu und Ping-fau-schien erlebte, mit folgenden Worten: „Das Barometer war seit 24 Stunden um ein Bedeutendes gefallen. Statt des erwarteten Schneefalles aber erhob sich ein heftiger Südostwind, der den fußhohen Staub von der Straße, den trockenen Feldern und den bloßliegenden Gebirgshängen in die Höhe wirbelte. Solche lästige Erscheinungen gleichen in einer Richtung vollständig den Morgennebeln, wie wir sie im Spätherbst an größeren Flüssen Europas häufig beobachten können. Bald erblicken wir die verschwommenen Konturen der nahen Berge, bald werden wir von einer anrückenden, dichten Wolke so umhüllt, daß unsere nächsten Begleiter nur durch das Gehör wahrgenommen werden können. Die Sonne verschwindet, selbst der runde Lichtschimmer, welcher noch bei dichten Herbstnebeln deren Stand in allgemeinerem Umrissen andeutet, weicht allmählich der vorherrschenden, grauen Dämmerung. Wenn nach stundenlanger Finsterniß der Sturm sich allmählich legt, dann erscheint noch tagelang die Sonne jedes blendenden Glanzes beraubt, wie durch ein dunkelblaues Blendglas verdeckt [1]). Am heftigsten sind die betreffenden Stürme natürlich dort, wo sich das Hoangho-Gebiet mit der abflußlosen Wüste berührt.

Spinnende Tangutin.

Wie in dem oberen Hoangho-Gebiete die Naturphänomene der centralasiatischen Wüste und die Naturphänomene des peripherischen Asien in einander spielen, so ist es nach den uns vorliegenden Forschungen der genannten Reisenden auch mit den Phänomenen des Völkerlebens der Fall. Unbändige Wüstenstämme kommen daselbst in innige Berührung mit der chinesischen Gesittung, ohne sich aber jemals ganz von derselben gefangen nehmen zu lassen, und die drei Hauptreligionen Asiens — der Konfucianismus, der Mohammedanismus und der Buddhismus — wirken daselbst bald feindlich, bald freundlich auf einander ein. Von dem letzten erbitterten Kampfe, den der Mohammedanismus der Dunganen gegen den Konfucianismus der Chinesen in den sechziger und siebziger Jahren unseres Jahrhunderts führte, erzählen noch heute Hunderte von Ruinen in dem Lande. Der Konfucianismus ging aber als der unbestrittene Sieger aus dem Kampfe hervor, und heute herrscht deshalb, namentlich in den Städten, das Chinesenthum überall, und die Sinisirung der nichtchinesischen Stämme scheint gegenwärtig viel größere Fortschritte zu machen, als es in früheren Zeiten der Fall war.

Die Dunganen sind mit den Türken verwandt und sollen vor etwa 400 Jahren unter ihrem Imam Rabbane von Samarkand eingedrungen sein und den schiitischen Glauben in die Gegend verpflanzt haben. In der Sprache

[1]) Vergl. Prshewalski, Reisen in Tibet ꝛc. (Jena 1884), S. 56.

[1]) G. Kreitner, Im fernen Osten (Wien 1881), S. 561 f.

Digitized by Google

Der Tempel von Tſchetſchen.

Tangutenhütte in Gan-ſu.

Digitized by Google

haben sie sich sinisiren lassen, in Sitte und Brauch halten sie sich aber von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen, und so erhalten sie sich als ein fremdartiges, ethnologisches Element, ähnlich wie bei uns die Juden. Insolgedessen wird aber ihre Organisation als eine Art Staat im Staate betrachtet, und die Chinesen, die sonst gegen die Religion so gleichgültig sind, sind jederzeit geneigt, sie zu bedrücken und zu verfolgen. Ihre Kleidung ist chinesisch, nur tragen sie eine fremdartige Plattmütze. Beim Gottesdienste bedienen sie sich der arabischen Sprache (wie die Juden der hebräischen). Es sollen etwa 50000 bis 60000 Familien in dem Distriete von Si-nin-fu leben.

Den Dunganen verwandt und mit ihnen vielleicht identisch sind die **Salaren**, an dem rechten Ufer des Hoangho. Diese sprechen nach Potanin das Türkische noch in großer Reinheit. In der Kleidung erscheinen nur die Männer vollkommen sinisirt, während die Frauen als das konservativere Geschlecht eine fremdartige Tracht festgehalten haben: weite Pumphosen, ein eigenthümliches faltiges Oberkleid und eine spitze Mütze, die zugleich auch den oberen Theil des Rückens bedeckt. Ihre Gottesdienste halten sie in Moscheen, die aber ziemlich reich mit chinesischen Emblemen — Drachen, Löwen und Tigern — geziert sind.

Ein sehr merkwürdiger Stamm sind auch die **Daldy Prshewalski's** (von den Chinesen Tunschen, von den Tanguten Kar-lun genannt), im Norden von Sinin-fu, mit denen wieder die **Schirongolen** Potanin's, im Hoanghothale bei San-tschuan, nahe verwandt zu sein scheinen. Dieselben sprechen eine aus Mongolisch, Chinesisch und Tangutisch zusammengesetzte Mischsprache, und auch bei ihnen haben die Frauen eine selsame Tracht, die nur ihnen eigen ist, während die Männer sich in der Weise der Chinesen tragen. Prshewalski fühlte sich durch die Daldy-Mädchen an die russischen Dorfschönen erinnert, und der Kopfputz derselben hat noch ihm große Aehnlichkeit mit dem russischen Kokoschnik. Nach den ebengenannten Forschern Ansicht staunen die Daldy gleich den wenigen **Kirghisen**, die das obere Hoangho-Land bewohnen, aus der Gegend von Samarkand, und ihre Eigenheiten bezeichnen eine Mischung der arischen und mongolischen Rasse. Durch lange und vielfache Kreuzungen — ihre Einwanderung datirt jedenfalls früher als diejenige der Dunganen — ist ihr ursprünglicher Volkstypus ihnen verloren gegangen, und nur bei den Frauen ist er, der allgemeinen Regel gemäß, noch ziemlich gut wahrzunehmen. Die Daldy bei Sinin zählen nur etwa zehntausend. Die Schirongolen schicken ihre Kinder vielfach in buddhistische Klöster, und dadurch ist unter ihnen eine Klasse von buddhistischen Lamas entstanden.

Alle die angegebenen Stämme beschäftigen sich in der Hauptsache mit Acker- und Gartenbau, die Dunganen sind aber zugleich sehr schlaue Kaufleute, und man redet ihnen auch in dieser Hinsicht Aehnliches nach wie unseren Juden.

Die höheren Plateau- und Gebirgstheile haben beinahe allerwärts die **Tanguten** inne, und dieselben müssen von den Quellen des Tao-ho, am Fuße des Ya-lschan, bis über den Kuku-Nor hinaus, als die eigentliche Hauptbevölkerung sowie vielleicht auch als die Urbevölkerung des Landes angesehen werden. In ihrem Typus sind sie den Tibetanern ähnlich. Mittelgroß, mit länglicher, an den Seiten eingedrückter Gesichts- und Schädelform, ohne vortretende Backenknochen, geradnasig, groß- und geradäugig, wenig bärtig, weichen sie schon äußerlich von den übrigen sehr beträchtlich ab. Die Chinesen nennen sie im Allgemeinen Si-phan und unterscheiden unter ihnen gelbe (Bei-phan) und schwarze (Chei-phan), die ersteren wohl von der gelben Tracht ihrer Lamas, und die letzteren von der schwarzen Farbe ihrer Zelte. Im Allgemeinen sind sie nomadisirende Hirten, nebenbei liegen sie aber auch der Räuberei ob, und Prshewalski hatte immer vor ihnen auf der Hut zu sein und wiederholt ihre heimtückischen Angriffe abzuwehren. Die gefürchtetsten Räuber sind die sogenannten **Tebu-Tanguten** am oberen Tao-ho. Nur wo sie mit den Chinesen und Daldy zusammenleben, haben sie sich daran gewöhnt, Ackerbau zu treiben, und in chinesischen Fansen zu hausen. In den Gebirgsthälern des Tetung-Gol treiben sie zwar Viehzucht, sie sind aber daselbst festsäßhaft und wohnen in leichten Holzhütten. (S. Abbildung 6.)

Mühle bei Tscheibsen.

Am häufigsten ist die Seßhaftigkeit unter den **Chara-Tanguten**, die in ihren anatomischen Merkmalen mit der mongolischen Rasse übereinstimmen: mit breitem Gesicht, schiefliegenden Augen, vorstehenden Backenknochen, abstehenden Ohren und ziemlich dunkler Hautfarbe. Die Tangutenfrauen tragen das Haar geschreitelt und in zahlreiche Zöpfchen geflochten, und die letzteren fallen durch zwei breite, mit Korallen oder Metallplättchen verzierte Bänder mit einander verbunden auf den Rücken hinunter. Die Männer rasiren Scheitel und Gesicht und tragen nur hinten einen kleinen Zopf. Im Uebrigen besteht die Kleidung bei Männern wie bei Frauen aus einem Schafpelz, einem langen bannwollenen oder wollenen Kittel, gleichen Beinkleidern, chinesischen Schuhen und einer Pelzmütze oder einem niedrigen Hute. In der warmen Jahreszeit bleiben Arm, Schulter und Brust der rechten Seite entblößt. Als Waffen dienen ihnen Pike, Säbel und Luntenflinte, und die letztere ist bei ihnen in der Regel viel besser im Stande, als bei den chinesischen Soldaten. Ihren Hauptreichthum bildet ihr Viehstand, der vor allen Dingen aus Yaks und Schafen und nur zu einem geringen Theile aus Pferden und Kameelen besteht, und als Nahrung dient ihnen Milch, Fleisch, Fett, Tschuma (die Knollen von Potentilla anserina), Thee und Tsamba. Aus Yakhaaren und Wolle spinnen sie selbst Stoffe zur Herstellung der Kleider und Zelte. Prshewalski nennt sie schmutzig, feig, falsch, habsüchtig, räuberisch, abergläubisch, mürrisch, finster, ungastlich, so daß man sich kaum einen unliebenswürdigeren Volkscharakter denken kann. Auch Kinder sah Prshewalski bei ihnen weder lachen noch fröhlich spielen. In der Anrede gebrauchen sie das Wort „Ata“, d. i. „Herr“, und bei der Begrüßung strecken sie beide Hände horizontal aus und sagen Ata-te-mu, d. i. „Sei gegrüßt, Herr“. Die seßhaften Tanguten leben in Vielweiberei, und das Weib ist bei ihnen kaum viel mehr als ein Lasthier. Die Religion der Tanguten ist der Buddhismus, und zwar ist derselbe bei ihnen in dem höchsten Maße

Digitized by Google

mit Schamanismus durchsetzt. Eine besondere Lama-Klasse — Satsa genannt, und durch besondere Haartracht ausgezeichnet — versteht nach ihrem Glauben Regen und Schnee herbei zu zaubern, Menschen und Thiere zu behexen ꝛc. Aehnlich wie die Tibetaner sind die Tanguten auch eifrige Rosenkranzbeter, und vor heiligen Stätten werfen sie sich auf ihren Wanderungen beständig nieder. Kein Wunder, daß ihr Land zugleich auch ein Land der Lamas und Klöster ist wie kaum ein zweites in der Welt. Die berühmtesten dieser Klöster und Tempel sind Labran, an einem Quellflusse des Da-sia-ho, das reichlich 3000 m über dem Meeresspiegel liegt und aus mehreren Hundert wohlgebauten Häusern besteht; Gumbum, auf dem Plateau südlich von Sinin-fu, das zugleich ein wichtiger Betriebsplatz russischer Waaren nach Tibet ist; Tscheibsen, das nördlich von Sinin-fu inmitten einer prächtigen Gebirgsscenerie liegt (S. Abbildungen 5 und 7), und das oben erwähnte Tschertynton. Gleich den christlichen Klöstern ahorbirten auch diese buddhistischen im Laufe der Jahrhunderte gewaltige Reichthümer, und den Mönchen darin fällt aus diesem Grunde ihr beschauliches Leben nicht besonders schwer. Den europäischen Reisenden gewährten dieselben übrigens in sehr löblicher Weise, was diese anderweit in der in Frage stehenden Gegend vergebens suchten: Gastfreundschaft. In Tscheibsen kehrte Prshewalski auf allen drei Reisen ein, auf denen er die Gegend berührte (1873, 1880 und 1884[1]).

[1]) Bergl. neben Prshewalski, Reisen in Tibet (Jena 1884): Iswestja der k. Russischen Geographischen Gesellschaft 1887, S. 290 ff., S. 361 ff. und S. 481 ff.; G. Kreitner: Im fernen Osten (Wien 1881); sowie L. von Loczy, die Umgebung von Hsin-ning-fu („Globus", Bd. 52, S. 161 ff.).

Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nord-Europa und die Frage nach der Heimath der Arier.

Von K. Penka.

In dem am 17. December 1886 vom Reichsantiquar H. Hildebrand in der anthropologisch-geographischen Gesellschaft in Stockholm gehaltenen und zunächst durch mein letztes Werk[1]) veranlaßten Vortrage „über die Urheimath der Arier"[2]) hat derselbe gegen die von mir vertretene Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Arier den Einwand erhoben, „es sei bewiesen, daß die Buche während des Steinzeitalters Südskandinavien noch nicht angehörte, daß diese Zeit die Periode der Nadelhölzer gewesen, daß hernach die Eichenperiode gekommen sei, welche mit dem Bronzezeitalter zusammenfalle, und daß zuletzt erst die Buche aufgetreten sei". Ist wirklich erst die Buche zur Eisenzeit im skandinavischen Norden aufgetreten, so ergiebt sich von selbst, daß die Ansicht, welche die Bewohner Südskandinaviens (Dänemarks und des südlichen Theiles der skandinavischen Halbinsel) zur Steinzeit mit dem arischen Urvolke, das die Buche bereits kannte, identificirt, unmöglich richtig sein kann. Da derselbe Einwand gegen meine Theorie auch von Sir George Birdwood im Laufe der Diskussion erhoben worden ist, die während des Monats September 1887 in den Spalten der „Times" im Anschluß an den von Prof. A. H. Sayce als Präsidenten der anthropologischen Section der British Association in der Versammlung zu Manchester gehaltenen Eröffnungsrede[3]) geführt wurde, so erscheint es nothwendig, diese Frage einer eingehenderen Erörterung zu unterziehen, um zu sehen, ob wirklich die angeführte Behauptung als erwiesen und der hierauf beruhende Einwand als berechtigt angesehen werden könne.

Man könnte zunächst überhaupt die Frage aufwerfen, ob es als unzweifelhaft sicher angesehen werden könne, daß die Buche der Flora der arischen Urheimath angehört habe. Hat es doch bekanntlich nicht an Stimmen von Gelehrten gefehlt, welche entweder diese Frage verneinen zu müssen glaubten, oder doch wenigstens eine bestimmte Entscheidung vorsichtig vermieden[1]), indem sie auf den Umstand hinwiesen, daß die der uralischen Form *bhāgas, bezw. *bhāgā im Germanischen (agl. bóc, ahd. buohha) und Lateinischen (fāgus) entsprechenden Formen allerdings die Bedeutung Buche haben, daß jedoch griech. φηγός nicht Buche, sondern Eiche bedeutet. Bedeutete aber urar. *bhāgas nicht Buche, sondern Eiche, so brauchte auch vom Standpunkte der oben erwähnten Theorie nicht nothwendiger Weise die Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Arier aufgegeben zu werden, da dieselbe Theorie die Eichenperiode nicht ausschließlich auf das Bronzezeitalter beschränkt, sondern zum Theil wenigstens auch noch in das Steinzeitalter hineinfallen läßt. Allein nichts wäre verkehrter, als auf dem Wege dieser Argumentation dem von Hildebrand erhobenen Einwande die Spitze abbrechen zu wollen. Dies zeigt sich sofort, wenn man daran geht, den Hergang zu erforschen, durch den der Bedeutungswechsel im Germanischen und Lateinischen — und ein solcher müßte im Sinne dieser Ansicht angenommen werden — zu Stande gekommen sein dürfte. Entweder hätten sich die späteren Italiker und Germanen gemeinsam und gleichzeitig aus dem Verbande des arischen Urvolkes losgelöst, eine Zeit lang mit einander ein Volk gebildet und während dieser Zeit in einer Gegend, in der die Buche die Eiche schon verdrängt hatte, diesen Bedeutungswechsel vollzogen; oder aber die Germanen und Italiker hätten zu verschiedenen Zeiten und getrennt von einander das gemeinsame Vaterland verlassen und jedes Volk selbstständig und unabhängig von einander das urar. bhāgas bezw. bhāgā in der neuen Bedeutung Buche zu gebrauchen angefangen. Gegen die erstere Annahme spricht schon allein der Umstand, daß wir sonst nirgends Spuren eines solchen germanisch-italischen Sonderlebens finden, abgesehen davon, daß wir wenigstens bei dem in Frage stehenden Worte (ahd. buohha, lat. fāgus) eine größere Uebereinstimmung in Bezug auf die Bildung der

[1]) Penka, Die Herkunft der Arier. Wien und Teplitz 1886.
[2]) Ymer. Tidskrift utgifven af Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi, 1886, Sällskapets förr handlingar 31.
[3]) Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, XVII, 166.

[1]) So läßt es A. Kuhn (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, IV, 84) unentschieden, ob *bhāgas Buche oder Eiche bedeutete; als sicher erscheint ihm bloß, daß in der Urheimath ein Baum mit ebbaren Früchten vorhanden war.

Digitized by Google

Casusformen erwarten müßten. Die zweite Annahme aber verdoppelt geradezu die Schwierigkeiten, die sich der Annahme, die Grundbedeutung von urar. bhágas sei Buche, entgegenstellen. Ist es nicht gestattet, bei einem Volke nach dessen Trennung von dem arischen Grundstocke einen Bedeutungswechsel anzunehmen, so kann die Annahme erst recht nicht gestattet sein, daß zwei Völker unabhängig von einander bei einem und demselben Worte denselben Bedeutungswechsel vollzogen und nur die Griechen die alte Bedeutung festgehalten hätten. Diese Erwägungen dürften wohl seiner Zeit für M. Müller bestimmend gewesen sein, einen dritten Erklärungsversuch aufzustellen, auf den zugleich die seit Langem von Steenstrup für Dänemark nachgewiesene Aufeinanderfolge der Waldbaum-Vegetationen (Kiefer, Eiche, Buche) von entscheidendem Einfluß gewesen ist.

Dieser Erklärungsversuch M. Müller's möge mit seinen eigenen Worten angeführt werden: „Die Thatsache, daß phēgós im Griechischen Eiche und nichts weiter bedeutet, während fagus im Lateinischen, bōka im Gothischen [1]) Buche bedeutet, verlangt jedenfalls eine Erklärung, und bis eine bessere gegeben werden mag, wage ich die Vermuthung auszusprechen, daß teutonische und italische Arier Zeugen des Uebergangs der Eichenperiode in die Buchenperiode, des bronzenen Zeitalters in das eiserne, waren, und daß, während die Griechen ihr phēgós in der ursprünglichen Bedeutung beibehielten, die teutonischen und italischen Kolonisten den Namen als ein allgemeines Appellativum auf die neuen Waldungen übertrugen, welche in ihrer heimathlichen Wildniß emporwuchsen." Daß Müller das Bedenkliche einer solchen Annahme selbst gefühlt hat, zeigen die folgenden Worte: „Ich bin völlig darauf gefaßt, daß viel Einwürfe gegen eine solche Hypothese werden vorgebracht werden. Einwanderung aus einem Fichtenlande in ein Eichenland und von einem Eichenlande in ein Buchenland hätte vielleicht diesen Bedeutungswechsel in den alten arischen Wörtern für Föhre und Eiche veranlassen können. Ich muß dem Geologen und Botaniker die Entscheidung darüber überlassen, ob das eine glaubwürdige Erklärung ist und ob namentlich der Vegetationswechsel, wie er oben beschrieben wurde, in derselben Folge in ganz Europa oder nur im Norden dieses Welttheils eintrat" [2]).

Von ganz Europa kann überhaupt nicht die Rede sein, da die Buche ostwärts von einer Linie Königsberg — Krim, also fast im ganzen Bereiche des heutigen Rußland, nicht vorkommt und auch in früherer Zeit nicht vorgekommen ist. Es müßten also im Sinne der Müller'schen Hypothese Mitteleuropa und der skandinavische Norden als diejenigen Gebiete angenommen werden, in denen die „teutonischen und italischen Arier Zeugen des Uebergangs der Eichenperiode in die Buchenperiode, des bronzenen Zeitalters in das eiserne" gewesen seien. Allein da die Buche, wie die Funde in den Schweizer Pfahlbauten unzweifelhaft beweisen, schon in der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa vorhanden war, so müßten wir annehmen, daß die Germanen und Italiker schon in der mesolithischen Zeit daselbst gelebt haben, eine Annahme, die durch den für Mitteleuropa geführten Nachweis eines Hiatus zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode [3]) ihre entschiedene Widerlegung findet.

Annehmen aber, dieser Uebergang sei im skandinavischen Norden in der angegebenen Zeit beobachtet worden, geht schon deshalb nicht an, weil die Eisenzeit daselbst erst ungefähr um das Jahr 500 v. Chr. beginnt [1]), andererseits aber feststeht, daß die Italiker schon in der neolithischen Zeit in Italien eingewandert sind. Aber auch dann erscheint die Müller'sche Hypothese als unhaltbar, wenn wir die chronologische Datirung des Wechsels der Waldbaumvegetationen, der sich derselbe angeschlossen, verwerfen und die Eichenzeit, wie ich in Folgendem wahrscheinlich machen werde, in das Ende der Kjökkenmöddinger-Periode und den Eintritt der Buchenzeit in den Anfang des jüngeren Steinzeitalters verlegen; wir müßten dann annehmen, daß die Griechen, als sie die gemeinsame arische Heimath verließen, auf einer viel tieferen Kulturstufe standen, als die übrigen arischen Völker bei ihrer Trennung, eine Annahme, die durch die linguistische Paläontologie direct widerlegt wird.

Aus diesen Darlegungen ergiebt sich, daß das urarische *bhágas die Bedeutung Buche und nicht die von Eiche hatte, und daß nur das griech. φηγός die ursprüngliche Bedeutung verloren und mit der von Eiche vertauscht hat. Wir können diesen Bedeutungswechsel mit um so größerer Sicherheit annehmen, als der etymologische Sinn des Wortes (= Eßbaum, vgl. griech. ἔφαγ-ο-ν, von der Wurzel φαγ, ar. bhag) den Griechen jedenfalls noch klar war und daher die Uebertragung des Wortes von einem Baume mit eßbaren Früchten auf einen anderen, wenn auch unähnlichen Baum, mit gleichfalls eßbaren Früchten, wie es die sog. Valona-Eiche ist, leicht erfolgen konnte. Die äußere Veranlassung aber dazu war durch den Umstand gegeben, daß die Buche südlich vom Pindus, also im eigentlichen Mittelgriechenland und im Peloponnes, nicht mehr vorkommt. Die Erkenntniß, daß die gemeine Rothbuche (Fagus silvatica L.) ihren Namen den eßbaren Früchten, die sie trägt, zu verdanken hat, eine Erkenntniß, die als unzweifelhaft sicher bezeichnet werden kann, ist für uns noch in einer anderen Hinsicht von der größten Wichtigkeit. Denn hat das arische Urvolk nur diese Art der Buche gekannt und benannt, so folgt hieraus mit zwingender Nothwendigkeit, daß der Ursitz der Arier nur im Verbreitungsgebiete derselben gesucht werden darf. Und daß die Urarier mit dem Worte bhágas nur die gemeine Rothbuche bezeichnet haben konnten, ergiebt sich daraus, daß von den sämmtlichen bis jetzt bekannten 16 Buchenarten, von denen 1 auf Europa, 2 auf Asien (Fagus Siboldii in Japan, Fagus Cochinchinensis in Cochinchina), 1 auf Nordamerika, 6 auf Südamerika, 4 auf Neu-Seeland, 2 auf Tasmanien entfallen, nur 4 amerikanische Arten (Fagus ferruginea Ait., Fagus obliqua Mirb., Fagus Punnii Hook und Fagus Betuloides Mirb.) und unsere gemeine Rothbuche (Fagus silvatica L.) ölein eßbare Früchte haben. Auch kann hier nicht die übrigens einer anderen Gattung angehörende gemeine Weißbuche (Carpinus Betulus L.), die nach Nordosten weiter verbreitet ist, als die Rothbuche und tief nach Rußland hineingeht, in Betracht kommen; denn der Samen dieses Baumes ist gleichfalls ungenießbar.

Schon ein Blick auf die von O. Drude entworfene Florenkarte Europas, auf der sowohl die horizontale wie die vertikale Verbreitung der gemeinen Rothbuche eine übersichtliche Darstellung gefunden, zeigt, daß dieselbe weder große Kälte noch große Hitze verträgt, sondern zu ihrem Fortkommen, gleichwie der Arier selbst, ein maritimes Klima

[1]) Es sei bemerkt, daß goth. bōka nicht Buche, sondern Buchstab, im Plur. (bōkōs) Buch bedeutet; allerdings ist es wahrscheinlich, daß es früher die Bedeutung Buche hatte, bedeutet doch auch agl. bóc sowohl Buche wie Buch.

[2]) Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsche Bearbeitung von C. Böttger, II. Serie, Leipzig 1866, S. 223.

[3]) Vgl. die Darlegungen Virchow's und Much's bei Penka, Die Herkunft der Arier, 82.

[1]) Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, 86.

[2]) Vgl. Berghaus' physikalischer Atlas. (Neue Bearbeitung. Gotha 1886.) Erste Lieferung, Nr. 47; Grisebach, die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung, 2. I., 86.

Digitized by Google

erfordert. Während sie im südlichen Theile Schwedens, auf den allein sie beschränkt ist, und in Dänemark in der Ebene und in der Nähe des Seestrandes wächst und daselbst noch schöne Wälder bildet, liebt sie in Deutschland bereits mehr die frischen Gebirgshänge als die Ebenen und ist gegen die südlichen, südwestlichen und südöstlichen Grenzen ihres Verbreitungsgebietes ein entschiedener Gebirgsbaum, so zwar, daß sie sich z. B. in Sicilien nur zwischen 1500 bis 2000 m über dem Meere findet. Daher kommt es auch, daß sie in Osteuropa mit Ausnahme der wenigen im Süden gelegenen Gebirgsregionen überhaupt nicht vorkommt. Die Ostgrenze ihres Verbreitungsgebietes ist eine Linie, die wir uns von Königsberg in Preußen bis ungefähr zur galizischen Landesgrenze oberhalb Lembergs gezogen denken müssten; diese Linie geht dann in einem großen Bogen über Batta in Polodien gegen die Donaumündungen, um hierauf an den Abhängen der Karpathen und des Balkan fortzulaufen; über das Meer setzt sich dieselbe in dem südlichen gebirgigen Theile der Halbinsel Krim und im Kaukasus fort. In Asien erscheint dann weiter eine von unserer Buche wenig verschiedene Abart derselben, Fagus silvatica varietas Asiatica, mit gleichfalls genießbaren, wenn auch kleineren Früchten; dieselbe wurde bisher an den Küsten Kleinasiens, in Transkaukasien, sowie in den persischen Gebirgsländern Gilan und Masenderan im Süden des Kaspischen Meeres beobachtet.

Es kann kein Zweifel sein, daß die Heimath der Arier nur im Verbreitungsgebiet der Fagus silvatica, also, wenn in Asien, nur in den soeben genannten vorderasiatischen Ländern, wenn in Europa, nur westlich von der Linie Königsberg-Donaumündungen-Krim gesucht werden darf. Es ist hier nicht der Ort, um alle Gründe darzulegen, welche uns bestimmen müssen, von Vorderasien wie überhaupt von Asien als Heimath der Arier abzusehen. Es möge in diesem Zusammenhange nur erwähnt werden, daß die bei den nordischen Archäologen vorherrschende Neigung, Kulturcentren, wie es Vorderasien und die Mittelmeerländer sind, sich gleichzeitig als Völkercentren zu denken, in den historischen, linguistischen und anthropologischen Thatsachen, insoferne sie Schlüsse auf die Richtung der Völkerbewegungen gestatten, keine Stütze findet. Im Gegentheil, schon die anthropologischen Thatsachen allein — um nur ein Moment hervorzuheben — zeigen in unwiderlegbarer Weise, daß keines der Gebiete, die uns die Geschichte und Archäologie als Ausstrahlungscentren unserer höheren mit der Einführung der Bronze anbrechenden Kultur kennen lehrt, als Heimath der Arier in Anspruch genommen werden darf. Wie sollen wir uns denken, daß in jenen Ländern, die man mit Recht als die Ursitze der semitisch-hamitischen (iberischen) Rasse ansieht, zugleich auch die arische Rasse, also eine Rasse von entschieden nordischem Habitus, entstanden sein konnte, zumal wenn man erwägt, daß selbst die den höchsten Norden Asiens bewohnenden hyperboräisch-hochasiatischen Völker, über deren asiatischen Ursprung nicht der mindeste Zweifel herrscht, ihre dunkle Complexion unverändert bis zur Gegenwart erhalten haben? Anzunehmen aber, daß der arische Typus sich erst seit der neolithischen Periode im Norden Europas entweder aus dem brünetten dolichocephalen oder dem brünetten brachycephalen Typus entwickelt habe, geht schon deswegen nicht an, weil in England, dessen klimatische Verhältnisse von denen Dänemarks und Südschwedens nicht wesentlich verschieden sind, sich einerseits beide brünette Typen — von den durch Kreuzung bewirkten Aenderungen natürlich abgesehen — durch denselben Zeitraum hindurch sowohl in Bezug auf den osteologischen Bau, wie in Hinsicht auf das Kolorit unverändert erhalten haben, und andererseits die bisher aufgefundenen Skelette und Schädel der prähistorischen Bewohner Schwedens zur Steinzeit dieselben charakteristischen Merkmale aufweisen wie die der heutigen Schweden.

Man dürfte vielleicht einwenden, daß man nicht ohne Weiteres berechtigt ist, aus der gegenwärtigen Verbreitung eines Baumes oder einer Pflanze überhaupt einen Rückschluß zu ziehen auf die Verbreitung, die dieselbe einst in ferner Vorzeit gehabt hat. Bei Kulturpflanzen und für die geologischen Perioden, die der jetzigen Periode vorausliegen, ist diese Vorsicht unbedingt geboten. Wesentlich anders verhält es sich mit Waldbäumen, auf deren Ausbreitung oder Verdrängung der Mensch erst in historischer Zeit einen direkten oder indirekten Einfluß genommen hat, letzteren hauptsächlich dadurch, daß das Klima Mitteleuropas durch die Ausrottung der Wälder in vielen Gegenden einen mehr excessiven Charakter angenommen hat. Darauf ist es zurückzuführen, daß in einigen Theilen Deutschlands nordische Baumarten, wie die Kiefer und Fichte, Waldbäume der gemäßigten Zone, wie die Eiche und Buche, verdrängen oder verdrängt haben, wie man dies in Westpreußen und in der Umgebung von Graz beobachtet hat. Doch haben diese Verdrängungen einer Baumart durch eine andere stets nur einen localen Charakter gehabt. Diese Erscheinungen berechtigen uns keineswegs, die heutige Ostgrenze der Rothbuche für die Urzeit weiter nach Osten zu verlegen. Denn es ist durchaus unwahrscheinlich, daß dieser Baum in der neolithischen Periode — um diese handelt es sich bei unserer Frage — andere Anforderungen an das Klima als gegenwärtig gestellt, oder daß das Klima Osteuropas zu derselben Zeit einen mehr maritimen Charakter gehabt hat. Und wäre überhaupt noch hierüber ein Zweifel möglich, so wird derselbe durch folgende Erwägung beseitigt. Ich habe an einer anderen Stelle die Flußgebiete des Dnjeper, Bug und Dnjester als diejenigen Gebiete nachzuweisen versucht, in welchen wir uns die Entstehung der Slaven zu denken und die wir als ihre eigentliche Heimath zu betrachten haben [1]). Auf einem anderen Wege, aber zu wesentlich demselben Resultate war auch Müllenhoff gekommen, wie wir aus dem vor Kurzem aus seinem Nachlasse herausgegebenen zweiten Bande seiner „Deutschen Alterthumskunde" ersehen. „Die älteste und eigentliche Heimath der Slaven", heißt es daselbst [2]), „war demnach das Gebiet des mittleren und oberen Dnjepers, mit Ausnahme der nordwestlichen Landschaften über den Sümpfen, dagegen mit Einschluß der Strecke westlich gegen die Karpathen und Weichsel." Dieses Gebiet fällt nun zum allergrößten Theile außerhalb der oben nachgewiesenen östlichen Buchengrenze und daher erklärt es sich auch, daß wir im Slavischen keine einheimische Benennung für Buche finden. Denn altsl. buky, böhm. buk u. s. w. beweisen durch ihr k und u, daß sie aus dem Germanischen entlehnt sind [3]). Und diese Entlehnung hat jedenfalls erst dann stattgefunden, als die Slaven aus ihren östlichen Ursitzen nach Westen in die Buchenregion vorgedrungen und daselbst mit Germanen in Berührung gekommen waren.

Schon dieses Ergebniß, zu dem und die linguistische Betrachtung des Namens Buche im Verein mit den auf dieselbe bezüglichen Feststellungen der Botanik und Pflanzengeographie allein geeignet, die Annahme einer osteuropäisch-asiatischen Herkunft der arischen Rasse in ihrer ganzen Haltlosigkeit erscheinen zu lassen, so kann aber auch noch

[1]) Penka, Origines Ariacae 131.
[2]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, II, 89.
[3]) Miklosich, Lexicon Palaeoslovenicum-Graeco-Latinum 48 unter buky: im Slavischen entspricht uralischem g nicht k, sondern g. Ist buky im Slavischen ein Lehnwort, so fehlt eine dem uralischen *bhágas entsprechende Wortform im Altindischen und Alteranischen vollständig.

Digitized by Google

auf zwei andere von der Thiergeographie festgestellte Thatsachen hingewiesen werden, durch die dasselbe noch direkt bestätigt wird. Denn es kommen weder der Aal noch der Lachs, zwei Fische, die der uralischen Fauna angehörten, in einem der Flüsse vor, die sich direkt oder indirekt in das Schwarze oder Kaspische Meer ergießen [1]). Daß es aber vollends nicht angeht, die arische Rasse mit ihrer tief eingewurzelten Vorliebe für Wald und Baum, für die sich von jeher das maritime Klima des nordwestlichen Europas am günstigsten erwiesen, in der pontisch-kaspischen Steppenregion mit seinem, jeder Kulturentwickelung feindlichem Klima sich entstanden zu denken und zugleich anzunehmen, daß dieselbe hier in ihrer angeblichen Urheimath, wo man ihre zahlreichsten Repräsentanten zu finden erwarten sollte, entweder durch den Einfluß desselben Klimas, auf dessen Einwirkung man doch die Entstehung ihrer Sondertract zurückführen müßte, vollständig ausgestorben oder von den benachbarten schwächeren Rassen vollständig vertrieben worden sei, bedarf keiner weitläufigeren Auseinanderfetzung [2]).

Aus diesen Darlegungen ergiebt sich, daß die Heimath der Arier weiter im Westen Europas gesucht werden muß. Und hier kommen wiederum nur zwei Ländergebiete ernstlich in Betracht: einerseits Polen-Deutschland, andererseits die südlichen Theile Skandinaviens. Es wurden bereits an anderer Stelle die anthropologischen, archäologischen, linguistischen und historischen Thatsachen vorgeführt, die uns zu dem Schlusse nöthigen, daß Südskandinavien und nicht Polen-Deutschland als Heimath der Arier angesprochen werden muß. Eine für die Entscheidung der ganzen Frage besonders wichtige Thatsache, nämlich das Vorhandensein eines Hiatus zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode in Mitteleuropa kann auch Hildebrand nicht läugnen; außerdem bemerkt derselbe ausdrücklich, daß es als bewiesen gelten könne, daß zwischen der ältesten Periode des nordischen Steinalters und der darauf folgenden jüngeren Schicht desselben Steinalters eine Verbindung vorhanden sei, daß eine Entwickelung von Geräthschaftstypen von der einen Periode zu der anderen wirklich stattgefunden, daß überhaupt nicht in der Kunst, die Steingeräthe zu poliren, der Hauptunterschied zwischen diesen beiden Perioden zu suchen sei. Die Thatsache, daß in den Kjökkenmöddingern bisher keine Schädel gefunden worden sind, spricht an und für sich weder für noch gegen die skandinavische Theorie; diese immerhin vorhandene Lücke in der anthropologischen Beweisführung ist jedoch deswegen von keiner größeren Bedeutung, weil die Träger der paläolithischen Kultur Mitteleuropas, aus der die Kultur der Kjökkenmöddingerzeit sich entwickelt hat [1]) mit den Trägern der neolithischen Kultur Südskandinaviens, die wiederum auf die Kjökkenmöddinger-Kultur zurückgeht, in craniologischer Hinsicht sich als identisch und als eigentliche Arier erweisen [2]).

Bevor wir in die Frage, in welche Zeit das erste Auftreten der Buche in Dänemark und Südschweden zu setzen sei, näher eingehen, ist es nothwendig, die genaue Reihenfolge in der Succession der Waldbaumvegetation, wie sie daselbst stattgefunden, kennen zu lernen. J. Steenstrup, der um die Erforschung dieser Verhältnisse sich die größten Verdienste erworben hat, faßt die Ergebnisse seiner Untersuchungen der Torfmoore, die er vor nahezu einem halben Jahrhundert begonnen, in folgender Weise zusammen: „Der jetzige Buchenbestand des Landes (Dänemark) bildet das jüngste Glied dieses Wechsels; vor der Zeit der Buchen bestanden die großen Wälder hauptsächlich aus Eichen und wenigstens in der frühesten Zeit dieser Periode besonders aus Steineichen (Quercus sessiliflora Sm.); vor der Eichenperiode aber hatte ein dichter Kiefernwald (Pinus silvestris L.) alle die höher belegenen und trockeneren Strecken der nämlichen Gegenden eingenommen, welche die Eiche später bedeckt hatte. Diese so weit in der Zeit zurückliegende Kiefernvegetation war jedoch nicht die älteste Walddecke des Landes, denn die die Moorbassins umgebenden Anhöhen oder Hügelrücken, die in jener Zeit mit den hohen und dunklen Kiefern bewachsen waren, scheinen in einer noch früheren Periode und, wie es scheint, während eines ziemlich langen Zeitraumes mit einem aus weichholzigen Bäumen, besonders aus der Zitterespe (Populus tremula L.) mit Beimischung von Birken und Erlen bestehenden Laubwalde bedeckt gewesen zu sein; die Vorgängerin wiederum dieses Laubwaldes aber war eine niedrige Haide- oder Reisigdecke, die aus einer hochnordischen oder Alpen-Vegetation: der Zwergbirke (Betula nana L.), der Silberwurz (Dryas octopetala L.) und den Zwergweiden (Salix reticulata L., S. herbacea L. und S. polaris L.) bestand, und in dieser niedrigen Vegetation erkennen wir jetzt die erste allgemeine Walddecke, die Dänemark nach den langwierigen und häufig wechselnden Nachwehen der Eisperiode besessen hat. Dies ist ein treues Bild von derjenigen Reihe der Waldvegetationen, welche die Schichten unserer Waldmoore darstellen“ [3]).

Dieselbe Reihenfolge ist nicht nur für Dänemark, sondern auch für Schweden und Norwegen nachgewiesen worden, mit dem einzigen, später noch näher zu beschreibenden Unterschiede, daß in Norwegen auf eine aus Quercus und Alnus gemischte Vegetation nicht Fagus, sondern wieder Pinus silvestris folgt. Man hat hieraus mit Recht gefolgert, daß die Ursache dieses allgemeinen Wechsels nicht in lokalen Ursachen gesucht werden dürfe, sondern auf den allmählich erfolgten Uebergang des kälteren Klimas, wie es

[1]) Penta, Die Herkunft der Arier 46.

[2]) Ebenso bestimmt wie die anthropologischen Thatsachen und die Ergebnisse der Thier- und Pflanzengeographie sprechen die Resultate der archäologischen Forschung gegen diese Annahme. Es mögen hier nur die archäologischen Verhältnisse, wie sie in der Krim, in deren südlichen Theile die Buche vorkommt, bestehen, im Auge gefaßt werden. Ebenso wie in den Dolmen Süd- und Mitteltranceiens, sowie Nordafrikas allein Bronzesachen und keine Steingeräthe gefunden worden sind, so fand man auch in den megalithischen Denkmälern der Krim nur Bronzegeräthe, während die Dolmen des Nordens und Nordwestens nie Gegenstände von Metall enthalten. W. Köppen, Die megalithischen Denkmäler der Krim. Russische Revue, V. 538. Der Schluß, daß die Dolmen-Erbauer von Norden nach Süden und Südosten und nicht umgekehrt von Süden oder Südosten nach Norden gezogen sind, an und für sich schon selbstverständlich, wird noch überdies durch die Thatsache bestätigt, daß das neolithische Zeitalter überhaupt nicht in der Krim vertreten ist. Wenigstens ist es dem russischen Archäologen Mereschkowskij, der die Krim nach dieser Richtung eingehend untersucht hat, nicht gelungen, ein polirtes Steingeräth daselbst zu finden oder von einem solchen zu hören. Dagegen sind zahlreiche Steingeräthe aus der paläolithischen Zeit in den südlichen Theile der Halbinsel gefunden worden. W. Köppen, Anthropologisches aus der Krim. Russische Revue, XX. 373.

[1]) So betrachten nun auch Undset und Quatrefages das Verhältniß zwischen der Kjökkenmöddingerkultur und der Kultur der älteren Steinzeit Mitteleuropas. Ersterer äußert sich hierüber in folgender Weise (Kjökkenmöddingerne. Kristiania, 1884, S. 22): „Nuker dieser Gründen führt mich eine allgemeine archäologische Betrachtung der Ueberreste aus dem Steinzeitalter Europas dahin, in den dänischen Kjökkenmöddingern die jüngsten und letzten Ausläufer des namentlich in Westeuropa so wohlbekannten älteren Steinzeitalters zu sehen, welches in seinen früheren Phasen sich weit zurück in ältere geologische Perioden erstreckt.“ In ähnlicher Weise bespricht letzterer diese Frage in der Vorrede zu Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Paris 1886. Préface par A. de Quatrefages 19.

[2]) Penta, Die Herkunft der Arier, 8, 65.

[3]) Steenstrup, Jagetur, Kjökkenmöddinger. Eine gedrängte Darstellung dieser Monumente sehr alter Kulturstadien. Kopenhagen 1886, S. 17.

Digitized by Google

noch im Anfange der nacheiszeitlichen Periode geherrscht, in das wärmere Klima der späteren Zeit zurückgeführt werden muß. Zu dieser Annahme führt nicht nur der Umstand, daß dieselbe Aufeinanderfolge derselben Baumarten (Populus tremula, Pinus silvestris, Quercus sessiliflora, Alnus glutinosa, Fagus silv.) im europäischen Rußland in der Richtung von Nordosten nach Südwesten beobachtet wird [1]), sondern auch die Reste der Fauna, die man in den Ablagerungen der verschiedenen Pflanzen und Bäume gefunden hat. So waren die konstantesten Vorkommnisse der Ueberreste von Renthieren (Cervus Tarandus L.) alle in den Ablagerungen der arktischen Pflanzen, während es in Folge der in den letzten Jahren beobachteten Lagerstätten der Skelette der Elenthiere unzweifelhaft ist, daß die Lebezeit des Elens (Cervus Alces L.) vorzugsweise der Populus-tremula-Periode angehört [2]). Ebenso ist es wahrscheinlich, daß der nun gänzlich ausgestorbene Geiervogel (Alca impennis L.), der vor seinem Aussterben nur im hohen Norden beobachtet worden war, nur während der Kiefern-Periode Dänemark bewohnte.

Ist aber der Wechsel der Waldbaum-Vegetation nur eine Folge des allgemeinen Klimawechsels, dann gestaltet sich die Frage nach der Zeit des ersten Auftretens der Buche im skandinavischen Norden wesentlich zur Frage nach dem Zeitpunkte, seit wann Dänemark und der südliche Theil Schwedens das heutige Klima besitzt. Wäre die oben erwähnte Theorie richtig, so müßte die Zeit um den Anfang unserer Zeitrechnung, in welcher das Eisen daselbst zuerst auftritt, als die Zeit betrachtet werden, in welcher das Klima dieser Länder seinen jetzigen Charakter angenommen hat. Allein diese Theorie erhält schon einen gewaltigen Stoß, wenn man nur die in Dänemark gefundenen Ueberreste von Kulturpflanzen, die einen sicheren Rückschluß auf das gleichzeitige Klima gestatten, ins Auge faßt. Wie die in diesem Lande gemachten Funde von Weizen- und Hirsekörnern (von Triticum vulgare antiquorum und Panicum miliaceum L.) beweisen [3]), wurde bereits zur Bronzezeit Weizen und Rispenhirse angebaut. Nun ist gerade die Kultur dieses Rispenhirse, die bereits, wie der Fund eines großen Klumpens von verkohlten Hirsekörnern in Wangen beweist, den Schweizer Pfahlbauern in der neolithischen Zeit bekannt war, einem der kompetentesten Beurtheiler, wie es O. Heer ist, ein positiver Beweis, daß das damalige Klima der Schweiz nicht wesentlich von dem jetzigen verschieden war. Denn diese Pflanze (das Milium der Römer), welche von Indien hergeleitet wird, wo sie noch wild wachsend gefunden wird, verlangt guten Boden und giebt nur, so weit der Wein gedeiht, einen reichlichen Ertrag [4]).

Besaß aber die Schweiz schon zur neolithischen Zeit das heutige Klima, so müssen wir auch für Dänemark annehmen, daß es schon zur neolithischen Zeit das jetzige Klima besaß. Denn jener Wechsel des Klimas, der mit der jetzigen geologischen Periode anhebt, war keineswegs auf die Schweiz beschränkt, sondern erstreckte sich auf alle Länder Europas, und hatte derselbe bereits in der neolithischen Zeit in der Schweiz seinen Abschluß gefunden, und hatte bereits damals daselbst das Klima den heutigen Charakter angenommen, so müssen wir auch daselbe für die anderen Länder, also auch für Skandinavien, annehmen. Nun sind mit Ausnahme der Ulmen und Pappeln alle mächtigeren Bäume, die in den jetzigen Wäldern der Schweiz vorkommen, auch für die älteste Periode der dortigen Pfahlbauten nachweisbar, und Heer zieht hieraus den Schluß, daß in der Zusammensetzung der Schweizer Waldflora, soweit sie aus Holzpflanzen besteht, keine wesentliche Aenderung seit der Pfahlbautenzeit eingetreten sei [1]). Was nun für unsere Frage von besonderer Wichtigkeit ist, ist der Umstand, daß auch die Buche (Fagus silvatica L.) zu jenen Bäumen gehört, die bereits in der neolithischen Zeit in der Schweiz vorkamen. Den Beweis hierfür liefern die Buchnüsse, die in den ältesten Pfahlbaustationen gefunden worden sind. „Wir haben", schreibt Heer [2]), „von Moosseedorf und Stobenhausen die Früchte, die aufgesprungenen Fruchtdecken und von letzterem Orte ein sehr schön erhaltenes Blatt der Buche, welche völlig mit den erhaltenen Organen dieses Baumes übereinstimmen. In Wangen lagen an einer Stelle große Massen der Fruchthülsen beisammen und weisen darauf hin, daß die Nüßchen da massenhaft enthäuft wurden. Sehr wahrscheinlich wurden die Buchnüßchen als Nahrung verwendet, vielleicht auch Oel aus denselben gepreßt." Ein direkter Beweis, daß die längst aufgestellte Etymologie von urar. *bhágas-Ebbaum das Richtige getroffen hat.

Haben wir demgemäß auf Grund dieser Erwägungen auch für Südskandinavien die Buche bereits dem neolithischen Zeitalter zuzuschreiben, so folgt von selbst, daß die Eichenperiode in die demselben unmittelbar vorausgehende archäologische Periode, die der Kjökkenmöddinger, verlegt werden muß. Diese Periode wird gegenwärtig ausschließlich der Kiefernperiode zugeschrieben. Thatsächlich ist auch von Steenstrup der unzweifelhafte Beweis geführt worden, daß zur Zeit der Anhäufung der Muschelhaufen die Kiefer, die gegenwärtig in Dänemark nicht mehr vorkommt, vorhanden gewesen sein müsse. Das beweisen die in den seeländischen und jütischen Kjökkenmöddingern gefundenen Knochen des nordischen Auerhuhns (Tetrao urogallus L.), dessen hauptsächliche Nahrung aus den jungen Sprossen, Nadeln und Knospen der Nadelhölzer und besonders der Kiefer besteht, die daher demselben zu Gebote gestanden haben müssen, als die Schalenhaufen gebildet wurden. Dies beweist ferner der Umstand, daß Ueberreste, ja sogar vollständige Skelette des Riesenochsen (Bos primigenius Boj.) in der Kiefernschicht der Moore eingelagert gefunden wurden, eines Thieres, dessen markgespaltene Knochen auch in den Kjökkenmöddingern angetroffen worden sind. Steenstrup fand auch in der die Brust und Bauchhöhle eines vollständigen Skelettes füllenden Torfmasse den Platz des Magens und des Dickdarmes von Pflanzentheilen eingenommen, deren wesentlichster Bestandtheil Kiefernadeln waren, welche das Thier also in seinen letzten Lebenstagen gefressen hatte. Ebenso hatte Steenstrup schon früher wiederholte Male Kiefernstämme in den Mooren angetroffen, welche deutliche Spuren trugen, daß sie von den Ureinwohnern mittelst Verkohlung gefällt worden sind [3]). Bedenkt man jedoch, daß die Entstehung der Kjökkenmöddinger jedenfalls einen sehr beträchtlichen Zeitraum in Anspruch genommen hat, daß keineswegs alle aus derselben Zeit stammen, sondern einige ungleich älter sind als die anderen, daß der Riesenochs die zu seiner Ernährung nothwendigen Vegetabilien auch in der Eichenperiode finden konnte, und daß nur einige wenige Knochen vom nordischen Auerhuhn, also desjenigen Vogels, der vorkommt, zur Entscheidung der Frage nach dem Charakter der Waldflora allein entscheidend ist, in den Kjökkenmöddingern gefunden worden ist, so entfällt die zwingende Nothwendigkeit, die ganze Periode der Schalenhaufen mit der

[1]) Engler, Adolf, Versuch einer Entwickelungsgeschichte der extratropischen Florengebiete. Leipzig 1879. S. 159 u. 191.
[2]) Steenstrup, a. a. O. 20.
[3]) Rostrup, E., Aarbøger for Nordisk Oldkyndighet og Historie. 1877. d. 79.
[4]) Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten, 17.

[1]) Heer, a. a. O. 38.
[2]) Heer, a. a. O. 31.
[3]) Steenstrup, a. a. O. 19.

Digitized by Google

späteren Periode zu identificiren. Ist dies aber nicht der Fall, dann können wir unbedenklich dieselbe zum Theil wenigstens auch für die Eichenperiode in Anspruch nehmen.

Daß das Klima Dänemarks während der Periode der Kjökkenmöddinger — wenigstens während ihrer zweiten Hälfte — sich dem jetzigen Klima des Landes schon stark näherte, beweist auch der Umstand, daß einerseits die jetzige Fauna wilder Säugethiere und Vögel im Allgemeinen bis zur und in die Kjökkenmöddingerperiode verfolgt werden kann, und andererseits Knochen von verschiedenen nordischen Thieren wie vom Ren und Elen, in den Muschelhaufen nicht gefunden worden sind.

Man könnte vielleicht gegen diese Schlußfolgerungen den Einwand erheben, daß ihnen deswegen keine unbedingte Richtigkeit zugesprochen werden könne, weil ein Moment nicht genügend in Rechnung gezogen worden ist, das bei der Behandlung klimatischer Fragen, die den skandinavischen Norden betreffen, entschieden berücksichtigt werden muß. Es ist bekannt, daß sich seit den ältesten Zeiten die Küste des nördlichen und mittleren Theiles der skandinavischen Halbinsel hebt und die des südlichsten Theiles derselben (Schonens) senkt oder doch wenigstens gesenkt hat. Und darin hat es seinen Grund, daß in den Torfmooren Norwegens, das sich seit der Eiszeit ungefähr 600 Fuß gehoben, auf die aus Quercus und Alnus gebildete Schicht nicht wie in Dänemark und Südschweden Fagus, sondern wiederum Pinus silvestris, die der Quercus-Schicht vorausgegangen, folgt. Für Dänemark trifft jedoch dieses Bedenken nicht zu. Die Küsten Dänemarks haben sich seit der Eiszeit in nennenswerther Weise weder gehoben noch gesenkt. Die relative Höhe des Landes im Verhältniß zum Niveau der Meeresfläche, sagt Steenstrup, ist während aller dieser Umwandlungen der Pflanzenwelt im Großen und Ganzen die nämliche gewesen wie die jetzige. Wenn die skandinavische Halbinsel also wirklich, wie behauptet wird, während der letzten Jahrtausende sehr bedeutende Hebungen der Küsten erlitten hat, so haben die dänischen Inseln und die cimbrische Halbinsel dieselben Jahrtausende hindurch, unangefochten von diesen Bewegungen, beinahe ganz ruhig im Meere gelegen. Es können also auch vom Standpunkte dieser Betrachtung die oben gezogenen Schlußfolgerungen nicht angefochten werden.

Ist es somit in positiver Weise erwiesen, daß Südskandinavien bereits zur neolithischen Zeit das jetzige Klima und mit ihm auch denjenigen Waldbaum besaß, der noch jetzt daselbst außerordentlich gut gedeiht, nämlich die Buche, so läßt sich auch auf Grund der neueren Untersuchungen darthun, daß die Stützen der bisherigen von H. Hildebrand und Sir George Birdwood gegen meine arisch-skandinavische Theorie vorgebrachte Ansicht von dem späteren Auftreten der Buche im skandinavischen Norden hinfällig geworden sind. Diese Ansicht stützt sich nämlich darauf, daß in den oberen Schichten der dänischen Torfmoore (der Eichen- und Buchenschicht) zahlreiche Bronze- und Eisengeräthe gefunden worden sind. Allein es läßt sich darthun, daß es durchaus unwahrscheinlich ist, daß diese Bronze- und Eisengeräthe zu derselben Zeit in die Torfmoore gekommen sind, als sich die oberen Schichten derselben bildeten, wie jene Theorie voraussetzt: Alle diese Funde, ob groß oder klein, sind im Allgemeinen von gleicher Natur. Die Gegenstände, aus denen sie bestehen, sind nicht zufällig hineingekommen, sondern wurden mit augenscheinlicher Sorgfalt daselbst vergraben, wie man vielfach noch deutlich wahrnehmen konnte. Es ist außerdem bemerkt worden, daß dieselben, bevor sie in den Torfmooren niedergelegt wurden, einer Art von Zerstörung unterworfen worden sind. Die Kleider sind zerrissen; die Panzerhemden in Stücke zerhauen; der Schmuck, die Waffen und andere Gegenstände aus Metall, selbst die aus Gold und Silber, sind in Stücke zerschlagen, mit Pfeilen und Speeren durchbohrt, mit dem Hammer plattgeschlagen, am Feuer gebogen oder selbst bis zur Hälfte eingeschmolzen worden; die Gegenstände aus Holz, wie Wagenräder, Schild, Bogen, Gefäße, Löffel, Teller u. s. w., sind in gleicher Weise zerschlagen, durchsägt und theilweise verbrannt. Aus diesen und anderen Umständen hat Worsaae geschlossen, daß diese Gegenstände, die offenbar früher von Kriegern in der Schlacht oder im Lager gebraucht worden waren oder wenigstens diese Bestimmung hatten, nach der Schlacht von den Siegern aus der gemachten Beute als Opfer an die Götter in den heiligen Seen niedergelegt worden sind. Außerdem hat derselbe aus mehreren alten Historikern (Cäsar, Orosius, Tacitus) Zeugnisse beigebracht, daß die Sitte, den Göttern nach erfochtenem Siege die ganze Beute oder einen Theil derselben zu opfern wirklich bei mehreren alten Völkern verbreitet war [1]). Sind aber diese Gegenstände auf diese Weise von außen in die Torfmoore gelangt, so kann mittels derselben nicht das bewiesen werden, was man beweisen wollte, daß die den oberen Rand der Torfmoore bekleidende Eichen- und Buchenschicht zur selben Zeit entstanden ist, in welcher die Bronze- und Eisengegenstände in den Torfmooren vergraben worden sind. Uebrigens hat bereits Worsaae selbst die Konsequenzen seiner Auffassung der Torfmoorfunde gezogen, indem er in einer späteren Schrift bei der Charakteristik des neolithischen Zeitalters Dänemarks ausdrücklich bemerkt, daß dies die Periode gewesen, in welcher die Nadelhölzer den Laubhölzern bereits Platz gemacht hätten [2]). Uebrigens möge noch bemerkt werden, daß, wenn auch nicht als Opfer, werthvolle Gegenstände auch in der neueren Zeit und neuesten Zeit in den Seen und Torfmooren vergraben worden sind. So geschah es z. B. im Anfange dieses Jahrhunderts und ebenso im Jahre 1848, daß man Waffen, Schmucksachen und Haushaltungsutensilien der Kriegsunruhen wegen daselbst verbarg, und zwar bisweilen so gut, daß man sie später nicht wieder auffinden vermochte [3]), ein Umstand, der nachdrücklich zeigt, wie wenig gerechtfertigt es war, solche Funde zur chronologischen Bestimmung des Alters der verschiedenen Waldbaumvegetationsschichten zu benutzen.

Was den zweiten von Sir George Birdwood erhobenen Einwand anlangt, daß die in der Schweiz u. s. w. gefundenen Nephrit- und Jadeitwerkzeuge auf die Herkunft der europäischen Völker aus Asien hinweisen, so möge hier nur kurz bemerkt werden, daß nach den Untersuchungen A. B. Meyer's die ganze Nephritfrage für die Ethnologie Europas bedeutungslos geworden ist [4]).

[1]) Worsaae, Om Betydningen af vore store Mosefund fra den oeldre Jernalder. Kjövenhavn 1868; Worsaae, Sur quelques trouvailles de l'âge de bronce faites dans des tourbieres. Copenhague 1867.

[2]) Worsaae, La colonisation de la Russie et du Nord-Scandinave. Copenhague 1875, p. 29.

[3]) Lubobod, Die vorgeschichtliche Zeit I, 8.

[4]) Meyer, A. B., Die Nephritfrage kein ethnologisches Problem. Berlin 1883; vergl. außerdem noch von demselben: Ein weiterer Beitrag zur Nephritfrage. Mittheilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien, XV, 1.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Flora der Küsteninseln Kaliforniens.

Die eigenthümliche Flora der kalifornischen Küsteninseln, die von E. L. Greene untersucht worden ist, findet nach Joseph Le Conte ihre Erklärung durch recente Veränderungen in der physikalischen Geographie Kaliforniens.

Die Inseln, acht bis zehn an der Zahl, erstrecken sich von Point Concepcion aus in südlicher Richtung die Küste entlang und sind vom Festlande durch einen 20 bis 30 engl. Meilen breiten Sund getrennt. Die größte hat einen Flächenraum von etwa 200 engl. Quadratmeilen und die Höhe variirt zwischen 1000 und 3000 Fuß. Die Inseln können als die höchsten Punkte einer ehemaligen Bergkette an der Küste betrachtet werden; in das breite Thal, welches sie einst von der jetzigen Küstenkette trennte, ist dann später die See eingebrochen. Daß sie noch während der späteren Pliocän- und der früheren Quaternär-Zeit mit dem Festlande verbunden waren, wird durch die Thatsache bewiesen, daß auf einer der am weitesten abliegenden Inseln — Santa Rosa — Reste vom Mammuth gefunden worden sind. Die Trennung fand daher zweifellos erst während der Quaternärzeit statt.

Die von Greene festgestellten Thatsachen sind nun im Wesentlichen folgende:

1) Von 296 Pflanzenarten, die er sammelte, kommen nicht weniger als 48 allein auf den Inseln vor.

2) Von den übrigen 248 Arten sind fast alle charakteristische Pflanzen Kaliforniens, während allgemein amerikanische Arten sehr selten sind.

3) Eine Anzahl von Pflanzen, welche man in Kalifornien an einigen isolirten Stellen antrifft, wo sie augenscheinlich mit ihre Existenz kämpfen, finden sich auf den Inseln in großer Zahl und zeigen daselbst ein üppiges Gedeihen.

4) Lavatera, eine Malvaceen-Gattung, von welcher 18 Arten in der Mediterranregion und eine in Australien vorkommt, während keine einzige vom amerikanischen Kontinente bekannt ist, wird auf den Inseln durch vier Arten vertreten.

Diese merkwürdigen Thatsachen erklärt Le Conte folgendermaßen:

Kalifornien, besonders aber die Region im Westen der Sierra Nevada, ist geologisch sehr recent. Die Sierra-Region erhob sich aus der See im Beginn der Kreidezeit, und die Küstenregion im Beginn der Pliocänzeit. Die Besiedelung mit Pflanzen fand hauptsächlich von Mexiko her statt, was daraus hervorgeht, daß die Kalifornien eigenthümlichen Pflanzen den mexikanischen näher stehen, als irgend welchen anderen. Die neue und eigenthümliche Umgebung ließ dann im Verein mit der Isolirung in den folgenden langen Zeiträumen eine besonders geartete Flora entstehen.

Nachdem in der Quaternärzeit die westliche Küste, deren Ueberreste die jetzigen Inseln darstellen, von dem Festlande losgerissen worden war, begann in dieses die Einwanderung nördlicher Arten, welche in Folge der vorschreitenden Vergletscherung des Kontinents südwärts getrieben wurden.

Der nun folgende Kampf zwischen Einwanderern und Einheimischen hatte die Ausrottung vieler der letzteren zur Folge. Die Inseln jedoch waren vor dieser Einwanderung geschützt, und hier blieben daher viele der Arten erhalten, welche auf dem Festlande vernichtet, oder wenigstens in andere Arten umgewandelt wurden, und die übrigen wurden wahrscheinlich weniger verändert, als dies auf dem Festlande geschah. Die Flora der Inseln repräsentirt daher so ziemlich den Charakter der Flora des ganzen Landes während der Pliocänzeit; einige Veränderung hat sie allerdings erlitten, aber die Zeit war für eine bedeutendere Umwandlung bei dem Fehlen kräftiger Mitbewerber zu kurz.

Daß bei der verhältnißmäßig geringen Entfernung von 20 bis 30 Meilen die beiden Floren sich nicht ausgetauscht haben, erklärt Le Conte dadurch, daß die vorherrschenden Seewinde eine Einwanderung amerikanischer Formen nach den Inseln verhinderten; eine geringe Einwanderung hat trotzdem stattgefunden. Die eigenthümlichen insularen Formen aber können, wenn sie auch nach dem Festlande gelangen, daselbst nicht festen Fuß fassen, da sie, wie ihre Vernichtung auf dem Festlande zeigt, schwächere Arten sind. Die oben erwähnten, in einigen Gegenden Kaliforniens um ihre Existenz kämpfenden Arten, können als solche Einwanderer angesehen werden. Man kann sie indessen auch als Ueberreste der pliocänen Einwohner betrachten, welche im Begriff sind, gleichfalls auszusterben; für diese Annahme spricht der Umstand, daß sich ihr Vorkommen auf die südlichen Bezirke beschränkt; hier werden sich bei dem nach Süden gerichteten Zuge der anatürren Einwanderer die ursprünglichen Pflanzen eben am längsten haben halten können.

Aus den unter 4) erwähnten Vorkommen von Lavatera auf den Inseln schließt Greene auf einen ehemaligen Zusammenhang derselben mit einem der anderen Kontinente. Le Conte giebt dagegen die wahrscheinlichere Erklärung, daß die heutigen Arten von Lavatera nur die Ueberreste einer vormals sehr artenreichen und weit verbreiteten Gattung darstellen. Er nimmt an, daß zur Pliocänzeit mehrere Arten von Lavatera über die ganze Küstengegend von Kalifornien verbreitet waren; da dieselben besonders gern an der Küste wachsen, so werden sie auch in der Küstenkette, den heutigen Inseln, am häufigsten gewesen sein. Hier blieben sie nun erhalten, während sie auf dem jetzigen Festlande sämmtlich vernichtet wurden.

Die hier mitgetheilte Theorie entspricht, wie man sieht, ganz derjenigen, welche Wallace zur Erklärung der eigenthümlichen Fauna Madagaskars aufgestellt hat. Diese Fauna hat sich in Folge der um die Mitte der Tertiärzeit stattgehabten Abtrennung Madagaskars vom afrikanischen Festlande entwickelt, während die afrikanische Fauna nach dem Verschwinden des Saharameeres am Ende der Tertiär- und Anfang der Quaternärzeit durch die aus Europa einwandernden Thiere modificirt wurde. F. M.

Die Südafrikanische Republik und ihre Goldfelder[1]).

Das Jahr 1815 brachte der Kapkolonie die definitive Occupation durch die Briten, und die Boeren waren nun so genöthigt, das neue Joch willig auf sich zu nehmen, als die Herrschaft der holländisch-ostindischen Kompagnie in mehrfacher Beziehung von einer argen Mißwirthschaft begleitet gewesen war. Erst die plötzliche Abschaffung der Sklaverei, die die englische Regierung verfügte, und für die sie den Boeren niemals eine genügende Entschädigung zu Theil

[1]) Nach einem Vortrage von Dr. Adolf Schenck vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

Digitized by Google

werden ließ, machte böses Blut bei diesen, und die Erbitterung wuchs noch mehr dadurch, daß die Regierung weder die beständigen Kaffernein fälle kräftig abwehrte, noch dulden wollte, daß die Boeren dies mit ihren eigenen Mitteln thaten. Im Jahre 1837 erfolgte daher der große Exodus der letzteren und die Gründung der Republik Natalia. Schon im Jahre 1843 wurde diese Republik aber von den Briten annektirt, weil sie von ehemaligen britischen Unterthanen besiedelt worden war. Die Boeren wandten sich nun in das Land des Kafferukönigs Mosilikatse's, den sie nach langen Kämpfen besiegten und über den Limpopo zurückwarfen (wo er ein neues Reich, das noch heute unter dem Namen Matabeles-Land besteht, gründete). Die Engländer beanspruchten auch in Transvaal die Souveränität, und erst nach langem Widerstreben erkannten sie die Selbständigkeit der Oranjefluß-Republik und der Transvaal-Republik (der Südafrikanischen Republik) an. Ein späterer Angriff, den die Briten im Jahre 1877 auf Transvaal unternahmen, wurde von den Boeren in der bekannten ruhmreichen Weise abgeschlagen.

Die Südafrikanische Republik enthält etwa 300 000 qkm und steht also an Ausdehnung zwischen Großbritannien und Italien. Dagegen beträgt ihre Volkszahl nur ungefähr 360 000, und zwar 300 000 Eingeborene und 60 000 Weiße. Die aus horizontal gelagerten Schiefern und Sandsteinen bestehenden Drakenberge scheiden das Land in zwei ungleiche Theile. Ihnen lagern im NO die porphyrischen Lebombo-Berge vor, während sich im Westen die beiden Plateaustufen des Buschfeldes und des Hochfeld ins anschließen. Das Granitgebirge, welches das Buschfeld im Norden begrenzt, fällt zu der fieberschwangeren Ebene des Limpopo ab. — Anders als das Kapland hat Transvaal seine Regenzeit im Sommer (Oktober bis März), und besonders der Januar und Februar sind reich an heftigen Gewittergüssen. Das Buschfeld wird in dieser Zeit auch von Fiebern heimgesucht, das Hochfeld dagegen ist jederzeit gesund. Die Boeren wohnen auf letzterem in Häusern, so daß es als ihre eigentliche Heimath anzusehen ist, im Herbste aber, wenn die Nächte kühl werden, ziehen sie mit ihren Heerden nach dem Buschfelde, um daselbst während des Winters in Zelten zu hausen. Vorher brennen sie die Steppe des Hochfeldes ab, um dieselbe dadurch für das nächste Jahr zuzubereiten. Das Buschfeld hat im Allgemeinen saftigen Boden und ist von mannshohem Mimosen bewachsen, und nur auf dem Torfboden entlang den Flüssen wird Mais, Tabak rc. gebaut. An den Bergabhängen wächst überall die Aloe. Gegen den Limpopo hin sowie auch östlich von den Drakenbergen wird die Vegetation allmählich tropisch, es tritt der Affenbrodbaum auf, dann ein paar Palmenarten rc. — Was die geologischen Formationen betrifft, die den Boden der Republik zusammensetzen, so spielen darunter die alten krystallinischen Gesteine und der Granit, sowie das darüber lagernde Devon und die Karroo-Formation mit ihren Sandstein und ihren Kohlen die Hauptrolle. Von nutzbaren Mineralien sind namentlich hervorzuheben: Eisenerze, Blei, Silber und Gold. Nur die beiden genannten Edelmetalle aber haben zu einer bedeutenden Minenthätigkeit Anlaß gegeben. Silber baut man namentlich in der Albert-Mine bei Pretoria. Das Gold wurde von Karl Mauch auf seiner zweiten Reise in Matabeleland entdeckt, und dieser Reisende hatte auf die alten Gruben am Tati seine bekannte Ophir-Theorie. Die bedeutendsten Felder liegen am Tati, bei Maradostad (am Nordabhange des Buschfeld), bei Lydenburg, an den Drakenbergen, an den Witwatersrand-Bergen und bei Maimani (an einem Quellflusse des Marico). Während der Betrieb der älteren Minen, der seit Anfang der siebziger Jahre datirt, mancherlei Wechselfällen unterworfen gewesen ist, so hat derjenige der neueren (an den Drakenbergen und an den Witwatersrand-Bergen) bedeutende Erfolge aufzuweisen, und die Finanzlage der Südafrikanischen Republik ist dadurch eine sehr glückliche geworden.

E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Daß man auch in der französischen Kongo-Kolonie mit widrigen sanitären Verhältnissen zu kämpfen hat, denen selbst erprobte Afrikareisende nicht zu widerstehen vermögen, beweist die Rückkehr von Savorgnan de Brazza nach Frankreich, die lediglich durch Gesundheitsrücksichten veranlaßt worden sein soll.

— Einer Abhandlung des Dr. R. Sieger über die Schwankungen der innerafrikanischen Seen (aus dem Berichte über das 13. Vereinsjahr des Vereins der Geographen an der Universität Wien), durch die unsere Seenkunde eine sehr beachtenswerthe Förderung erfährt, entnehmen wir Folgendes: Der Nissa-See gehört wahrscheinlich zu jenen Seen, deren Abfluß in trockenen Jahren völlig schwindet, und die also eine Art Uebergangsklasse zwischen den offenen und geschlossenen Seen bilden; ähnlich auch der Tsad-See und der Tanganika-See. Bei dem letztgenannten See datirt das Vorhandensein des gegenwärtigen Abflusses erst aus dem Jahre 1878, und wenn der Lukuga sein Bett nicht mit genügender Raschheit vertieft, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß derselbe dereinst wieder in die Reihe der abflußlosen Seen eintritt. Nur bei dem Tsad-See ließe es sich durch die Salzarmuth des Umlandes erklären, daß sein Wasser süß ist. Beim Tanganika ist wahrscheinlich ein merklicher Salzgehalt vorhanden. Alles in Allem dürften die Bewegungen der innerafrikanischen Seen andeuten, daß die Jahre 1850 bis 1878 in Centralafrika sehr niederschlagsreiche, die Jahre 1879 bis 1886 dagegen sehr niederschlagsarme gewesen seien. Auch innerhalb kürzerer Zeitperioden zeigt das Klima Centralafrikas bezüglich des Regenreichthums ungeheure Schwankungen.

Südamerika.

— Um trotz der schweren finanziellen Krise, in die das Panama-Kanal-Unternehmen durch die sanguinische Unterschätzung der natürlichen Schwierigkeiten gerathen ist, das begonnene große Werk doch der Vollendung entgegen zu führen, hat man sich entschlossen, den ursprünglichen Plan in mehreren wesentlichen Punkten zu modificiren. Dieser Plan war bekanntlich in der Hauptsache folgender: Der Kanal sollte mit seiner Sohle allenthalben 9 m unter dem Meeresspiegel liegen, Schleusen ebenso wie Tunnels sollten vollkommen vermieden werden, in der Mitte des Weges sollte eine Ausweichestelle von 5 km Länge und bei Panama sollte ein Fluthbor angelegt werden. Das Wasser zur Speisung des Kanals aber sollte der Chagres-Fluß durch eine große Wehrvorrichtung liefern. — Nachdem man nun eingesehen hat, daß dieses Ideal eines interoceanischen Kanals sich unter den

Digitized by Google

gegebenen Naturverhältnissen und mit dem Aufgebot der Mittel, die zur Verfügung standen, nicht hat ausführen lassen, beabsichtigt man den Kanal mit Hilfe von acht Schleusen, von denen vier auf dem langen atlantischen Abhange des Culebra-Rückens und vier auf dem kurzen pacifischen Abhange liegen, herzustellen. Man gedenkt sich dadurch vor allen Dingen die Ausgrabung bezw. die Heraussprengung von 28 Mill. Cubikmeter mehr oder minder festen Gesteins zu ersparen. Der 120 m tiefe Durchstich durch den Culebra-Rücken mit seinem vulkanischen und sedimentären Gesteine von außerordentlich wechselnder Härte war in der That der kühnste Theil des Unternehmens. Indem man denselben nun nach dem neuen Plane vermeidet, erschwert man aber natürlich nicht unerheblich den künftigen Betrieb des Kanales. Das Werk von vornherein einfach nach Analogie des Suez-Kanals zu betrachten, war selbstverständlich grundverkehrt.

Allgemeines.

— Am 2. bis 5. Oktober d. J. soll in Berlin der siebente Internationale Amerikanisten-Kongreß stattfinden. Gegründet im Jahre 1875, hat dieser Kongreß, der in zweijährigen Perioden zusammentritt, allmählich eine sehr hohe Bedeutung erlangt. Sein Zweck ist: alle Zweige des Wissens zu pflegen, welche uns Kunde geben über den Zustand des amerikanischen Kontinents und seiner Bewohner vor und zur Zeit der Entdeckung durch Kolumbus, sowie zugleich einen Vereinigungspunkt zu schaffen für alle auf diesem Gebiete thätigen Forscher. Die Entdeckungsgeschichte Amerikas, die soziale Entwickelung der theils in wilden Horden, theils in wohlorganisirten Staaten lebenden Eingeborenen, deren Sprache, Sitten und Gebräuche, die Frage nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, nach den Rassenunterschieden ꝛc. sollen erforscht und nach den Schilderungen der ersten Entdecker sowohl als auch nach den Beobachtungen neuerer Gelehrten kritisch behandelt werden. Daran schließen sich Untersuchungen über das Auftreten und die Rassenbildung der amerikanischen Hausthiere, über den Anbau der Nährpflanzen, über die gewonnenen Naturerzeugnisse und deren Verwerthung ꝛc. Ganz besondere Aufmerksamkeit soll aber dem Problem der altamerikanischen Kultur und deren Denkmälern zugewendet werden, und gerade darum erschien Berlin mit Rücksicht auf seine an amerikanischen Alterthümern reichen königlichen Museen als ein sehr geeigneter Ort für den Kongreß. — Das Organisations-Komité besteht aus den Herren Reiß, Bastian, v. Richthofen, Virchow, Hellmann, Olshausen und Schönlank. Anmeldungen zu Vorträgen und sonstige den Kongreß betreffende Briefe sind an das Generalsekretariat, Berlin SW. Königgrätzer-Straße 120, zu richten.

— In Rücksicht auf die Trauer, in die Deutschland durch den Tod seines Kaisers versetzt worden ist, hat dagegen der Deutsche Geographentag beschlossen, seine auf den 4. bis 6. April angesetzte Versammlung auf nächstes Jahr zu vertagen, so daß unsere frühere Mittheilung (Nr. 9, S. 144) also hinfällig geworden ist.

Bücherschau.

— Aus Deutsch-Ost-Afrika. Wanderbilder von Rudolf Heltgrewe. Berlin 1888. (J. Zenker's Verlag.) — Ein Bilderwerk wie dieses ist vorzüglich geeignet, den deutschen Kolonien bei Alt und Jung Freunde zu werben. Wir haben die Blätter wieder und wieder mit großem Vergnügen genustert, und sind dabei zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselben nicht bloß schön, sondern auch wahr sind. Sowohl die Schwierigkeiten, als auch die Aussichten der deutschen Kolonisation treten einem darauf in voller Plastizität vor die Seele, und man erkennt, daß es wohl der Mühe werth sein dürfte, einen Theil unserer nationalen Kraft und Arbeit auf dergleichen Gebiete zu verwenden. Dem deutschen Künstler macht das Werk hohe Ehre.

— J. von Benko, Reise S. M. Schiffes „Zrinyi" nach Westindien. Pola 1887. — Die Reise der österreichisch-ungarischen Corvette „Zrinyi" nach Westindien hatte außer der Ausbildung der Mannschaft auch geographische und handelspolitische Beobachtungen zum Zweck, und über diese handelt der vorliegende Bericht. Die Charakteristiken, welche derselbe von den berühmten Handelsplätzen und Inseln — insbesondere von den großen und kleinen Antillen — entwirft, sind nicht nur sehr lehrreich, sondern auch zugleich sehr lesbar, und ein Einblick in dieselben dürfte auch den interessirten deutschen Kreisen angelegentlich zu empfehlen sein.

— Ernst Böttcher, Orographie und Hydrographie des Kongobeckens. Berlin 1887. (Hande und Spener'sche Buchhandlung.) — Dieses Werkchen versucht mit Geschick und Erfolg die Ergebnisse der Kongoforschung, wie dieselbe während des letzten Jahrzehnts so eifrig betrieben worden ist, dazu zu benutzen, uns ein klares und übersichtliches Gesammtbild von dem Systeme des mächtigen Stromes zu schaffen. Eine Anzahl von beigegebenen Profilen unterstützt die Darstellung besonders bezüglich der Gefällsverhältnisse, und eine Kartenskizze giebt zugleich einen Einblick in die Probleme, die Kongoreisenden noch zu lösen übrig geblieben sind.

— August Weinhold, Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkeskunde II, 3. Stuttgart, Engelhorn.) Das vielumstrittene Grenzland an der oberen Oder — „die deutsche Hand, die sich um den vorgestreckten tschechischen Nacken legt" — hat nach der Ansicht des Verfassers auch an den Gebirgen keine Bevölkerungsreste aus der Vandalenzeit bewahrt, sondern war vom fünften bis zum zwölften Jahrhundert lediglich von Tschechen und Lechen bewohnt. Die deutsche Einwanderung begann mit der Loslösung von Polen um 1163. Zuerst kamen Flandrer, dann zogen die Mönche aus Himmelpfort, die Lubus besetzten, Kolonisten ins Land — zunächst ebenfalls Niederdeutsche, deren Ausläufer sich bis in die Zips und nach Siebenbürgen verfolgen lassen — dann mitteldeutsche Thüringer und Franken. Das Haus ist durchschnittlich das fränkische. Seit 1260 wurde in Folge der Machinationen des polnischen Klerus die Einwanderung langsamer, aber das Deutschthum wuchs nunmehrohne und auch die tschechisirenden Bestrebungen der Böhmenkönige konnten es nicht aufhalten. Mit dem Uebergang an Preußen schlug die Germanisirung wieder ein etwas rascheres Tempo ein, doch kann die eigentliche neue Aera erst von 1816 (der Errichtung einer eigenen Regierung in Oppeln) an gerechnet werden. Heute machen die Polen noch $^1/_7$ der schlesischen Bevölkerung aus. Im österreichischen Schlesien wohnen 210 000 Deutsche in geschlossener Masse zusammen, die übrigen 50 000 bilden größere Sprachinseln; es ist darum die Gefahr für das Deutschthum hier nicht so groß, wie in Böhmen. Ko.

Inhalt: Die neueren Forschungen am oberen Hoangho. (Mit sieben Abbildungen.) — K. Penka: Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nord-Europa und die Frage nach der Heimath der Arier. — Kürzere Mittheilungen: Die Flora der Küsteninseln Kalifornien's. — Die Südafrikanische Republik und ihre Goldfelder. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Südamerika. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 17. März 1888.)

Redaktion: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Reise nach den neusibirischen Inseln.

Von E. Baron Toll.

Der Theil des sibirischen Eismeeres, dem die neusibirische Inselgruppe angehört, ist vor wenigen Jahren als Schauplatz eines furchtbaren Unglücks zu trauriger Berühmtheit gelangt. Hier war es ja, wo die zur Aufsuchung Nordenskjöld's entsandte „Jeanette“ unter 77° 15′ nördl. Br. am 13. Juni 1881 ihren Untergang fand. Das Schicksal des unglücklichen De Long und seiner Gefährten ist wohl Allen noch frisch genug im Gedächtniß.

Das einzige hervorragende und schwer erkaufte Resultat dieser Expedition war die Entdeckung dreier Inseln nördlich von Neusibirien.

Diese Entdeckung ist aber von ganz besonderem Interesse, da im Anfang unseres Jahrhunderts mehrfach vergebliche Versuche gemacht waren, ein Land, das von Neusibirien aus im Norden sichtbar gewesen war, zu erreichen.

Die ersten sagenhaften Nachrichten über ein solches, von „härtigen Menschen bewohntes Land“ entstammen schon dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Die Entdeckung der neusibirischen Inseln verdanken wir den Fahrten kühner Elfenbeinsammler und Händler in dem vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts. Diese brachten die lockendsten Schilderungen von dem unermeßlichen Reichthum der Inseln an Knochen einer ausgestorbenen Thierwelt — besonders der kostbaren Mammuthstoßzähne, die zwar schon auf dem Festlande gefunden werden, weiter nach Norden aber mehr in ihrer Güte zunehmen. Es bildete sich bald ein lebhafter Handel mit dem Produkte dieser eisigen Elfenbeinküste, welches zum großen Theile noch heute die spärliche Bevölkerung an und zwischen den Mündungen der großen Ströme Lena, Jana und Indigirka bei der Anspruchslosigkeit derselben zu ernähren im Stande ist. Alljährlich schiffen russische Kaufleute aus Jakutsk mit ihren Waaren — hauptsächlich Tabak, Thee, Spiritus, Zucker, Schießbedarf, Kleiderstoffe ꝛc. — die Lena hinab, um dieselben dort gegen Mammuthstoßzähne und Eisfuchsfelle einzutauschen. Letztere gelten dabei als Münzeinheit gleich einem Rubel.

Die Preise für das Elfenbein sind je nach der Güte verschieden, das beste weiße und wenig von Rissen durchsetzte, wie es fast nur an der Küste des Eismeeres oder auf den Inseln, besonders den nördlichsten, gefunden wird, hat den Werth von 21 Rubeln pro Pud am Ort, während der Kaufmann in Jakutsk von Großhändler schon den doppelten Preis erhält. Da nun nach Angabe der Elfenbeinsammler bis 7 Pud schwere Stoßzähne gefunden werden, so ist es verständlich, daß der Bewohner des Nordens solchen ihm für das ganze Jahr entschädigenden Glücksfunden nachgeht, dabei Abenteuer und Entbehrungen lieber ertragend, als dem mühsamen, zum Theil auch karg lohnenden Fischfang obzuliegen. Daher werden denn auch die Inseln häufig, ja die südlichste derselben — die große Ljachow-Insel — alljährlich von Elfenbeinsammlern besucht, die, meist mit unglaublich geringem Proviant versorgt und auf Gänse- und Rentier-Jagd angewiesen, nicht selten verunglücken, wenn sie durch Hunger gezwungen zu früh die Rückreise antreten. Sie machen nämlich auf mit Hunden bespannten Schlitten im Frühjahr die Fahrt über das feste Eis dorthin

Digitized by Google

und kehren im Herbst, sobald die im Sommer sich lösenden Eisschollen zum Stehen gekommen sind, ans Festland zurück.

Von Europäern hatten bisher, und zwar im Auftrage der Regierung, nur zwei die Inseln betreten, Hedenström, ein kleiner Beamter, in den Jahren 1808 bis 1810, und Marinelieutenant Anjou 1821 bis 1823, dem wir die astronomische und kartographische Aufnahme der Inseln verdanken. Beide waren nur im Winter dort gewesen und hatten die naturhistorische Kenntniß der Inseln nicht fördern können.

Auch Nordenskiöld war es bei seiner Durchfahrt nicht vergönnt gewesen, hier zu landen, und daß uns die Geretteten der Mannschaft der „Jeanette“ bei ihrer Flucht über die Inseln nicht viel Mittheilenswerthes bringen konnten, wird Niemand Wunder nehmen.

Es ist selbstverständlich, daß der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ein Bild von der Natur dieser Inseln, die nach Angabe ihrer ersten Besucher und Entdecker wunderbarerweise auf „Eis und Knochen ständen“, schon lange erstrebt war. Eine ganze Reihe noch offener Fragen knüpfte sich ja an eine Untersuchung dieser Inseln. Wie waren sie entstanden? Woher stammte der Reichthum dieser Knochen? Waren sie hierher durch die großen Ströme hinabgeschwemmt? Gab es auch hier wie in anderen Polarländern Nachweise für ein früher subtropisches Klima? Wie sind jetzt die klimatischen Verhältnisse und dem entsprechend das Pflanzen- und Thierleben? Befand sich die sibirische Eismeerküste wirklich in andauernder mächtiger Hebung, wie aus den Angaben über die mehr als 100 Fuß hohen auf Neusibirien angeschwemmten Treibholzmassen zu „Holzbergen“ geschlossen werden mußte?

Aber es schien, als sei eine gründliche Erforschung mit unüberwindlichen Hindernissen verbunden und als könne nur ein so bedürfnißloses Wesen, wie der nordische Elfenbeinsammler, ein Ueberwintern auf den Inseln bestehen.

Nun war es Herr Dr. Alexander Bunge, welcher in der Eigenschaft eines Arztes und Naturforschers an der von 1882 bis 1884 im Lenadelta beobachtenden meteorologisch-magnetischen Beobachtungsstation die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften von der Ausführbarkeit einer übersommernden Expedition auf den neusibirischen Inseln zu überzeugen vermochte. Er wurde daher von der Akademie der Wissenschaften mit der Leitung der Expedition betraut und ich ihm als Begleiter zugestellt. In Irkutsk sollte ich mit Herrn Dr. Bunge zusammentreffen, der zur Anordnung der für die neue Expedition nothwendigen Ausrüstungen von der Lenamündung dorthin gekommen war.

Ich trat die Reise von St. Petersburg aus im December 1884 an und konnte die ersten 2000 Werst bis zur Grenze Asiens bis Orenburg per Eisenbahn zurücklegen. Von da ab ging es dann per Post in dem mit drei Pferden bespannten, halbverdeckten, breiten Schlitten, Tag und Nacht vorwärts eilend, über die sanft abfallenden Berge des Ural, hier zum Theil durch Schneestürme aufgehalten, um so rascher aber durch die fruchtbare Kirgisensteppe, an schwerbepackten Kameelzügen vorbei, nach Omsk, ferner durch langgestreckte Dörfer und kleine Ortschaften nach Tomsk und Krasnojarsk in 24 Tagen, und endlich nach Irkutsk, der Metropole Ostsibiriens. Bis hierher hatte ich fast 600 Meilen im Schlitten zurückgelegt.

Am 7. März 1885 brach ich nun in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Bunge nach Norden auf.

Unser Weg führte uns bald hinter Irkutsk, d. h. etwa 60 Meilen — bei dem Orte Stigelowaa, wo wir die letzte Telegraphenstange hinter uns ließen — längs der Lena hin. Auf dem Eise bei glatter Bahn ging es im Fluge an schönen mit Kiefernwäldern bestandenen Ufern vorbei, deren majestätische Felsen, oft Burgen und Schlössern ähnlich, das bewundernde Auge und die Phantasie stets rege hielten, und vorbei an den Wohnplätzen der weiter ab in der Wildniß an den Nebenflüssen der Lena gelegenen Goldwäschereien, der Civilisation den Rücken kehrend, immer dem Norden zu.

Nie bin ich so schnell gefahren wie auf dieser Strecke, ja die letzten 26 Meilen vor Jakutsk legten wir — den Aufenthalt auf den Stationen mitgerechnet — in zwölf Stunden zurück, fast Station für Station (Strecken von je drei Meilen) in je einer Stunde. Es waren aber auch überall die besten Pferde für uns bereit, oft wurden uns sogar fünf Pferde lang vorgespannt und auf die Spitzpferde Knaben als Vorreiter gesetzt, die unser Mitleid im höchsten Grade erregten, da uns dann das Jammergeschrei der Ohren und Gliedmaßen der zu erfrierenden Gefahr laufenden Kleinen im Galopptakt in die Ohren schallte. Oft setzten sich zwei Postillone auf den Kutschbock, von denen einer, wenn es ihm nöthig erschien, bei voller Fahrt hinabsprang, um sich auf den Rücken eines Pferdes zu schwingen, dann wieder, ohne daß deshalb jemals angehalten wäre, von diesem hinunter, dann auf den Flügel des Schlittens, und endlich zurück auf den Bock. Diese kaum glaublichen Reiterstückchen haben die Postillone als Knaben auf grausame Weise erlernen müssen, um sich vor dem Erfrieren der Hände und Füße zu schützen.

In der Nähe der Stadt Jakutsk verlieren die Ufer der Lena an Schönheit, indem dieselben mit der wachsenden Breite des Stromes, die bei der Stadt selbst eine Meile beträgt, flacher werden.

Ich übergehe die Schilderung dieser nach europäischen Begriffen mehr dorfähnlichen Stadt und beschränke mich darauf hinzuweisen, daß wir daselbst die Nordgrenze des Ackerbaues unter 63° nördl. Br. erreichten.

Dr. Bunge machte hier die nöthigen Einkäufe an Lebensmitteln: Mehl, Zwiebad, Pöckelfleisch, Kohl, Zwiebeln, Eier (die in Salzlaken verpackt sich vorzüglich hielten) ꝛc., während die Kolonialwaaren, als Zucker, Tabak, Thee (hauptsächlich Ziegelthee) und Spiritus in Irkutsk besorgt worden waren, Conserven aber, sowie Chocolade, von Petersburg aus in einzelnen Kisten vorausgesandt worden waren. Nebenbei sei bemerkt, daß ein Pud Roggenmehl im vorigen Winter in Jakutsk 5 Rubel kostete.

Da bei der Schwierigkeit der Beschaffung der nöthigen Transportmittel zur Fahrt vom Festlande auf die Inseln für uns und unseren Proviant — nämlich der ausreichenden Anzahl Hundeschlitten und dem entsprechenden Quantum Hundefutter, (getrocknetem, leichtgeräuchertem Fisch, der sog. Jukkola) — nicht schon im ersten Jahre die Erforschung der neusibirischen Inseln selbst zur Ausführung gelangen konnte, hatte die Akademie der Wissenschaften uns die Aufgabe gestellt, im Sommer des Jahres 1885 die naturhistorisch noch unbekannte Jana mit ihren Nebenflüssen zu untersuchen.

Am 19. April verließen wir Jakutsk und setzten jenseit des Alban, des größten rechten Nebenflusses der Lena, unsere Reise mit Rentieren fort, überschritten in einem Paß, der in seiner Steilheit wohl kaum seinesgleichen findet, das Werchojansker Gebirge, dort von den immergrünen Wäldern Abschied nehmend. Bon nun an bildet den Wald die Lärche, die sich nur für die kurze Sommerzeit grün belaubt, über neun Monate des Jahres aber die Gegend durch eintöniges Braun verdüstert. Der Anblick des ungefähr 6000 Fuß hohen, schneebedeckten, sich blendend vom tief blauen Himmel abhebenden Gebirges war ein erhabener. Für das Auge des Jägers war im Thale der oberen Jana die Menge der Schneehühner, die mit der Unbefangenheit unserer Krähen sich nicht am Wege unterbrechen, ungemein reizend. Dazu gab der lange Zug der paarweis vor die kleinen niedrigen

Digitized by Google

Schlitten gespannten Renthiere, die in allen Theilen durch Riemen mit einander verbunden waren, ein ebenso originelles als hübsches Bild, das nur durch die Kälte — es war am 26. April — 38° C. — verbittert wurde. Dazu stach die Sonne bei ihrem niedrigen Stande — wir befanden uns schon unter dem Polarkreise — fast senkrecht die Haut treffend, so stark, daß trotz erfrorener linker Ohrmuschel an meinem rechten Ohre die Haut in Folge eines Sonnenstiches platzte. Jetzt näherten wir uns Werchojansk, einem der unerkältigsten Punkte der Erde, dem Kältepol der Alten Welt: hier sind die niedrigsten bisher bekannt gewordenen Temperaturen beobachtet worden, nämlich — 68° C. im Winter 1885, während wir in demselben Sommer + 34° C. im Schatten constatiren konnten, was für diese Gegend eine Differenz von 102° C. ergiebt.

Es ist selbstverständlich, daß die Kleidung eine ganz besonders sorgfältige sein muß, um sich vor dieser furchtbaren Kälte zu schützen. Sie besteht, von unten angefangen: aus Eisfuchs- oder Renthierstrümpfen mit dem Fell nach innen, über welche lange aus den Beinstücken des Renthiers gemachte, mit ledernen Sohlen versehene Strümpfe (Tarbassy) gezogen werden; bei diesen ist das Fell nach außen gekehrt. Darunter befindet sich das Beinkleid aus Renthierfell, mit dem Haar nach innen. Ueber die warme Unterjacke zieht man den doppelten Pelz, dessen Futter aus Eisfuchs- und dessen Ueberzug aus Renthierfellen besteht. Den Kopf schützt am besten die tungusische Kappe, die wie ein Kinderhäubchen Ohren und Wangen bedeckt, auch tief zu den Brauen herabgezogen werden kann, und unter dem Kinn zusammen gebunden wird. Die bartlosen Jakuten und Tungusen tragen noch einen besonderen Kinnschutz. Die Hände stecken in dicken Fausthandschuhen, von denen die aus Hasenfell die wärmsten sind. Und das alles genügt noch nicht, darüber muß bei scharfem Winde und einigen 30° Kälte — einer nicht seltenen Erscheinung — oder bei Temperaturen, die sich dem Quecksilbergefrierpunkt nähern, noch die Kuchlänka (der Pass der Lappländer) ein ringsum geschlossener, bendartiger Pelz aus Renthierfell mit daransitzender Kappe, über den Kopf gezogen werden.

Dazu kommt noch, daß die Entfernung zwischen den einzelnen sogenannten Stationen, d. h. den Plätzen, in denen die Renthiere gewechselt werden, hier 20 bis 30 Meilen betragen. Dazwischen giebt es freilich nach je 7 bis 8 Meilen Haltepunkte, sogenannte Powarnien, d. h. roh gezimmerte, mit einem Kamin oder auch nur mit einem Herd versehene Blockhäuser, die für die Reisenden aufgeheizt sind. Welch Wonnegefühl aber überkam uns, wenn nach sechs- bis siebenstündiger und längerer Fahrt in dunkler, eisiger Nacht plötzlich die Funken aus dem Schlot eines jakutischen Kamins aufwirbelten, da wurde uns die niedrige von erstickender Luft erfüllte Jurte, ein als stehenden, schief gestellten Ballen gebautes und gewöhnlich nur einen Raum besitzendes Haus, zum komfortabelsten Gasthause.

Die spärliche Bevölkerung dieser Gegend, die vorwiegend aus Jakuten besteht, hält sich in den Thälern der Jana und ihrer Hauptnebenflüsse auf, welche ihnen zur Erhaltung ihres sie ernährenden Viehstandes die nöthigen Weiden und Wiesen geben.

Die Viehzucht erreicht mit dem 68. Grade nördl. Br. ihre Nordgrenze, und nur vereinzelt finden sich noch an der Waldgrenze, so in Kalasschje, unter 71° nördl. Br., einige verkümmerte Repräsentanten des zottigen, kurzhörnigen kleinen Rindes. Ebenso ist es mit der Verbreitung des Pferdes. Jenseits der Waldgrenze in der Tundra nährt sich der Jakute vom Fischfang.

Außer diesem vom Südwesten Asiens nach Norden und Osten vorgedrungenen türkisch-tatarischen Volksstamme leben hier die Abkömmlinge einer schon länger heimischen mongoloiden Rasse — mehrere Tungusenstämme, die aber weiter ab im Gebirge der Jagd auf Renthiere und Bergschafe (Ovis nivicola) nachgehend und daher beständig nomadisirend, ihr kümmerliches und dennoch glückliches Dasein fristen.

Der Jakute, der in der Umgegend von Jakutsk und weiter nach Osten den Ackerbau treiben gelernt hat, ist im Besitze vieler praktischer Eigenschaften, und das Handeln und Schachern versteht er so ausgezeichnet, daß ihn Middendorff den Juden des Nordens nennt, den entschiedenen Verdränger des Tungusen, welch letzterer aber mit Recht den Namen „Gentleman des Nordens“ verdient.

Die gesammte Bevölkerung gehört dem Christenthume an, von dem sie aber einen äußerst schwachen Begriff besitzt, und das sie keineswegs vom Schamanenthum abzubringen vermocht hat.

Am 1. Mai erreichten wir Werchojansk.

Des späten Eisganges wegen — am 12. Juni stand bei Werchojansk noch festes Eis auf der Jana — konnte Herr Dr. Bunge erst Ende Juni seine Bootfahrt die Jana hinab antreten, um zunächst den wichtigsten Zufluß, die Abyjscha, zu untersuchen, während ich zu Pferde Touren die Jana hinauf, sowie dann ins Gebirge bis an die Quellen des Dulguluch und endlich den anderen linken Zufluß, den Bytantai, hinab (200 Meilen in 36 Tagen) zurücklegte. An der Mündung dieses Flusses mit Herrn Dr. Bunge wieder vereinigt, fuhren wir nun zu Boote gemeinsam die Jana hinab bis Kasatschje, Herr Dr. Bunge hierauf bis ins Delta der Jana zum Eismeer, und ich — quer durch die Tundra auf Renthieren reitend — an der Borchajabucht des Eismeeres vorüber, über das Chaulachgebirge nach Bulun zur Lena.

Diese letzte Tour hat mir von allen denjenigen des Jahres 1885 die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen, und dieses hauptsächlich, weil der Sommer mit seiner Mückenplage vorüber war. Die kurze warme Zeit in dieser Gegend wird einem durch diese entsetzliche Plage gründlich verleidet. Die blutdürstigen Peiniger, deren schauerlicher Chorus als einzige Stimme der Natur im Hochsommer in die Ohren gellt, quälen Menschen und Thiere bis zum Rasendwerden. Der Mensch versucht sich gegen sie durch Schleier verschiedener Art zu schützen. Die Jakuten benutzen dazu Zeug und Roßhaar. Wir hatten Tüll zu dem Zwecke mitgenommen, doch hafften diese Vorrichtungen wenig, da ja beim Schießen, Sammeln und Beobachten der Schleier doch gelüftet werden mußte; nur starke ammoniakhaltige Schmauchfeuer, die freilich nur am Lagerplatze verwendbar waren, wirkten; während des Reitens aber stachen die Thiere durch alle Nähte aller Kleidungsstücke und Handschuhe. Die Renthierbesitzer lassen darum ihre Heerden hoch auf die Berge treiben oder am Ufer des Eismeeres in der Tundra weiden, und ebenso sucht auch das wilde Renthier und das Bergschaf vor dieser Plage das Weite. Doch nur letzterem, dem gewandtesten aller Bergsteiger, gelingt es in der That, sich vollkommen mückenfreie Stellen auszufuchen: zwischen einsamen Felsgacken hoch im Gebirge, von fühlen über Eisthäler streichenden Winden umfächelt, genießt das Bergschaf ein beneidenswerthes, feindloses Dasein, wenn nicht auch ihm der Mensch tückisch naht.

Im October folgte Herr Dr. Bunge nach, um den während des Sommers die Lena hinabgeschafften Proviant in Bulun zu empfangen, und gemeinsam kehrten wir, bei — 40° C. ausfahrend, zur Jana nach Kasatschje zurück, wo wir den Winter — davon jetzt Monate ohne die Sonne zu sehen — zubrachten. Kasatschje besitzt eine Kirche und 15 andere Gebäude, von denen aber nur eins durch den Besitz eines Daches den Namen Haus verdient, während alle übrigen sich von den gewöhnlichen Jurten äußerlich nicht

Digitized by Google

unterscheiden. Bei allen sind die Fenster durch dicke Eisscheiben ersetzt. Die russischen Bewohner sind, außer dem Ortspriester und dessen Gehilfen und dem Gemeindeschreiber, sechs Kaufleute, die den Winter über von hier aus ihren Tauschhandel betreiben.

Aus den während der Ueberwinterung gemachten meteorologischen Beobachtungen seien hier nur diese Thatsachen erwähnt, die auf den mildernden Einfluß der Meeresnähe im Gegensatz zum Binnenklima von Werchojansk hinweisen: es ist hier nur zweimal das Thermometer unter — 50° C. gesunken, und zwar wurde in Kasatschie das absolute Minimum am 12. März 1886 mit — 50,8° C. erreicht; die Mitteltemperatur aus vier Monatsmitteln für die Zeit December 1885 bis März 1886 betrug aber für Kasatschie — 35,4° C., während sie für Werchojansk für dieselbe Zeit — 47° C. betrug.

Die nordamerikanischen Höhlen.

Von Dr. **Emil Deckert.**

In keinem Erdtheile hat sich die erodirende Kraft des fließenden Wassers an der Oberfläche des Bodens gewaltiger gezeigt, wie in Nordamerika. Man denke nur an die tief eingegrabenen Thäler des Ohio, des Cumberland, des French Broad, des New River, des Black Warrior River ꝛc. oder an die schauerlich schönen Cañons des Colorado (das Grand Cañon und das Marble Cañon), des Arkansas (die Royal Gorge), des Pinos (die Todtenschlucht), des Yellowstone (das Grand Cañon) ꝛc.

Sollten die unterirdischen Erosionswirkungen also in Nordamerika nicht ebenfalls bedeutendere sein, als anderweit auf Erden? Die eine Art der Zerfeilung und Bearbeitung der Bodenschichten geht ja in der Regel mit der anderen auf das engste Hand in Hand, die Effekte der oberirdischen Circulation werden vielfach erst durch die unterirdische vorbereitet, und die Hauptursachen beider sind im Grunde genommen dieselben. Der Tropfen, der den Stein von oben her aushöhlt, unterwühlt und unterwäscht ihn auch von unten her.

Da Nordamerika gleichzeitig auch ein Erdtheil ist, in dem die Kalksteine — die alten silurischen und carbonischen, ebenso wie die jungen eocänen und oligocänen — eine ungemein weite Verbreitung haben, so ist es selbstverständlich, daß sich daselbst auch zahlreiche Höhlen finden werden, und zwar — der Größe und Kraft der fließenden Gewässer, die sie in den Felsen hineinnagten, entsprechend — zum Theil Höhlen von gigantischen Dimensionen. Es steht dies wohl nun so mehr zu erwarten, als die betreffenden Kalksteine obendrein an den meisten Orten vollkommen horizontal gelagert oder doch nur sehr schwach gefaltet und geneigt erscheinen.

Als das nordamerikanische Höhlenland par excellence hat man Kentucky zu betrachten. Der carbonische Kalksteinboden, der den weitaus größten Theil der Fläche dieses Staates bildet, ist an manchen Orten in einer Weise zerklüftet und unterminirt, daß das Wandern auf ihm geradezu gefährlich genannt werden muß — ähnlich etwa wie in gewissen Gegenden des französischen Juragebirges. Vor allen Dingen aber rühmt sich Kentucky des Besitzes der allbekannten Mammuth-Höhle bei Cave-City in Edmondson-County, der größten Höhle der Welt, deren Gänge eine Gesammtlänge von 220 km und einen Gesammtrauminhalt von 9 000 000 kbm haben sollen. Außerdem ist daselbst namentlich noch die Große Krystallhöhle („Grand Crystal Cave") bei Glasgow Junction in Barren County hervorzuheben, die erst seit Ende der siebziger Jahre bekannt ist, und die sich durch eine so gleichmäßige Weite ihrer Hauptgallerie auszeichnet, daß man 17 km weit mit Pferd und Wagen in sie hineinfahren kann [1]).

Nächst Kentucky dürften Virginia und Indiana die höhlenreichsten Staaten Nordamerikas sein. Die Luray-Höhle von Page County in Virginia, die ebenfalls erst im Jahre 1878 entdeckt wurde, wetteifert sowohl durch die Ausdehnung als auch durch die groteske Bildung ihrer unterirdischen Räume mit der Mammuth-Höhle von Kentucky, und die Weyer-Höhle von Augusta County (ebenfalls in Virginia), eine der am längsten bekannten amerikanischen Höhlen (seit 1804), ist in dieser Hinsicht wenigstens neben die größten europäischen Höhlen zu stellen. Beide gehören dem silurischen Westhange der Blauen Kette (Blue Ridge), resp. der Sohle des Großen Thales (Great Valley) der Alleghanies an; ebenso auch die Madison-Höhle, die Wind-Höhle (Blowing Cave) u. a.

Unter den indianischen Höhlen ist die Große Wyandotte-Höhle, deren durchforschte Gänge eine Gesammtlänge von 35 km haben, und deren Hallen im Allgemeinen viel stattlicher sind, als diejenigen der Mammuth-Höhle, allen anderen voranzustellen. Sie liegt in Crawford-County, nahe bei Corydon, an dem Blue River, und ist gleich der Mammuth-Höhle von Kentucky in den unteren Kohlenkalk (Saint Louis limestone) eingegraben. Auch die Kleine Wyandotte-Höhle, dicht daneben (die vielleicht mit der großen zusammenhängt), sowie die Salpeter-Höhle, die Panken-Höhle und die Rhode-Höhle — alle in Crawford County — sind bedeutend; und kaum minder die Borden-Höhle, die Yocum-Höhle, die King-Höhle und die Boone-Höhle (Boone's Mill Cave) — in dem benachbarten Harrison County, östlich von dem Blue River, sowie die Dunnehew-Höhle, die Shiloh-Höhle, die Trocken-Höhle, die Grimstaff-Höhle, die Blauquellen-Höhle (Blue Spring Cave), die Hamer-Höhle, die Donnelson-Höhle, die Connelly-Höhle — in Lawrence County, und in dem Gebiete des White River [2]).

Unter den zahlreichen Höhlen des Cumberland-Plateaus von Tennessee sind besonders namhaft zu machen: die Knochen-Höhle von Van Buren County, die Hebeling-Höhle von Warren-County, die Gray-Höhle von Sumner-County, die Alaun-Höhle von Sevier-County, und die Nicojack-Höhle auf der georgianisch-alabamischen Grenze, südlich von Chattanooga, — die zuletzt genannte die carbonischen Rücken des Raccoon-Mountain und des Lookout-Mountain durchsetzend und den nordamerikanischen Riesenhöhlen zuzählend.

[1]) Vergl. „Nature", Vol. 18, p. 575.

[2]) Vergl. die „Reports on the Geological Survey of Indiana" 1874, p. 281 ff.; und 1879, p. 456 ff.

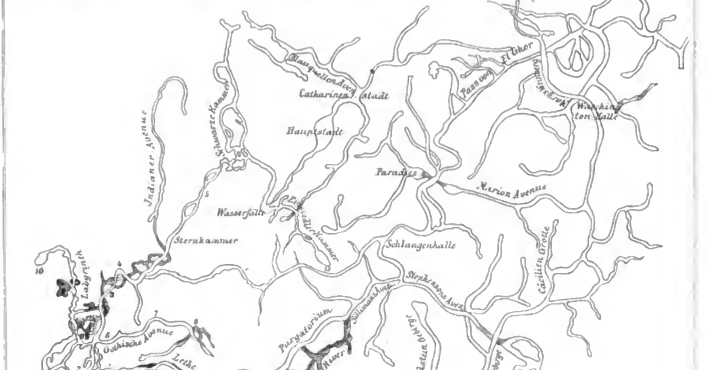
Digitized by Google

Eine Riesenhöhle von etwa 20 km Ganglänge ist auch Howe-Höhle bei Cobleskill im Staate New York, die den Besuchern des nahen Saratoga durch eine schmalspurige Höhleneisenbahn in denkbar bequemster Weise zugänglich gemacht worden ist. Dieselbe gehört ebenso wie mehrere andere benachbarte Höhlen, unter denen Ball's Höhle, Knox's Höhle, Young's Höhle und Nelhaway's Höhle die namhaftesten sind, dem oberen Silur des nördlichen Catskill-Gebirges an.

Die großen Höhlen des südlichen Missouri sind theilweise ebenfalls in den silurischen Kalkstein eingegraben — so die Bryant-Höhle von Ozark County und die Friede-Höhle von Rolla —, theilweise aber auch in den Kohlenkalk — wie die Conner-Höhle in Boon County, die Mac Dewell-Höhle bei Hannibal, die Sac-River-Höhle und die Knox-Höhle in Green County, die Höhlen von Ozark, die Höhlen des Gasconade-Thales ꝛc. — Aehnlich verhält es sich auch mit den Salpeter-Höhlen des nördlichen Arkansas.

Die kleinen Blei-Höhlen von Dubuque, in Iowa, sowie die kleine Eishöhle von Decorah, in demselben Staate, liegen dagegen ausschließlich im Silur, und die kleinen Höhlen von Illinois ausschließlich im Carbon.

Sehr zahlreiche und zum Theil beträchtlich große Höhlen



Plan der Mammuth-Höhle.

(Die schraffirten Stellen bezeichnen tieferliegende Stockwerke, die schwarzen Stellen unterirdische Gewässer.)

1. Das eiserne Thor. 2. Der Kerkspieler. 3. Der große Bogen. 4. Der Riesensaal. 5. Procter-Arkade. 6. Mammuthsp. 7. Gothische Kapelle. 8. Napoleons-Dom. 9. Abgrund. 10. Arkadie-Grotte. 11. Charybdis. 12. Scylla.

befinden sich ferner auf der Halbinsel Florida. Dieselben sind aber zumeist ziemlich schwer zugänglich und daher viel weniger bekannt als die vorhergenannten. Besonders erwähnenswerth dürften darunter die Bogen-Höhle (Arch Cave) und die Damen-Höhle (Ladies' Cave) bei Marianne in Jackson County, sowie die Warren-Höhle (Warren's Cave) bei Gainesville in Alachua County sein. Die größeren floridanischen Höhlen liegen ohne Ausnahme im cocänen Kalkstein [1]).

Aus Kalifornien sind drei Höhlen namhaft zu machen: Bower's Cave bei Coultersville in Mariposa County, Cave City-Cave in Calaveras County, und Pluto's Cave im Thale des Elk River, unweit des Mount Shasta — die erstgenannten beiden wieder Kalkhöhlen (muthmaßlichen Alters?), die letztgenannte dagegen eine Lava-Höhle.

Die bedeutendste Höhle des Felsengebirges ist die enge „Windhöhle" (Wind Cave) des Williams-Canons bei Manitou Springs in Kolorado.

Um unser Verzeichniß wenigstens für das Gebiet der Vereinigten Staaten einigermaßen vollständig zu machen, gedenken wir schließlich auch noch der Marmorhöhle des

[1]) Vergl. J. L. Williams, The Territory of Florida (New York 1837). p. 149 f.

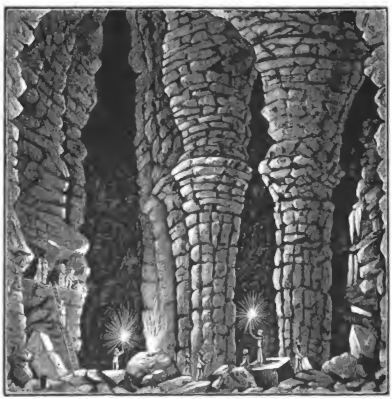
Digitized by Google

ſilurischen Mount Eolus in Vermont, ſowie der Sandſtein-Höhlen des Carbon von Wayensburg in Pennſylvanien.

Kanada beſitzt eine Anzahl Kalkſteinhöhlen in dem Carbon von Neu-Braunſchweig, von denen aber keine beſonders namhaft iſt. Viel beträchtlicher ſind die Höhlen Mexikos, unter denen wir namentlich diejenigen von Cacahuamilpa (bei Toluca) und von Cuernavaca (ſüdlich von der Stadt Mexiko) hervorheben. Dieſelben liegen gleich der kaliforniſchen Bower- und Cave City-Höhle in Kalkſteinſchichten meſozoiſchen (wahrſcheinlich auch juraſſiſchen) Alters, die Höhle von Tasco im Staate Guerrero dagegen gleich der kaliforniſchen Pluto-Höhle in der Lava.

Eingang zur Mammuth-Höhle.

Indem wir uns über die geographiſche Verbreitung der nordamerikaniſchen Höhlen Rechenſchaft zu geben verſuchen, fällt uns vor allen Dingen der Kontraſt auf, der bezüglich des Höhlenreichthums zwiſchen der appalachiſchen Hälfte und der cordilleriſchen Hälfte des Erdtheils beſteht. Wenn man die Felſengebirgsgegend arm an Höhlen nennt, ſo hat man dabei allerdings zu bedenken, daß daſelbſt zunächſt noch unermeßliche Strecken völlig unerforſcht geblieben ſind — ſchon an der Oberfläche, wie viel mehr nicht in ihrem Inneren! Wir zweifeln aber, daß in dem Weſten jemals große Entdeckungen in dieſer Beziehung gemacht werden können.



Der Mammuth-Dom und die korinthiſchen Säulen (Mammuth-Höhle).

An Kalkſteinen ſilurischen und carboniſchen Alters fehlt es zwar auch in den Felſengebirgen nicht, dieſelben bilden aber meiſt nur ſchmale Zonen zwiſchen anderen Geſteinen (zwiſchen kretaceiſchen und tertiären Sandſteinen, archäiſchen Gneißen, Baſalten und Rhyolithen), und außerdem ſind ſie auch ſehr ſteil aufgerichtet. Dazu kommt dann noch als eine maßgebende Hauptſache, daß die Gegend außerordentlich kärglich mit Niederſchlägen bedacht iſt, und daß die wolkenbruchartigen Güſſe, die ab und zu vom Himmel herabſtürzen, um ſofort wieder zu verdunſten, ihre erodirende Gewalt in der Regel völlig an der Oberfläche erſchöpfen. Nur Kalifornien und die feuchten pacifiſchen Küſtenländer ſind hierbei auszunehmen.

In dem höhlenreichen Oſten ſind die Kalkſteine ungleich verbreiteter, und dieſelben lagern daſelbſt zugleich auch ſo horizontal oder in ſo flachen Synklinalen, daß die Höhlengewölbe dadurch einen ſehr hohen Grad von Dauerhaftigkeit erhalten. Außerdem empfängt das appalachiſche Nordamerika bekanntlich einen weit größeren Betrag an wäſſerigen Niederſchlägen, und dieſe Niederſchläge werden lange nicht ſo vollſtändig und ſo ſchnell wieder von der Luft aufgefangt, wie es im cordilleriſchen Nordamerika der Fall iſt.

Die Grenze des appalachiſchen Nordamerika gegen das cordilleriſche ziehen wir etwa unter dem 97° weſtl. L., wo die paläozoiſchen Formationen vorzuherrſchen aufhören, und wo zugleich auch der ausgeſprochene Regenmangel und die reine Grasprärie und Artemiſia-Steppe beginnt.

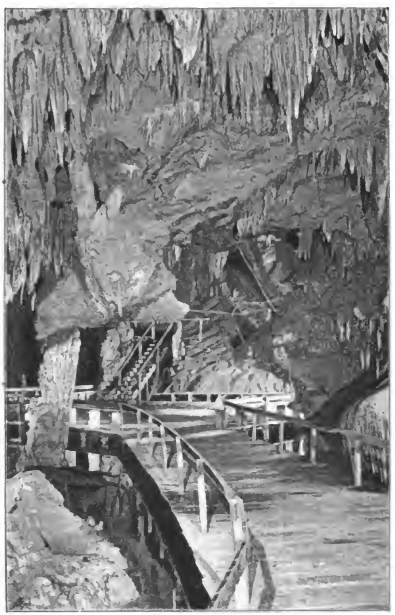
Digitized by Google

Bezüglich der appalachischen Hälfte des Erdtheils ist es wieder auffällig, daß der Süden weit stärker von Höhlen durchsetzt ist als der Norden. Durch welche Ursachen hat man sich diese Erscheinung wohl zu erklären? Wenn das appalachische Kanada (incl. Labrador) vergleichsweise nur wenige Höhlen aufzuweisen hat — dasselbe ist allerdings zunächst noch ebenso lückenhaft durchforscht wie das Felsengebirge —, so kann das nicht sehr befremden, da der Boden dieses Landes vorwiegend aus azoischen Gneißen und Graniten, die wenig zur Höhlenbildung neigen, zusammengesetzt ist. Alles ist damit aber doch nicht gesagt. In Neu-Braunschweig und Neu-Schottland, sowie auf Neu-Fundland finden sich silurische und carbonische Kalksteinreviere von ganz ähnlicher Art wie in Virginia, und dasselbe ist auch der Fall in den Neu-England-Staaten, in Pennsylvanien, in Ohio, in Nord-Indiana, in Nord-Illinois, in Michigan und in Wisconsin. Wie geht es nun zu, daß derselbe Kalkstein hier so höhlenarm — wenigstens so arm an sehr geräumigen Höhlen — und in Süd-Indiana, in Kentucky, in Missouri ꝛc. dagegen so überaus höhlenreich ist?

Zu beachten dürfte bei dieser Frage vor allen Dingen sein, daß die nördliche Grenzlinie des Distriktes der großen Höhlen nur wenig nördlicher liegt, als die südliche Grenzlinie der ehemaligen Vergletscherung des appalachischen Nordamerika. Daß der Parallelismus dieser beiden Linien und ihre annäherungsweise Coincidenz ein reiner Zufall sei, können wir nicht gut glauben. Es ist uns vielmehr wahrscheinlich, daß die Höhlenbildung in dem vergletschert gewesenen Gebiete seiner Zeit durch die Eiskappe ebenso hintangehalten worden ist wie die oberflächliche Thalbildung. Man denke nur an den Unterschied, der zwischen den nördlichen Seenströmen und den südlichen Rinnenströmen besteht[1]).

Durch den liegengebliebenen Moräneschutt wird die unterirdische und oberirdische Thalbildung sogar noch heutigen Tages beträchtlich gehemmt.

Daß ziemlich nahe an der Grenzlinie der nordamerikanischen Eiszeit die sechs gewaltigsten unter den nordamerikanischen Höhlen liegen, — die Mammuth-Höhle, die Krystall-Höhle, die Wyandotte-Höhle, die Weyer-Höhle, die Luray-Höhle und die Howe-Höhle — steht unseres Bedünkens zu dieser Annahme keineswegs im Widerspruche. Gerade an der genannten Stelle waren ja die Schmelzwässer der Eiszeit am mächtigsten, und wie dieselben dort die wildesten „Gaps“ und „Glens“ und „Cañons“ in den Felsen hineinrissen, so konnten sie in ihm auch die gewaltigsten unterirdischen Gänge und Grotten schaffen. Es ist ja allerdings möglich — und zum Theil wahrscheinlich —, daß die Bildung der betreffenden Höhlen schon lange vor der Eiszeit begonnen hat, daß sie aber während dieser Zeit und während der Zeit des Zurückweichens und Abschmelzens der alten Gletscher ganz besonders rüstig vor sich ging, wagen wir nicht sehr zu bezweifeln. In den südlicher gelegenen Kalksteingebieten war die Höhlenbildung in den intraglacialen Zeiten natürlich auch eine sehr bedeutende, da dieselben damals noch reicher an Niederschlägen waren als heute. Der stark durchkältete Norden und der stark durchwärmte Süden lagen ja einander so zu sagen näher.



Brücke in der Luray-Höhle.

Wenn der eocäne Kalkstein der beiden Carolinas und Georgias, sowie auch Alabamas und Mississippis arm an Höhlen ist, während dasselbe Gestein in Florida eine große Menge davon enthält, so erklären wir uns dies vor allen Dingen daraus, daß die in den posttertiären Zeiten von den Alleghanies herbeigeschwemmten Sedimente eine Decke von bedeutender Mächtigkeit über den erstgenannten Staaten bildeten, während dies bei Florida nicht oder doch (im Norden) nur in einem geringeren Maße der Fall war. Diese Decke — besonders ihre lehmige untere Schicht — schützte

[1]) Vergl. unseren Aufsatz in der Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. 22, S. 143 ff.

Digitized by Google

den Kalkſtein einestheils vor dem Angriffe der Atmoſphärilien, und anderentheils ließ ſie auch die Gewölbe etwa entſtandener Höhlen in dem wenig widerſtandsfähigen Geſtein raſch wieder durch ihren Druck zuſammenbrechen. Ein großer Theil von Nord- und Süd-Carolina, ſowie von Georgia beſteht übrigens obendrein aus archaiſchem Geſtein, wie man weiß.

Soweit die Höhlenbildung auch in der geologiſchen

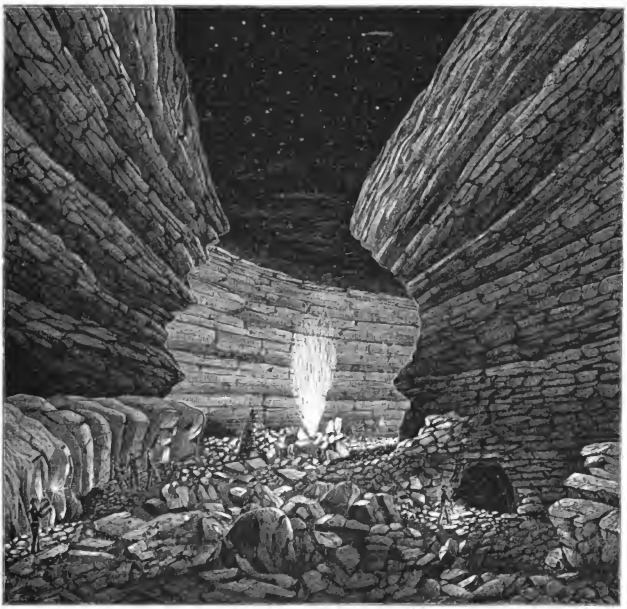
Die Brand-Kaskade in der Luray-Höhle.

Gegenwart noch weiter fortſchreitet, ſo hat dieſelbe in dem Süden des appalachiſchen Nordamerika ebenfalls günſtigere Vorausſetzungen als im Norden. Nicht bloß fallen in den Südſtaaten beträchtlich mehr Niederſchläge als in den Nordſtaaten, und nicht nur ſchwellen die fließenden Gewäſſer — die oberirdiſchen wie die unterirdiſchen — daſelbſt viel häufiger und ſtärker an, ſondern das niederſtürzende und den Boden durchſickernde Waſſer beſitzt auch eine viel höhere

Digitized by Google

Temperatur, und dasselbe ist in Folge dieser höheren Temperatur, sowie in Folge des dichten südlichen Pflanzenkleides fähig, einen viel größeren Betrag an Kohlensäure und Ammoniak in sich aufzunehmen. In Florida giebt es beispielsweise kaum eine Quelle, die eine niedrigere Temperatur als 72° F. (22° C.) aufweist. Dadurch muß sich die lösende Kraft des Wassers gegenüber dem Kalkstein aber sehr bedeutend erhöhen. Auch wenn die Eiszeit also in negativer und positiver Weise gar nichts mit der nordamerikanischen Höhlenbildung zu thun hätte, und wenn der ganze Prozeß erst nach der Eiszeit begonnen hätte — was aus verschiedenen Gründen nicht gut glaubhaft ist —, so würden wir in den südlichen Kalkstein-Distrikten zahlreichere und größere Höhlen zu erwarten haben als in den nördlichen.

Voluminöse Gewässer — Ströme und Seen — enthalten gegenwärtig namentlich noch: die Nicojack-Höhle (bei Chattanooga); die Blauquellen-Höhle, die Shiloh-Höhle, die Hamer-Höhle, die Boone-Höhle und die Rhode-Höhle



Die Sternkammer (Mammuth-Höhle).

(in Indiana); die Bogen-Höhle, die Damen-Höhle und die Warren-Höhle (in Florida); die Ozark-Höhle und die Bryant-Höhle (in Missouri); die Bower-Höhle (in Kalifornien); sowie in beschränkterem Maßstabe die Mammuth-Höhle (in Kentucky) und die Howe-Höhle (in New York). Höchstens von den floridanischen und von einer Anzahl kleinerer Höhlen wäre aber die Annahme gerechtfertigt, daß die Wassermassen, die sich heute — permanent oder periodisch — durch sie hindurch bewegen, füglich auch hingereicht haben könnten, sie auszuwaschen. Die Bogen-Höhle ebenso wie die Damen-Höhle sind in gewöhnlichen Zeiten nur durch Boote zugänglich, zur Zeit der ausgesprochenen Hochwasser ihrer unterirdischen Ströme ist aber ein Vordringen in ihnen völlig unmöglich, und ähnlich liegen die Dinge auch bezüglich der Blauquellen-Höhle, der Boone-Höhle und der Hamer-Höhle. In den beiden zuletzt genannten Höhlen giebt es überdies auch große Wasserfälle, und deren Erosionskraft ist unter der Erde natürlich eine ebenso bedeutende wie an dem Tageslichte. Daß die unterirdischen Ströme der nordamerikanischen Südstaaten ähnlich starken

Digitized by Google

und häufigen Schwellungen ausgesetzt sind wie die oberirdischen, ist dabei von großem Belang. Leider liegen aber genauere Beobachtungen darüber nicht vor, wie denn die ganze nordamerikanische Spelaeologie zuvörderst noch tief in ihren ersten Kinderschuhen steckt.

Am allerjüngsten dürfte die Höhlenbildung in Florida sein, wo sie sicher nicht vor der späteren Tertiärzeit begonnen hat, und in diesem Lande geht sie vielleicht auch noch vor den Augen der gegenwärtig lebenden Menschheit am regsten vor sich. Da die Höhlengewölbe daselbst aber durch die Art des Gesteins nicht besonders fest sind, und da dieselben durch die Atmosphärilien von unten wie von oben her noch viel heftiger angegriffen werden, als anderweit in Amerika — es handelt sich dabei vor allen Dingen um die tropischen Sommerregen Floridas —, so stürzen sie aber in der Regel rasch wieder zusammen, und die Oberfläche des Landes ist in Folge dessen beinahe allenthalben voll von dolinen-ähnlichen „lime-sinks“ (Kalk-Senken) recentesten Alters. An stattlichen Strömen, die plötzlich aus einer Höhlung hervortreten, ist Florida außerordentlich reich, und ebenso auch an Seen, die zwar keinen oberirdischen, wohl aber einen unterirdischen Abfluß haben.

Was die sechs Riesenhöhlen nahe an der Nordgrenze des höhlenreichen Theiles von Nordamerika betrifft, so wäre die Bildung derselben vielleicht auch ohne eine Mitwirkung der einstigen Gletschergewässer denkbar. Es müßte dann nur angenommen werden, daß die Ströme, die heute in ihrer Nähe vorüber fließen, während irgend einer früheren Epoche ihren Lauf durch die Höhlen hindurch genommen haben. Durch die Mammuth-Höhle müßte etwa der Green-River hindurch geflossen sein, durch die Wyandotte-Höhle der Blue River, durch die Luray-Höhle der Shenandoah River, durch die Howe-Höhle der Cobleskill River oder der Schoharie River ꝛc. Die Größe der ausgewaschenen unterirdischen Räume würde dann sogar der Größe und Kraft der betreffenden Flüsse ziemlich genau proportional sein.

Der Green-River ist einer der stattlichsten Tributärströme des Ohio, und wenn man das tiefe Canon anschaut, das seine Fluthen an der Oberfläche in den Felsen hineingraben haben, so kann man allerdings sehr geneigt sein, denselben auch die imposante Wunderwirkung zuzutrauen, die man nahe seinem Ufer beim Scheine der Fackeln in der Tiefe beobachtet. Die Schroffheit und Wildheit der Wände steht bei der Mammuth-Höhle in der denkbar vollkommensten Harmonie mit der Schroffheit und Wildheit der Wände des oberirdischen Flußthales, das ist nicht zu verkennen, und die labyrinthischen Höhlen-Gänge und Höhlen-Gewölbe scheinen beinahe sämmtlich mehr in den Kalkstein hineingerissen oder mit einem scharfen Instrumente hineingeschnitten, als hineingenagt (Pergl. den beigegebenen Plan sowie die Abbildungen). Dies entspricht noch heutigen Tages sehr genau dem Charakter des oberirdischen Stromes, der zur Zeit seiner Hochwasser — dieselben wiederholen sich zuweilen sechsmal in einem Jahre, und sie übersteigen das Niveau des Niederwassers oft genug um volle 16 Meter — gewaltige Erosions-Effekte zu erzielen vermag. Daß zahlreiche Gewölbe-Einstürze in der Mammuth-Höhle stattgefunden haben müssen, bezeugen die kolossalen Trümmermassen, die darin aufgehäuft sind. Warum soll es also nicht an dem oberen Ende der Höhle einmal einen entscheidenden Zusammensturz gegeben haben, der zu einer vollkommenen Verstopfung der Höhle führte, und der den Fluß zwang, seine dunklen Gänge zu verlassen und sich statt ihrer ein Bett am hellen Sonnenlichte zu schaffen? Genauere Untersuchungen, die uns eine klare und bestimmte Antwort auf diese Frage geben könnten, stehen auch an dieser Stelle, die klassisch genannt werden muß, noch aus. Als Erosionswirkung hat man die Mammuth-Höhle ohne Zweifel dem Grand Cañon des Colorado als ebenbürtig an die Seite zu stellen. Was das große Cañon für die Oberwelt ist, ist die große Höhle so zu sagen für die Unterwelt.

(Schluß folgt.)

Dajakken-Gedichte.

Von H. Tromp.

Dajakken nennt man bekanntlich alle nicht mohammedanisch gewordenen Eingeborenen der Insel Borneo. Man darf sich also keineswegs unter dieser Bezeichnung ein Volk vorstellen, das — wenn auch mit mundartlichen Abweichungen — eine und dieselbe Sprache redet. Vielmehr finden sich, was die Sprache anlangt, bei den Dajakken sehr weit und tiefgehende Unterschiede, so daß man unbedingt von verschiedenen dajakkischen Sprachen reden muß. Wie groß die Anzahl derselben aber sein mag, vermag zuvörderst weder ich noch sonst jemand anzugeben. Die Sprache, in der die nachfolgenden Geschichten von mir aufgezeichnet worden sind, wird von einem Stamme gesprochen, der sich „Olon maanjan“ nennt. Er ist nicht zahlreich, besteht aus höchstens 15 000 Seelen und wohnt auf Süd-Ost-Borneo, im Stromgebiete des Baritu, den die Olon maanjan „Kamatang wita“ — „wirklicher Strom“ — nennen, und zwar auf der linken Seite des Stromes zwischen dem 2. und 3. Grade südlicher Breite.

Nachdem ich bereits fünf Jahre unter dem Stamme der „Olohu gadja“ als Missionär gearbeitet hatte, war ich noch zwölf Jahre unter genanntem Stamme wirksam. Behufs gründlicher Erlernung seiner Sprache war ich natürlich genöthigt, schriftliche Aufzeichnungen zu machen, und so schrieb ich namentlich auch verschiedene Märchen und andere Erzählungen auf, bezw. als ich Leute hatte, die es konnten, ließ ich sie aufschreiben. Die Originale zu den unten folgenden Uebersetzungen, deren ersten Theil man füglich „dajakkische Aufschneidereien“ oder „Münchhausenjaden“ nennen dürfte, gehören dazu.

Ich kam auf folgende Weise zu denselben: Irgend Jemand erzählte eine haarsträubende Jagdgeschichte. Um ihn nun zu übertrumpfen, erzählte ich die bekannte Geschichte von Münchhausen, in der dieser Held, aldieweil er gerade einen Nagel geladen hatte, einen Fuchs mit seinem Schwanze durch einen glücklichen Schuß an einen Baum festnagelte. O, sagten die Anwesenden, ähnliche Sachen sind auch bei uns vorgekommen. Da war ein gewisser Maduraman, der hat ganz ähnliche Dinge erlebt. Und nun erzählten man mir diese Geschichten und ich zeichnete sie auf, so wie sie mir erzählt wurden.

Die Geschichte lautet: Maduraman war ein Mohammedaner. Einstmals geschah es, daß er in ein Dorf der Maanjan [1]) kam und da erzählte er Folgendes:

[1]) Name eines dajakkischen Stammes.

Digitized by Google

Einst stand in unserem Dorfe ein „bindjai“ [1])-Baum; derselbe war ungeheuer hoch und stammte noch aus den Zeiten meines verstorbenen Großvaters. Einmal trug dieser Baum Frucht, und zwar nur eine einzige Frucht, und diese seine Frucht wurde außerordentlich groß, aber sie wollte nicht reif werden. Fast ein ganzes Jahr hindurch hing sie so oben und konnte doch nicht abfallen. Als das Jahr um war, da fing es aber an im Wipfel des Baumes zu tönen: „Taretep taretep!“ und das dauerte drei volle Monate. Als diese Zeit um war, da veränderte sich das Tönen, und es klang jetzt „Ondalondil!“ und das währte wieder drei volle Monate. Dann erst, plumps, fiel die Frucht herab zur Erde und zwar mit einem gewaltigen Getöse. Es war, als ob der „Podajar“ [2]) vom Himmel herabspränge. „Dort die bindjai ist herabgefallen!“ riefen nun die Leute, und alsbald liefen sie allesammt, und Jeder wollte gern die Frucht haben. Aber als sie an dem Platze angekommen waren, da standen sie alle erstaunt da. Ich rief: „Was ist los?“ Sie antworteten: „Die Frucht ist zu groß, man vermag sie nicht aufzuheben.“ Als ich nun herangekommen war, da lag sie da, groß, rund und voll, von einem Umfange wie ein Reisbehälter. Endlich begannen die Leute das Fleisch der Frucht abzuhauen und in ihre Häuser zu schleppen und Jedermann machte daraus „wadi“ und „pakasom [3])“. Nachdem man eine Hälfte der Frucht so verwendet hatte, waren aber alle Töpfe im Dorfe voll. Darauf sagte ich zu den Leuten: „Wohlan! laßt uns aus dem Kern der bindjai ein Fahrzeug machen. Wir wollen daraus einen Kahn zimmern.“ Alsbald spalteten wir ihn in zwei Hälften, und, nachdem er gespalten war, klafterten wir ihn, und ohne zu übertreiben, der Kern war 12 Klafter lang. Wir zimmerten nun einen Kahn daraus, und nachdem derselbe fertig war, zogen wir ihn ins Wasser und versuchten seine Tragkraft. Und wirklich, die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes konnte bequem hinein und noch lag er nicht eigentlich tief im Wasser.

Am anderen Morgen ging ich hinaus, um zu angeln, und dabei benutzte ich eben diesen Kahn. Kaum hatte ich aber die Angel ausgeworfen, da biß ein Fisch an. Ich zog mit aller Kraft die Angel an, und hin und her und in die Höhe, aber ich konnte den Fisch nicht über die Oberfläche des Wassers bekommen. Dabei hättet ihr nun hören sollen, wie lieblich schön die angezogene Angelschnur erklang, es hörte sich fast an, wie wenn eine Tänzerin zum Tanze singt. Indem ich die Klänge hörte, vermochte ich mich nicht zu halten, und ich mußte mit aller Macht anfangen zu tanzen. Dabei konnte ich natürlich nicht rudern, und so stieß der Kahn am Ufer auf. Als ich das Ufer sah, sprang ich aus dem Kahn, band die Angel an einen Baum fest, und dann tanzte ich auf der mit Binsen bestandenen Fläche weiter nach Herzenslust, vom ersten Tagesgrauen an bis zur eintretenden Dunkelheit. Da erst dachte ich wieder an meine Angel. Indem ich nun hinsah, siehe, da kam ein „patong“ [4]) zum Vorschein, der war ungeheuer groß — nicht kleiner als eine Reiswanne. Das war in der That ein guter Fang! Ich brachte ihn nach Hause und machte „wadi“ [5]) davon und füllte damit einen gewaltigen Topf, so daß wir lange Zeit genügende Zufpeise hatten. Am anderen Tage ging ich hin, um die Stelle zu besehen, auf welcher ich so lange getanzt hatte. Als ich nun hinsah, da waren die Binsen ganz niedergetreten, und die Stelle war ganz rein; sie war gerade groß genug, um eine Metze Reis darauf zu pflanzen. „O“, sagte ich zu meinen Söhnen: „Laßt uns doch „dita [1])“ hier hin pflanzen!“ Und prächtig ging der gepflanzte Reis auf, und nach einer gewissen Zeit trug er auch Frucht. Aber die Reisvögel kamen in großen Schwärmen herbei. Endlich kam die Zeit der Ernte. Am Anfange derselben, nachdem eben der erste Reis eingebracht war, kochten wir ein wenig davon — nur einen Kochtopf voll — und als der Reis gar war, verfuchten meine beiden Söhne Tumak und Tarunan zu gleicher Zeit, mit den Händen in den Topf zu fahren und je einen Klumpen herauszuholen. Als sie aber die Hände wieder herauszogen, da hingen diese auf einmal fest an einander. Sie waren durch den „dita“ ganz zusammengeklebt. Da hättet ihr sehen sollen, wie die beiden Jungen zogen, um loszukommen, der eine nach rechts, der andere nach links, aber der Klebreis ließ nicht los von ihren Händen. Da ergriff ich mein Hackmesser und hieb zu und hieb gerade mitten zwischen ihren erhobenen Händen hindurch — von den Fingerspitzen bis hinab zur Nase. Und plumps! fielen beide hin, der eine rechts in die Ecke, der andere links, von der Gewalt des wechselseitigen Ziehens. Sie thaten sich aber nicht wehe.

Wir hatten nun noch lange nicht fertig geerntet, und die Reisvögel kamen noch immer in großen Schwärmen und waren nicht wegzutreiben. Da gefchah es, daß ich zu meinen Söhnen sagte: „Laßt uns noch etwas von dem „dita“ kochen und ihn als Vogelleim verwenden, damit wir die Reisvögel auf Leimruthen fangen und tödten.“ Sie kochten also wieder einen Topf voll. Als der Klebreis nun gar war, schöpften sie ihn aus und brachten ihn nach dem Felde. Sie brauchten ihn aber gar nicht auf Leimruthen zu streichen, weil er nicht bloß sehr klebte, sondern auch behnbar wie Gummi war. So zogen ihn denn meine Söhne aus zu einem langen Draht und spannten ihn quer durchs ganze Feld, wohl 20 oder 30 Klafter weit. Kaum waren sie aber an das Ende des Feldes gekommen — der eine an diesem, der andere an jenem —, und noch ehe sie den Draht an einem Baume befestigen konnten, da mit einem Male, ich weiß selbst nicht, wie es zuging, kam ein ganzer Schwarm Reisvögel und ließen sich auf dem Drahte nieder. Ebenso plötzlich flogen aber alle auch wieder auf, und meine beiden Söhne wurden von ihnen mit hinauf gehoben, fast bis zu den Wolken. Da hingen nun die armen Kerle und zappelten und schrieen: „Hilfe! Hilfe!“ Ich rief ihnen aber zu: „Tödtet doch eine Anzahl der Vögel, einen nach dem anderen, damit ihr wieder herabkommt, aber tödtet sie nicht alle, sonst könntet ihr gar hart auf den Boden fallen.“ Das thaten sie denn auch, und so kamen sie ganz langsam und allmählich wieder zur Erde.

Ein anderes Mal gingen wir hin, um einen Stampfblock zu machen, und als wir damit fertig waren, wollten wir den Block auf den Schultern nach Hause tragen. Meine beiden Söhne nahmen das vordere Ende, ich das hintere. Aber so brachten wir ihn nicht fort, des Weges halber, denn die Bäume standen zu dicht und wir vermochten uns nicht durchzuarbeiten. Da sagte ich zu meinen Söhnen: „Laßt uns noch einmal einen Topf voll von dem „dita“ kochen.“ Und wir gingen nach Hause und thaten es. Als er gar war, begaben wir uns dann wieder zurück zu der Stelle, wo wir den Block gemacht hatten, und wir strichen den Klebreis auf seinen Boden. Als das geschehen war, legte ich mich auf den Block, und so klebte er an meinem Rücken

[1]) Name einer sehr sauren Frucht.
[2]) Der König der krankmachenden Geister; sprichwörtliche Redensart.
[3]) Mit Reis eingemachtes, wadi mit geröstetem, pakasom mit gekochtem Reis.
[4]) Ein Fisch, der höchstens 10 cm breit und 18 cm lang wird.
[5]) Mit geröstetem Reis eingemachter Fisch.

[1]) Ditä oder pulut ist eine Art Reis (Oryza glutinosa), eine beliebte Festspeise, die mit Zucker und geriebenem Kokosnußfleisch gegessen wird.

Digitized by Google

fest. Meine beiden Söhne halfen mir dann auf die Beine, und so trug ich denn den schweren Block ächzend und stöhnend nach Hause. Allein konnte ich mich ja schon zwischen den Bäumen hindurchwinden.

Als ich zu Hause angekommen war, wollte ich natürlich den Block von meinem Rücken los haben, aber er wollte nicht loslassen, weil der Klebreis noch immer fest klebte. „Was sollen wir nun machen?“ fragten meine Kinder. „O“, sagte ich, „da ist nichts Besonderes zu machen. Lauft nur in den Wald und holt „dita bajor“ [1]). Als sie darauf dieses Harz nach Hause brachten, schlitteten sie es zwischen meinen Rücken und den Stampfblock, und da ließ er los.

Vorstehenden Erzählungen, die in keinem Falle irgend welche abhängige Beziehung zu unserem Münchhausen oder ähnlichen europäischen Dichtungen haben, will ich noch ein anderes Produkt dajakkischer Dichtkunst beifügen, und zwar ein Reiselied, „enra“ genannt.

Eine solche „enra“ wird von Männern auf der Wanderschaft gesungen, während die von Frauen gesungenen „djondjowai“ genannt werden.

Außer diesen Reiseliedern hat man auch noch Trauerlieder, die man „telái“ nennt. Noch anderer Art sind die Lieder, die von Priestern oder Priesterinnen gesungen werden. Natürlich unterliegen sie mannigfachen Veränderungen, je nach dem Geschmack und der dichterischen Begabung des Einzelnen, da kein dajakkischer Stamm vor Aukunft der Missionäre irgend welche Schrift besaß. Die betreffenden Lieder sind nicht leicht zu bekommen, weil die Leute sie nur auf einsamen Wegen und einsamen Bootfahrten singen, und man kann Jahre lang unter ihnen gelebt haben, ohne auch nur eine Ahnung von dieser Poesie zu bekommen. Daß es sich aber um Poesie im vollsten Sinne des Wortes handelt, wird Niemand bestreiten.

Ihre Uebersetzung ist ebenfalls nicht leicht. Sie sind voll von Bildern einer glühenden Phantasie und doch auch wieder unmittelbar empfunden. Auch wird in denselben gar oft eine künstliche Wortbildung angewendet, die zwar sehr an die Paronomasie unserer Dichter erinnert, aber doch etwas Anderes ist. Die Aehnlichkeit des Klanges wird nämlich meist durch Umstellung, oder Einfügung von Silben, oder durch Veränderung der Vokale gebildet. Auch werden eine Menge Wörter gebraucht, die nicht mehr dem täglichen Leben und Umgange angehören, und deren Bedeutung nicht immer ganz klar ist.

Die Form der Lieder anlangend, will ich noch bemerken, daß diese Dichtungen augenscheinlich den Parallelismus der Glieder haben; der Reim wird selten angewandt, doch kommt er vor. So heißt es z. B. in einem „enra“:

Lowan leme doan
Aku njiaug lawi lola.

Deutsch:

Darum, ja darum bewege ich meine Zunge.

Der Rhythmus aber und die Beobachtung eines in sich geschlossenen Verses ist immer erforderlich. Zur Veranschaulichung hier die zwei ersten und die zwei letzten Verse der nachfolgenden Uebersetzung:

Bangat djoro onro, kala djungun totong! [1])
Djongkom wulan, nimbang siapoi.
. . . . . .
Bangat wahai momoridja upo!
Hene too mamongkalis ganda laki!

Die Uebersetzung des ganzen Liedes lautet:

O Tag so traurig, von dunklem Rauch umhüllt!
O Mond so düster wie verlöschend Feuer!
Traurig liegt der Kahn an der Brücke,
Stille liegt das Schiff am Lande,
Ganz zerbrochen ist sein Steuer,
Abgeschlagen und zerbrochen sein Schnabel,
Zerbrochen von den Wogen der See,
Abgeschlagen durch die mächtige Fluth,
Zersplittert durch die mächtigen Wogen,
Deren Anprall laut kracht, wie der zündende Blitz.
Ein furchtbar Getöse, ein schrecklich Tröhnen!
Der Weg führt durch die Bucht des Flusses, durch die Bucht, gekrümmt wie eine Angel;
Der Weg krümmt sich wie ein Widerhaken,
Vorbei führt er an der Menge der Feinde,
Vorbei an den Schaaren der Kopfabschneider,
Vorbei an dem Schwarm der Krokodile,
Vorbei, wo der Sturm heult, der da zerbricht das Bugspriet,
Vorbei, wo der Sturm zerbricht den Segelbaum,
Vorbei, wo der Sturm zerbricht die Aau;
Darum wie ein nicht eindringender Keil, so das zu spannende Segel,
Wie eine abspringende Lanze, so der aufzuwindende Anker.
Gar zu viele sind der üblen Vorzeichen.
Eine zu große Menge sind der bösen Omen.
Tausend, ja Tausend sind die uns zurücktreibenden Gefahren,
Gar viele sind der mit scharfer Waffe hauenden Feinde, sie sitzen fest auf dem Gipfel des Kopfstuches,
Gar oft werden wir angespieen von Feinden, die meuchlings lauern auf dem Schaume der Wellen;
Groß ist die Hitze, die mörderisch anfällt den wandelnden Fuß;
Die giftige Otter lauert zu treffen das Herz,
Sie jüngelt gar sehr und scharf sucht sie zu treffen die Stelle des Herzens,
Ihr Gift bringt schlimmen Husten und manche böse Seuche.
Ach gar mannigfach sind die Beschuchungen eines Mannes!
Ach gar vielfältig sind die Prüfungen der Männerjahre.

Dieses Lied lehrt uns die Dajakken von einer anderen Seite kennen als die oben mitgetheilten Münchhausenjaden. Jene sind im gewissen Sinne der Ausdruck des täglichen Lebens, wie es sich dem Beobachter oberflächlich betrachtet darstellt. Denn das lacht und scherzt nur immer, so daß man leicht die Vorstellung gewinnen kann, als seien diese Kinder der Widuiß die glücklichsten Menschen, die unter ihrem ewig lachenden Himmel, umgeben von einer großartigen Natur, die ihnen Alles im Ueberfluße bietet, gar kein Verständniß und gar keine Ahnung haben von des Lebens Leid und Weh. Das Lied dürfte uns eines Anderen belehren und bedarf zu seinem Verständniß wohl nicht vieler Glossen. Und nicht nur das angegebene Lied klingt so schwermüthig und ganz ohne Hoffnung, nein, alle ihre Lieder haben diesen Charakter. Da heißt es z. B. in einem anderen „enra“:

Ach meine Mutter hat mich gepflanzet an verkehrtem Orte,
Sie hat mich gepflanzet hin in die glühende Sonne;
Ach da ist kein kühlender Schatten!

Und eine Priesterin hörte ich beten zu den Geistern:

Ach gar klein und eng ist das Land, das ihr uns gegeben!
Da giebt es nur Haidegrund und dürren Sandboden. Es gedeiht wenig darin und Kleidung haben wir auch nicht, und doch brennt die Sonne gar heiß.

---

[1]) Dita bajor ist ein sehr settiges, leicht fließendes Harz.

[1]) Die Worte djoro und djongkom obiger Verse kommen im täglichen Leben nicht vor, onro lautet aurau, momoridja: moridja, mamongkalis: mangkadi.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die geographische Verbreitung des Schnees.

Die Messungen über die Menge des Schneefalles bieten so viele Schwierigkeiten und sind in ihren Resultaten noch so wenig festgelegt, daß man heute noch von einer Darstellung dieser Verhältnisse absehen hat. Man muß sich also auf die Darstellung der räumlichen Verbreitung des Schneefalls beschränken und die Aequatorialgrenze des Schneefalls zu bestimmen suchen. Schon Humboldt und Mühry betonten die Wichtigkeit derartiger Untersuchungen, während Dove kein Interesse dafür kundgab. Die ersten Versuche, die Schneelinien zu bestimmen, finden sich im alten Berghaus'schen physikalischen Atlas sowie im Bromme'schen Atlas zu Humboldt's Kosmos. Nach den neueren Quellen in einer möglichst vollständigen Uebersicht diesen Gegenstand verarbeitet zu haben, ist das Verdienst Dr. H. Fischer's, der alles erreichbare Material zusammentrug und auch eine Karte der Schneefallgrenzen zeichnen konnte. Ueber seine für die physische Erdkunde äußerst werthvollen Untersuchungen berichtete derselbe vor Kurzem dem Verein für Erdkunde zu Leipzig, und entnehmen wir seinen Ausführungen Folgendes:

Außer einer möglichst genauen Grenze, bis zu der die Schneefälle im Mittel jeden Winter vorrücken, sind Linien konstruirt worden, bis wohin Schneefälle überhaupt vorkommen. In Europa beginnt die mittlere Schneefallsgrenze südwestlich von Bordeaux, umschließt die Pyrenäen und das spanische Hochland, Frankreich mit Ausnahme der Südküste, den Nordrand Italiens, und die Gebirgslandschaften der Balkanhalbinsel. Alle Küsten Spaniens, die Südküste von Frankreich und die Riviera, sowie Rom, Neapel und Florenz, bleiben meist schneefrei. Im Süden Italiens kommt regelmäßige Schneebedeckung nur auf bedeutenderen Höhen vor. Auch auf den dalmatinischen Inseln fällt selten Schnee, auf Korfu alle 10 bis 12 Jahre einmal. Patras, Athen und die Küsten des Aegäischen Meeres haben sehr selten Schnee.

Konstantinopel, wo im Winter an 2 bis 22 Tagen Schnee fällt, gehört schon zum Pontischen Gebiet, das klimatologisch vom Mittelmeergebiet durchaus verschieden ist. Die Nordküste Kleinasiens ist in ihrem westlichen Theile rauh, im östlichen Theile dagegen genießt sie schon den Schutz des Kaukasus. Die mittlere Schneegrenze umschließt das schneereiche Hochland von Armenien und zieht über das Iranische Hochland, wo die Pässe, die von Bender-Abbas nach dem Innern führen, oft verschneit sind. Im Norden fällt Schnee in Teheran, in Herat und in Kelat. Die Südküste Kleinasiens ist wohl als schneefrei zu betrachten. Der Libanon hat von einer Höhe von 1000 m an Schnee. Südlich bis tief hinunter ins Euphratthal giebt es nur vereinzeltes Schneevorkommen, ebenso in Jerusalem (alle 4 bis 5 Jahre einige Tage) und am Sinai. Indien liegt zumeist außerhalb des Schneegebiets. Im Himalaja steigt die Schneefallsgrenze im N. W. bis 1300 m herab, bei Dordscheiling bis 2000 m. In dieser Höhe liegen hier auch die Sanitarien der Engländer. Oestlich setzt sich die Schneegrenze fort bis zu den Gebirgen Yünnans, reicht aber wohl nicht bis über den Wendekreis hinaus. In China sind strenge Winter nicht selten, und Schneefall wird bis Kanton beobachtet. Etwa unter 30° nördl. Br. tritt die mittlere Grenze an den Ocean und zieht dann längs dem Südostrande Japans weiter nach Nordosten.

Ein eigenes Gebiet steten Winterschnees bildet das Hochland der Berberei. Der Schnee reicht hier bis 800 m hinab, aber die Schott-Rinne ist wahrscheinlich schneefrei. In Madeira giebt es vereinzelte Schneefälle über 900 m Höhe, auf den Kanarien über 1600 m Meereshöhe. Sehr seltene Schneefälle werden berichtet aus Tanta, Kairo, Sokna, Tunis und Ghadames.

In Nordamerika beginnt die mittlere Schneegrenze westlich etwa bei 47° 30' nördl. Br., biegt dann nach Süden und umschließt die Regionen der Sierra Nevada und der Felsengebirge, liegt aber unter 38° Br. schon 1100 m hoch. Die Westseite Amerikas ist noch milder als diejenige Europas. Das große Thal von California ist meist schneefrei. Die Schneegrenze läuft von Norden aus über Prescott nach Mexico hinüber, wo die nördlichen Hochplateaus oft Winterschnee haben, zieht dann durch Texas nach Nordosten, um bei Cap Hatteras an den Atlantischen Ocean zu treten.

Schwieriger ist die Bestimmung der Schneegrenze im Gebiet der Oceane, nach den auf der deutschen Seewarte vorhandenen Schifffahrtsberichten muß aber ein regelmäßigerer Verlauf als auf dem Lande angenommen werden, weil schon die vielfachen lokalen Ursachen fehlen. Die Bermudas liegen innerhalb, die Azoren außerhalb der Schneefallsgrenze. Beachtenswerth ist das Ansteigen der oceanischen Schneegrenze von West nach Ost, woraus ersichtlich ist, daß die Westküsten der Kontinente gegen die Ostküsten klimatisch bevorzugt sind.

In Südamerika trifft die Grenzlinie dauernden Schneefalls an der Westküste mit dem 45. Parallel zusammen, an der Ostküste mit dem 44. Die Anden verursachen aber eine große nördliche Ausbiegung der mittleren Schneegrenze. Sehr selten vorkommender Schneefall wird aus Buenos Ayres, Montevideo, mehreren Plätzen Paraguays und aus Ouro Preto gemeldet. — In Afrika haben wohl nur die Gebirge regelmäßigen Schneefall, ebenso in Australien. Die klimatischen Verhältnisse der südlichen Hemisphäre zeigen sich viel einfacher und gleichmäßiger, als diejenigen der nördlichen Halbkugel. Sl.

Die Stellung der Chetiter.

Seit wir den Inhalt der Siegesbülletins kennen, welche an den Wänden des Tempels von Karnak die Kämpfe Ramses' II. mit den Kheta berichten, hat die früher wenig beachtete und fast nur aus der Bibel bekannte Nation der Chetiter oder Hittiter die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf sich gezogen. Keilschriften und Hieroglyphen haben uns die überraschende Kunde gebracht, daß schon 1500 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung ein mächtiges Reich bestand, das sich von Südpalästina bis Ilion und von Karchemisch am Euphrat bis ans Meer erstreckte, das siegreich mit den Aegyptern und Assyrern kämpfte und das der Träger einer hohen Kultur war, in welcher mehr als in irgend einer anderen die griechische und somit auch die unserige wurzeln. Die Geschichte dieses Reiches ist uns in ihren großen Zügen bekannt bis zu seinem Untergange in den Kämpfen mit dem übermächtigen assyrischen Großstaat, mit Tiglat Phileſar und Assurnasirpal, aber über die ethnographische Stellung der Chetiter und ihre Sprache gehen die Ansichten weit aus einander. Es dürfte darum von Interesse sein, aus einem Vor-

Digitized by Google

trage des bekannten Palästinaforschers Kapt. R. E. Conder[1]), welcher mit Prof. Sayce und Sir Charles Wilson gegenwärtig der Hauptvertreter der chetitischen Studien in England ist, das Wichtigste mitzutheilen.

Conder geht von den Abbildungen der verschiedenen Stämme aus, welche uns in den ägyptischen Tempeln erhalten und durch die im Auftrage der British Association von Mr. Flinders Petrie im vorigen Jahre gemachten ausgezeichneten photographischen Aufnahmen[2]) jedem Forscher zu sehr billigem Preise zugänglich gemacht worden sind. Die Darstellungen der Kämpfe Ramses' II. bei der chetitischen Hauptstadt Kadesch lassen zwei Rassen unter den Feinden erkennen. Die eine, braun und bärtig, ist unzweifelhaft semitisch, aber gerade die Kämpfer auf den Streitwägen — also die herrschende Klasse — zeigen einen ganz anderen Typus; sie sind heller, ohne Kinnbart, nur mit langem dünnem Schnurrbart, der Kopf ist geschoren bis auf einen dünnen Zopf, die Aehnlichkeit mit Chinesen und Mongolen ist geradezu in die Augen springend und berechtigt gewiß zu dem Versuche, eine Verbindung der Chetiter mit turanischen Stämmen herzustellen.

Zunächst kommen hier natürlich die Stämme in Betracht, welche die Civilisation in Mesopotamien begründeten und deren Zugehörigkeit zu Turan die Forschungen der letzten Jahre erwiesen haben: die Sumerier, deren Namen schon Lenormant mit Suomi-lainen, dem ältesten Namen der europäischen Finnen, in Beziehung gebracht hat, und die Akkader, deren Namen er als „die Hochländer" deutet. Die Sprache der Akkader ist als Schriftsprache schon um 1500 v. Chr. erloschen; sie weicht von den modernen altaischen Dialekten erheblich ab, steht aber dem Finnischen und besonders dem Türkischen erheblich näher. Auch das Proto-Medische — die Volkssprache in Medien zur Achämenidenzeit — hat viel Verwandtschaft mit dem Akkadischen; der Dialekt von Susiana wieder in der Grammatik ab, enthält jedoch viele mit dem Akkadischen gemeinsame Wurzeln; aber zur Deutung der akkadischen Keilschriften können nur das Finnische und das Türkische dienen, genau wie das Koptische bei den Hieroglyphen. Von großem Interesse ist der von Dr. Isaac Taylor gelieferte Nachweis, daß auch das Etruskische der altaischen Sprachfamilie angehört und zahlreiche Wurzeln mit dem Akkadischen gemein hat, wie denn die Aehnlichkeit zwischen den Etruskern und den Karern, Lyciern und Lydern schon den Alten auffiel. Conder führt dieses Thema weiter aus. Die Fußbekleidung der Etrusker, der calceus repandus, ein vorn emporgeschlagener geschnabelter Stiefel, findet sich auch bei den genannten kleinasiatischen Völkern, aber nicht minder bei den Chetiterbildern in Karnak und den alten Armeniern, und ähnliche Stiefel tragen heute noch die Reitervölker der centralasiatischen Steppen. Den Etruskern mit den genannten Völkern und besonders auch den Chetitern gemeinsam ist auch das Symbol der geflügelten Sonnenscheibe, das die Aegypter später von den Hyksos, den Stammvätern der Chetiter, annahmen und zum Symbol des Horus machten, das aber auch den Persern als Symbol des Ormus galt und bis nach China geht, und der zweiköpfige Raubvogel, das Urbild des doppelköpfigen Reichsadlers, die Hanka der Selchukkenstämme.

Ueber die Sprache der Chetiter haben wir leider nur noch wenig sicheren Anhalt. Wir kennen aus den Hieroglyphen eine Anzahl Namen von Städten, unter denen freilich z. B. die Hauptstadt Kadesch unzweifelhaft semitisch ist, sowie von Fürsten und Königen. Unter den 25 sicheren Fürstennamen, von denen keiner semitisch ist, sind wohlbekannte turanische, wie Tar, Sar, Kar, Nozi, die auch in akkadischen Keilschriften vorkommen; nicht mit Unrecht erinnert Conder auch an das etruskische Lar oder Lars; auch von den etwa 200 bekannten Ortsnamen trägt ein guter Theil einen turanisch-akkadischen Charakter. Es läßt sich also eher annehmen, daß die sicher nicht semitische Sprache der Chetiter turanisch war, als daß man sie dem kaukasischen Sprachstamme, den man neuerdings als alarodisch unterscheidet, zurechnen sollte.

Das Wenige, was wir über den religiösen Glauben der Chetiter wissen, läßt einen bestimmten Schluß auf die ethnographische Stellung nicht zu. In dem Friedenstraktat zwischen Ramses II. und Khetasar, der auf einer Stele in Luxor uns erhalten geblieben ist, wird vor Allem Sutekh oder Sut angerufen — der Seti, den die Hyksos nach Aegypten brachten und dem Ramses einen Tempel im Delta zu errichten versprach — außerdem aber noch die tausend Götter der Flüsse, der Berge, der Wolken, des Windes und des Meeres. Aber auch der phönizische Thommus, der Adonis der Griechen, war ursprünglich ein chetitischer Gott, und nicht minder der löwenköpfige Nergal, den wir auf phönizischen Basreliefs finden. Auf den Felsen von Eyuk tritt ein Ungeheuer auf, das sich auch auf mesopotamischen Siegeln findet und vielleicht das Urbild der ägyptischen Sphinx ist; ähnliche Figuren sind zusammen mit dem Scarabaeus auch in Etrurien gefunden worden. Das Monument von Ibriz zeigt einen Riesen mit den Zügen des babylonischen Wassergottes Ea, aber in chetitischen Stiefeln und mit chetitischer Beischrift; er hält in der einen Hand eine Weintraube, in der anderen eine Kehre. — Von weiblichen Gottheiten kommen zwei weitverbreitete Typen vor, eine nackte Frau, welche ihre Brüste mit den Händen hält, und die Mutter mit dem Kind. — Ein bei Aiden in Lydien gefundener Cylinder zeigt einen zweiköpfigen Gott, welcher mit der einen Hand ein Kreuz gegen ein paar Beter hält, während er in der anderen eine Peitsche gegen ein paar Dämonen, die sich streiten, ausstreckt. Es scheint das auf einen auch in akkadischen Mythen öfter wiederkehrenden Zug zu deuten. Die Priester erregten durch ihren Zauber Streit und Kampf unter den feindlichen Dämonen und machten diese dadurch unschädlich. Dagegen war der chaldäische Sternkundigen bei Chetitern sicher unbekannt; denn in dem Friedensvertrag werden weder die sieben Planeten noch die Sterne angerufen. Auch das deutet darauf hin, daß sie Turanier, keine Semiten, waren.

Aus den Monumenten ersehen wir, daß die Chetiter ein rosszüchtendes Volk waren, und daß ihre Edlen, wie bei den alten Griechen, vom Streitwagen herab kämpften. Ihre Waffen waren Bogen, Speer, Wurfspieß, die doppelschneidige Streitaxt und ein kurzes breites Schwert; manche halten eine Peitsche, ähnlich dem modernen Kurbatsch, in der Hand, andere führen eine Keule, ganz wie die Bauern in Palästina ihren Dabbus. Auch ein viereckiger Schild kommt vor. Den Kopf bedeckt die charakteristische hohe, runde Mütze, ähnlich der der türkischen Derwische; an ihr erkennt man sofort die chetitischen Monumente. Die Füße stecken in den oben erwähnten Stiefeln, die Männer tragen eine kurze Tunika, doch kommen auch Figuren mit weitem Mantel vor. Die Göttinnen tragen lange Kleider mit vielen Falten und eine hohe Mütze, ähnlich der der Fellachinnen aus der Umgegend von Bethlehem.

So viel sich aus dem erwähnten Friedenstraktat erkennen läßt, standen die Chetiter unter zahlreichen kleinen Fürsten;

[1]) Hittite Ethnology. In dem Journal of the Anthropological Society of Great Britain and Ireland, 1888, vol. XVII, p. 137.

[2]) Diese Photographien, 180 an der Zahl, sind zu beziehen von Mr. Browning Hoch, 75 High Street, Bromley, Kent. Die ganze Serie kostet 45 sh., bei Auswahlsendungen das Dutzend 2 sh. 3 d. Sie sind mit geringen Ausnahmen den Monumenten der neunzehnten Dynastie entnommen und mit den Namen und den entsprechenden Hieroglyphen versehen.

Digitized by Google

ob sie ständig einen Oberkönig hatten oder nur in Kriegszeiten den Fürsten von Kadesch als solchen anerkannten, ist noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, jedenfalls erscheint in dem Friedenstraktat Kheta-Sar und in den früheren Siegesberichten sein Bruder Montmur als anerkannter Oberkönig. Sie besaßen eine blühende Industrie, deren Produkte in Aegypten gesucht waren, und geschickte Handwerker. Auf dem Schlachtenbild erscheint Kadesch als eine ummauerte Stadt mit vielen Thürmen, die mit Bogenschützen besetzt sind; ein tiefer doppelter Graben mit Brücken, dessen Spuren Conder bei Kadeš gefunden zu haben glaubt, umgiebt sie. Ein Schreiber begleitet den König, die Chetiter schrieben anscheinend mit hieroglyphischen Silbenzeichen, und auch das deutet darauf, daß ihre Sprache eine einfach agglutinirende war; die Zahl der bekannten Zeichen beläuft sich bereits auf 120 bis 130, ihre Deutung hat aber leider noch nicht mit Sicherheit gelingen wollen. — In dem Traktat erscheinen die Chetiter als gewandte Metallarbeiter; ihre Streitwagen waren mit Gold und Silber verziert, der Friedensvertrag wurde in eine Silbertafel eingegraben, Bronzewaffen und Geräthe brachte schon Thutmes III. als geschätzte Kampfbeute nach Hause; auch das ist ein Zug, welcher die Chetiter mit den Etruskern und den metallkundigen Tschuden und anderen altaischen Stämmen verbindet.

Ist auch keiner der von Conder beigebrachten Gründe eigentlich beweisend, so macht doch ihre Gesammtheit es in hohem Grade wahrscheinlich, daß er recht hat, wenn er die herrschende Klasse der Chetiter, und damit auch deren Vorfahren, die Hukšos, zu der großen turanischen Völkerfamilie rechnet. In wie weit ihre Verwandtschaft mit den Etruskern sich erweisen läßt, bleibt abzuwarten; in einer nachträglichen Bemerkung macht aber Conder auch noch auf die Analogie des oben erwähnten doppelköpfigen Götterbildes mit dem etruskischen Janus aufmerksam. Nicht ohne Interesse ist auch, daß eine sorgsame Vergleichung der griechischen Sprachwurzeln nach Wharton ergiebt, daß reichlich zwei Fünftel (1160 unter 2740) sich nicht auf das Arische zurückführen lassen; es ist also gar nicht unmöglich, daß die Kultur von Mykene und Tiryns vorarisch, hettitisch war, und daß die Einwanderung der Arier thatsächlich zusammenfällt mit dem, was man gewöhnlich als den Einbruch der Dorier bezeichnet. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Regierung des Großfürstenthums Finland hat beschlossen, von verschiedenen Küstenstationen aus systematische Beobachtungen der Treibeisverhältnisse anstellen zu lassen. Da die betreffenden Verhältnisse sehr maßgebend in den Verkehr der finländischen Häfen eingreifen, so werden diese Beobachtungen außer von rein wissenschaftlicher auch von hoher praktischer Bedeutung sein. Es steht daher vielleicht auch zu hoffen, daß die anderen nordeuropäischen Staaten in Bälde dem Beispiele Finlands folgen werden.

— Einem Vortrage des Dr. Hellmann von der Berliner Meteorologischen Gesellschaft zufolge ist die Kälte des diesjährigen Januar in Oberitalien erheblich intensiver gewesen als in Berlin. In Aleffandria betrug die Minimaltemperatur — 15,6°, und das Thermometer stand daselbst 30 Tage lang (26. December 1887 bis 23. Januar 1888) fortwährend unter dem Gefrierpunkte. In Piacenza sank es sogar auf — 17° hinab.

— Die auffallende Erscheinung, daß sich das Keltische in Cornwallis und Wales als herrschende Sprache erhalten und gleichwohl auf die Entwickelung der englischen Sprache kaum einen Einfluß ausgeübt hat, erklärt sich nach Sayce sehr leicht dadurch, daß Britannien am Ende der Römerherrschaft bis zur Pictenmauer völlig latinisirt war, einschließlich Wales und Cornwallis. Die Welschen stammen also nicht von den damaligen Einwohnern von Wales, sondern von Stämmen aus Strathclyde, dem südwestlichen Schottland, die unter den sagenberühmten Söhnen Cuneddas nach Wales einbrachen und den Norden und die Mitte besetzten, während im Süden sich vielfach Iren ansiedelten. Das beweist auch heute noch der Dialekt. In die Berge von Wales konnten die Sachsen nicht eindringen, und bei dem steten Kampfe an der Grenze blieben die Sprachen beinahe ohne jede Einwirkung auf einander. Auch die Bewohner von Cornwallis scheinen nicht von den latinisirten Kelten der letzten Römerzeit abzustammen, sondern von Bretonen, welche diesen gegen die Sachsen zu Hilfe kamen und sich unter ihnen festsetzten. („Presidential Address Anthropoli Institut", Novbr. 1887.) Ko.

Asien.

— Wie wir vernehmen, steht Professor Heinrich Kiepert im Begriffe, zusammen mit Dr. Fabricius eine neue Reise nach Kleinasien zu unternehmen, um besonders die Gegend des alten Karia genauer zu durchforschen. — Ebenso ist Dr. v. Luschan behufs Fortsetzung seiner ethnologischen Untersuchungen vor kurzem nach Kleinasien abgereist.

— Die russischen Forscher sind in Asien an den verschiedensten Orten eifrig am Werke. Im Gebiete von Buchara und in der Transkaspischen Provinz stellten zwei junge Gelehrte, Bogdanovits und Obirtschew, geologische Untersuchungen an. In Japan war der Archimandrit Anatoly damit beschäftigt, Materialien zur Pflanzengeographie zusammenzubringen. In Ostsibirien und der Seeprovinz leitet Bunse die Arbeiten der kürzlich erst gebildeten Gesellschaft zum Studium der Amurgegend: unter anderem wurde von ihm eine Excursion in den Kaiserhafen veranstaltet, um Beobachtungen über die dort lebenden Eingeborenen zu sammeln.

— Oberst Woodthorpe, der seiner Zeit der Lockhart'schen Expedition (1885) in die Khanate des Hindukusch als Topograph beigegeben war, ist von der englischen Regierung damit beauftragt worden, den Bericht über diese Expedition zu vollenden. Man hat von demselben namentlich eine Reihe von wichtigen Bereicherungen der Kunde von dem Quellgebiete des Amu-Darja zu erwarten.

— Die bereits erwähnten Rubin-Fundstätten von Oberbirmania (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 61) bildeten den Gegenstand eines Vortrages, den Robert Gordon am 27. Februar vor der Londoner geographischen Gesellschaft hielt. Dieselben liegen im Norden von Mandalay und sind heute verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Von Rangoon nach Prome führt eine Eisenbahn, die man füglich als das erste Stück der großen indisch-chinesischen Schienen-Straße der Zukunft ansehen könnte, und dann ist es nur noch drei Tagereisen bis Mandalay. Der Minendistrikt im Norden von dieser Stadt ist mit Bergzügen von 1800 bis 2400 m Höhe erfüllt, und inmitten derselben liegen die Dörfer Mogok, Kathay und Kyatypen, deren wohlhabende Bewohner den Bergbau

Digitized by Google

auf die Edelsteine durch gemiethete Arbeiter betreiben. Die Rubine sind nach Gordon zum Theil in Gängen von vulkanischem Gestein, das den in den Gebirgen vorherrschenden, jetzt stark verwitterten und mürben Gneiß durchbrochen hat, enthalten. Zum Theil liegen sie in der sekundären Bildung eingebettet, die die Gebänge bedeckt. Zum Theil endlich finden sie sich in der merkwürdigen Korund-Schicht, die in einer Tiefe von 3 bis 9 m unter dem Boden der Thäler lagert. Die ersteren Fundstätten werden gegenwärtig nur wenig benutzt; auf den Fundstätten der zweiten Art findet mit Hilfe von Wasserleitungen aus Bambus ein geringfügiger hydraulischer Betrieb statt, der einigermaßen an die kalifornischen Goldwäschen erinnern kann; am beträchtlichsten aber ist die Minenthätigkeit in den Fundstätten der dritten Art, nahe bei den obengenannten Dörfern, von denen Nogok (mit 3400 Einwohnern) das größte ist. Von der Occupation des Landes durch die Briten steht zu erwarten, daß dieselbe die Minenthätigkeit viel höher in den Schwung bringen wird.

— Besser als andere asiatische Staaten scheint das Königreich Siam begriffen zu haben, daß ihm in seiner gefährlichen Berührung mit dem französischen und englischen Kolonialbesitze nichts zu seiner Vertheidigung und zur Erhaltung seiner Selbständigkeit übrig bleibt, als die europäische Kultur freiwillig möglichst umfassend auf seinem Boden Platz greifen zu lassen. Als ein Zeichen der Zeit ist in dieser Beziehung anzusehen, daß es dem General Sir Andrew Clarke gelungen ist, von dem Könige des betreffenden Landes für eine englische Gesellschaft die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Bangkok nach Zimne (Schieng-me, Zamabay; am oberen Me-ping) zu erlangen. Mit der Herstellung dieser siamesischen Hauptlinie wird zugleich ein entscheidender Schritt geschehen hinsichtlich des Verkehrsanschlusses von Siam an Britisch-Indien, und der Vorsprung, den England durch die Etablirung der Meuam-Dampfschifflinie vor Frankreich bereits gewonnen hat, wird dadurch natürlich noch sehr bedeutend vergrößert. (Vergl. unsere Mittheilung auf S. 143 des laufenden Bandes.)

— Die Stromlaufveränderung des Hoangho macht sich in empfindlicher Weise in dem chinesischen Handels- und Verkehrsleben geltend, insofern als den chinesischen Hauptbäfen durch die überschwemmten Gebiete die Verbindung mit ihrem ferneren Hinterlande vollkommen abgeschnitten ist. So verlautet aus Tientsin, daß die dortigen Kaufhäuser mit einem großen Vorrathe von Waaren überhäuft sind, für den sie bis auf Weiteres keine Verwendung haben. Die Vernichtung des Lebens und Eigenthums von mehreren Millionen Konsumenten spielt dabei natürlich auch eine Rolle. — Um den Strom in sein verlassenes Bett zurückzuleiten, hat Li Hung Tschang Unterhandlungen mit einem französischen Syndikat gepflogen, und dieselben sollen auch zu dem gewünschten Resultate gediehen sein. Demnach würde die französische Gesellschaft für 9 Mill. Francs die Stopfung des Dammbruches bewirken, oder auch für 63 Mill. Francs die gesammte Instandhaltung der Dämme auf einen Zeitraum von 30 Jahren übernehmen. Die Anwohner des neu entstandenen Stromlaufes sollen aber mit dem Plane nicht einverstanden sein, und sich demselben mit Gewalt widersetzt haben. Gegenwärtig sollen etwa 60 000 chinesische Arbeiter an der Unglücksstelle beschäftigt sein.

— Die von der Niederländischen Geographischen Gesellschaft nach den Key-Inseln ausgerüstete Expedition ging am 21. Januar von Amsterdam nach Batavia ab, von wo sie durch ein Dampfschiff nach Key-Doulah gebracht werden wird; der Aufenthalt daselbst dort ist vorläufig auf ein Jahr bestimmt.

Afrika.

— Der französische Lieutenant Dolizie hat in Folge des Widerstandes der Eingeborenen, die mehrere seiner Begleiter tödteten, von seinem Vorhaben, auf dem Ubangiströme aufwärts in das unbekannte Innere des französischen Kongolandes vorzudringen, abstehen müssen, und ist unter Zurücklassung seiner gesammten Ausrüstung nach der Station Akunja zurückgekehrt. — Dagegen ist es nach einer Nachricht aus Brüssel dem Kapitän Van Gele gelungen, das Welle-Ubangi-Problem zu lösen, und die Identität der beiden Ströme zu erkennen.

Südamerika.

— Die Reisenden Sandalio Soja und Dr. De Bourgade sind von ihrer Explorationstour im nordöstlichen Paraguay nach Asuncion zurückgekehrt. Dieselben haben namentlich das Gebiet des Jejui und Igatimi, zweier Tributärströme des Paraua, bezüglich ihrer geologischen und wirthschaftsgeographischen Natur genauer untersucht. Die Eingeborenen erwiesen sich freundlich, und unter denselben war namentlich ein bisher unbekannter Stamm, den die Nachbarstämme Apytere (Bewohner der Mitte) nennen, interessant.

Allgemeines.

— Das Dampfschiff „Athenian“ von der englischen Union-Gesellschaft hat die Reise von Kapstadt nach Plymouth in der unerhört kurzen Zeit von 17 Tagen 21 Stunden 5 Minuten zurückgelegt, indem es am 22. Februar Nachmittags 5 Uhr 20 Min. von dem erstgenannten Hafen ausfuhr, am 7. März Nachmittags 6 Uhr Madeira anlief, und am 11. März Nachm. 2 Uhr 25 Min. in dem engl. Hafen landete. Bisher war die schnellste Fahrt zwischen den beiden Punkten von dem Union-Steamer „Tartar“ gemacht worden, nämlich in 17 Tagen 23 Stunden 4 Minuten.

— Nach einer Mittheilung der „Revue géographique internationale“ beläuft sich der Ertrag der Fischerei auf der ganzen Welt auf ungefähr zwei Milliarden Franken, wovon ein Viertel auf die Vereinigten Staaten, ein Fünftel auf Skandinavien und Holland, und ebenoviel auf England entfallen. Der Ertrag der französischen Fischerei wird auf 110 Mill. Franken veranschlagt. Davon liefert das Arrondissement Cherbourg (mit Boulogne, Fecamp, Dieppe) allein 42½ Mill., besonders in Folge der Heringsfischerei, Brest 27 Mill., Rochefort 11½, Lorient 17½, Toulon, das die ganze Mittelmeerküste umfaßt, aber nur 9 Mill. Im Mittelmeere haben Catalanen und Italiener den Provencalen längst den Rang abgelaufen. Von den 30 Mill. Kilogramm frischer Seefische, die Paris jährlich verbraucht, werden nur drei Fünftel von der französischen Fischerei gedeckt, den Rest liefern England, Holland und Belgien. Ko.

Inhalt: Baron Toll: Reise nach den neusibirischen Inseln. — Dr. Emil Deckert: Die nordamerikanischen Höhlen. (Mit sechs Abbildungen.) — H. Tromp: Dajakken-Gedichte. — Kürzere Mittheilungen: Die geographische Verbreitung des Schnees. — Die Steelung der Cheliter. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Allgemeines. (Schluß der Redaktion am 24. März 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Reise nach den neusibirischen Inseln.

Von E. Baron Toll.

Im April 1886 war Alles zur Abfahrt auf die Inseln bereit. Herr Dr. Bunge war zum Platze Aidshergaidach am Swätoi Noß — dem heiligen Kap des Eismeeres —, wo er trotz der Polarnacht schon im December 1885 ein Proviantdepot angelegt hatte, vorausgeeilt, um zeitig die ersten Transporte auf die Inseln zu entsenden, und ich stieß, nachdem ich die Ausgrabung einiger mit Weichtheilen erhaltener Mammuthreste unter 71° nördl. Br. (noch innerhalb der Waldgrenze, an dem Flüßchen Borürächa, circa 35 Meilen östlich von Kasatschje) beendet hatte, am 23. April zu ihm. Als Beispiel, wie frisch sich im ewig gefrorenen Boden Weichtheile der großen Säugethiere erhalten können, sei hier erwähnt, daß einer meiner tungusischen Arbeiter beim Ausgraben der Ulna die an ihr festsitzenden Sehnenfasern der Gelenkkapsel als Delicatesse verspeiste. Die Ausgrabungen erwiesen, daß die Theile eines Mammuths — nicht ein ganzes, wie einst an der Lenamündung — über einer 48 Fuß mächtigen Eisunterlage in gefrorenem Lehme eingelagert waren, woraus (ich übergehe die Beweisführung) der Schluß berechtigt ist, daß die Reste dieses Thieres ebenso wie die des lateinischen Bentel-Rhinoceros vom Merkii, dessen mit Haut und Haar erhaltener Kopf im Museum der Kaiserl. Akademie zu St. Petersburg aufbewahrt wird, auf einem Eisthal, einer Bildung, wie sie jetzt noch häufig vorhanden ist, eingeschwemmt waren.

Am 1. Mai brach ich in Begleitung meines treuen Gefährten, des Kosaken Semen Korákin, sowie eines Jakuten und eines ergrauten Elfenbeinsammlers, der zwar russischer Abstammung, aber vollkommen jakutisirt war, mit zwei Hundeschlitten voraus zur großen Ljachow-Insel auf.

Die Hundeschlitten oder Hundenarten unterscheiden sich von den Renthier-Narten durch ihre größere Länge und geringere Breite, sind aber sonst wie jene in allen Theilen mit Riemen gebunden, wodurch sie nachgiebig, biegsam und schnell reparirbar, und dadurch allein geeignet sind, Fahrten über Schollenberge und zwischen den Schollen durch bestehen zu können. Bespannt werden sie gewöhnlich mit 12 oder 13 Hunden, die paarweise an eine gemeinsame Zugleine gekoppelt sind. An der Spitze läuft der klügste und erfahrenste Hund, der der Stimme des Nartenlenkers gehorcht und auf das Kommando „Narre-links“, „Tock-rechts“, seine Kameraden nach sich zieht. Er erhält auch bei der Ankunft am Lagerplatze vor allen zuerst seinen Futteranttheil — $1^1/_2$ bis 2 Pfd. Jukkola (getrockneten Fisch) — die anderen ebenso je nach ihren Leistungen, die besseren früher, die schlechtesten zuletzt. Die Kraft der Hunde ist eine bewundernswerthe. Bei einer Belastung des Schlittens von 15 Pud, ungerechnet das darauf gebundene Zelt, das Bettzeug, die Gewehre und die zwei darauf fahrenden Menschen, habe ich die 10 Meilen von dem Swätoi Noß zur Südküste der großen Ljachow-Insel, bei allerdings guter Bahn, d. h. ohne durch Schollenberge (Torossen) aufgehalten zu werden, in 9 Stunden zurückgelegt.

Hier auf der Ljachow-Insel hatte ich nun Gelegenheit, die alten Angaben der Elfenbeinsammler, daß die Insel aus Eis und Sand bestände, zu bestätigen.

Digitized by Google

Ich werde auf diese wunderbare Thatsache zum Schlusse noch zurückkommen. Jedenfalls hatte schon eine flüchtige Inaugenscheinnahme dieser Insel die Nothwendigkeit einer gründlichen Untersuchung derselben erwiesen, und so wurde deshalb, als Dr. Bunge ebenfalls hier eingetroffen war, eine Theilung der Expedition beschlossen. Herr Dr. Bunge erwählte die Ljachow-Insel zu seinem speciellen Arbeitsfeld, da auf ihr sich die reichsten Funde an fossilen Säugethierknochen erwarten ließen, und mir wurde die Untersuchung der Insel Kotelny zu Theil.

Am 13. Mai bei nicht untergehender Sonne und doch bei — 21° C. brachen wir zuerst gemeinsam mit 11 Hundenarten weiter nach Norden auf. Nach zweimaliger Rast auf dem Eise erreichten wir am 16. Mai die Südspitze der Insel Kotelny unter 74½° nördl. Br. Drei Tage darauf nahmen wir bei einer Flasche Champagner auf 6 Monate von einander Abschied. Herr Dr. Bunge zog an der Ostküste der Insel Kotelny nach Norden hinauf, wo er durch Holzmangel und tiefen Schnee mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um dann zur Ljachow-Insel zurückzukehren; ich machte inzwischen eine Tour über die Insel Fadejew nach Neusibirien, von wo ich am 13. Juni noch glücklich über das Eis nach der Insel Kotelny zurückkehrte.

Hier fand ich die für die Landtouren während der Uebersommerung bestimmten, vom Festlande hinübergeschafften Rentthiere vor, aber leider auch die für Herrn Dr. Bunge bestimmten, die sich nun nicht mehr zurücksenden ließen, wodurch Herrn Dr. Bunge der Aufenthalt auf der Ljachow-Insel bedeutend erschwert wurde.

Nachdem meine Vorräthe zur Mündung des Urassalach, an der Westküste, circa 10 Meilen nördlich vom Südcap, hinübergeschafft waren, begann der Bau einer für die Wintermonate nothwendigen Behausung. Dazu ließen sich sowohl die Reste einer alten Winterhütte, als auch frisches Treibholz, das hier besonders reichlich vorhanden war, benutzen.

Das Treibholz entstammt sicher den großen Strömen Sibiriens, wahrscheinlich aber am meisten der Lena. Die größten Treibholzmassen finden sich an der Westküste der Inseln. Unter den zehn von mir gesammelten Holzarten nahmen Stämme der Kiefer (Pinus silvestris) in der Häufigkeit des Vorkommens die erste Stelle ein.

Am 6. Juli brach ich mit zwanzig der besten Rentthiere, die aber leider noch nicht ihre vollen Kräfte wiedererlangt hatten, zunächst quer durch die Insel zur Ostküste auf. Ich mußte mich hierbei mit Brennholz, und zwar für zehn Tage versehen. Dieses sowohl, als auch ein leichtes Boot jakutischer Bauart (eine Betka), das aus drei fünfzigen Treibholzbrettern zusammengefügt war, hatten wir Anfangs auf Narten geladen, dieselben mußten uns aber, als wir im Osten auf dem die Inseln Kotelny und Fadejew verbindenden „Sande" angelangt waren, zur Feuerung dienen. Hier zeigte sich nämlich ein Fehler der Anjou'schen Karte, nach der wir berechtigt waren, an dem Flusse Tragozenraja schon Treibholz zu erwarten. Die Wohlthat eines prasselnden Feuers konnten wir erst zwei Tagemärsche nördlicher wieder genießen.

Aus der Niederung, die sich an der Ostküste der Insel dem Gebirge des Centrums anlehnt, und die in dem die Inseln Kotelny und Fadejew verbindenden „Sande" endet, erheben sich einige Hügel, von denen der bedeutendste durch eine Sage der Elfenbeinsammler verherrlicht ist.

Sie nennen ihn den Elfefü-Hügel, weil angeblich auf ihm der Elfefü — das ist nach ihrer Ansicht der größte Vogel der Welt, nämlich der russische Reichsadler — genistet habe. Er sei von so mächtiger Größe, daß er bei seinem Fluge die Sonne verfinstert habe. „Mauk, mauk" habe er gerufen, als die ersten Besucher der Insel diese betraten, und als sie dem Rufe nachgehend dem Hügel sich näherten, haben sie Eierschalen und Federn von fabelhafter Größe gefunden, der Elfefü selbst aber sei verschwunden und habe sich nie wieder gezeigt.

Es hängt diese Sage mit der in ganz Sibirien verbreiteten Ansicht zusammen, daß die nicht selten vorkommenden Hörner des Rhinoceros Klauen seien (mit denen sie ja in der That eine entfernte Aehnlichkeit haben), welche einem ausgestorbenen Riesenvogel angehörten.

Am 10. August erreichten wir, längs der Nordostküste vorwärts eilend, die Nordspitze der Insel. Dieselbe liegt nach Anjou unter 76° 2′ nördl. Br.

Die letzten zwei Wochen waren wir fast beständig in einen dicken Nebel gehüllt gewesen, um so größer war deshalb meine Freude, als ich am 13. August, an der Westküste nach Süden ziehend, ein stetiges Aufhellen bis zur völligen Klarheit des Horizontes bemerkte. Dadurch war es mir vergönnt, im Norden, 14 bis 18° Ost, deutlich die Conturen von vier Bergen, die nach Osten mit einem flachen Vorlande verbunden waren, zu sehen.

Damit war nun auch diese Angabe Sannikow's, des ältesten und hervorragendsten aller Inselfahrer, dem wir die ersten wichtigen Daten über diese Insel verdanken, bestätigt. Sie sind uns von Hedenström überliefert worden. Sannikow war es auch, der seinerzeit, in Hedenström's Auftrag auf der Insel Neusibiriens übersommernd, von dort aus im Norden die von der „Jeannette" entdeckte Bennett-Insel gesehen hatte.

Von hier zogen wir ohne Aufenthalt auf dem kürzesten Wege nach Süden, dem Urassalach zu, um sobald als möglich den Rentthieren längere Erholung zu verschaffen, der sie dringend bedurften. Sie waren ja durch die anstrengenden Märsche und bei der kärglichen Nahrung, die ihnen besonders der Norden der Insel geboten hatte, dermaßen ermattet, daß wir sie in den letzten Tagen am Halfter vorwärts schleppen mußten, statt sie als Reitthiere zu benutzen. Eines von ihnen waren wir hier zurückzulassen gezwungen.

Zum Glück für die Rentthiere gab es für sie keine schweren Lasten mehr zu tragen, da unser Proviant schon an der Nordostküste bedenklich zur Neige gegangen war. Ich hatte mich für diese Tour mit Thee, Zucker, Zwieback, Mehl 2c. nur für einen Monat versorgen können, in Bezug auf die Fleischnahrung aber auf die Rentthierjagd rechnen müssen. Dank der Gewandheit meiner Jäger, des Tungusen Dirtzeli und des Kosaken, hat uns auch die Jagd vollkommen ernährt.

Nur am Balyktach (zu deutsch: Fischfluß) dem größten Flusse der Insel, boten uns die in demselben gefangenen Lachse eine willkommene Abwechselung in unserer Kost. Es ist dieser Lachs, der auch hier, wie am Ochotskischen Meere unter dem Namen Keta bekannt ist, ein Rothlachs, welcher dem Salmo lagocephalus sehr nahe steht oder identisch mit ihm ist. Mit diesem zusammen fingen wir auch einen kleinen Fisch für unsere Tafel, den die Jakuten Ukfü nennen (eine Corregonenart).

Nach 43tägiger Abwesenheit traf ich am 18. August wieder am Urassalach ein, und es überkam mich ein fast heimathliches Gefühl, als ich die bekannten Plätze in der Nähe der „Winterhütte" wieder erblickte. Hier konnten wir uns wieder den entbehrten Genüssen voll hingeben, und sind uns wohl allen die ersten an der Quelle unserer Vorräthe verbrachten Tage in schöner Erinnerung geblieben.

In meiner Abwesenheit war von dem zu Holzarbeiten geworbenen Jakuten Nikta und dem Tungusen Dwanoje unser Haus wohnlich eingerichtet worden, und ich bezog dasselbe nun zunächst nur für einige Tage.

Digitized by Google

Auf den Touren hatte ich bis dahin und später stets das tungusische Lederzelt mitgeführt, an das ich so sehr gewöhnt war, daß mir der Aufenthalt im Hause kaum erträglich erschien. Als ich aber vom 8. Septbr. — nachdem der Winter mit seinen furchtbaren Schneestürmen wieder Einzug gehalten hatte — bis zum 26. Octbr. mit Unterbrechung von nur einigen Tagen darin gehaust hatte, vertauschte ich natürlich ungern diese behaglichen Räume wieder mit dem luftigen Zelte. Dieses letztere bestand aus dünnem, von Bremsenmaden durchlöchertem Rentierleder, während jenes von außen mit Schnee und Eis verstrichen und von innen mit Filz und Fellen ausgeschlagen war. In diesem kauerte man sich um das in der Mitte angefachte Feuer, dessen erstickender Rauch bei strenger Kälte das Zelt nicht verlassen wollte, während in jenem zwei Räume — die Badestube und das Zimmer meiner Begleiter — von einem Kamin erhitzt wurden, mein Zimmer aber von einem eisernen kleinen Ofen. Obendrein erfreute ich mich in dem Hause sogar des Luxusses eines Backofens, den ich der Geschicklichkeit meines ältesten Führers, des würdigen Jakuten Mochaplew, zu verdanken hatte.

Am Tage meiner Ankunft am Uraffalach, nach der Rundreise um die Insel, am 18. August, erlebte ich nach vier Monaten wieder den ersten Sonnenuntergang.

Damit hatte aber der Sommer sein Ende erreicht, ein Sommer, dessen Mitteltemperatur (für die drei Monate Juni, Juli, August berechnet) + 1,4° C. betrug, der am 12. Juli mit + 10° C. sein Wärmemaximum gehabt hatte, und in dem während des Juni 6mal Schneesturm, 23mal Schneefall, 27mal Nebel und 19mal Regen an 92 Beobachtungstagen verzeichnet war. —

Am 18. August war der Boden mit einer fußhohen Schneeschicht bedeckt, die zwar in Folge anhaltenden Regens wieder schwand, aber nur, um bald einer Eisdecke in den Niederungen Platz zu machen, während auf den Höhen die einzelnen Blüthen, besonders von Papaver nudicaule, von Eis inkrustirt, ihre beschwerten vom Winde gepeitschten Köpfchen klingend an einander schlugen.

Es waren während des Sommers die Schneemassen selbst an vielen Stellen der Südwestküste, in den Schluchten der Berge und an allen nach Norden gewandten Abhängen nicht abgethaut.

Dem entsprechend konnte natürlich auch die Pflanzenwelt nur zu einer kümmerlichen Entwickelung gelangen, obgleich schon wenige Tage genügten, an denen die Mitteltemperaturen den Nullpunkt überstiegen hatten, um die ersten winzigen Pflänzchen zur Blüthe gelangen zu lassen. Zur Fruchtbildung reichte aber der kurze Sommer nicht hin.

Schutz suchend vor den unaufhörlich über die Fläche streichenden eisigen Winden, die von Nord und Nordost über die ringsum die Insel fast undurchdringlich umlagernden Eismassen des Meeres kommen, schmiegt sich die Flora eng an den wärmenden, obgleich ewig gefrorenen Boden; kriechend, nur wenige Zoll sich zu erheben wagend, gedeiht hier das einzige Holzgewächs, die Salix polaris.

Diese überragen nur wenige Pflanzen, die meisten aber (auf der Insel Kotelny sind circa 40 Arten von mir gesammelt, auf der Ljachow-Insel von Herrn Dr. Bunge circa 70 Arten) stehen in den schutzgewährenden Spalten und Rinnen, zwischen den polygonalen Feldern, in die der Boden theils durch Frost, theils durch rasches Austrocknen nach dem Schwinden des Schnees zerspungen ist.

Nur in gut bewässerten und geschützten Thälern findet sich der erfreute Anblick grünen Rasens, dem durch das einförmige Graubraun des Bodens ermüdeten Auge Erholung bietend.

Ebenso plötzlich und unvermittelt wie das Erblühen der kümmerlichen Pflanzenwelt ist das Erwachen der niederen, besonders das Süßwasser bewohnenden Thierwelt. Kaum sind die ersten durch Schmelzwasser entstandenen Lachen und Pfützen da, so sind sie auch schon reich belebt von kleinen Crustaceen — besonders Cypris und Copepoden — sowie von Insektenlarven, Anneliden, mikroskopischen Rädthierchen und kaum größeren Strudelwürmern.

Das bot den besiederten Wandergesellen eine wohlbesetzte Tafel, und um sie schaarten sich die munteren Steinwälzer, Strandläufer und Säbelschnäbler. Doch nur auf kurze Zeit belebten sie die Einöde, denn nach besorgtem Brutgeschäft waren sie lautlos und fast unsichtbar, indem sie so die junge Nachkommenschaft vor ihren Feinden hüteten. Mitte August begann auch schon wieder ihr Zug nach Süden, und mit ihnen zogen die Gänse, die hier merkwürdiger Weise nicht genistet, sondern nur gemausert hatten, die Taucher, sowie zuletzt die Möven, während sich die Prachtenten nach Norden zurück an die offenen Stellen des Eismeeres begaben.

Auch die reizende, durch ihren lieblichen Gesang entzückende Schneeammer verließ nun die Insel, und nur das Moorsthuhn harrte bis zum November daselbst aus, nachdem es schon im April — vor uns — und zwar paarweise auf die Insel gewandert war.

Vogelberge, wie in anderen Polargegenden und am Nordkap Europas, giebt es hier nicht, da es den Küsten an den nöthigen unzugänglichen Steilufern fehlt und der dreiste Nesterzerstörer, der Eisfuchs, hier überall unbehadet sein Wesen treiben kann.¶

In Ermangelung der leckersten Kost — der Vogeleier — ist diesem hier auch in den Lemmingen für Nahrung gesorgt, auf die er, mit der Schneeeule concurrirend, Jagd macht. Der Lemming sucht sich vor seinen Verfolgern in seinen verzweigten Bauen zu retten, in dem Röhrensystem, das er mit Benutzung der natürlichen Spalten und Furchen im Boden anlegt, und wodurch er diesen auf weite Strecken so durchwühlt und unarbeitet, daß er unseren europäischen Sturzäckern und Brachfeldern ähnlich sieht. Es scheint fast, als hingen die Wanderungen des Lemmings mit einer Art Dreifelderwirthschaft zusammen, und als wechselte er die Gegend, um in dem ungearbeiteten Boden neue Nahrung für sich bilden zu lassen.

Ihm nach wandern die Eisfüchse. Doch wie dem Löwen die Hyäne, so folgt der Eisfuchs auch den Spuren des Eisbären, um sich von den Brocken seines Tisches zu nähren. In diesem Sommer freilich konnte wenig für den Eisfuchs abfallen, da der Eisbär selbst nicht genügend Nahrung an Seehunden — seiner gewöhnlichen Kost — gefunden hatte und deshalb zu günstigeren Jagdrevieren fortgezogen war. Vom Eisbären habe ich nur Spuren gesehen, Herr Dr. Bunge aber hatte das Glück einen zu erlegen, und zwar an dem Südcap der Insel Kotelny, wo diesen wahrscheinlich die in der Nähe deponirten Vorräthe angelockt hatten.

Um so günstiger fiel für mich die Jagd auf Rentiere aus. Es sind von mir und meinen Jägern im Ganzen sechzig Thiere erlegt worden, davon fünfzig allein auf der Insel Kotelny. Die wilden Rentiere ziehen aus der Gegend des Swätoi Noß sowie auch vom Lena-Delta zum Sommer auf die Inseln, von denen sie der nördlicheren und zwar der Insel Fadejew den größten Vorzug geben. Ihr Zug beginnt Anfang April und währt bis Ende Mai. Durch die Strapazen der Reise und in Folge des Geweihwechsels kommen sie zwar in höchst abgemagertem Zustande an, vermögen aber in der kurzen Sommerzeit sich eine bis vierfingerdicke Speckschicht aufzuzmästen, die freilich im September, sobald Kahlfröste eintreten, welche ihnen ihre Weideplätze durch Eiskrusten unbenutzbar machen, nur zu bald wieder schwindet. Zu häufig zwingt sie im Herbste der Hunger zu früher Rückkehr, wobei sie nicht selten auf dem nicht

Digitized by Google

fest gewordenen Eise des Meeres ein unglückliches Ende nehmen. Und doch hält diese Erfahrung die Thiere von ihrem Wandertriebe nicht ab, denn erstens sind die Inseln den meisten ihre Heimath und ihr Geburtsort, und zweitens sind sie hier gesichert vor ihren Peinigern, den Mücken und Bremsen.

Mücken habe ich zwar an einem warmen Tage gesehen, doch stachen sie nicht. Von Insekten fanden sich sonst noch wenige Käfer und Zweiflügler sowie ein Schmetterling.

Der ärgste Feind der Rennthiere, der Wolf, folgt ihnen, obzwar vereinzelt, auch bis hierher.

Anfang Oktober waren auch unsere Zugrennthiere, auf deren Kraft ich beim Hinüberschaffen der Sammlungen besonders gerechnet hatte, schon in bedenklichem Zustande. Doch Dank unserer reichlichen Jagdbeute konnte ich sie retten. Ich ließ statt der Jukkola an meine 26 Hunde sowohl von dem Ueberflusse an erlegtem Wilde, als auch von den dem Schlachtmesser zum Opfer gefallenen schwächeren Thieren meiner Heerde verfüttern und setzte die dadurch ersparten Fische den Rennthieren vor, welche sich nicht nur bald, mit Ausnahme eines einzigen standhaften Thieres, an die neue Nahrungsweise gewöhnten, sondern mit Gier auf diese Kost stürzten — mit dem Heißhunger eines bekehrten Vegetarianers.

Die Thiere selbst trieb ihr Instinkt zu möglichst rascher Rückkehr an das Festland, da die verödete Insel sie mit dem Hungertode bedrohte. Dadurch hätten wir fast unsere ganze Heerde verloren, die sich am Tage vor unserem Aufbruche, den Spuren wilder Rennthiere in einem unbewachten Augenblicke folgend, bereits eine Meile weit von der Insel entfernt hatten, und nur einem glücklichen Zufalle verdanken wir es, daß wir die Thiere zwischen Schollenbergen verirrt auffanden und zurücktreiben konnten.

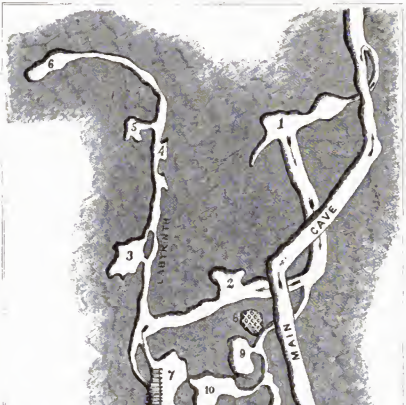
(Schluß folgt.)

Die nordamerikanischen Höhlen.

Von Dr. Emil Deckert.

(Schluß.)

Bei der Wyandotte-Höhle, die unsere Adelsberger Grotte an Ausdehnung etwa um das Doppelte übertrifft, ist die Anordnung der Hauptgänge merkwürdig. Dieselben laufen sämmtlich von Nord nach Süd und sie stehen so nicht nur unter einander, sondern auch mit dem Blue River, der östlich davon dem Ohio zu fließt, in ziemlich strengem Parallelismus. Man könnte sich also sehr wohl vorstellen, der betreffende Strom sei zuerst durch den westlichen Höhlengang geflossen, dann durch den mittleren und dann durch den östlichen, bis er endlich sein Bett an die gegenwärtige Stelle und an das Tageslicht verlegt habe. Die Thatsache, daß die westlichen Gänge (Mortons Mammoth Hall ꝛc.) die trockensten sind, würde damit gut im Einklange stehen. Da verschiedene Verbindungsgänge zwischen den Hauptgängen vorhanden sind, so dürfte die Veränderung des unterirdischen Flußlaufes in der angedeuteten Richtung aber wohl immer nur schrittweise und allmählich eingetreten sein (vergl. den beigegebenen Plan der Höhle). Daß wiederholte Zusammenbrüche der Höhlengewölbe stattgefunden haben, ist auch bei der Wyandotte-Höhle aus zahlreichen großen Anhäufungen von Kalksteinblöcken und Stalaktiten-Bruchstücken zu schließen. Im Uebrigen finden sich in verschiedenen Abtheilungen der Höhle auch mächtige Ablagerungen von Flußland und von Rollkieseln („Wyandotte Potatoes"). Gegenwärtig ist die Wyandotte-Höhle freilich eine der trockensten, die Nordamerika besitzt, und nur die Gänge der unteren Etage, die blos etwa 10 m über dem Niederwasser des Blue River liegt, halten sich noch ziemlich feucht. Ein gewisser Parallelismus der



Das Labyrinth der Mammuth-Höhle.

1. Kegelhalle. 2. Tafelgrotte. 3. Gerippe-Dom. 4. Pulpan-Kabinet. 5. Corco-Kabinet. 6. Stalaktiten-Grotte. 7. Abgrund. 8. Uebereckte Grotte. 9. Scylla. 10. Charybdis. 11. Schwärmer-Halle.

Digitized by Google

Hauptgänge ist übrigens auch bei der Mammuth-Höhle zu bemerken, und auch bei dieser sind die tiefer gelegenen südwestlichen Räume die feuchtesten (vergl. den Plan S. 213.)

In der Luray-Höhle [1]), die heute ebenfalls beinahe vollständig frei ist von durchfließendem Wasser, weist das Irrsal der Gänge auf eine regellosere Bildungsgeschichte hin. Nicht unmöglich wäre es wohl, daß mehrere von den Quell-

Plan der Whandotte-Höhlen.

1. Diamanten-Avenue. 2. Washington-Avenue. 3. Krieg-Avenue. 4. Rothwell-Straße. 5. Mittlagen-Avenue. 6. Perrelaten-Avenue. 7. Marions Marmor-Halle. 8. Nieren-Avenue. 9. Wabash-Avenue. — Die schraffirten Gänge liegen ein Stockwerk tiefer.

flüssen des Shennandoah, die von der Massanutton-Kette und von der Blauen Kette herabströmen, sich seinerzeit selbstständige unterirdische Kanäle gegraben hätten, und daß diese Kanäle erst später zu einem einheitlichen Systeme vereinigt worden wären. Die Lagerung der Kalksteinschichten ist natürlich in der Alleghany-Region auch stärker gestört als in der unteren Ohio-Region. Die Hauptgänge verlaufen übrigens doch in der Richtung des „Großen Thales".

Am schwersten dürfte es bei der Marmor-Höhle des Mount Eolus (in Vermont) sein, einen gegenwärtig bestehenden Flußlauf zu den unterirdischen Gängen in Beziehung zu setzen. Die betreffende Höhle liegt in sehr beträchtlicher absoluter und relativer Höhe auf dem Berge — 525 m über dem Meeresspiegel — und kann sich offenbar nur in einer Zeit gebildet haben, in der das gesammte Relief des Bodens rings umher noch ein vollkommen anderes war. Sollte sie schon seit den mesozoischen oder paläozoischen Zeiten bestehen? Bei der Rapidität, mit der in Amerika die Verwitterung und Denudation der oberflächlichen Felsschichten vor sich geht, ist es wohl kaum nöthig, so weit in die geologische Vergangenheit zurückzugreifen, um das Phänomen zu erklären.

Mit Rücksicht auf die Formationen, in die die nordamerikanischen Höhlen eingegraben sind, könnte man füglich fünf große Gruppen unterscheiden: die silurische Gruppe der Alleghany-Region (Luray-Höhle, Weyer-Höhle, Howe-Höhle, Marmor-Höhle ꝛc.); die eocäne floridanische Gruppe; die carbonische Gruppe des Ohio-Gebietes (Whandotte-Höhle, Mammuth-Höhle, Krystall-Höhle, Nicojack-Höhle ꝛc.); die carbonisch-silurische Gruppe von Missouri-Jowa; und die jurassische (und vulkanische) Gruppe von Kalifornien-Mexiko. Für die weitere Erklärung des Höhlen-Phänomens wird dadurch aber kaum sehr viel gewonnen. Es finden sich eben Höhlen in den Kalksteinen aller Formationen. Bei der carbonischen Gruppe des Ohio-Gebietes ist es nur auffällig, wie gleichmäßig die Längsachse der unterirdischen Hohlräume von Südost nach Nordwest gerichtet ist.

Plan der Luray-Höhle.

1. Vorhalle. 2. Washington-Säule. 3. Blumengarten. 4. Theater. 5. Rauchbrücke. 6. Fischmarkt. 7. Krystallquelle. 8. Proserpina-Säule. 9. Obelisk. 10. Balkon. 11. Oberes Stockwerk. 12. Titanic-Schlafer. 13. Saracenen-Zelt. 14. Kathedrale, Orgel und Thron. 15. Thurm zu Babel. 16. Kattern-Säule. 17. Gothic-Halle. 19. Bard-Säule. 18. Gladiatoren-Kaskade. 20. Kaskaden-Treppe. 21. Teiche. 22. Meermädchen. 23. Königin-Schatze. 24. Fenster Matte. 25. Schachmat-See. 26. Her-See. 27. Abwaschbecken und Fels-See. 28. Kaiserquelle. 29 Steiles. 30. Zwillings-See. 31. Maschinenraum. 32. Müller-Halle. 33. Hawes-Halle. 34. Petrefakten-Allee. 35. Schiefer Thurm.

Wenn wir in Vorstehendem die Ansicht vertreten haben, daß die nordamerikanischen Höhlen in erster Linie als eine Arbeitsleistung der fließenden Gewässer zu betrachten sind, und daß der Charakter der nordamerikanischen Ströme sich in ihnen beinahe ebenso deutlich ausspricht wie in den „Glens" und „Cañons" an der Oberfläche, so wollen wir damit aber keineswegs behaupten, daß an ihrer Ausgestaltung überhaupt keine anderen Agentien mit gearbeitet haben. Die größeren Weitungen, die die Höhlen enthalten, sind wir viel mehr geneigt der lösenden Kraft der Feuchtigkeit, die die Poren des Kalksteines durchtränkt, sowie der Nitrification des Gesteins zuzuschreiben, als dem momentanen Wirken der starken Wassermassen, die sich durch die vorhandenen Spalten des Felsens hindurchzwängen. Dabei

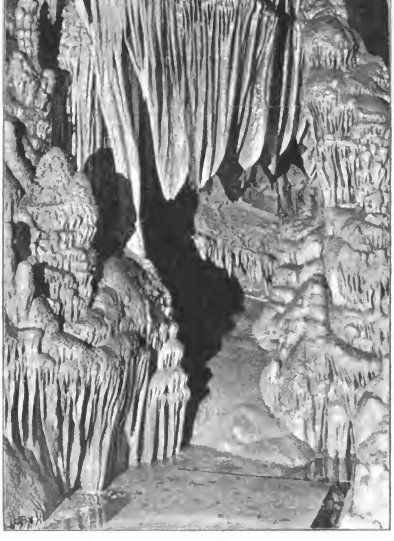
[1]) Vergl. hierzu S. J. Ammen, „The caverns of Luray" (5th ed., Philadelphia 1886).

Digitized by Google

bemerken wir indeſſen, daß die Höhe und Stattlichkeit der unterirdiſchen Hallen bei den nordamerikaniſchen Höhlen im allgemeinen nur wenig der ſonſtigen Ausdehnung entſpricht. Es fällt einem dies beſonders auf, wenn man an die Haupthöhlen Europas zurück denkt. Eine bemerkenswerthe Erſcheinung iſt es hierbei, daß große Weitungen mit ausgeſprochener Vorliebe an den Enden der Höhlengänge liegen, oder daß ſie als Anhängſel und Auswüchſe derſelben — alſo als etwas Accidentielles — erſcheinen (vergl. das Labyrinth der Mammuth-Höhle ſowie die anderen Pläne).

An zierlichen und vielgeſtaltigen Tropfſteingebilden, ſo wie man ſie in der Adelsberger Höhle, in der Baumanns- und Biels-Höhle, in der Dechen-Höhle ꝛc. zu ſehen bekommt, ſind die amerikaniſchen Höhlen im Allgemeinen nicht reich, was uns wieder auf die gewaltige Zerſtörungsarbeit der unterirdiſchen Gewäſſer hinzudeuten ſcheint. Kaum iſt der Stalagmit oder Stalaktit entſtanden, ſo wird er von der Hochfluth wieder abgebrochen und mit fortgeriſſen. Außerdem ſetzt die Entſtehung ſchöner Tropfſteinbildungen wohl auch ein ruhigeres und gleichmäßigeres Fallen der Tropfen voraus, als es in Nordamerika in der Regel der Fall iſt. Die Decoration der Höhlenräume dürfte alſo nach dieſer Richtung hin durch das heftige meteorologiſche Regime, das über Amerika waltet, nach zweifacher Richtung hin beeinträchtigt ſein. Die zahlreichſten und hübſchеſten Stalaktiten finden ſich in der relativ ſehr trockenen Luray-Höhle und in der Wyandotte-Höhle ſowie in den Höhlen Mexikos. In den Räumen, in welchen einmal Tropfſteinbildungen vorhanden ſind, kann man übrigens eine eigenthümliche Tendenz derſelben, ins Koloſſale zu wachſen, beobachten (vergl. die Abbildungen auf S. 230 u. 232). Steht dies nicht wieder in einer merkwürdigen Uebereinſtimmung mit der Energie, durch die ſich die meteorologiſchen Erſcheinungen in Amerika auszeichnen! Die Decoration der Höhlen iſt natürlich jünger als die Bildung derſelben, und aus dieſem Grunde darf man bei ihr die Art und Weiſe, in der die Atmoſphärilien gegenwärtig wirken, noch weit weniger aus dem Auge laſſen.

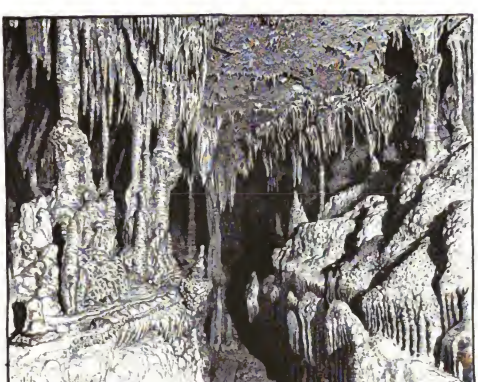
An Ornamenten, die nicht in einem ſo hohen Grade wie Tropfſteine langſam wachſende Dauerbildungen ſind, ſondern die ſich — geologiſch geſprochen — von Tag zu Tag erneuern, ſo wie ſie von Tag zu Tag zerfallen, an ſolchen Ornamenten iſt den amerikaniſchen Höhlen kein Mangel, und darin liegt für das Auge des Beſchauers, der ſie lediglich aus natur-äſthetiſchem Intereſſe beſucht, ein gewiſſer Erſatz für jene. Wir weiſen da namentlich auf die zahlloſen Salpeter- und Gypskryſtalle hin, die die Decken und Wände an vielen Orten bekleiden, und die im Scheine der Fackeln oder des elektriſchen Lichtes die wunderbarſten Effekte geben. Die „Sternenkammer“ und das „Cleveland-Kabinet“ der kentuckyſchen Mammuth-Höhle, die „Schönheitskammer“, das „Purgatorium“ und das „Weiße Wolkenzimmer“ der großen Wyandotte-Höhle danken dieſen Kryſtallen ihre Berühmtheit. In geologiſcher Beziehung könnte man daraus vielleicht entnehmen, daß die Geſteine in Amerika auch in den unterirdiſchen Hohlräumen im Allgemeinen viel raſchlebiger ſind und viel ſtärkeren Umwandlungen unterliegen als in Europa. Daß an der ſtarken Nitrification des Kalkſteins außer dem darin enthaltenen Bitumen auch die Schaaren von Fledermäuſen, die in den Höhlen hauſen, erheblichen Antheil haben, bedarf keiner weiteren Auseinanderſetzung, ebenſowenig auch, daß die Bildung von ſchönen Gypsroſetten durch die Trockenheit der Luft, die dem unterirdiſchen Nordamerika ebenſo charakteriſtiſch iſt wie dem oberirdiſchen, ſehr begünſtigt iſt. In früheren Zeiten lohnten die Ablagerungen von Salpetererde auf dem Boden der Höhlen vielfach den wirthſchaftlichen Abbau, und ebenſo auch die Ablagerungen von Alaun, von Epſom-Salz ꝛc., heute iſt dies aber nicht mehr der Fall.



Thron und Kathedrale in der Luray-Höhle.

Digitized by Google

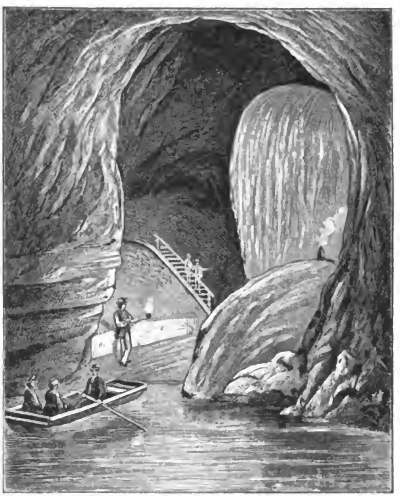
Stalaktiten in der Luray-Höhle.



Stalaktiten in der Luray-Höhle.

Digitized by Google

Mächtige Schichten von rother Erde (terra rossa) — der bekannten charakteristischen Ablagerung der Höhlen unserer Karstgegend — finden sich auch in den meisten amerikanischen Höhlen, wie denn rother Sand und Lehm auch als Zersetzungsrückstände des Kalksteines an der Oberfläche von Kentucky, Indiana, Missouri ꝛc. eine außerordentlich hervorragende Rolle spielen. Besonders mächtig ist die betreffende Ablagerung in der Luray-Höhle, wohl weil sie in dieser Höhle am wenigsten der Herauswäschung durch die unterirdischen Gewässer unterliegt.



Kanzel und Krystallsee in der Howe-Höhle.

Daß eine artenreiche blinde Fauna in den nordamerikanischen Höhlen lebt, und daß man in ihnen interessante prähistorische Funde gemacht hat, erwähnen wir an dieser Stelle nur ganz nebenbei; ebenso auch, daß die Eisenbahngesellschaften, deren Linien in der Nähe einer Höhle vorüberführen, sowie die privaten Besitzer derselben, die an dem Eingange ein Hotel unterhalten, eifrig darauf bedacht sind, einen starken Touristenstrom nach ihr hinzulenken, und daß den unterirdischen Gewölben in Folge davon mancherlei Reize angedichtet werden, die sie nicht besitzen. Demselben Bestreben findiger Spekulanten dankt auch die Benutzung mancher Höhlen als Sanatorien für Brustkranke, als Traumgskirchen ꝛc. ihren Ursprung. In der Benennung der einzelnen Höhlenräume und Höhlengebilde hat sich der sprichwörtliche amerikanische Erfindungsgeist und die lebhafte amerikanische Phantasie vortrefflich bewährt, und die altgriechische Mythologie und der jungamerikanische Patriotismus spielen dabei bunt in einander.

Was die amerikanische Höhlenliteratur betrifft, so ist dieselbe zunächst noch viel spärlicher, als man bei der Interessantheit des Gegenstandes glauben sollte, und wir haben außer auf die bereits citirten Schriften nur noch hinzuweisen auf die „Reports“ der geologischen Landesuntersuchungen der in Frage kommenden Staaten, in denen sich einzelne zerstreute Angaben über die Haupthöhlen finden. Wir nennen darunter vor allen Dingen: Halls Reports über die Geologie des Staates New York, Owens und Shalers Reports über Kentucky, Safford's Reports über Tennessee, Whitneys Reports über Kalifornien und Worthens Reports über Illinois. Eine einigermaßen systematische Behandlung findet das Höhlenphänomen aber nur in den bereits angegebenen Reports von E. T. Cox über Indiana. Ueber die Mammuth-Höhle existirt ein ziemlich ausführlicher Führer von Horace C. Hovey. Wir haben in Vorstehendem versucht, unsere eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle durch die vorhandene amerikanische Höhlenliteratur in möglichst umfassender Weise zu vervollständigen.

Die „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta“, des Nicolas de la Rosa, und ihre alten Nachrichten über die Indianer der Sierra Nevada de Santa Marta.

Von Dr. W. Sievers.

Bei meinem Aufenthalte in der Sierra Nevada de Santa Marta und den Küstenstädten Colombias fahndete ich andauernd nach einem alten Buche des Don Nicolas de la Rosa, welches wichtige Nachrichten über die Indianer der Sierra Nevada de Santa Marta und die allgemeinen Verhältnisse dieses Gebirges, sowie die damals vorhandenen Ortschaften geben sollte, Nachrichten, welche um so werthvoller sind, als sie aus dem Jahre 1740 stammen.

Nachdem ich bereits anderthalb Jahre von meiner Reise zurückgekehrt war, erhielt ich plötzlich zu Neujahr 1888 durch

Digitized by Google

Vermittlung des Herrn A. Kappeler, des Chefs der Firma Aepli Eberbach & Co. in Barranquilla, das gewünschte Buch. Herr Kappeler konnte dasselbe erst nach sehr langem Suchen und vielen vergeblichen Bemühungen erlangen, da die Besitzer es meist unter keiner Bedingung und zu keinem Preise hergeben wollten, weil es eben theils außerordentlich selten ist, theils fast die einzigen authentischen Nachrichten über das nördliche Colombia, und speciell über das jetzige Departemento Magdalena, giebt. Ich bin daher dem Herrn Kappeler wegen seiner beharrlichen Anstrengungen zu doppeltem Danke verpflichtet.

Dieses überaus seltene und auf unserem Kontinent wahrscheinlich nur in wenigen Exemplaren verbreitete Buch führt den Titel:

„Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta, por el Alferez Don José Nicolas de la Rosa; dedicada al Ilustrisimo Señor Doctor Don José Ignacio de Mijares de Solorzano, obispo dignamente electo de la misma iglesia. Valencia, Imprenta de D. M. de Cabrerizo 1833.“ Zu deutsch: „Blumenlese aus der heiligen Kathedralkirche der Stadt Santa Marta, von dem Fähnrich Don José Nicolas de la Rosa; gewidmet Seiner Gnaden dem Herrn Doctor Don José Ignacio de Mijares de Solorzano, ehrbar erwähltem Bischof derselben Kirche. Valencia, Druck von D. M. de Cabrerizo, 1833.“

Das Buch ist 284 Seiten stark, im Jahre 1740 geschrieben und unter dem 4. April 1741 dem Bischof von Santa Marta gewidmet. 1833 wurde dann in Valencia obiger Neudruck veranstaltet.

Das Werk zerfällt in drei Abschnitte (Bücher); der erste enthält in 20 Kapiteln eine allgemeine Einleitung, eine Uebersicht über die Entdeckung der Küste, und besonders des Hafens von Santa Marta, dann eine Beschreibung der Thaten der ersten Bischöfe der Stadt Santa Marta und Fortsetzung der Bischofs-Chronik bis 1740. Im zweiten Buche befindet sich die Beschreibung der Stadt Santa Marta und ganz besonders der Kathedrale, dann eine Uebersicht über die einzelnen Sprengel der Pfarreien des Bischofssitzes. Im dritten Buche endlich geht der Verfasser zu einer Naturgeschichte der Sierra Nevada und ihrer Umgebung über, giebt genaue Nachrichten über Pflanzen, Thiere und Sitten der Indianer, und schließt mit einer Liste der Gouverneure und Bischöfe in Santa Marta, sowie der kirchlichen Feste in dem Sprengel.

Was uns hier interessirt, ist ersteus der Abschnitt über die Sitten der Indianer, und zweitens die Bemerkung über die vorhandenen Ortschaften und namentlich über die erloschenen Dörfer und Ansiedlungen.

Ich gebe im Folgendeu — unter Weglassung bereits mitgetheilter Stellen — die getreue Uebersetzung der Kapitel III und IV des dritten Buches, indem ich bemerke, daß bereits in meinem vor der Naturforscher-Versammlung zu Berlin 1886 gehaltenen, in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1886 (S. 394) veröffentlichten Vortrage indirekt auf Nicolas de la Rosa zurückgegangen worden ist, insofern der Padre Celedón aus Rio Hacha in seiner „Gramática de la Lengua Kóggaba“, welche die Arhuaco-Indianer behandelt, den Nicolas de la Rosa benutzt hat. Ich übersetze daher hier nur diejenigen Stellen, welche sich in dem Berliner Vortrage nicht finden.

Nicolas de la Rosa sagt S. 194 wie folgt:

Die Indianer werden im Allgemeinen alle Cariben genannt, weil sie das abscheuliche Laster des Menschenfleischessens haben, welche Gewohnheit viele der Unterjochten bis heute beibehalten haben; aber im Uebrigen hatten alle einzelnen Stämme ihre bestimmten gesonderten Namen, von denen einige ihnen wegen ihrer eigenthümlichen Sitten von den Spaniern gegeben worden sind, wie z. B. den Moscas des neuen Königreiche, für die sie ihrer ungeheuren Zahl wegen keinen geeigneteren Namen fanden [1]; aber da ich hier nur von denjenigen in der Provinz Santa Maria zu reden habe, wird es nöthig sein, zuerst Nachforschuug von den Sitten und Gebräuchen der schon Unterworfenen zu geben, die in den Dörfern, welche in ihren Gebieten errichtet worden sind, der Lehenspflicht und der Demora unterstehend leben, und dieses Wort zu erklären, in wie fern es abzuleiten ist, und dann auf die noch freien Indianer übergehen, wobei zu bemerken ist, daß diese zahlreiche Namen führen, wie Chimilas, Alcoholados, Aurohuacos, Goagiros, Cosinas, Tupes, Acanayutos, Pampanillas, Orejones, Motilones und Pintados.

Das Wort „Demora“ bedeutet die Abgabe, welche den Indianern bei der Eroberung als Zeichen ihrer Vasallenschaft auferlegt und den Eroberern und ihren Nachkommen als Vorrecht zugestanden wurde, denen sie sich anvertrauten, damit sie von ihnen in dem Evangelium, den Lehren der Kirche unterwiesen, in Bezug auf Kirchen, Schmuck und ärztliche Heilmittel unterhalten würden. — —

Im Anfang hatten die Indianer pro Jahr einem Jeden 12 Pesos zu geben, aber da der Gerechtigkeitssinn, der christliche Eifer und die Frömmigkeit unserer Vorfahren alles zu thun suchte, was die Vasallen erleichtern konnte, so wurde der Tribut bald auf den Werth von 4 Pesos pro Jahr herabgesetzt, was sie auch heute noch bezahlen. Demora [2]) heißt diese Abgabe wohl deshalb, weil damit die Verzögerung und Zurückhaltung bezeichnet werden sollte, mit welcher die Indianer im Anfang dem Gehorsam gegen die Spanier widerstrebten, wofür sie ihnen später bezahlen mußten. Mit Ausnahme der Kaziken bezahlen jetzt alle Leute von 18 Jahren an diese Demora und zwar bis zum 58sten Jahre; doch sind die Frauen im Allgemeinen davon befreit, und vor allem die Häuptlinge, Ortsvorsteher, Befehlshaber und Aufseher für die Dauer ihres Amtes. Daher heißen denn auch die schon im Vasallenverhältniß lebenden Indianer gewöhnlich Demorados.

Die Indianer der Provinz Santa Maria sind im Ganzen und Großen von mittelgroßer Gestalt, untersetzt, breit in den Hüften; sie haben kleine aber breite Hände, rothbraune Farbe und schwarzes, straffes, dickes Haar. Sie sind schnell zum Bösen, langsam zum Guten bereit, elend und schwach von Geist, aber in ihren Lastern ganz zügellos. Sie essen ganz unmäßig, wenn es aus fremder Tasche geht und schlafen von Sonnenuntergang bis zum ersten Hahnenschrei, denn vor Sonnenaufgang müssen sie sich baden. Auch am Tage setzen sie diese Beschäftigung häufig fort, weil ihre heiße Gemüthsart sie dazu veranlaßt, und in Folge dessen erbauen sie ihre Wohnungen an den Flußufern und sind sehr gewandt im Schwimmen und Fischen; die zu letzterer Arbeit nöthigen Werkzeuge bilden das vorzüglichste Hausgeräth ihrer Hütten. Auch erfinden sie Netze, Harpunen, Stricke, Fischkörbe, Fischangeln und Wurfgarne, auf deren Anfertigung sie sehr viele Mühe verwenden. Sie haben weder Bartwuchs noch auch irgend welches andere Haar auf dem Körper, und wer solches hat, gilt bei ihnen als Mischling. Dennoch erkennen sie solche als Indianer an, denn in ihrer Ansicht wiegt die mütterliche Abstammung schwerer, als etwa die besonderen Fähigkeiten des Betreffenden. Sie sind überzeugt, daß die Spanier ohne sie nicht viel taugen und pflegen daher oft zu sagen: „Zu was nützen die Weißen ohne die Indianer.“

[1]) Moscas heißt Mücken. Es sind hier die Muyscas, Chibchas gemeint.

[2]) Deutsch: Verzug.

Digitized by Google

Ihre beliebteste Nahrung ist Fisch und Fleisch des Hochwildes, denn diese allein kann ihnen durch ihre Lieblingsbeschäftigungen des Fischens und Jagens verschafft werden, welche für ihre ganze Naturanlage ebenso bequem als angenehm sind. Bei einer oder der anderen Speise muß ganz besonders viel Salz vorhanden sein, denn sie sind so sehr danach begierig, daß, falls ihnen Nahrung fehlt, sie dem Mangel durch ein Stück Maiskuchen und einen Haufen Salz abzuhelfen pflegen. Ihre Kochtöpfe kennen keine Gemüse außer der Yuca, der Banane, der Batate, der Name und während des Essens trinken sie sehr viel, besonders Chicha, Guarapo und Palmwein. Die Chicha bereiten sie aus gekochtem Mais, welcher der Gährung ausgesetzt wird, den Guarapo aus dem Zuckerrohrsaft; den Palmwein gewinnen sie aus der Cuma-Palme und endlich haben sie noch ein Getränk, welches aus gekochter und gekauter Yuca hergestellt und „Bocana“ genannt wird. Zum Anbau dieser wenigen Pflanzen bedürfen sie nur geringer Mühe, zumal da die Männer sich darauf beschränken, den Boden zu jäten und zu säen, während es Sache der Frauen ist, sei es der Mutter, Schwester oder Tochter des Besitzers, die Erntearbeit zu verrichten, die Früchte auf dem Rücken nach Hause zu tragen und dort zu verarbeiten, ferner Wasser und Holz zu holen und alle übrige Arbeit zu besorgen. Der Indianer selbst sieht oder jagt, aber auch nur so viel, als er für den Tag selbst braucht, nachher legt er sich in die Hängematte, bis das Essen fertig ist. Ihre Kleidung beschränkt sich auf eine weite Jacke und eine Hose von grobem Baumwollenzeug und die Frauen tragen ein weißes Tuch und weiße Unterröcke mit schwarzen Streifen vorn Knien. Im Hause gehen sie übrigens nackt, vom Gürtel aufwärts, nur die Kaziken selbst besitzen Hemd und Schuhe und die Frauen der Kaziken eine Art Pantoffeln als Unterscheidungszeichen gegenüber den anderen Indianerinnen.

Die hauptsächlichsten Berufsarten, zu denen sie sich herbeilassen, sind Rudern und Maulthiertreiben, auch gehen sie als Elöoten zu Fuß, und der Tagelohn, den sie dabei verdienen, muß für ihre Sättigung ausreichen und gestattet auch noch dem Vater der Trunksucht verschwenderisch zu fröhnen, doch kann nichts für den Unterhalt der Familie zurückgelegt werden; dieser ist denn auch sehr dürftig, denn dafür sorgt nur die Frau mit ihrer spärlichen Handarbeit, bestehend in der Anfertigung von Baumwollenzeugen, Hängematten, Mänteln, Strohhüten, Fächern und Besen. Andere verfertigen grobe Töpferwaaren, Töpfe, Schalen und Tiegel, auch ziehen sie Hühner und andere Hausthiere und alles dies laden sie sich auf den Rücken, um es in der Stadt zu verkaufen. Die Indianerinnen der Provinz im Binnenlande verfertigen Seile, Stricke, Bindfaden, wirken Netze, Taschen und Säcke sowie auch Sandalen, und treiben auch andere Industriezweige, je nach dem Boden, auf welchem sie leben, so daß sie, in ununterbrochener Arbeit befindlich, viel thätiger und nutzbringender sind, als ihre Männer. Letztere haben, um weniger auf ihren Feldern arbeiten zu müssen, eine Art Wechsel in der Arbeit eingeführt, den sie Chagua nennen und auf folgende Weise vollführen: an einem Tage in der Woche versammeln sich die Indianer eines Dorfes oder ein Theil derselben, jeder mit einer Axt und einem Messer bewaffnet in dem Hause desjenigen, dem die zu bestellenden Felder gehören und bearbeiten dann zusammen das Land und machen es für die Aussaat tauglich. Dafür hat dann der Herr der jedesmaligen Chagua die Verpflichtung, ihnen zu essen und zu trinken zu geben, worauf er sich mit Jagen und Fischen und seine Frau mit den Chicha-Krügen vorher einzurichten haben. Das ist für sie dann ein Festtag, wofür sie meistens den Sonntag auswählen und es ist dann nöthig, daß der Geistliche früh die Messe liest und aufpaßt, daß sie dieselbe hören. Abends kommen sie zurück, und neuem Getränk übrig geblieben, so trinken und tanzen sie so lange, bis nichts mehr vorhanden ist. Dann erholen sie sich wieder und wenn einer von den anderen seine Chagua macht, so ist jeder, welcher bereits diese Dienstleistung empfing, verpflichtet, ihm Anderen beizuspringen. Denselben Wechsel üben sie aus, wenn sie ein Haus bauen wollen und pflegen daher, falls das Material, Holz, Rohr, Palmblätter und Weiden, bereits vorhanden ist, ein Haus in zwei Tagen der Chagua herzustellen.

Die Vorbereitungen, welche die Indianerin für ihre Niederkunft trifft, beschränken sich darauf, daß sie an dem Tage, wo sie Schmerzen fühlt, ihre Hängematte aufhängt und zwei Schalen mit lauwarmem Wasser daneben stellt. Wenn dann ihre Stunde herangekommen ist, schließt sie sich ein und hilft sich selbst, bis das Kind auf den Boden fällt, dann hebt sie es auf, schneidet ihm die Nabelschnur ab und badet es mit lauwarmem Wasser; darauf legt sie glühende Kohlen in die Tiegel, stellt dieselben unter die Hängematte und bleibt neun Tage liegen, worauf sie nach dem nächsten Bache geht, sich und ihr Kind badet und dann, noch wie vor, an ihre Arbeit geht. Hierauf besuchen sie die anderen Frauen und wenn die junge Mutter in Folge des heftigen Schmerzes einen Schrei ausgestoßen, oder gejammert hatte, so wird sie deshalb von den Frauen beschimpft, damit sie das nächste Mal den Schmerz ertragen lerne. Nachdem das Kind geboren ist, geben sie ihm den Namen des Vogels, welcher sang, oder des Thieres, welches brüllte oder grunzte, als die Geburt erfolgte, und unter den Indianern ist das Kind unter diesem Namen bekannter, als unter dem, welcher ihm bei der christlichen Taufe gegeben wird. Nur einige behalten Eigennamen ihrer Herren und Gebieter, von der Eroberung her, wie z. B. Mojarez, Hincapié, Bustamante, Sandoval, Mendoza, Nuñez, Mejia u. s. w. oder, wenn der Gebieter irgend ein Amt besaß, so heißt der Indianer danach z. B. Bischof, Gouverneur, Schatzmeister u. s. w.

Alle diese Indianer sprechen die spanische Sprache ziemlich klar, wenn auch mit Weglassung einiger Buchstaben, vergessen aber deshalb doch nicht ihre eigene Sprache, welche in jedem Dorfe verschieden ist, und benutzen dieselbe auf ihren Versammlungen, Tänzen und Festlichkeiten, obwohl sie sich unter einander nicht immer verstehen, sondern zuweilen nur einige Worte aus dem anderen Dialekte gelernt haben. Sammt und sonders brauchen sie Bogen und Pfeile für die Jagd und den Fischfang.

Im Grunde sind sie alle unbandbar und eigensüchtig, aber in Ansehung ihrer Elendigkeit, Unwissenheit und Geistesarmuth sollte man sie gut behandeln, damit, wenn der Grabstichel der Nächstenliebe und Barmherzigkeit langsam an ihnen feilt, wie der Tropfen den Stein höhlt, die zarte Pflanze des katholischen Glaubens tiefere Wurzel bei ihnen schlage.

Für friedlich und sesshaft werden auch die Aurohuacos-Indianer angesehen, weil sie in Glauben, Vasallenschaft und Unterthanenverhältniß an den Sierro Nevada zwischen Santa Marta und dem Rio de la Hacha leben, von wo der berühmte Fluß Don Diego herabkommt; doch haben sie noch verschiedenartige Sitten und wenig Verbindungen mit den Spaniern. Dieses Wort „Aurohuaco“ heißt im Spanischen verborgenes Gold, weil dieses Gebirge in Bezug auf Reichthum an Gold, Silber, Kupfer, Blei und vielen anderen kostbaren Gesteinen das Potosi der ganzen Küste ist. Nicht nur in den Gräbern und Huacas, welche die alten Bewohner zu ihrer Bestattung graben ließen, finden sich diese Erze, sondern auch in Adern im Gesteine selbst, und zwar ist von beiden Fundorten das Gold mit

Digitized by Google

Recht versteckt zu nennen, weil man einerseits die Grabhügel nicht ausdenken kann, da die Indianer von ihren Weissagern mit dem Tode bedroht werden, wenn sie sie verrathen, andererseits aber die Exzadern in Folge Mangels an Mitteln nicht in Angriff genommen werden können. Diese Indianer sind es, welche zuerst vor anderen das Glück hatten, von dem heiligen Luis Beltran das Evangelium zu hören, und welche nach der Ueberlieferung des Segens theilhaftig wurden, von dem Apostel Sankt Thomas besucht zu werden; und in der That giebt es dafür, daß ihre Vorfahren ihn gesehen und mit ihm verkehrt haben müssen, ein starkes Anzeichen in ihrer Tracht, welche sie nämlich wie die Apostel tragen. Ferner tragen sie auch ein Diadem und zwar die Reichen von Muscheln, die Armen von Palmgeflecht, in Form eines Halbmondes an der Stirn, welches an den Schläfen befestigt wird, um die Augen gegen die Gluth der Sonne zu schützen und das Haar zu befestigen. Ihre Sprechweise ist bemüthig ernst und sie machen wenig Worte. Von Natur sind sie friedlich und führen weder Bogen und Pfeil, noch irgend eine andere Angriffs- oder Vertheidigungswaffe. Ihre Streitfälle und Zweikämpfe sind lächerlich, denn niemals verwunden oder verletzen sie sich. Ihre Art, Streitigkeiten unter einander auszumachen, ist die, daß sie an einem vorher bestimmten Orte zusammen kommen, wo ein Stein oder großer Baumstumpf liegt. Jeder schlägt dann mit seinem Säbel aus schwarzem, starkem und glänzendem Holze, unter Ausstoßung zornig gemurmelter Verwünschungen, auf den Gegenstand los, bis einer der Säbel zersplittert oder zerbricht. Dieser trägt dann den Sieg davon, und unter lebhafter Umarmung kehren sie dann nach der Wohnung zurück, um durch Trinkgelage Versöhnung zu feiern.

Die gewöhnliche Nahrung der Aurohuacos ist Fisch oder Muscheln und Schnecken, welche sie aus dem Meere sammeln, selten aber Rindfleisch. Die Jagd üben sie nicht aus, weil es in dem Gebirge überhaupt kein vierfüßiges Thier giebt, indem alle den vielen Reif und die viele Kälte fliehen, welche auf jenen hohen, hervorragenden Felsenmassen herrschen. Das Maisbrod mischen sie mit Yuca, Bataten oder Arracache und nennen es „Naiboa“; es ist von anderem Geschmack, als das gewöhnliche, aber nicht so nahrhaft, weil es weniger Körnerfrucht als Wurzelmehl enthält. Diese Früchte säen und bearbeiten die Indianerinnen, weil die Männer sich damit beschäftigen, Hängematten und Mäntel von Baumwolle, Säcke, Taschen, Gürtel und andere Hängematten aus Fäden zu weben. Den Faden für diese Gewebe ziehen die dazu eingeschulten Kinder, und die kleinsten reinigen und wirren die Baumwolle aus einander. Mag die Indianerin zu ihrer Pflanzung gehen oder von derselben kommen, immer strickt sie an Netzen von größeren und kleineren Maschen, obwohl sie in ihrem Gange durch die kleinen Kinder oder durch die Lasten von Mais, Gemüsen, Früchten, Holz oder Wasser, welche sie alle in einem Netze auf dem Rücken tragen, behindert wird: und das Netz ist obendrein noch an der Stirn befestigt, damit die Hände frei bleiben.

Die Schmucksachen, welche die Aurohuacos an ihren Festen, Tänzen und Feierlichkeiten tragen, als da sind Ohr- und Nasenringe, Arm- und Halsbänder, sind von feinstem Golde, doch giebt es auch manche von geringerem Werthe, welche von den Armen getragen werden. Die Indianerinnen haben bei der Geburt dieselben Gewohnheiten, nehmen auch Bäder, und nennen die Kinder mit denselben Namen von Vögeln wie die anderen Stämme; wenn aber eine Unverheirathete niederkommt, so wird das Kind für das eines Hirsches gehalten und auch so genannt, woraus man schließen muß, daß sie glauben, daß sich kein Indianer mit ihr abgegeben haben könne. — — —

In einer der großen Thalschluchten, in welchen der Rio Ranchería das Gebirge durchschneidet, besitzen sie ein Gotteshaus, welches sie „Canzamária“ nennen. Darin haben sie einen Götzen aus Federn, die sehr verschieden gefärbt und mit großer Kunst ausgewählt sind. Zu seiner Bewachung wohnt an jenem Orte eine von den Familien, welche immer entfernt von den Dörfern wohnen, und jeden Neumond kommen sie dort zusammen, um ihre Feste und Tänze abzuhalten, wobei sie der Unmäßigkeit im Trinken die Zügel schießen lassen. Und wenn sie dann die Anbetung zu vollziehen haben, so ruft der Mohau mit einer kleinen Flöte den Dämon, welcher unsichtbar herbeikommt. Er begiebt sich dann in das Idol, spricht zu ihm, unterrichtet die Leute in teuflischen Gebeten und giebt ihnen den Ton, in welchem sie in ihrer Sprache singen. Diese Verehrungen und Festlichkeiten geschehen auf Einladung des Gegen, welchem die Canzamária gehört, denn jeder Große hat seine eigene, und so gehen sie jeden Monat von einer Hütte zur anderen und besuchen an den drei oder vier Neumondstagen nach und nach im Laufe des Jahres sämmtliche Gotteshäuser. Darauf kehren sie nach ihren Dörfern zurück, beladen mit Yuca, Arracache, Aepfeln und anderen Wurzeln und Früchten, deren Einbringung der Hauptgrund ihres Ausflugs war. Diese Schlachten nennen die Aurohuacos „Mamaronhuy“, was etwa „tiefes Land“ bedeutet, und die Gipfel der Sierra „Chivironhuy“, was „Land mit hohen Gipfeln“ heißen soll.

Dieses Thal oder diese Schlucht war das Pantheon, wo sie ihre Würdenträger begruben und man sieht daher dort mehr als 80 Grabdenkmäler von Stein, auf dem ebenen Thalgrunde aber verschiedene Hütten, wo diejenigen sich einquartieren, welche zu diesen Wallfahrten gehen. Der Weg, welcher nach diesem Thalgrunde führt, durchzieht die höchsten Theile der Sierra, und auf dem Gipfel giebt es einige Büschel, welche die Aurohuacos „Huichos“ nennen. Diese füllen sich mit jenem Reif, welcher dort fortwährend fällt, und bewahren im Innern ihrer Blätter ein klares, süßes und sehr frisches Wasser, welches denjenigen, die den schweren Weg ziehen, den Durst stillt; denn da die Entfernung nach dem Flusse groß und der Weg holprig ist, so wäre es ganz unmöglich, sich mit Wasser zu versorgen, wenn nicht die Natur dort jene Behältnung getroffen hätte.

Eine andere, größere und entferntere „Canzamária“ besuchen die Indianer alle Jahre im Neumond des Januar, welcher der klarste und hellste des Jahres ist, daher den Neumonden der übrigen Monate vorgezogen und „Zacamero Mayor“ genannt wird. Sie halten es für so nothwendig, dahin zu wallfahrten, daß sie alle Alten und Kranken in einer Hängematte dorthin schleppen, damit sie dieser von ihnen für sehr groß gehaltenen Wohlthat theilhaftig werden. Diese Götzendiener haben unsere Geistlichen nicht unterdrücken können, theils wegen der Wildheit des Gebirges und der beschwerlichen Wege und der Unwirthlichkeit des Sturmes und Schnees, dann aber auch, weil es vergeblich ist, die Hütten zu zerstören, indem die Indianer aus der Nähe wieder zusammenkommen und dieselben wieder aufbauen, diejenigen aus den Dörfern aber sich entschuldigen, es sei kein Kultus, sondern nur Sitte bei ihren Festlichkeiten.

Denn obwohl einige Geistliche zu verschiedenen Jahren versuchten, zur Ehre Gottes ihre zarte Natur zu besiegen und mit heiligem Eifer ausgezogen waren, die Canzamárias verbrannt und den Indianern nachmals das Unwürdige ihres Aberglaubens vorgestellt, manche auch gezüchtigt hatten, kamen die Aurohuacos doch wieder im Geheimen zu ihren Opfern und Götzen zurück, während sie in den Dörfern aus Furcht vor Strafe sich zu dem wahren Gott bekennen.

Digitized by Google

Die Aurohuacos betrachten das Erhängen als einen ehrenvollen Tod, und verstehen sich dazu bereits, wenn sie die Hoffnung auf Genesung bei einer Krankheit verlieren. Jene Art, sich zu erhängen, ist eigenthümlich, insofern sie sich nicht wirklich aufknüpfen, sondern sie legen sich einen Strick um den Hals, setzen sich auf einen Stein und befestigen die beiden Enden des Strickes an jedem Fuße; dann strecken sie ihre Beine aus und durch die dann erfolgende Spannung des Strickes wird die Erdrosselung erzeugt. Hat aber ein kranker Indianer keinen Muth, sich zu tödten, so bringen ihn die übrigen, wenn er in den letzten Zügen liegt, hinaus und begraben ihn noch halblebend.

Wenn ein Aurohuaco Wittwer wird, so trauert er zwanzig Tage, indem er sich des Coca-Kauens enthält, eine ungeheure Entbehrung, und man hält sehr darauf, daß während dieser Zeit der Coca-Beutel auch nicht einmal in die Hand genommen werde. Geschieht es dennoch, so wird der Wittwer für einen höchst gefühllosen Menschen gehalten, und man hütet sich, ihm eine zweite Frau zu bewilligen.

Die Geschlechter üben die ehelichen Rechte nicht des Nachts aus, da sie glauben, daß ein nachts empfangenes Kind blind zur Welt kommen müsse. Auch leben sie nicht zusammen, sondern in abgetrennten Wohnungen, zwischen denen ein Stein liegt, worauf das Essen gesetzt wird.

Die Söhne haben keinerlei Erbrecht, sondern dasselbe steht dem Kaziken zu, der die Güter und auch die Hinterbliebenen des Verstorbenen zu sich nimmt, und für letztere ausschließlich sorgt.

Die Pintados-Indianer sind in derselben Weise unterworfen worden wie die Aurohuacos und leben in der Gegend der Stadt Teneriffe in demselben Unterthanenverhältniß wie die obigen.

Ihr Name ist ihnen von den Spaniern gegeben worden, und bedeutet die „Bemalten", da sie sich tätowiren, indem sie in die mit kleinen Messern hervorgebrachten Wunden verschiedene Farben eintragen, nach welchen sich dann die Federn, Pfeile und Kopfpupfarben richteten, was bis 1740 auch diejenigen beibehalten haben, die als Flüchtlinge mit den Cariben herumziehen; aber je mehr sie sich der spanischen Herrschaft unterworfen haben, desto mehr beginnen sie, ihren alten Sitten zu entsagen, und allmählich kleiden und schmücken sie sich wie die seßhaften zahmen Indianerstämme.

Diejenigen Indianer, welche in der Gegend von Santa Marta herumschweifen, und von ihren ausgedehnten und unzugänglichen Wohnsitzen beim Rio Frio nach der Küste zu Vorstöße unternehmen, sind die Chimiles, welche verderbter Weise Chimilas genannt werden. Dieser Name bedeutet „Menge", „Volkshaufen" und rührt von ihrer großen Zahl her, die fast an die der Moscas heranreicht. Sie sind sehr geschickt in der Handhabung von Köcher, Pfeil und Bogen, aber sie sind Verräther und Meuchelmörder, da sie nicht auf freiem Felde fechten, sondern aus Verstecken und Hinterhalten, unter dem Schutze des Waldes, herausschießen und auf diese Weise ihren barbarischen Gelüsten, die Wanderer zu tödten, fröhnen. Sie sind in dieser Beziehung so scharfsinnig und geschickt, daß es der größten Wachsamkeit bedarf, um sie zu bemerken, und meistens spürt man sie erst dann, wenn der von ihnen angerichtete Schaden nicht mehr gut zu machen ist. Sie gehen nackt und besitzen meist nur eine kleine Frucht oder Kapsel, in welche sie die Schamtheile stecken, um sie zu verbergen. Den ganzen Körper salben sie mit einem Wurzelöl, genannt vija, wodurch sie sich gegen Mückenstiche schützen, und durch ihre Federkronen, ihr langes über das Gesicht herabhängendes Haar und ein eigenthümliches Kriegsgeschrei gewähren sie einen furchtbaren Eindruck.

Es giebt unter ihnen wahre Ungeheuer; man fand sogar solche mit doppeltem Zahngebiß.

Beim Essen brauchen sie nur wenig Salz, und verspeisen eigentlich nur Wild, welches sie in ganzen Vierteln räuchern, ferner Maisbrei, vermischt mit Yuca, Batate und Name, welche Früchte sie in ihren Pflanzungen anbauen, die mitsammt den Hütten oft von den Spaniern bei den gegen die Chimiles gerichteten Kriegszügen verbrannt worden sind. Ihre Getränke sind die der übrigen Indianer, und sie besitzen auch Häuser, wo sie sich zu ihren Tänzen und zur Anbetung irgend eines Götzen vereinigen, den sie um Orakel und Weissagung angehen.

Sie sind sehr auf die Weiber erpicht, und halten so viele, wie sie ernähren können, auf welchen Gebrauch sie vor allen Dingen sehen. Die Weiber benutzen bei der Entbindung Hängematten und Kohlenbecken, sowie auch Bäder in den frischen Banten. Die Nabelschnur schlagen sie mit zwei Steinen ab, die sie auf einander klappen, wie sie denn überhaupt in allen ihren Sitten sehr roh sind, wenn auch ihre inneren Einrichtungen wenig bekannt sind, da sich niemals jemand unter ihnen aufgehalten hat.

Die Alcoholados-Indianer gehören zu derselben Rasse, ja sind vielleicht identisch mit den Chimiles, da die Spanier diejenigen Stämme der Chimiles Alcoholados genannt haben, welche ihnen bei der Eroberung mit Ringen unter die Augen entgegentraten, die mit vija gefärbt waren. Vielleicht auch heißen sie so, weil sie besser geschmückt waren als die Chimiles, oder weil sie noch grauenhafter anzusehen sind als jene. Es ist nicht zweifelhaft, daß ihre Zauberer und Priester diese Sitte eingeführt hatten, um die Spanier zu verscheuchen, und dieselben zu dem Glauben zu bringen, daß die Zahl der einzelnen verschiedenen Stämme eine ganz ungeheure sei. Wahrscheinlich sind die Chimiles und Alcoholados identisch und unterscheiden sich in ihren Sitten und Gebräuchen durch nichts. (Schluß folgt.)

Die Beys.

Von **Heinrich Hartert.**

Unter allen Bewohnern der Westküste von Afrika muß man die Einwohner des Norddepartements von Liberia (des „Department of Mesurado") — die Beys — unstreitig zu den höchststehenden rechnen.

Nicht nur kommen dieselben, wie mehr oder weniger wohl alle Neger Westafrikas, den christlichen Missionären sehr entgegen, sondern sie haben sich auch eine ziemlich selbständige Halbkultur erworben, die sie weit über die Nachbarstämme der Krus, Golahs, Kossos ꝛc. stellt.

Es existiren in der fraglichen Gegend noch mehrere von der Republik Liberia ganz oder theilweise unabhängige Fürsten und Fürstinnen, so vor allem die in diesen Blättern bereits

Digitized by Google

einmal erwähnte, mir persönlich wohl bekannte Queen Sandamanda (Sandymanny) of Japaca, und der schon im hohen Greisenalter stehenden King Bimba[1]), mit denen ich eben so wohl in Handelsverkehr gestanden habe, wie mit ihren Grenznachbaren. Die beiden genannten Fürstlichkeiten sind jedoch wiederum tributpflichtig dem Oberherrn der Beys, dem King Freeman von Teywar, dem Enkel und Nachfolger des berühmten Sultan Morannah Sando of Teywar, der seiner Zeit, als die Amerikaner nach Liberia kamen, denselben einen erbitterten Widerstand entgegensetzte.

Was für die Höhe der Kulturstufe dieses leider noch so wenig bekannten Volkes besonders spricht, das sind seine Sprache, seine Schrift und sein Zahlensystem.

Ueber die beiden ersteren hat Herr Dr. Baumann in dem bereits angedeuteten Artikel das Wichtigste mitgetheilt, es sei mir aber vergönnt, über das letztere hier noch Einiges zu sagen.

Unter großen Schwierigkeiten ist es mir gelungen, eine vergleichende Uebersicht der unter den dortigen Eingeborenen vorkommenden und gebräuchlichen Zahlensysteme zu Stande zu bringen.

Ich habe aber gerade hierauf viel Zeit und Mühe verwandt, weil ich der Ansicht bin, daß man die Bildungsstufe und in etwas auch den Charakter eines Volkes sehr wohl aus der Entwickelung und Ausbildung seines Zahlensystems beurtheilen kann. — Viehhirten und Ackerbauer, sowie vorzugsweise kriegführende Völker bedürfen nicht vieler Zahlen und werden auch nur in den seltensten Fällen viele eigene Zahlen haben, handeltreibende dagegen müssen eine größere Anzahl Zahlen und Ziffern haben, fremde oder eigene.

Eine große Menge eigener Zahlen werden aber immer für eine große Selbständigkeit in geistiger Hinsicht sprechen.

Aus den folgenden Zusammenstellungen der Systeme der Beys, Kossos und Golahs geht nun zur Genüge hervor, daß ein jeder Händler, der ins Innere geht, vor allen Dingen die Bey-Zahlen kennen muß, denn sowohl die Kossos als auch die Golahs bedienen sich für die höheren Zahlen der Beysprache.

Mit den Händlern aber dringt die Beysprache in immer breitere Schichten der Bevölkerung und so glaube ich nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß langsam aber sicher alle jenen kleineren Völker und Stämme in den mächtigen Beys aufgehen werden.

Die Zahlen der Beys sind:

1 Döndo,	7 Sumferá,
2 Ferá,	8 Sumsába,
3 Sába,	9 Sumnáni,
4 Náni,	10 Tang,
5 Sólo,	11 Tang dondó,
6 Sumdondó,	12 Tang ferá,
13 Tang sába,	19 Tang sumnáni,
14 Tang náni,	20 Mobándi,
15 Tang sólo,	21 Mobándi a ko dondó,
16 Tang sumdondó,	22 Mobándi a ko ferá,
17 Tang sumferá,	23 Mobándi a ko sabá ꝛc.,
18 Tang sumsabá,	30 Mobándi a ko tang,
40 Muflabandi (Mo fera bandi),	
50 Muflabandi a ko tang,	
60 Solobandi a ko tang,	
70 Mosumdóndobandi a ko tang,	
80 Mosumferábandi a ko tang,	
90 Mosumsababandi a ko tang,	
100 Mosumnanibandi a ko tang.	

Die Zahlen der Kossos, welche nur bis 20 zählen können, sind:

1 Etáh,	11 Buh etáh,
2 Fedé,	12 Buh fedé,
3 Shaua,	13 Buh shauá,
4 Náni,	14 Buh náni,
5 Dólu,	15 Buh dólu,
6 Uéta,	16 Buh uéta,
7 Uafedé,	17 Buh uafedé,
8 Uéiapa,	18 Buh uéiapa,
9 Tau,	19 Buh Tau,
10 Buh,	20 Buh buh.

Die Zahlen der Golahs, von denen ich nur 10 in Erfahrung bringen konnte, die aber mehr zu besitzen scheinen, sind:

1 Gun,	6 de gun,
2 Tieh,	7 de tieh,
3 Tai,	8 de tai,
4 Tiena,	9 de tiena,
5 Nono,	10 Edjah.

Zum Schluß möchte ich noch hinzufügen, daß ich im vergangenen Jahre, kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus Afrika, durch meinen Bruder Ernst Hartert ein größeres in der Schrift der Beys sehr sauber und schön geschriebenes Schriftstück mehreren gelehrten Herren in Berlin vorlegen ließ, um vielleicht zu erfahren, ob man bei uns Kenntniß von dieser Schrift hätte. — Die Antwort des einen Herrn lautete, daß es nichts als eine Mystification sei, deren Opfer ich geworden, eine derartige Schrift gäbe es überhaupt nicht; ein anderer der Herren meinte, eine Aehnlichkeit mit einer Inschriftenschrift auf alten Denkmälern der westlichen Sahara wäre vorhanden, dieselbe könne aber zufällig sein, denn an einen Zusammenhang zweier so weit entfernter Völker wäre kaum zu denken.

Durch den Artikel des Herrn B. halte ich diese Herren für überzeugt, daß meine Angaben über die Existenz einer Beyschrift nicht auf einer „Mystification“ beruhten, und habe ich denselben daher mit großer Freude begrüßt.

[1]) Vergl. den Aufsatz von O. Baumann über die Wai-Neger im „Globus“, Bd. 52, S. 238 f.

Kürzere Mittheilungen.

Das neue Pflanzenleben von Krakatau.

Ueber das Wiederaufleben der Vegetation auf Krakatau machte Dr. Treub, Director des botanischen Gartens zu Buitenzorg, augenblicklich auf Urlaub in Europa, in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam einige höchst interessante Mittheilungen, denen wir Nachstehendes entnehmen. Der betreffende Herr hat in Begleitung des Ingenieurs Verbeek die Insel im Juni 1886 besucht.

Nicht nur die Strandgegend, sondern auch höher gelegene Theile sind mit Vegetation bedeckt, welche unmöglich ein Rest derjenigen sein kann, die vor dem Ausbruch daselbst be-

Digitized by Google

standen hat. Die mächtige Aschendecke, welche die Insel unter 1 bis 60 m dicken Lagen verschüttete, hat in Verbindung mit der hohen Temperatur, die während des vulkanischen Ausbruches geherrscht haben muß, das Leben eines jeden Organismus ganz unmöglich gemacht. Auch kann man nicht annehmen, daß Menschenhände durch künstliche Uebertragung neues Pflanzenleben dort erweckt haben sollten. — Die Literatur über die Verbreitung von Pflanzen und die Veränderungen, welche eine Insel bewohnbar machen, beweist sich wohl nur auf das Entstehen von Vegetation auf Koralleninseln. Bekanntlich entsteht letztere dadurch, daß Pflanzensamen an den neugebildeten Strand angeschwemmt wird, dort keimt und später sich entwickeln kann. In ähnlicher Weise hat man angenommen, daß alle Inseln bevölkert worden seien. Die botanische Untersuchung von Krakatau hat jedoch den Beweis geliefert, daß eine solche Erklärung doch nur einseitig ist, was nach der Ansicht des Dr. Treub dadurch begreiflich wird, daß die Gelegenheit zur Unterbindung solcher Fälle sich nur selten bietet.

Was ist hier nun der Fall? Die 20 bis 25 Pflanzenarten, die auf allen Inseln, welche sich aus dem Meere erhoben haben, vorkommen, sind auch auf Krakatau zu finden, wie: verschiedene Arten von Cocos, Pandanus, Apocynaceen ꝛc. Doch durch das Vorhandensein dieser durch die Strömungen dorthin gebrachten Pflanzen ist die Vegetation auf höher gelegenen Punkten noch nicht aufgeklärt.

Auf solchen Punkten fand man nur zwei der am Strande vorkommenden Pflanzen, und beide nur in geringer Verbreitung; Herr Treub traf jedoch Kryptogamen und namentlich Gefäßkryptogamen dort an. Die ganze Vegetation von Krakatau, sagt er, bestand aus Farren, ein neues und unerwartetes Ergebniß. Die chemische Zusammensetzung des Bodens macht es unbegreiflich, wie Farren auch mit Rücksicht auf die starke Hitze da bestehen können. Die vulkanische Asche, welche die Insel bedeckt, besteht wenigstens aus 60 Procent Kieselsäure. Also entstand die Frage, ob etwa in anderer Weise das Entkeimen der Farrensporen vorbereitet worden war. Flechten sind auf Krakatau nicht vorhanden. Bei genauerer Untersuchung ergab sich jedoch, daß die Aufgabe, den Boden vorzubereiten, durch niedrige Organismen erfüllt wurde, deren Wirkung in dieser Hinsicht noch nicht bekannt war. Es sind nämlich kleine Algen, Cyanophyceen, mit schleimiger Hülle und dünnen Drahtfäden, die zusammen dem Binnsteinboden einen blaugrünen Hauch geben und ein Netzwerk von hygroskopischen Fäden bilden, welche den Boden bedecken. Die Farren werden in ihrem ersten Entwicklungsstadium durch das feuchte Netz gegen Verdorren behütet; wie es jedoch möglich ist, daß die jungen Keime es länger aushalten, vermochte Dr. Treub nicht zu erklären. Möglicherweise liegt hier eine physiologische Differenzirung der Pflanzen zu Grunde, wodurch sie sich den ungünstigen Umständen anpassen können.

Der Vortragende war der Ansicht, daß die Farren jetzt wieder auf Krakatau dieselbe Rolle spielen, welche sie in lange verflossenen Perioden an anderen Stellen gespielt haben, daß sie nämlich den Boden für eine Vegetation von Phanerogamen vorbereitet haben. Für das Entstehen einer Farrenvegetation enthalte er der Literatur zwei Beispiele, betreffend die Verbreitung der Vegetation auf vulkanischen Inseln, wo Phanerogamen fehlen und nur Farren vorkommen (Ascension, Juan Fernandez und Mása Fuera). Die Vorgänge auf Krakatau erlauben nach Ansicht des Herrn Dr. Treub weitere Schlüsse; die dort gemachten Beobachtungen gestatten, Folgerungen auf alle die Fälle zu ziehen, wo durch vulkanische Ausbrüche Stücke des Festlandes oder einer Insel verwüstet werden; Gefäßkryptogamen vertreten dann die fehlende Erde und bereiten eine Vegetation von Phanerogamen vor. E. M.

Ueber die Ungleichheit der Menschen.

M. G. de Lapouge hat im Februar d. J. vor der Facultät der Naturwissenschaften zu Montpellier eine Reihe von Vorträgen „Ueber die Ungleichheit der Menschen“ gehalten, aus denen Folgendes interessant erscheint:

Die Thatsache der Ungleichheit der Individuen, Volksklassen, Nationen und Rassen erhält durch die Erblichkeit aller Eigenschaften eine hohe Wichtigkeit für die Politik und Soziologie. Kein Individuum, keine Klasse, keine Nation und keine Rasse ist in Folge dessen derselben Vervollkommnung fähig, wie das oder die andere [1]). Es giebt für alle eine Prädestination, und es ist Schuld der Naturverhältnisse, wenn die einen von den anderen beherrscht und ausgebeutet werden. Das politische Dogma von der „égalité“ beruht deshalb auf sehr falschen Voraussetzungen.

Hinsichtlich der Intelligenz und Kultur, die den wichtigsten Maßstab für Superiorität der einen über die andere abgiebt, kann man vier soziale Typen unterscheiden: der erste Typus ist der Typus der Bahnbrecher („initiateurs“), die der Menschheit neue Wege in das Reich des Unbekannten zeigen und sie mit sich fortreißen. Unruhig und kühn, von einer Intelligenz, die mindestens dem Durchschnitt entspricht, befindet sich dieser Typus auf vorhandenen Pfaden wenig wohl. Neue Ideen und Erfindungen sind sein Lebenselement, und hat er sie einmal erfaßt, so führt er sie auch in das praktische Leben ein. So verbringt er sein Leben in beständigen Schöpfungen, und die Organisation der menschlichen Gesellschaften ganz im allgemeinen sind in der Hauptsache das Werk von seinesgleichen. Menschen von diesem Typus sind selten, und oft genug scheitern sie bei ihrem Bestreben. Die wahren Genies repräsentiren die vollkommenste Form der Typus.

Der zweite Typus ist derjenige der intelligenten und geistvollen Leute, die zwar keine schöpferische Kraft besitzen, die aber die Ideen und Erfindungen jener Bahnbrecher weiter bearbeiten und vervollkommnen. Sie ergänzen die Leute vom ersten Typus.

Der dritte Typus umfaßt die Menschen, welche — gleichviel ob mit viel oder wenig Intelligenz — nur mit anderen zusammen etwas leisten, oder welche nur Heerdensinn haben. Sie mißtrauen und verspotten jede Idee, die nicht von Allen angenommen wird, sobald das letztere aber geschehen ist, ergreifen sie sie ebenfalls und halten sie mit Hartnäckigkeit fest. Wenn sie intelligent sind, sind diese Menschen die gelehrigsten unter allen, aber jeder Wechsel der Routine macht ihnen Pein, und jedem Fortschritt gegenüber repräsentiren sie die Trägheit der Masse — das letztere desto mehr natürlich, je weniger sie Intelligenz besitzen.

Der vierte Typus ist auch durch Erziehung nicht fähig, sich die beschiedenste Summe von Kultur anzueignen.

Selbstverständlich ist diese Eintheilung nicht so zu verstehen, als ob jeder beliebige Mensch ohne Weiteres einer oder der anderen der vier Kategorien einzureihen sei. Es handelt sich dabei vielmehr nur um Mittelpunkte für die Gruppirung, von denen dieser Mensch mehr, jener weniger fern bleibt. Abgeschlossene Gruppen und wirkliche Grenzen giebt es in der menschlichen Gesellschaft nicht.

Die Superiorität einer Nation oder einer Rasse besteht nun darin, daß dieselbe eine größere oder geringere Menge von Menschen, die sich dem ersten oder zweiten Typus nähern, besitzt. Die beiden anderen Typen kommen dabei eigentlich nur in sekundärer Weise in Betracht.

Diejenige Rasse, welche als die reichste an Menschen von dem ersten Typus angesehen werden muß, ist die blonde dolichocephale. Fast alle großen Männer haben ihr angehört,

[1]) Vergl. „Revue d'Anthropologie“, 1888, fasc. 1, p. 9 ff.

Digitized by Google

selbst wenn es sich dabei um Völker handelt, die einer anderen Rasse zuzählen. So hat schon in Aegypten, in Chaldäa und in Assyrien die leitenden Klassen gebildet, und ebenso in Persien und Indien, ja vielleicht sogar in China. In der griechisch-römischen Welt und in der Gegenwart ist das aber nicht anders geworden. In unserer Epoche entspricht der Rang der Völker fast genau der Quantität, welche sie von dem blonden dolichocephalen Element besitzen. Das gallische und fränkische Element, das Frankreich groß gemacht hat, war von dieser Art, und ebenso spielte dasselbe seine Rolle in Deutschland, sowie in England und Amerika. Man kann die Rasse wohl auch die europäische oder arische nennen.

Ihr nahe stehen bezüglich der in Frage stehenden Qualitäten die semitische, die mediterranceische und die kuschitische Rasse. Die letztere hatte es bereits zu einer hohen Entwickelung menschlicher Wissenschaft gebracht, als die blonden Dolichocephalen noch Wilde waren.

Der Rest der Menschheit ist zu den passiven Rassen zu rechnen, voran die Brachycephalen Europas. Die Celto-Slawen würden vielleicht einen Anspruch darauf haben, daß man ihnen die höchste kulturelle Superiorität zuerkennt, wenn man dabei bloß auf die Intelligenz zu sehen hätte. Die Intelligenz ist bei ihnen in gewissen Individuen mindestens ebenso hoch, wie bei den blonden Dolichocephalen, und sie ist vielleicht zugleich breiteren Schichten eigen. Aber in dem Mangel an Differenzirung und in der Neigung zur Uniformität, die bei ihnen zu beobachten ist, liegt eben bereits eine große Schwäche. Es genügt nicht, daß der Durchschnitt einer Rasse sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, sondern es muß eine gewaltige Elite von Geistern vorhanden sein. Jeder Körper braucht einen Kopf, ein Gebirn, das fehlt hier. Der erste intellectuelle Typus ist sehr selten bei den Brachycephalen. Dadurch, daß diese Rasse durch die soziale Hebung der unteren Stände auch in Frankreich mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist, und noch weiter in den Vordergrund zu treten im Begriff scheint, droht der französischen Nation die Gefahr fortschreitender Deterioration. Aehnliches droht der gesammten arischen Menschheit durch die Amalgamation mit der brachycephalen schwarzen Rasse, auf die die ganze moderne Bewegung gerichtet ist.

Daß wir die geistreichen Ausführungen von M. G. de Lapouge nicht nach allen Richtungen in dem Detail als fest fundirt ansehen, wollen wir nicht verhehlen; nichtsdestoweniger halten wir sie für beachtenswerth. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der indische Oberst Sartorius hat eine Reise durch die südlichen Shan-Staaten sowie durch das Gebiet der Kareni gemacht und darüber einen vorläufigen Bericht erstattet. Demnach soll die ganze Gegend vor allen Dingen sehr reich an nutzbaren Mineralien sein. Bei Saga sollen sich Eisenerze finden, in Unter-Karenia Zinn, am Lawelon-Berge Kohlen, und anderen Orten Silber, Schwefel, Salpeter ꝛc. Bezüglich der Naturschönheiten des gebirgigen Landes rühmt der Reisende namentlich den Nolambhe-See sowie den Wasserfall von Kayor. Das Land bietet also mancherlei Verlockungen für die Engländer, ihr Interessengebiet von Birmah aus über dasselbe auszudehnen.

— Einem Aufsatze von Dr. Hjalmar Sjögren über den vorjährigen Ausbruch des Schlammvulkanes Lok-Botan (im „Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt", Bd. 37, S. 233 ff.) entnehmen wir Folgendes: In der kaspischen Schlammvulkan-Region finden jedes Jahr Eruptionen statt. Diejenige des Lok-Botan konnte von Hunderten von Menschen beobachtet werden, weil die Lokalität nur 12 km von Baku entfernt ist. Der Berg erhebt sich in seiner höchsten Spitze 126 m über den Seespiegel, besteht durchgängig aus eruptivem Material und soll bereits im Jahre 1864 eine gewaltige Eruption gehabt haben. Da der ausgeworfene Schlamm sehr salzig ist, so bedeckt sich derselbe erst nach längerer Zeit — wenn er genügend ausgelaugt ist — mit Vegetation (besonders mit sogenannten Kamelborn), und man kann deshalb die älteren und jüngeren Partien des Berges leicht von einander unterscheiden. Seine Entstehung geht Hand in Hand mit ausgeprägten Dislokationserscheinungen von sehr jugendlichem Alter. Die Eruption im Januar 1887 war von starken Feuerphänomenen und Detonationen begleitet, und die ersteren konnte man noch in Baku wahrnehmen. Außer Schlamm wurden auch Steine und Blöcke emporgeschleudert, ganz wie bei anderen Vulkanausbrüchen. Ende Februar beobachtete Sjögren noch sehr deutliche Gasausathmungen.

— Die Russifications-Bestrebungen in Asien sind bisher keineswegs an allen Orten von großem Erfolg begleitet, so energisch und systematisch dieselben auch von der Regierung betrieben werden. Besonders gilt dies von dem Gebiete Semirjetschensk, das dem chinesischen Kuldscha benachbart ist. Die russischen Kolonisten sind daselbst ebenso wie in den übrigen russisch-chinesischen Grenzgebieten theils Kosaken, theils Bauern, und die letzteren stammen vorwiegend nicht direkt aus dem europäischen Rußland, sondern aus nördlicheren Distrikten Sibiriens, in denen es ihnen der Kälte und Unwirthlichkeit wegen nicht behagte. Die offiziellen Berichte beklagen an den Kosaken vor allen Dingen die Trunksucht, und an den Bauern die Neigung zu unsteten Wanderleben und den Mangel an Seßhaftigkeit. Die grundlosesten Gerüchte von besseren Ländereien, die irgendwo brach liegen, veranlassen ganze Gemeinden, die ihnen zugewiesenen Wohnplätze zu verlassen und sich neue zu suchen. — Dem gegenüber gewinnt die Einwanderung von Dunganen und Tarantschen einen immer größeren Umfang, und diese Elemente prosperiren in dem Lande um so besser, als sie viel genügsamer sind wie die Russen, und als sie zugleich viel mehr mit den vortheilhaftesten Methoden künstlicher Bewässerung vertraut sind. Außer der Reiskultur bringen dieselben auch chinesische Laster, und vor Allem das Opiumrauchen, in das Land. — Die Bevölkerung des Gebietes zählt 758 258 Seelen, davon sind 595 000 Kirgisen, 75 000 Dunganen und Tarantschen und (einschließlich der Kosaken) nur 44 000 Russen.

Afrika.

— Der bekannte Afrika-Reisende Joseph Thomson hat eine auf 18 Monate berechnete Forschungsreise in das Innere von Marokko angetreten. Derselbe will seine besondere Aufmerksamkeit dem höheren Theile des Atlas sowie dem Süden des Landes zuwenden, namentlich was die botanischen und zoologischen Verhältnisse betrifft. Sein Begleiter ist Lieutenant Harald Browne.

— Um im Auftrage der deutsch-afrikanischen Minen-Gesellschaft die Goldfelder des Damara-Landes genauer zu

Digitized by Google

untersuchen, ist Dr. Gürich vom mineralogischen Institute zu Breslau im Begriffe, nach Afrika zu reisen. Derselbe hat bereits an der Flegel'schen Benue-Expedition theilgenommen, und besitzt also Erfahrungen, die ihn zu seiner Mission besonders gut geeignet erscheinen lassen.

— Die Franzosen, die in ihren Beziehungen zu den Ländern am oberen Niger beständig neue bedeutsame Schritte vorwärts thun, haben vor kurzem ihren an dem genannten Strome gewonnenen neuen Posten Seguiri durch einen Telegraphendraht mit Niagassola verbunden.

Nordamerika.

— Henry Gannett unterzieht in der amerikanischen Zeitschrift „Science" (Vol. XI, p. 99 ff.) die optimistische und landläufige Behauptung, als ob der Regenfall des nordamerikanischen Westens seit der Besiedelung desselben zugenommen habe, einer kritischen Prüfung, und kommt dabei zu einem negativen Resultate. Seiner Tabelle nach haben zwar gewisse meteorologische Stationen der Prärien- und Felsengebirgsgegend innerhalb ihrer Beobachtungsperiode eine Zunahme der Niederschläge zu verzeichnen, andere aber dagegen eine ebenso entschiedene Verminderung derselben. Bei den außerordentlich starken Wechseln, denen die Niederschläge in dem betreffenden Gebiete unterliegen, ist die Täuschung, der man sich hingegeben hat, natürlich sehr erklärlich.

Australien und Polynesien.

— Der bekannte Missionär John Chalmers befuhr im November vorigen Jahres in dem Missionsdampfer „Ellengowan" die Küste des Papua-Golfes. Er entdeckte zwei sehr gute Häfen; den einen am Bailala oder Annie R. hieß er „Anderson Harbour", den anderen am Panaroa R., etwas weiter westlich, „Blomfield Harbour". Drei Stromläufe, in welche er einlief, erwiesen sich als die Mündungsarme eines bedeutenden Flusses, des Wickham. Westlich davon entdeckte der Reisende die Mündungen von zwei anderen noch unbekannten Flüssen, besuchte das von vielen Kannibalen bewohnte Dorf Maipua und fand freundliche Aufnahme. In dem „Elamo", einer Art Klubhaus, waren 250 Menschenschädel in Reihen aufgestellt. H. G.

— Ernest Favenc in Queensland will von der westaustralischen Küste aus eine Forschungsreise in die zwischen den früheren Reiserouten von Waburton (1873) und Forrest (1874), also zwischen 20 und 25° südl. Br., liegende noch unbekannte Region unternehmen und von da aus versuchen, an die südliche Meeresküste zu gelangen. Die Kosten der Expedition will der Reisende selber bestreiten, wenn die Geographischen Gesellschaften in Australien sich bereit erklären, ihm auf ihre Kosten einen Feldmesser, welcher auch einige Kenntnisse in der Mineralogie und der Botanik besitzt, beizugeben. Die Ausführung der Reise scheint gesichert. H. G.

— Außer an anderen nutzbaren Mineralien ist Neu-Caledonien nach A. M. Porte vor allen Dingen auch an Kohlen reich, ein Umstand, der der Entwickelung der französischen Kohlen früher oder später sehr zu gute gehen wird. Die Hauptbecken, in denen sich dieselben finden, sind: das von St. Louis (am Mont d'Or und auf dem Inselchen N'Dé), das von Naméa, das von Dumbéa, das von Païta, das von Saint Vincent, das des Flusses Foa, das von Moindu, das von Nouméa, das von Boh und das des Flusses Diahot. Fast sämmtliche Becken liegen auf der Westseite der Insel, und ihre Ablagerungen von fossilem Brennstoff sind aller Wahrscheinlichkeit nach miocänischen Alters. Bearbeitet werden bis jetzt namentlich die Becken von Nouméa und Moindu, der Bergbau ist aber auch dort noch einer viel bedeutenderen Ausdehnung fähig. (Vergl. „Bulletin de la soc. géologique de France", 3. sér., 16ème t., p. 9 ff.)

— In einem noch höheren Grade wie die afrikanischen Seen sind die australischen Seen starken Schwankungen unterworfen, die einen Rückschluß auf die periodischen Veränderungen des Klimas gestatten. So trocknete der Lake George nach einer Studie von H. C. Russel (im „Journal of the Royal Soc. of New South Wales" 1886) seit der Zeit seiner Entdeckung (1820) dreimal vollkommen aus, und ebenso soll er nach den Behauptungen der Eingeborenen auch vor dieser Zeit trocken gelegen haben. Seine größte Wasserfülle besaß er im Jahre 1823, wo seine Maximaltiefe 24 Fuß betrug. Dann sank sein Spiegel mehr und mehr, bis in den Jahren 1838 und 1839 alles Wasser verschwunden war. 1840 hatte er wieder eine Tiefe von vier Fuß, in den Jahren 1845 bis 1849 aber trocknete er nochmals vollständig aus. Er füllte sich dann wieder, aber im Jahre 1859 lag er zum dritten Male trocken. Nach dieser Zeit war sein Spiegel in einem ziemlich beständigen Steigen begriffen, bis er im Jahre 1874 dieselbe Tiefe erreichte wie im Jahre 1823.

Bücherschau.

— Hermann Soyaux, Deutsche Arbeit in Afrika. Leipzig 1888 (F. A. Brockhaus). — Ein ausgezeichnetes Buch, in dem sich gründliche Prüfung der einschlägigen Verhältnisse mit unverhohlener Begeisterung für unsere junge Kolonialpolitik paart, und das außerdem auch noch den Vorzug hat, daß es auf langjähriger eigener Beobtung und Erfahrung an Ort und Stelle beruht. Wir empfehlen das Studium desselben unseren Leser auf das Angelegentlichste, und hoffen gleichzeitig auch, daß die zahlreichen praktischen Vorschläge, die der Verfasser bezüglich der Erforschung sowie bezüglich der Verwerthung und Entwickelung unseres afrikanischen Kolonialbesitzes macht, an maßgebender Stelle Beachtung finden werden. Besonders beherzigenswerth erscheint uns der Vorschlag, nach Art des Londoner Kew Garden von staatswegen eine Centralstelle zu schaffen, in der sich alle Interessenten über die Hilfsquellen der einzelnen Kolonien orientiren können. Wir möchten dieselbe nur gleich von Anfang nicht auf das Pflanzenreich beschränkt sehen.

— Oskar Baumann, Fernando Póo und die Bube. Wien 1888 (Ed. Hölzel). — Der den Lesern des „Globus" wohlbekannte Verfasser hat im Jahre 1886 eine mehrmonatliche Explorationstour durch die Insel Fernando Póo unternommen, und dabei mit scharfem Auge auf Land und Leute geachtet. Die Schilderung seiner Wanderung ist außerordentlich lebendig und mit gutem Humor gewürzt, und die Charakteristik der vulkanischen Tropeninsel sowie ihrer interessanten Bube-Bevölkerung weist in sehr geschickter Weise auf alle springenden Punkte hin. Ganz besondere Anerkennung verdient die prächtige Karte, die dem kleinen Buche beigegeben ist, und die auf den topographischen Originalaufnahmen des Reisenden beruht.

Inhalt: E. Baron Toll: Reise nach den neusibirischen Inseln. (Fortsetzung.) — Dr. Emil Deckert: Die nordamerikanischen Höhlen. (Schluß.) Mit vier Abbildungen und drei Plänen. — Dr. W. Sievers: Die „Floresta" des Nicolas de la Rosa. — Heinrich Hartert: Die Bugs. — Kürzere Mittheilungen: Das neue Pflanzenleben von Krakatau. — Ueber die Ungleichheit der Menschen. — Aus allen Erdtheilen: — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Bücherschau.
(Schluß der Redaktion am 1. April 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Land und Leute des Theedistriktes von Kumaon.

Von E. Schröder.

(Mit einer Abbildung.)

Die Theekultur Indiens ist ein lebendiges Beispiel von dem Unternehmungsgeiste und Kolonisationsvermögen der Engländer. Vor fünfzig Jahren ist diese Kultur durch die Fürsorge der indischen Regierung hier heimisch geworden, und heute bildet der Thee einen der Hauptausfuhrartikel des Landes und einen immer sicherer vordringenden Nebenbuhler des chinesischen Thees.

Während eines dreijährigen Aufenthaltes in einigen Theepflanzungen des Distriktes Kumaon[1]) in den Vorketten des Himalaya habe ich Gelegenheit gehabt, über Land und Leute, Anbau und Fabrikation des Thees, sowie über das Leben in einer Pflanzung Beobachtungen zu sammeln.

Der Distrikt dürfte an Großartigkeit und Schönheit der Landschaften wohl von keiner anderen Hochgebirgsregion übertroffen werden. Stürzende Bergwasser von tiefblauer Farbe, dunkelgrüne Bergleen, ragende Felskronen, weite Thäler und enge, tiefgerissene Schluchten, dunkle immergrüne Eichenwälder und hellere Nadelwälder, dazwischen Dörfer an den Bergen hängend, mit terrassenförmig angelegten Feldern, zum Theil in Bananenhainen verborgen, und über allem die blendend weißen Hörner, Grate und Gletscher der Schneeregion scharf gegen den wolkenlosen Himmel abstehend: das alles bildet eine unerschöpfliche Fundgrube für den Landschaftsmaler.

In Kumaon sind freilich nicht die höchsten Häupter des Himalaya zu sehen, jedoch einige, welche sich zu einer achtungswerthen Höhe erheben. Die höchste Spitze unter diesen ist der Nanda Devi, welcher seine oberste schaufelförmige Schneewand bis über 25000 Fuß (7500 m) hinaufstreckt. Nicht weit davon ein anderer Bergriese, der Nanda Kot, 22500 Fuß, wegen seiner fast regelmäßigen Pyramidengestalt von den im Distrikte wohnenden Engländern auch „Single Pole Tent“ benannt. Dazwischen breite, sich tief hinabziehende Gletscher aus blendendem Weiß in der Höhe zu schmutzigem Grau in der Tiefe übergehend.

Die Berge sind bis zu einer Höhe von 13000 Fuß (3900 m) bewohnt, und eine der größeren Ortschaften, Milum, liegt 11100 Fuß hoch. Von hier führt der Unta-Dhura-Paß in einer Höhe von 17200 Fuß (5200 m) hinüber in das Land der Mönche und Klöster — Tibet. Das höchste Dorf an diesem Paß, Dang genannt, liegt 13200 Fuß (ziemlich 4000 m) hoch. Außer diesem Paß führt noch ein zweiter, aber weniger benutzter Paß hinüber, der Lanpyan-Paß, 18000 (5400 m) Fuß hoch. Die meisten der oberen Bergbewohner kommen in der kalten Jahreszeit (Anfang November) freilich tiefer herunter.

[1]) Kumaon oder Kamaon gehört zu den Nordwestprovinzen der Präsidentschaft Bengalen und liegt im Quellgebiete des Ganges.

Digitized by Google

Diese Bewohner der höheren Regionen, Bhutia genannt, unterscheiden sich durch Rasse, Religion und Lebensweise deutlich von den Törflern der niederen Berge. Sie sind betriebsamer und sparsamer als die letzteren und durch Wuchergeschäfte zu einer gewissen Herrschaft sowie zum Landbesitz in den niederen Dörfern gelangt. Diese Bhutia leben vor allem von Schaf-, Ziegen- und Pferdezucht, daneben treiben sie aber auch einen schwunghaften Handel mit Salz und Borax, welche Artikel sie in kleinen ledernen Säcken auf dem Rücken ihrer Schafe und Ziegen in der kalten Jahreszeit aus Tibet herabbringen und gegen bunte Zeuge und andere Waaren der Ebene umtauschen. Schwere Lasten, die nicht getheilt werden können, transportieren sie auf zahmen Yaks (hier Dschabu genannt), von denen die Reicheren stets eine Heerde mit sich führen. Das strengere Klima in der Nähe der Schneegrenze zwingt sie natürlich, wärmere Kleider zu tragen, als man sonst in Indien zu sehen gewohnt ist. Die Männer haben lange, dicke, wollene Röcke und ebensolche Beinkleider. Um die Hüften ist als Gürtel ein langes Stück baumwollenes Zeug gewickelt, in welches sie nicht etwa ihre Waffen, sondern die „Huka" (die Tabakspfeife der Eingeborenen) stecken. Um den Kopf ist ein anderes Stück Zeug, ein sogenanntes „Paggri", gewunden. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur in der Form, nicht in den Stoffen.

Die Bhutia zeigen schon stark die Merkmale der mongolischen Rasse und ihrer Religion nach sind sie Buddhisten, also ohne Kasteneintheilung.

Die niederen Berge, etwa von 8000 Fuß an bis zur Ebene, werden von einem von den Bhutia vollständig verschiedenen Stamme bewohnt, der sich selbst Pahari, d. h. Bergbewohner, nennt. Die Angehörigen dieses Stammes stehen den Bhutia an Erwerbsfleiß, Intellect und Muth weit nach, es sind wahrhafte „lausige Hindu", die auch die Kasteneintheilung streng beobachten.

Die vier Kasten der alten Inder haben sich bekanntlich in eine große Menge verschiedener Abtheilungen geschieden, die alle genau aus einander gehalten werden. Die Brahminen sind aber noch immer die herrschende Kaste, und fast alle Beamten der Regierung gehören, wenn sie nicht Mohammedaner sind, dieser Kaste an. Die Brahminen bebauen ihre Felder nicht selbst, sondern lassen sie durch Leute aus niederen Kasten bebauen. Sie essen auch niemals Fleisch, während die den übrigen hohen Kasten Angehörenden (die Radschputs) zwar Ziegenfleisch, aber kein Schaf- oder Schweinefleisch genießen. Da die Rinder als heilige Thiere betrachtet werden, so wird das Tödten derselben natürlich als eine Todsünde angesehen. In den größeren Orten, wo Europäer zusammenwohnen, werden allerdings auch Rinder geschlachtet, jedoch nur von Mohammedanern, und in den von größeren Orten entfernten Gegenden, ist es selbst für Europäer gefährlich, Rinder zu tödten. Es ist hier vor nicht langer Zeit vorgekommen, daß die Arbeiter auf einer Theepflanzung, als der Besitzer durch seinen mohammedanischen Koch einen Ochsen tödten ließ, einen förmlichen Aufstand unternahmen und nur durch den vorgehaltenen Revolver von Thätlichkeiten abgehalten wurden. Als sie sahen, daß ein Angriff mit Lebensgefahr verbunden war, zogen sie freilich ab, stellten aber für längere Zeit die Arbeit ein. Die den niederen Kasten angehörenden Hindu essen alles, selbst Hühner und Eier, die für einen Mann aus hoher Kaste ein Gräuel sind.

Einem vorurtheilsfreien Europäer muß es wunderbar erscheinen, in welchem Maße dieser Kastenunterschied alle Verkehrsverhältnisse der Eingeborenen beeinflußt. Einer aus höherer Kaste wird nie in die Wohnung eines aus niederer Kaste eintreten und nie Nahrung aus dessen Hand nehmen, ja, wenn einer aus niederer Kaste ein Gefäß eines höheren berührt — vielleicht aus Unachtsamkeit —, wird der Besitzer des Gefäßes dasselbe augenblicklich fortfloßen und nie wieder gebrauchen. Erst kürzlich geschah es hier, daß Brahminen ihre Nahrung, die sie eben gekocht hatten, wegschütteten, nur weil einer aus der niedrigsten Kaste — ein Feger, der die schmutzigsten Arbeiten zu verrichten hat — einen Blick auf die Speisen geworfen hatte.

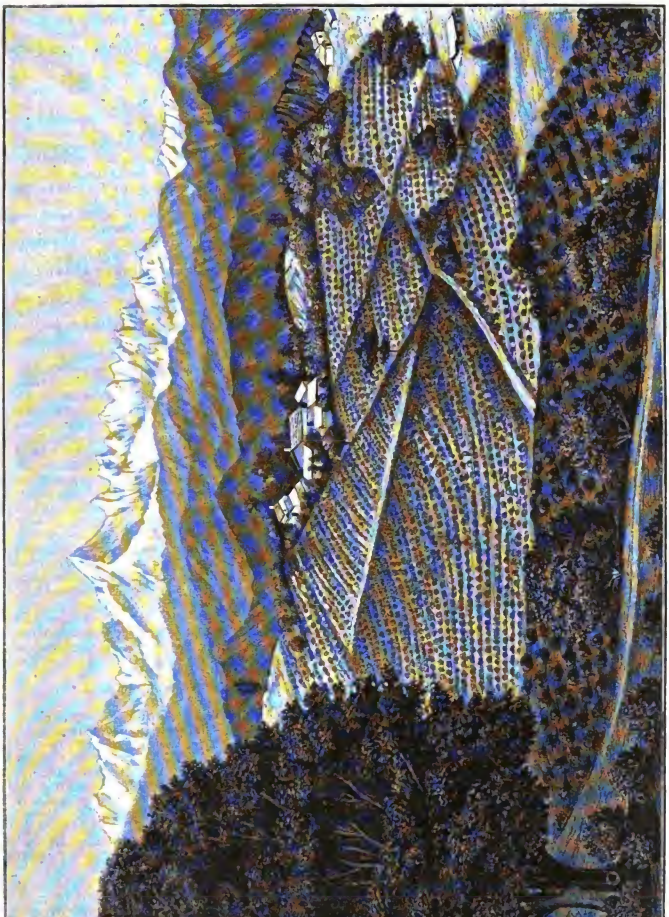
Trotzdem die Kasten sich so schroff aus einander halten und niemals unter einander heirathen, so ist es keine Unehre für einen aus hoher Kaste, mit einer weiblichen Person aus niederer Kaste im Concubinat zu leben. Und wenn ein Individuum gegen die Vorschriften seiner Kaste gefehlt hat, so ist es ihm auch in den meisten Fällen möglich, sich zu rehabilitiren. Das gewöhnliche Mittel ist eine große Wallfahrt, die der Sünder den Mitgliedern seiner Kaste giebt.

Kinder der höheren Kasten werden erst durch eine besondere Ceremonie in dieselben aufgenommen. Diese letztere besteht darin, daß dem Kinde im Alter von etwa neun Jahren ein Stück Bindfaden, über welches ein alter Brahmine einige Gebete gemurmelt hat, um den Hals gehängt wird. Bei dieser Gelegenheit hat der Vater des Kindes natürlich ebenfalls alle zu seiner Kaste gehörenden Nachbarn zu regaliren. Vor der Aufnahme des Kindes in die Kaste des Vaters ist dasselbe an keine Vorschriften derselben gebunden.

Die höheren Kasten Angehörenden bezeichnen sich selbst als Hindu. Einen eigentlichen Gottesdienst jedoch haben nur die Brahminen. Dieselben haben auch ihre festgesetzten heiligen Zeiten, an denen alltäglich in den Tempeln mehrmals gebetet wird. Jeder Brahmine hat namentlich gewisse Tage im Jahre, an denen er für die verstorbenen Eltern betet. An den Poojah- (Gebets-) Tagen wird bis auch spät in die Nacht in der Nähe der Tempel mit Hörnern und Tomtom konzertirt. Sogenannte Tempel giebt es sehr viele, jedoch sind darunter nur wenige, die dem Europäer gleich als solche in die Augen fallen. Die meisten sind vielmehr elende Hütten, die so niedrig sind, daß man nur kriechend hineingelangen kann. Im Inneren befinden sich ein paar Steine, an denen man mit Mühe ausgehauene Götzenbilder erkennen kann, zuweilen auch ein Gefäß, in welchem bei feierlichen Gelegenheiten Weihrauch gebraunt wird. Der gewöhnliche Tribut der Gläubigen für ihre Götter sind Blumen, Reis oder dergleichen. Ist jemand krank, so wird auch wohl ein größerer Tribut dargebracht in der Form eines Zicklein's, das außerhalb des Tempels angebunden und in der Nacht vom Leoparden verzehrt wird.

Reiche Grundbesitzer weihen den Göttern sogar zuweilen einen Büffel, der mittels eines eingebrannten Zeichens als heilig kenntlich gemacht wird, und dann frei im Lande umherläuft um den Kornfeldern großen Schaden zuzufügen, aber von Niemandem angetastet werden darf. — An Scheidewegen sieht man öfters Götzenbilder in Stein gehauen. Vor diesen findet man dann von Zeit zu Zeit Blumen oder ein wenig Reis liegen, welch letzterer natürlich den Vögeln sehr willkommen ist. Außerdem sieht man allgemein in und an den Häusern von Brahminen kleine, aus Thon geformte Götzen. Zuweilen trifft man auch Fakire, die von Ort zu Ort ziehen und sich durch Betteln ernähren. Hier in den Bergen färben sich dieselben den ganzen Körper mit Asche oder Talk schmutzigweiß, das Haar aber roth, und sie finden sich bei allen Gelegenheiten ein, wo eine Ansammlung von Eingeborenen zu erwarten ist. Sie verschmähen auch nicht die Almosen von ungläubigen Europäern. Unter diesen Fakiren giebt es viele, die sich wirklich schwere Bußungen auferlegen (z. B. eine Hand so lange geschlossen halten, bis die Nägel ins Fleisch gewachsen sind), überhaupt durch ein entsagungs-

Digitized by Google



Theepflanzung am Himalaya von Kumaon.

Digitized by Google

volles Leben den Göttern einen Dienst zu erweisen glauben, die meisten sind jedoch offenbare Betrüger.

Außer den Rindern gelten als heilige Thiere Affen und Schlangen. Jedoch legen die Eingeborenen der Tödtung derselben kein besonderes Hinderniß in den Weg; und namentlich Leute aus niederer Kaste dürfen sie umbringen, ohne sich etwas zu vergeben. Daß es bei solchen Religionsverhältnissen auch nicht an dem unsinnigsten Aberglauben fehlt, ist selbstverständlich. Alten Frauen werden zuweilen Zauberkräfte zugeschrieben, und Krankheiten von Menschen und Vieh werden als die Wirkungen böser Geister, die in den Kranken gefahren sind, angesehen. Solche Geister bezeichnen sie mit demselben Namen, wie die „Dejiden den gefallenen Engel Scheitan". Einer aus niederer Kaste, dessen Großmutter wahrscheinlich an Altersschwäche litt, glaubte sein Unwohlsein sogar einem „bekati Scheitan" (ausländischem Teufel) zuschreiben zu müssen. Dieser Aberglaube ist natürlich in den abgelegenen Bergen viel mehr heimisch als in der civilisirteren Ebene. Derselbe nimmt jedoch mit der Zeit unter dem Einflusse der Europäer ebenfalls immer mehr ab, denn die meisten sind doch schon dahintergekommen, daß ausländische Medicinen besser sind, um ausländische Teufel auszutreiben, als alle inländischen Beschwörungsformeln.

Mit der Religion stehen gewisse Sitten und Satzungen in enger Verbindung. Einen Todten dürfen nur die Angehörigen desselben berühren. Alle anderen würden dadurch sofort ihre Kaste verlieren. Die Familie wird nach dem Todesfalle auf eine bestimmte Zeit für unrein erklärt. Die Zeit ist je nach der Kaste verschieden, am längsten bei den Brahminen, nämlich 40 Tage.

Während dieser Zeit dürfen die Angehörigen des Verstorbenen nicht an dem gewöhnlichen Platze baden, nicht aus dem gewöhnlichen Brunnen Wasser holen u. s. w. Durch das Gebot, daß nur Angehörige einen Todten berühren dürfen, wären hier auf einer Theepflanzung von $1^1/_2$ Jahren fast zwei Menschenleben verloren gegangen. Vier Leute, die sich in einer besonders kalten Nacht in ihrer Hütte nicht wohl genug fühlten, schlugen nämlich ohne Wissen des Besitzers ihr Nachtlager auf dem Boden eines Gebäudes auf, in dessen unterem Theil Thee über Holzkohlenfeuer getrocknet wurde. Am Morgen wurden alle vier, von Kohlendunst betäubt, anscheinend leblos aufgefunden. Alle vier wurden von den Eingeborenen für todt gehalten und folglich wollte sie Niemand anrühren. Da nur ein Europäer gegenwärtig war, so hatte derselbe die größte Noth, mit Hilfe eines dazu gepreßten Eingeborenen aus einer der niedrigsten Kasten die anscheinend Todten eine Leiter herunter aus dem Kohlendunst ins Freie zu schaffen. Bei zweien waren die Wiederbelebungsversuche noch von Erfolg.

Die Todtenbestattung ist noch dieselbe, wie sie wahrscheinlich vor 3000 Jahren war. Der Leichnam wird in einer Sänfte, oder auch nur an einen Stock gebunden, nach einem bestimmten Flusse getragen und dort am Ufer auf einem Scheiterhaufen zur Hälfte verbrannt, während der Rest in den Fluß geworfen wird. Am genauesten nehmen es mit dem Bestattungsplatze die höheren Kasten, und dieselben tragen ihre Todten oft mehrere Tagereisen weit nach besonders heiligen Flüssen. Eingeborene aus niederer Kaste bringen die Leichen einfach nach dem nächsten Bache. Da fast alle Flüsse auf diese Weise durch Leichen verunreinigt werden, so essen Europäer hier selten Fische, die an Ort und Stelle gefangen sind.

Die Hindu haben im Laufe der Jahrhunderte auch Sitten angenommen, von denen die alten Inder nichts wußten. Dahin gehören die Abschließung der Frauen bei den Brahminen und die Kinderheirath. Töchter zu haben, ist für den Vater ein Glück, da sie einen werthvollen Handelsartikel bilden. Hier in den Bergen ist es noch allgemein Sitte, die Kinder im zartesten Alter zu verheirathen, und es ist nichts Seltenes, daß dies mit Mädchen im Alter von zwei Jahren geschieht. Die Eltern des Bräutigams bezahlen dabei an die der Braut eine gewisse Summe, die je nach dem Besitzstande der Parteien und nach der Anzahl der innerhalb der Kaste zur Verfügung stehenden Mädchen bedeutend variirt. Hochzeiten bestehen hauptsächlich in großen, mehrere Tage währenden Gelagen, bei denen das Brautpaar die geringste Rolle spielt. An einem bestimmten Tage wird die Braut in ein rothes Tuch vollständig eingewickelt, in eine Art Sänfte gelegt und in langer Prozession, oft auf den größten Umwegen, aus dem Hause ihrer Eltern in das der Schwiegereltern getragen. Der Bräutigam, gewöhnlich ein Knabe von 9 bis 11 Jahren, begleitet die Prozession, mit einer Krone aus Papier und Flittergold auf dem Haupte, ebenfalls in einer Sänfte. Außer diesen beiden nehmen an dem Zuge eine Menge von Freunden und Nachbarn, jedoch nur männlichen Geschlechts, Theil. An der Spitze tanzen Tomtomschläger und Trompetenbläser. Nachdem auch in dem Hause der Eltern des Bräutigams tüchtig gegessen worden ist — getrunken wird sehr wenig — wird die Braut wieder in das Haus der Eltern zurückgetragen. Sie beginnt erst mit ihrem Manne zu leben, wenn sie 13 bis 14 Jahre alt geworden ist. Da nun die Sterblichkeit unter Kindern männlichen Geschlechts — wie in Europa — größer ist als unter den Mädchen, so kommt es sehr häufig vor, daß Mädchen im zartesten Alter schon Witwen sind. Diese dürfen sich dann in den meisten Kasten nicht wieder verheirathen, sondern leben bis an ihr Lebensende in dem Hause der Schwiegereltern, wo sie wie Sklavinnen behandelt werden. Oft folgen schlimme, moralische Zustände aus solchen Verhältnissen, und deswegen ist namentlich in neuester Zeit von Europäern, und aufgeklärten Eingeborenen der Kampf gegen die Kinderheirath, die in den heiligen Schriften der Hindu keineswegs geboten ist, energisch aufgenommen worden.

Auch sonst werden die Frauen von den Schwiegereltern und Ehegatten fast allgemein als Sklavinnen betrachtet. Diese Stellung der Frau ändert sich nur, wenn sie das Glück hat, ihren Mann zu überleben, da erwachsene Söhne ihren Müttern mit der größten Liebe entgegenkommen.

Noch einfacher als die Erwerbung einer Frau ist es für den Hindu hier, eine Frau, die ihm nicht paßt, wieder los zu werden. Ist dieselbe durch anhaltende Krankheit verhindert zu arbeiten oder ihm sonst zur Last, so braucht er sie nur zu verstoßen, und dann kann er sich augenblicklich eine neue Frau kaufen.

Trotzdem Vielweiberei gestattet ist, ist dieselbe hier äußerst selten.

Wahrscheinlich unter dem Einfluß des Mohammedanismus ist unter den Brahminen die Sitte entstanden, die Frauen vor den Blicken männlicher Personen zu verschließen. Merkwürdiger Weise thun dies die hier ansässigen Mohammedaner aber nur mit verheiratheten Frauen bis zu einem gewissen Alter. Alte Frauen dürfen sich ungestraft mit Männern irgend welcher Religion unterhalten. Auch wird die Vorschrift von gewissen Mohammedanern, die einem niederen Stande, z. B. dem der Dhobi (Wäscher), angehören, nicht so streng beobachtet. In Indien wird dieses System allgemein mit dem Namen „Pardah" (Vorhang) bezeichnet. Neuerdings hat man angefangen, den unglücklichen Geschöpfen das Leben hinter dem Pardah etwas erträglicher zu machen. Weibliche Missionäre lehren sie schreiben und lesen, weibliche europäische Aerzte behandeln sie in vorkommenden Fällen, Zeitungen werden für sie

Digitized by Google

gedruckt ꝛc. Jedoch ist man bis jetzt erst in den Städten der Ebene zu solchen Verhältnissen gelangt. Hier in den abgelegenen Gebirgsthälern besteht der Pardah noch in voller Strenge.

Trotzdem die Ehemänner nicht viele Zuneigung zu ihren Frauen empfinden, so lieben sie es doch, sie herauszuputzen. Bei feierlichen Gelegenheiten behängen sie dieselben mit den buntesten Stoffen und mit Juwelen aller Art. Der wichtigste Theil unter den letzteren ist ein großer goldener Ring, der durch den linken Nasenflügel gesteckt und der Bequemlichkeit halber noch mit einem Faden am Ohre befestigt wird. Außerdem tragen die Frauen Ohrgehänge, Fingerringe, Ringe an den Zehen, Armspangen und Spangen um die Knöchel. Man kann sich denken, daß die Frau eines reicheren Eingeborenen im vollen Staat wie ein wandelnder Juwelierladen aussieht. Trotzdem die Pahari viel auf Juwelen verwenden, findet man hier in den abgelegenen Thälern nie einen, der eine Taschenuhr besitzt. Freilich wissen sie wie andere Naturkinder die Zeit fast genau nach dem Stande der Sonne anzugeben. Die Vorliebe für bunte Zeuge ist bei ihnen sehr ausgeprägt. Stundenlang sitzen sie um die Schätze wandernder Händler herum, um die Augen an den Dingen zu weiden und dann am Ende ein Stück Zeug oder eine Mütze zu kaufen. Die Pahari stimmen in dieser Beziehung anscheinend vollkommen überein mit den Unjanwesh Paul Reichard's.

Dergleichen bunte Stoffe werden jedoch nur von den Frauen getragen. Die Kleidung derselben besteht aus einem Leibchen, das hinten geschlossen wird und die obere Hälfte der Brust bedeckt, sowie aus langen Unterröcken, die um die Hüften zusammengeschnürt werden. Zuweilen, besonders auf der Wanderung, werfen sie noch ein buntes Stück baumwollenes Zeug über den Kopf. Die Kleidung der Männer ist je nach dem Stande etwas verschieden, besteht aber allgemein aus weißem Zeuge. Nur Vornehmere, Diener des Hauses bei Europäern, Brahminen, Aufseher ꝛc. tragen Beinkleider. Die übrigen Dörfler, Arbeiter ꝛc. tragen nur einen schmutzigen Lappen um die Lenden geschlungen, eine Art Weste auf der Brust, und hängen bei kühlerem Wetter eine wollene Decke um. Auf dem Kopfe tragen sie gewöhnlich ein winziges Mützchen, das fast nur zum Verbergen der Stalzlocke dient, während der übrige Theil des Kopfes von Zeit zu Zeit vollständig glatt rasiert wird. Bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. beim Besuch eines Marktes, binden sie ausnahmsweise ein Paggri um den Kopf, wie sie die Bhutia tragen. Ein Ziel des Ehrgeizes für ärmere Eingeborene ist der Besitz von Schuhen. Dieselben dienen aber für die meisten weniger zum Schutz für die Füße als zum Staatmachen. Deshalb trifft man oft Eingeborene auf dem Wege mit ihren Schuhen nicht an den Füßen, sondern in der Hand, weil sie dieselben erst beim Betreten des nächsten Ortes anziehen. Sonst gehen sie auf den steinigsten Wegen und durch den Schnee, der von etwa 5000 Fuß an hier im Winter nicht selten ist, viel lieber barfuß.

Die Wohnungen der Eingeborenen sind Hütten aus Bruchsteinen oder Lehm, meist mit Gras, in den reicheren Dörfern aber wohl auch mit Steinplatten gedeckt. Gewöhnlich bestehen die Hütten aus zwei Stockwerken. In dem unteren ist das Vieh untergebracht, das obere, äußerst niedrige Stockwerk aber wird bewohnt. Steintreppen führen von außen hinauf. Als Fenster dienen kleine Löcher in den Thüren, und in demselben Raume, in dem die ganze Familie schläft, wird gewöhnlich auch gekocht. Mitten auf dem Fußboden befindet sich die Feuerstelle, aus drei bis vier Steinen gebildet und mit Lehm bekleidet. Einen Schornstein giebt es aber nicht, sondern der Rauch sucht sich seinen Ausweg durch die Thür oder durch ein Loch im Dache.

Eigentliche Betten besitzen die Eingeborenen auch nicht. Einzelne bedienen sich wohl einer Art Bettstelle, die mit Stricken überspannt ist, alle Uebrigen aber schlafen auf dem Fußboden, wobei sie sich bis über den Kopf in eine Decke einwickeln. Ueberhaupt ist die Möblirung der Hütten sehr einfach. Ein paar hölzerne Kasten, in denen die Habseligkeiten aufbewahrt werden, ist Alles, was man darin zu sehen bekommt. Alle Verrichtungen werden auf dem Fußboden vorgenommen, und irgend welche Stühle oder sonstige zum Sitzen bestimmte Gegenstände sind nicht vorhanden. Die gewöhnliche Art des Sitzens bei höheren und niederen Eingeborenen ist eine Art Kauern, wofür die Engländer den Ausdruck „squat" gebrauchen. Sie schlagen dabei aber keineswegs die Beine unter wie die Türken, sondern sie sitzen auf ihren Waden, wobei ihre Kniee fast das Kinn berühren. Es ist wunderbar, wie die Menschen an diese Sitzweise gewöhnt sind. Bei einem Europäer, der es versuchen will, geräth bald der Blutumlauf in den Beinen ins Stocken, so daß er es kaum länger als 5 Minuten aushalten kann.

Daß die Dörfer sich nicht durch Reinlichkeit auszeichnen, braucht kaum erwähnt zu werden. Aller Unrath wird ja in der Nähe der Hütten abgelagert, und wenn man ein solches Dorf passirt, wozu man auf der Reise oft gezwungen ist, so benimmt einem der Duft allen Appetit auf die Orangen oder sonstigen Früchte, welche die Einwohner dem durchreisenden Europäer gewöhnlich entgegenbringen. Namentlich die Dörfer der niederen Kasten sind dadurch fortwährende Krankheitsherde und Cholera und Pest sind deswegen verhältnißmäßig häufig. Von Zeit zu Zeit bereit allerdings ein Sanitäts-Kommissär einen Theil des Distrikts, und dann kommt es häufig vor, daß ganze Dörfer mit schweren Geldstrafen belegt werden. Aber kaum hat der Herr Doctor den Rücken gewendet, so beginnt die alte Wirthschaft von Neuem. Unter solchen Verhältnissen sind natürlich Krähen, Geier, Schakale eine der größten Wohlthaten.

Außer den erwähnten ansteckenden Krankheiten sind Pocken und Ausſatz sehr häufig. Namentlich drängen sich aussätzige Bettler mit auf gräßliche Weise verstümmelten Gliedern auf allen Wegen, besonders aber vor den Rasthäusern, an reisende Europäer heran. Die Regierung hat massenweise in den Distrikten Asyle errichtet, wo diese Leute verpflegt werden, aber so lange der Aussatz behaftet in den Asylen nicht obligatorisch ist und namentlich auch Heirathen solcher mit Aussatz Behafteter nicht verhindert werden können, ist bei dem ungeheuren Leichtsinn der Bevölkerung eine Besserung in diesen Zuständen nicht zu erwarten.

Digitized by Google

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

VII.

(Mit vier Abbildungen.)

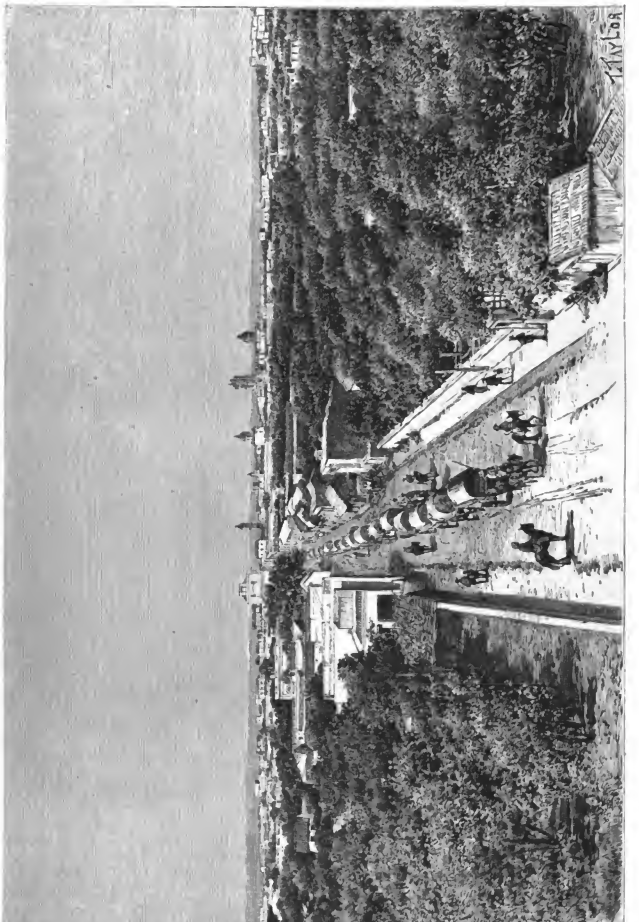
Wenn man von der Kulturfähigkeit der Pampas redet, so hat man vor allen Dingen zwei Umgestaltungen, die sich in neuester Zeit in denselben vollzogen haben, nicht aus den Augen zu lassen: die definitive Austreibung der Indianer aus den weiten Grasebenen, und die bereits erwähnte Ausstattung des Landes mit einem weit verzweigten Schienenstraßennetze. Diese beiden Thatsachen haben bezüglich der Besiedelungsverhältnisse eine Tragweite, die nicht leicht überschätzt werden kann, und in verschiedenen Beziehungen sind auch ihre günstigen Folgen bereits heute deutlich sichtbar.

Postwagen im Sumpfe der Monte Region.

So lange die wilden Ranqueles (Röhricht-Indianer) sich mit den halbwilden Gauchos um die Herrschaft in der Steppe streiten, und so lange sich die argentinische Regierung damit begnügte, die zuerst genannten Räuberstämme in ihren sumpfigen Schlupfwinkeln durch Lieferungen von Tabak, Rum und Lebensmitteln so viel als möglich bei guter Laune zu erhalten, so lange konnte natürlich an Acker- und Gartenbau höchstens in der unmittelbaren Nähe der Städte und Forts gedacht werden. Seit die Generäle Roca und Villegas aber Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre die Indianer definitiv aus den Pampas vertrieben und nach Patagonien gedrängt haben, sind die Aussichten für diese Wirthschaftszweige viel bessere geworden. Die Ansiedler haben jetzt nicht mehr zu fürchten, daß plötzlich eine blutdürstige Horde in ihr Gehöft einbricht, und sengt und plündert und mordet, um alsbald auf ihren schnellen Pferden dem Arme der Rächer zu entfliehen.

Was aber die Eisenbahnen betrifft, so haben dieselben es den Kultivatoren der Pampas nicht bloß ermöglicht, die Früchte ihres Fleißes leichter auf einen Markt zu bringen, auf dem ihnen die nothwendige Werthschätzung zu Theil wird, sondern sie haben auch die Errungenschaften der erwähnten Feldzüge noch weiter befestigt und zugleich die öffentliche Ordnung innerhalb der weißen Bevölkerung zu einer viel besseren und vertrauenswürdigeren gemacht. In der eisenbahnlosen Zeit war es ja um das Verkehrs-

Digitized by Google



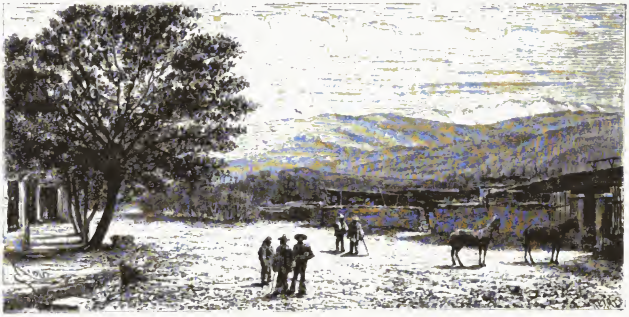
Tucuman.

Digitized by Google

weſen der Laplatastaaten ſchlecht genug beſtellt. Die Pampasebene bot zwar in ihrem normalen Zuſtande ſcheinbar nicht das geringſte Hinderniß der freien Bewegung, und die Fuhrwerke und Reiter fanden eine Straße, wo immer ihre Pferde den Fuß hinſetzten. In welche Verfaſſung geriethen die Naturſtraßen aber, ſobald ſich einer der gewöhnlichen Gewitterguſſe über ihnen entlud! An gewiſſen Stellen hatten die Pampas-Karawanen — die ſogenannten „Tropas“ — dann zuweilen wochenlang zu lagern und abzuwarten, bis der Weg wieder paſſirbar geworden war. An die Herſtellung von Kunſtſtraßen war man in der ganzen langen Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft ſowie auch in dem erſten halben

Straße in Mendoza.

Jahrhundert der Republik beinahe nirgends gegangen, einfach weil die Pampas weder Holz noch Steine als Straßenbaumaterialien zu liefern vermochten. Aus dem gleichen Grunde gab es auch nirgends Brücken über die Ströme, und wenn dieſelben geſchwollen waren, ſo hatten die „Tropas“ vor dieſen ebenfalls Halt zu machen, bis ſich die Fluth verlaufen



Vorſtadt von Mendoza.

hatte. Natürlich konnten unter ſolchen Verhältniſſen nur vergleichsweiſe koſtbare Güter nach entfernteren Märkten verführt werden. Man transportirte alſo nach Buenos-Ayres blos die Zungen und Häute der Rinder, während man das Fleiſch den Caranchos (Geierfalken) überließ, und Weizen und Mais baute man eben nur ſo viel, als für den lokalen Bedarf nöthig war. Durch die Eiſenbahnen, die in den Pampas allenthalben leicht herzuſtellen waren, und die nur bei den Strömen große Brückenanlagen nöthig machten, iſt dies alles ganz anders geworden. Und während bei der früheren Iſolation der einzelnen Provinzen das Centralregiment Argentiniens immer unendliche Schwierigkeiten hatte, den revolutionären Pronunciamentos, die bald hier, bald da in Scene geſetzt wurden, zu begegnen, ſo haben wir

auch davon in den letzten Jahrzehnten, in denen die Schienenstraßen die Provinzen so zu sagen einander näher gerückt haben, von Staatsumwälzungen nicht das Geringste mehr gehört. Selbst den „gauchos malos“ — den vereinzelten Banditen, die die Pampas früher unsicher machten, und die dieselbe bestialische Grausamkeit, die sie den Thieren gegenüber zu üben gewöhnt waren, auch gegenüber den Menschen übten — scheint das Handwerk nunmehr gelegt zu sein. In welchem Grade die Eisenbahnen dem gesammten Wirthschaftsleben der Pampas, und insbesondere auch dem Ackerbau derselben zu gute gegangen sind, das ist aus den Ausfuhrziffern Argentiniens klar zu erkennen. 1886 exportirte der Staat für 31,7 Mill. Pesos Wolle, für 9,9 P. Rindshäute, für 6,4 Mill. P. Schaffelle, für 3,7 Mill. P. Salzfleisch, für 2,4 Mill. P. lebende Thiere, für 1,7 Mill. P. Talg, für 4,7 Mill. P. Mais, für 1,8 Mill. P. Leinsamen und für 1,5 Mill. P. Weizen. Anfang der siebziger Jahre dagegen zählte Argentinien überhaupt noch nicht zu den Getreide-Exportländern, und die Ausfuhr von Viehzuchtproducten war wenigstens ein viel geringerer.

Eine der unmittelbarsten Folgen des Eisenbahnbaues in den Pampas und der Herstellung der öffentlichen Sicherheit in denselben ist vor allen Dingen auch das Aufblühen der argentinischen Städte gewesen. Davon kann man sich auf einem kurzen Rundgang durch Rosario, durch Cordoba, durch Mendoza, durch Laplata, das erst Anfang 1881 gegründet wurde und von dem wir später noch ausführlicher zu berichten gedenken, durch Tucuman, durch Santa Fé ꝛc. leicht überzeugen. Von wildem Leben und von Barbarei, wie wir sie in unserer Darstellung mit dem städtischen Gemein-

Der Rio de la Quebrada.

wesen Südamerikas zu verknüpfen gewöhnt sind, ist da wenig mehr zu spüren, wohl aber mancherlei von den Aeußerungen einer hohen Civilisation. Cordoba ist durch die Anstrengungen deutscher Gelehrten eine namhafte Universitätsstadt geworden, auf die unsere Nation wohl Grund hat stolz zu sein, Tucuman ist durch Dr. B. A. Gould der Sitz einer berühmten Sternwarte, und Rosario sowie auch Mendoza suchen es in der Stattlichkeit ihrer öffentlichen und privaten Bauten Buenos-Ayres gleichzuthun. Cordoba und Rosario zählen heute an die 50 000 Einwohner, Laplata und Tucuman wenigstens an die 30 000, und Mendoza ebenso wie Corrientes gegen 20 000.

Ebenso verdichtete sich durch den Einfluß der verbesserten Kommunikationsmittel auch die Bevölkerung der Provinzen in viel stärkerem Maßstabe, als es vorher geschah. Die Provinz Buenos-Ayres zählte 1869 (die Hauptstadt eingeschlossen) 495 107 Seelen, im Jahre 1885 aber mehr als eine Million, die Provinz Santa Fé 1869 nur ziemlich 90 000, 1885 aber über 200 000, die Provinz Mendoza 1869 nur 65 000, 1885 aber 110 000 ꝛc.

Die Schilderung, welche wir in unserer letzten Skizze von den Naturverhältnissen der Pampas entworfen haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 161 ff.), bezieht sich im wesentlichen bloß auf die Provinz Buenos-Ayres, und die unmittelbar daran anstoßenden Gebiete. Je weiter wir uns in der einen oder anderen Richtung von den Grenzen dieser Provinz entfernen, desto weniger gleichen die Pampas einem endlosen Grasmeere, und desto weniger bilden sie eine vollkommene Ebene. Schon in Santa Fé hat man viel eher von einem flachwelligen Hügellande zu reden, und in Cordoba, wo man

Digitized by Google

sich allmählich jenen insularen oder peninsularen Vorketten der Anden, die Alfred Stelzner als „pampine Sierren“ bezeichnet, genähert hat, werden die Hügelzüge zum Theil ganz stattlich. Das felsige Grundgerüst der Pampas macht hier unter der Löß- und Sanddecke seine Einwirkung auf die oberflächliche Bodenform geltend, und außerdem wirken wohl auch die westlichen Hochgebirgsmauern auf die Staub- und Sandwehen ganz ähnlich wie die von Menschen aufgeführten Mauern auf die Schneewehen, — und zwar auf beträchtliche Fernen hinaus. Dazu kommt dann noch, daß die abfließenden Gewässer in der Nähe der Gebirge ein viel stärkeres Gefäll haben, und daß der Boden in Folge dessen auch von ihnen in einem viel höheren Grade zerfeilt und modellirt wird.

Das Klima wird zwar im allgemeinen viel trockener, je weiter man binnenwärts kommt, und vor allen Dingen werden die Dürrezeiten daselbst viel länger und ausgesprochener. Aber die pampinen Sierren wirken als mächtige Condensatoren der atmosphärischen Feuchtigkeit, und ebenso auch die Ketten der eigentlichen Anden, und das Wasser, das von ihnen herabfließt, sammelt sich in beträchtlichen Strömen, und bietet für die Stellen, an denen es aus dem Gebirge herausbricht, die Möglichkeit des Gedeihens reicher Kulturoasen. Natürlich setzen dieselben die Anlage künstlicher Kanal- und Schöpfvorrichtungen voraus, durch die das Wasser über den Boden der Gärten und Felder hinweg geleitet wird, aber dieser Aufgabe haben sich die alten spanischen Einwanderer in einem hohen Grade gewachsen gezeigt, und so sehen wir die Stationen Villa Mercedes, San Luis und Mendoza an der argentinischen Westbahn — der zukünftigen argentinischen Pacificbahn —, sowie die Stationen Cordoba, Tucuman und Salta an der argentinischen Nordwestbahn, inmitten prächtigen Baumgrüns gelegen und von herrlichen Frucht- und Weingärten, sowie von üppigen Mais- und Luzernefeldern umgeben. Auch bezüglich der unterirdischen Flußläufe und des Grundwassers liegen die Verhältnisse hier günstiger, als in der Pampasebene, und es kann deshalb keinem großen Zweifel unterworfen sein, daß sich die Zahl sowie die Ausdehnung der Kulturoasen durch artesische Brunnen an vielen Orten noch erheblich vermehren ließe. Bei Pilcico fallen beispielsweise nur 22 cm Regen, aber in einer Tiefe von 38 m stößt man auf reichliches und gutes Wasser, und ebenso ist es an der Sierra de Ancaste sowie anderweit. Bis jetzt benutzt man nur die oberirdischen Gewässer zu Irrigationszwecken, und zwar in einem so bedeutenden Maßstabe, daß die Ströme, die den Schneefeldern und den sonstigen Quellenreservoiren der Hochgebirge entfließen, nicht gar weit von dem Fuße dieser Gebirge vollkommen aufgebraucht sind. So erreichen dieselben nur ausnahmsweise den Hauptstrom des Landes — den Parana —, und ihre Kulturbedeutung ist unterhalb der genannten Oasen-Orte eine so geringfügige, daß man sie mit Nummern statt mit Namen bezeichnet, Rio Primero, Rio Segundo, Rio Tercero, Rio Quarto, Rio Quinto.

Das natürliche Vegetationskleid ist in der Gegend nahe dem Gebirgsfuße selbstverständlich ebenfalls ein anderes. An dem Wege nach Cordoba beginnt bereits vor Villa Nueva wieder Buschwuchs, und am Rio Tercero breiten sich förmliche Waldungen aus. Wir haben damit jene Region betreten, die die Pflanzengeographen als die Chañar- und Monte-Region bezeichnen. Mimosengewächse, darunter namentlich die Algaroba (Prosopis alba), Chañargesträuch (Gourliaea decorticans), Therebinthen- und Kreuzdorngebüsch, Lorbeerarten, hohe Opuntien und Cacteen und zahllose andere Formen setzen dieselben zusammen. Und in den Buschwäldern haust zugleich auch ein anderes Thierleben, vor allem ungeheure Schaaren von Ohrentauben (Columba aurita), die sich von den Früchten der genannten Gewächse nähren.

Auch für die Hausthiere sowie für die Menschen sind die betreffenden Früchte vielfach benutzbar, und die Gauchos bereiten sich insbesondere aus den Samen der Algaroba seit lange sowohl ihr Lieblingsgetränk — die aloja — als auch ein gesundes, kräftiges Brot. Der Wein, den das Land bei Mendoza, bei San Juan und an anderen Orten erzeugt, wetteifert dort, wo man ihm genügende Pflege zu Theil werden läßt, mit den besten Sorten Europas, und ähnlich ist es auch mit den Pfirsichen ꝛc.

Ob die Gegend für deutsche Ansiedler besonders zu empfehlen sei, darf man aber wohl wieder mit gutem Grunde bezweifeln. Einmal gilt angesichts der Monte-Region wieder, was wir von der Unverträuthheit der Deutschen mit den Methoden der künstlichen Bewässerung gesagt haben, und sodann blickt die Mischlingsbevölkerung aus Spaniern und Indianern, die daselbst haust, viel feindlicher auf alle neuen Eindringlinge, als die Bevölkerung von Buenos-Ayres.

Reise nach den neusibirischen Inseln.

Von **E. Baron Toll.**

(Schluß.)

Am 1. November verließen wir die Insel Kotelny. Auf zwei Hunde- und sechs Rentiherarten waren die Sammlungen, sowie die Provision für uns sechs Menschen und für 28 Hunde und 26 Rentiere vertheilt. Am 6. November trafen wir bei einem Schneesturme von 18 m in der Sekunde bei Herrn Dr. Bunge auf der großen Ljachow-Insel ein.

Herr Dr. Bunge hatte sich an der Südküste der Insel bei der Mündung des Fillschenn Maloje Simowje trotz der großen Schwierigkeit, die die Beschaffung von Treibholz machte, so behaglich als thunlich eingerichtet. Er hatte eine Winterhütte vorgefunden, die nun, lange nicht so geräumig wie die meinige, zur Noth ausgebessert worden war. Hier feierten wir bei den von Herrn Dr. Bunge bis zuletzt aufgesparten Leckerbissen und einer Flasche Schaumwein unser Wiedersehen nach über sechsmonatlicher Trennung.

Nachdem drei Tage lang furchtbare Schneestürme gewüthet hatten, welche unsere Führer zu der irrigen Ansicht leiteten, daß das Eis des Meeres von neuem aufgebrochen wäre, entschloß sich am vierten Tage der Tunguse Dirgeli, mich auf leichten Rentiherarten ans Festland zu begleiten. Ohne die geringste Gefahr erreichten wir auch die Küste am 10. November. Es war aber die Rückfahrt ungleich schwieriger als die Hinfahrt. Zwischen Kotelny und der kleinen Ljachow-Insel hatte während des Sommers eine schmale Straße offenen Meeres bestanden, wir fanden dieselbe auf unserer Fahrt durch einen Sturm wieder auf-

Digitized by Google

gebrochen, konnten sie aber auf einer zwar dünnen, jedoch hinreichend haltbaren Stelle umfahren. Nördlich von dieser war die aus alten Schollen zusammengesetzte Eisdecke zwar aufgebrochen, aber es hatten sich hier die einzelnen Theile nur hin- und hergeschoben, um dann als wirres Packeisfeld zum Stehen zu kommen. Sich über diese mit lockerem Schnee überschütteten Schollenberge hinüberzuarbeiten, dazu seine Rentthiere selbst lenken, oder die schwer beladenen Hundenarten über die Eismassen weg oder zwischen sie durch schieben und ziehen helfen, erforderte die äußerste Anstrengung von Menschen und Thieren.

Zwischen der großen Ljachow-Insel und dem Festlande bestand ein solches Packeisfeld in einer Ausdehnung von etwa sechs Meilen, was Herrn Dr. Bunge, der von Ljachow aus am 12. November mit den schweren Hundenarten nachfolgte, bis zur äußersten Erschöpfung gebracht hat.

Trotz schlimmster Schneestürme, in denen wir Dank den vorzüglichen, mit besonderem „Nichtsinn" begabten Führern, und besonders Dank dem Tungusen Djergeli, nur einmal — es war bei dem „heiligen Kap" auf dem Festlande — geirrt sind, entrannen wir dem verödeten Norden, indem hinter uns die Herrschaft der viermonatlichen Dunkelheit begann. Alle in vorzüglichster Gesundheit erreichten wir am 15. und 17. November wieder das gastliche Kasatschje, von wo ich, von Herrn Dr. Bunge vorausgesandt, und in drei Monaten 11 000 Werst, das sind ungefähr 1500 Meilen, zurücklegend, am 28. Januar 1887 in St. Petersburg eintraf.

Erscheint uns das gegebene Bild von der jetzigen Natur der neusibirischen Inseln in eintönigem düsterem Lichte, scheint uns jener Theil unseres Weltkörpers ein absterbender, in dem letzten Ringen um sein Leben unterliegender zu sein, so können wir uns durch die auch hier gewonnenen Einblicke in die Vergangenheit unserer Erde die um so überraschendere einstige Mannigfaltigkeit und Farbenpracht dieser Gegend vor Augen führen.

Der geologische Bau der Inseln läßt sich vorläufig in Folgendem kurz zusammenfassen.

Das Gebirge der Insel Kotelny, das in seinem südlichen Theile in dem Berge Malakaiye seine höchste Erhebung, (circa 385 m =1263') erreicht, besteht zum größten Theile aus paläozoischen Gesteinen. Es sind das hauptsächlich dunkelgraue bis schwarze Kalke, welche in der Nordhälfte der Insel von Korallen erfüllt sind, und welche ihrem allgemeinen Habitus nach der devonischen Formation angehören; doch weist das Vorkommen einer Halysites auf das Vorhandensein auch einer silurischen Stufe hin.

An den Felsküsten des südwestlichen Theiles fanden sich Schichten mit gut erhaltenen Brachiopodenschalen und Steinkernen, die einer Fauna entsprechen, wie sie sich zur mittleren Devonzeit in dem Stringocephalenkalke der Eifel ablagerte.

Die hier gefundenen Arten schließen sich sowohl der uralischen als auch der nordamerikanischen „Hamilton Group" an, und liefern somit den Beweis, daß das uralische Devonmeer mit dem nordamerikanischen durch das Becken, welches in dieser Gegend sich ausbreitete, in Verbindung stand.

Aus dem mesozoischen Zeitalter fanden sich am Südkap und an der Südostküste der Insel Kotelny dieselben triassischen Schichten wieder, die in Nordsibirien zuerst von Czekanowski, bei Werchojansk in den Pseudomonotis-Schiefern, entdeckt worden sind.

Der Tertiärzeit entstammen die Braunkohlenlager Neusibiriens, die bisher als Anhäufungen alten Treibholzes angesehen worden sind und unter dem Namen „Holzberge" in der Litteratur bekannt waren. Sie bieten schon dem Auge ein anziehendes Bild dar und mußten so schon den ersten Besuchern auffallen. Es heben sich hier in der etwa 150' hohen, durch Auswaschungen burgähnlich gezierten Uferwand zwischen leuchtend hellgrün, gelb, weiß und hellrosa gefärbten Schichten braune und schwarze Streifen ab. Es sind das Braunkohlenschichten, die von Sanden über- und zwischengelagert werden. Aus letzteren ragen in der That die Enden von Baumstämmen hervor. In festeren, tieferliegen und thonigen Schichten sind Blattabdrücke von Laubhölzern, besonders von Pappeln, ferner von Coniferen (vermutter Taxodium distetum miocaenum), Zapfen von Coniferen ꝛc. erhalten.

Wir sehen daraus, daß in jener Zeit sich ein weites Land von hier über Spitzbergen, Grönland und Grinnelland ausdehnte, welches ein subtropisches Klima besaß, mit einer Vegetation, wie sie jetzt etwa dem Küstensaum des Mexicanischen Golfes entspräche.

Unter diesen Gesteinen, auf der großen Ljachow-Insel, aber meist auf granitischer Grundlage, ruhen in den Quartärbildungen die Zeugen einer ausgestorbenen riesigen Thierwelt, die hier einst die Gegend belebte. Nach den Angaben des Herrn Dr. Bunge ergiebt sich aus dessen reichem Materiale, daß außer dem Mammuth und Rhinoceros hier unzweifelhaft Reste zweier Rinder, des Pferdes, des Moschusochsen, dreier Hirscharten, des Hasen u. a. m. nachgewiesen sind.

Die Lagerungsverhältnisse dieser knochenführenden Schichten ließen sich am besten an der Küste der großen Ljachow-Insel verfolgen. Dort dehnt sich meilenweit zu unterst ein zusammenhängendes Lager klaren, zum Theil lehmunterwischten, grau-grün gefärbten Eises aus. Die Eismassen bilden stellenweise die ganze bis 70' hohe Uferwand, oder ragen in breiten niedrigen Säulen, Blöcken vergleichbar, in die darüber liegenden Lehmschichten hinein. In diesem finden sich eingeschwemmte Pflanzenreste, und Hölzer, — auf Kotelny dicke Treibholzstämme — oder Torfschichten, die bisweilen die Eismassen direkt überlagern. Wo die letzteren weniger entwickelt sind, finden sich mächtige Süßwasserbecken mit Schalen der Gattungen Cyclas und Valvata. Diese finden ebenso wie die Birken und Weiden, deren Reste sich in den Schichten aufweisen ließen, jetzt 3 bis 4 Grad südlicher ihre nördliche Verbreitungsgrenze.

Die vorliegenden Bildungen entsprechen vollkommen den Befunden in der Eschholz-Bai im Kotzebue-Sunde Nordamerikas.

Sie geben uns das Recht anzunehmen, daß nach dem Untergange jener subtropischen Welt Verhältnisse eintreten, die sich den jetzigen wohl schon bedeutend näherten, unter denen aber, im Gegensatz zu heute, Gletscher zur Bildung gelangen konnten. Neben ihnen indeß gab es Weideplätze, die Heerden jener ausgestorbenen Thierwelt zu ernähren im Stande waren.

Die neusibirischen Inseln bildeten damals mit dem Festlande ein Ganzes und erstreckten sich vielleicht einst bis zum Pole.

Digitized by Google

Die Insel Korfu.

Von H. Seidel.

Das griechisch-epirotische Gestade umgürtet im Westen ein Schwarm losgesprengter Festlandsbrocken, die wir unter dem Namen der Jonischen Inseln zu bezeichnen gewöhnt sind. Beinahe das nördlichste und zugleich eins der größten dieser Eilande ist Korfu, schon zu Perikles' Tagen die Stätte eines machtvollen Gemeinwesens und noch heute, nach allem Wechsel des Geschicks, viel genannt und gerühmt von Jedem, der seinen Fuß auf die Fluren der Insel gesetzt. Die Literatur über Korfu stammt zur Mehrzahl aus der Feder fremder Besucher; auch die neueste umfassende Schilderung seiner Natur, Bewohner und Zustände ist das Geschenk eines Gastes, eines deutschen Gelehrten, der durch Reisen und Studien die Bausteine zu der schönen Monographie über Korfu gewann, die uns seit kurzer Frist vorliegt [1]).

Wir wollen versuchen, nach dieser vorzüglichen Quelle in gedrängter Darstellung ein Gesammtbild des korfiotischen Eilandes zu entwerfen. — Der Inselkörper zeigt, im Ganzen betrachtet, einige Aehnlichkeit mit einer Keule oder, wie die Griechen wollten, mit einer Sichel, weshalb Korfu in ältester Zeit Δρεπάνη (Sichel) hieß. Ueberblickt man den Aufbau des Landes, das Verhältniß von Bergen und Niederungen, so ergiebt sich eine natürliche Dreitheilung, die bereits äußerlich aus dem Lauf der Umrißlinien kenntlich wird. Den Norden füllt ein massiges Erhebungssystem, das in 4 km Breite am Kanal von Korfu beginnt und von hier aus, allmählich zu dreifacher Breite anschwellend, 24 km weit nach WSW zieht. Gegen Mitternacht ist es zu Vorhügeln und Ebenen abgedacht; nach Süden kehrt es einen Steilabfall, dessen östliche Hälfte in die erste tiefeingreifende Kanalbucht hinabtaucht, während „die westliche zwischen den nur 10 km entfernten Golfen von Ypso und Lapados auf dem Hügellande der Inselmitte fußt". Diese verläuft in stets verminderter Breite 20 km nach SO mit einem hohen Gebirgsrande im W, der sich später quer durch die Insel zum Ostufer hinüberzieht und dadurch eine scharfe Trennung des Mittellandes von dem dritten südlichen Abschnitte Korfus bewirkt. Der jetzt folgende schmale Endzipfel, dem geringere Höhen und eine hafenarme Küste zugefallen sind, streicht anfänglich 8 km nach S, dann fast dreimal so weit nach SO, bis er am Kap Asprokavo ins Meer versinkt.

Das nördliche Bergland zerfällt bei genauerer Besichtigung in vier deutlich geschiedene Theile. Der erste östliche Flügel steigt in regelmäßiger Schwellung bis zu dem Gipfel von Vigiares (782 m), seiner größten Erhebung, empor. Eine steile Senke trennt ihn von dem stattlichen Pantokrator-Massiv, das Kulminationshöhen von 914 m und 849 m aufweist. Der Paß von Sportila (424 m) bezeichnet die Grenze gegen das dritte nördliche Gebirgsglied, welches zunächst nur mäßige Kuppen umschließt, bis jenseits des Dorfes Sokraki die breite Wölbung der Pylides mit der Doppelspitze Tuka (619 m) wie eine Krone die niederen Hügel überragt. Durch den Paß des Heiligen Panteleimon oder Pantaleone (317 m) wird endlich die Sonderung des vierten Stückes vollzogen. Dieser Westflügel besitzt einzig im Kegel des Krakli (506 m) eine etwas bedeutendere Aufhöhung, die sich namentlich durch ihre imposanten Steilwände an der Bucht von Palaiokastritza auszeichnet. Geologisch betrachtet, überrascht das nördliche Bergland durch eine ziemlich mannigfaltige Zusammensetzung aus Gliedern des Jura, der Kreide und des Tertiär. An der adriatischen Küste kommt das Alluvium zu größerer Entwickelung, gelegentlich durchsetzt von jungen marinen Tuffen. In dem kurzen Nordosttäcker ist die Ebene großentheils versumpft und macht zuletzt der fiebergefährlichen Lagune Antinioti Raum.

Auf der Inselmitte, deren Bau bereits angedeutet ist, haben tertiäre Massen fast durchweg die älteren Schichten tief begraben. Der westliche Höhenrücken wird durch die Scharte von Ermones, aus welcher der Abfluß des Ropa-Thales zum Meere hervorbricht, in zwei Flügel, einen kürzeren nördlichen und einen längeren südlichen, zerlegt. In beiden erreichen die Gipfel noch nicht 400 m. Zwischen diesem höheren Westrande und den unregelmäßig geordneten Erhebungen im Osten liegt nun das 8 km lange und 1200 bis 3000 m breite Valle di Ropa, ein fruchtbarer, wenig geneigter Thalboden, dem sich nordwärts, nur durch einen engen Hals verbunden, ein zweites, etwas höheres Thälchen, das Valle Gaidarana, anschließt. Beide Senken deckte noch in der Neuzeit ein zusammenhängender Seespiegel, der gegenwärtig durch künstlichen Abzug so weit entleert ist, daß nur im Winter die alte Ueberfluthung sich wiederholt. Eine andere große Thalweite begegnet uns am Oberlauf des Potamos. Mehrere Bäche, die in den feuchten Gründen zwischen den einzelnen Höhenrücken ihr Bett furchen, verstärken die Hauptader, welche, im unteren Abschnitte der Zuflüsse entwehrend, nördlich der Stadt Korfu den Weg ins Meer nimmt. Die Stadt selbst liegt auf einem Küstenvorsprunge aus älteren, jurassischen Gesteinen, der sich gegen S und SSW als schmaler bergiger Haken einige Kilometer weit in die See hinein fortsetzt, wodurch die geräumige Lagune Kalichiopulo gebildet wird. Auf der Stadtseite springen dicht am Meere zwei schroffe Kalkfelsen von 65 und 51 m Höhe keck hervor, das Wahrzeichen und der Schutz Korfus, und in ihrer griechischen Benennung κορυφή, der Gipfel, jedenfalls auch die Taufpathen der Stadt, wie später der ganzen Insel.

Der dritte, südliche Abschnitt unseres Eilandes ist endlich — als dünner Stiel der Keule — auch innerlich entsprechend einfach gegliedert. Drei gesonderte Stücke lassen sich erkennen. Zuerst nämlich begleitet auf jedem Ufer ein steiles Kalkgebirge, im O mit 420 m, im W mit 442 und 466 m gipfelnd, den Strand, so daß dazwischen das breite Thal des Mesongi, des größten Flusses auf Korfu, bequem seinen Platz findet. Daran schließt sich zweitens ein schmalerer, südöstlich streichender Theil, der nach der Kanalseite durch das Bergland von Ober-Lefkimo, gegen das Jonische Meer hin durch die flache Niederung des Strandsees Korissia eingenommen wird. Eine enge Landbrücke, erfüllt von den Hügeln bei Marathia, leitet in das

[1]) Dr. Jos. Partsch, Die Insel Korfu. Eine geographische Monographie. Ergänzungsheft Nr. 88 von Petermann's Mittheilungen. Gotha, J. Perthes, 1887. Mit einer Uebersichtskarte in 1:100 000 und drei Nebenkarten.

Digitized by Google

Südende der Insel hinüber — ein nahezu gleichseitiges Dreieck, das sich von seiner hohen südwestlichen Grundlinie sanft zur Ebene von Nieder-Levkimo und den Salzgärten an ihrer flachen Spitze herabsenkt. Tückische Fieberluft, schlechte Brunnen, unsichöne kahle Höhen und eine elende, ärmliche Bevölkerung halten den Reisenden vom Besuche des südlichen Dreiecks fern. Nur das hart auf der Spitze gelegene Kloster Akrodila lockt den Wanderer heran, im Schatten der Cypressen, Eichen, Eschen und Erdbeerbäume, die brandende See zu den Füßen, sich des unvergleichlichen Blickes auf die fernhin glitzernden Wogen zu freuen.

Wohl veramlaßt durch die Nähe erdbebenreicher Gebiete, in Italien sowohl wie auf der Balkanhalbinsel, hat Korfu mehrfach von unterirdischen Erschütterungen zu leiden gehabt. Als besonders gefährlich werden die Stöße von 968, 1650, 1745, 1786, 1823, 1856, 1858 und 1873 verzeichnet. Doch sind ihre Wirkungen, so weit die Nachrichten melden, niemals derart heftig gewesen, um augenfällige Niveauveränderungen der Insel hervorzurufen.

Wie Korfus Lage wird auch sein Klima, Dank dem Zusammenwirken günstiger Umstände, als ein in vielen Punkten bevorzugtes gerühmt. Die Insel liegt im mildesten Theile der gemäßigten Zone, von einem warmen Meere umflutet, das alle Gegensätze freundlich ausgleicht. Im Sommer allerdings steigert sich die Wärme oft zu bedeutender Höhe (zwischen 30 und 40° C.), was um so lästiger wird, weil die Luft jederzeit einen starken Feuchtigkeitsgehalt besitzt, dabei aber der erfrischenden Windbewegung gerade in den heißesten Monaten Juli und August viel zu häufig entbehren muß. Ebenso unterbleibt die Wolkenbildung und der Erguß erquickender Niederschläge. Erst im „September führt die Abnahme der Tageslänge und das Eintreten kräftigerer Regen eine willkommene Abkühlung herbei". Wunderwoll ist das Klima Korfus im Winter. Selten fällt das Quecksilber auf null Grad und darunter. In den elf Wintern von 1869 bis 1879 deckte nur dreimal auf kurze Stunden ein dünner Flockenschleier die Gipfel der Berge sowie die Dächer der Häuser. Unglinstiger gestaltet sich die Uebergangszeit mit ihrer Neigung zu Rückschlägen, die unter rauhem Ostwinde jäh einsetzen und recht empfindliche Wärmeschwankungen herbeiführen. Die gesammte jährliche Regenmenge beträgt an 1300 mm, eine stattliche Summe, die sich indessen sehr ungleich auf die zwölf Monate vertheilt. Im Winter herrscht Ueberfluß, im Sommer Mangel, so daß während der Dürre die meisten Wasseradern versiegen. Bei dem Eintrocknen der Gewässer entsteigen dem Boden verderbliche Fieberdünste, deren giftiger Hauch Viele auf das Krankenbett wirft. Vorübergehend, aber zum Glück nur ausnahmsweise, gewinnt die Malaria einen epidemischen Charakter und beherrscht dann beinahe die ganze Insel. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist sie endemisch und auf bestimmte, ihrer Entwickelung vornehmlich günstige Oertlichkeiten beschränkt. Völlig verschwinden wird das Fieber auf Korfu wohl nie. —

Von dem Raume, den die Insel an ihrem Küsten zu Niederlassungen bot, erwies sich keiner geeigneter, als der bereits geschilderte Küstenvorsprung auf der Ostseite des mittleren Abschnitts, wo geschützte Buchten und eine stille Binnensee den Platz zum Bau der Hauptstadt förmlich vorgezeichnet haben. Hier liegt Korfu, die Stadt, mit ihrer aus neapolitanischem, venetianischem und albanesischem Blute gemischten, neugriechisch redenden Einwohnerschaft von 25 000 Seelen und mehr, einschließlich der Vororte. Die größte Zahl bekennt sich zur griechischen Kirche; Katholiken giebt es etwa 2400, und eine Judengemeinde, die in der Regel zu 5000 bis 6000 Köpfen angenommen wird, soll nach Professor Partsch nicht mehr als 2700 Personen betragen. An Fremden beherbergt Korfu 1300 Engländer, 850 Italiener und fast 700 türkische Unterthanen. Handel und Verkehr sind bei dem für die Großschiffahrt unzureichenden Aufschlusz des übrigen Gestades allein auf die Kapitale an der Ostküste beschränkt. Von der seefahrenden Bevölkerung der Insel wohnen 88 Procent in Korfu selbst. Nur wenige Fischerboote und kleine Küstenschiffe beleben bei sicherem Wetter die offenen Jonischen Gewässer — das „Wildmeer", ἀγριοπέλαγος, wie die Korfioten sagen.

Zur Verbindung der Hauptstadt mit dem Innern dient ein vortreffliches Straßennetz, das die Engländer während der Dauer ihrer Herrschaft über die Insel gelegt haben. Alle Dörfer sind in das Netz hineingezogen, und auch durch die Pässe führt in wohlberechneten Windungen der bequeme Weg. Einzig das schwierige Gelände am Pantokrator-Massiv blieb bisher dem Anschluß fern. Die Landschaft Oros, vom Nordkanal bis zum Panteleimon-Paß, umfaßt die unwirthlichsten und felsigsten Striche der ganzen Insel, wo selbst heute kaum mehr als ein Fünftel des Grundes urbär gemacht ist. Am dichtesten besiedelt dürfte der Nordwesten sein, mit bedeutender Wein- und Oelbaumzucht. Große und volkreiche Dörfer: Magulades, Avliotes, Perulades, Agraphi, Antiperni und Cavalluri liegen hier nahe bei einander und, aus Gesundheitsrücksichten, meist in ziemlicher Höhe über der Thalsohle.

Die Mitte der Insel, für die Venetianer die Landschaft Mezzaria, hat am vollständigsten dem Einflusse ihrer früheren Herren auf die Feldwirthschaft nachgegeben und sich fast ganz in einen Oelwald verwandelt, aus dem Dörfchen und einsame Kirchlein „wohl überaus malerisch, aber doch in spürlicherer Vertheilung herausschauen, als die Natur des keineswegs undankbaren Bodens es bedingt. Vier große Dörfer lehnen sich hoch an den Binnenhang des westlichsten Bergzuges, der dem Meere nur öde Steilabstürze zukehrt: das weinreiche Liapades, Giannades hoch über der sumpfigen Niederung des Kopa-Thales, Peleka, wie ein Schwalbennest angeheftet an eine aussichtsreiche Höhe, endlich das große behäbige Sinarades, das seine ziemlich enge Flur sorglam bebaut und noch an der Nutzung des Kopa-Thales bedeutenden Antheil hat". Nermlicher ist dafür der Osten sowie die Südhälfte des Binnenstückes mit Siedelungen überdeckt.

Das letzte Drittel hebt mit der wüsten, unbewohnten Niederung um die Lagune Korissia an. Auch in der bergigen Zone Ober-Levkimos sind Dörfer und Weiler recht sparsam zu finden. Argyrades allein hat sich auf seiner lustigen Hügelkrone zu größerem Wohlstande entwickelt. In der flachwelligen Ebene des End-Dreiecks fällt hauptsächlich die Reihe der „Fünfdörfer" auf, eine lange, ordentlich bebaute Dorfzeile, in der fünf besondere Häusergruppen durch eigene Namen unterschieden werden. Die tiefer gelegenen Striche leiden unter der Malaria, die jedes frische Emporblühen niederhält, die Geistestkräfte der Menschen abstumpft und die Vermehrung der Volkszahl beschränkt.

Der Wein- und Oeltultur ist im Laufe der Zeit beinahe das ganze, einstmals so dichte grüne Waldkleid zum Opfer gefallen. Kriege und Bauten hatten schon vorher davon gezehrt — die Korkrinden schlugen ihre Schiffsbötzer lange in den heimischen Forsten —, so daß in unseren Tagen nur ein einziger größerer Waldrest auf dem westlichen Rahmen des Mesongi-Thales übrig geblieben ist. Mit den Bäumen verschwand auch das vierfüßige Wild bis auf das Raubzeug: Schakal, Fuchs und Wiesel, die noch der Vernichtung trotzen. Die Rindvieh- und Schafzucht ist für den Bedarf der Insel bei weitem nicht ausreichend. Dazu fehlt

Digitized by Google

es an genügendem Wiesen- und Weidegrund, weil man jederzeit strebte, die Ebenen ausschließlich für den Getreidebau dienstbar zu machen. Unter den Feldfrüchten kommt in erster Linie der Mais in Betracht, dann die Kartoffel, die Hirse, die Gerste und der Weizen, die aber zusammen den Verbrauch auf der Insel nicht zu decken vermögen, so daß fremdes, namentlich südrussisches Getreide eingeführt werden muß. Die Hauptproduktion Korfus besteht in Wein und Oel, letzteres in solchen Mengen, daß höchstens ein Sechstel bis ein Siebentel des Ertrages auf der Insel selbst Verwendung findet. Man denkt deshalb alles Ernstes daran, durch theilweise Abholzung der übermäßig ausgedehnten Oelbaumpflanzungen für andere nützlichere Gewächse Raum zu schaffen. Dann würde Korfu in den Stand gesetzt werden, seine Bevölkerung besser und genauer zu ernähren, als es gegenwärtig der Fall ist. Die erste griechische Zählung 1865 nach Ablauf der englischen Herrschaft wies 71476 Personen auf; 1870 war diese Ziffer auf 70828 gesunken und 1879 zu 76469 wieder angewachsen. Da neuere Zahlen nicht vorliegen, hat Prof. Partsch für seine Berechnungen das letztere Ergebniß festhalten müssen, wonach bei 593 qkm ($10^2/_3$ deutsche Quadratmeilen) Flächeninhalt auf den Quadratkilometer durchschnittlich 130 Seelen entfallen. Das Maximum mit 256 Personen auf den Quadratkilometer bleibt der Inselmitte; im Norden geht der Durchschnitt auf 82 herunter und im Süden sogar auf 62.

Politisch macht Korfu mit Paxos, Antipaxos, Levkadia und etlichen kleineren Nachbarinseln eine besondere Nomarchie aus, welche in fünf Eparchien zerfällt, von denen drei auf Korfu allein kommen. Diese sind Kerkyra, Messi und Oros, die zusammen wieder in zwölf Dimen eingetheilt werden. — Zu wünschen ist, daß auf Korfu ein kräftiger Aufschwung der Bevölkerung nicht ausbleibe, um die in mancher Hinsicht trüben Zustände auf der von Natur reich begabten Insel zu einer besseren, glücklichen Gestaltung überzuführen.

Kürzere Mittheilungen.

Der Pfahlbau von Lagozza.

Ueber den in mehr als einer Hinsicht hochinteressanten Pfahlbau von Lagozza in der Lombardei giebt Pompeo Castelfranco in der Novembernummer der „Revue d'Anthropologie“ einen eingehenden Bericht, welchem wir folgende Daten entnehmen.

Das Torfmoor von Lagozza füllt eine flache Einsenkung zwischen Moränenhügeln in der Ausdehnung von etwa 50 Quadratkilometern und wird, nachdem seine Entwässerung in ein benachbartes Thal nach verschiedenen Versuchen endlich gelungen ist, seit 1875 zur Gewinnung von Brennmaterial abgebaut. 1877 entdeckte man die ersten Pfähle, und seitdem haben die Herren Sordelli in Mailand, Regazzoni in Como und der Verfasser die Ausgrabungen aufs Sorgsamste überwacht. Der nun in seiner ganzen Ausdehnung freigelegte Pfahlbau hat eine Länge von 80 und eine Breite von 30 m und bildet ein längliches Viereck mit ganz geraden Seiten; die Pfähle sind, anscheinend nach ihrer Dicke, unregelmäßig vertheilt und die schwächeren enger zusammengruppirt; durchschnittlich kommen vier bis fünf auf den Quadratmeter. Sie bestehen aus jungen Stämmen von Kiefern, Fichten, Lärchen und Birken, — sämmtlich Baumarten, die heute in der lombardischen Tiefebene nicht mehr so verbreitet sind, und sie scheinen meist mit Steinbeilen zugespitzt worden zu sein. Doch finden sich auch einzelne mit größeren Hiebflächen, als seien bei ihrer Anfertigung Metallgeräthe verwandt worden. Ueber ihnen liegt eine ursprünglich zwei Meter dicke Torfschicht, die sich aber nach der Entwässerung auf einen Meter zusammendrückte. Die Fundschicht beginnt erst tiefer unten, unter einer 35 cm dicken Schlammlage, welche sich offenbar abgelagert hat, ehe das von den Rändern her vordringende Torfmoos die Mitte des Sees erreicht hatte. Es ist dies sehr wichtig, denn dadurch ist jede spätere Beimischung zu den Resten aus der Pfahlbautenzeit unbedingt ausgeschlossen. Zwischen den Köpfen der aufrechtstehenden Pfähle liegen die angebrannten Reste des einstigen Fußbodens, starke mit der Axt aus Stämmen gespaltene Bohlen, manche noch mit der Rinde daran, und die bekannten primitiven Leitern, Baumstämme, deren Aeste in einiger Entfernung vom Stamme abgehauen sind.

Eine sorgsame Durchsuchung der ganzen Fundschicht hat mit Ausnahme einer einzigen, noch im Torf selbst gefundenen Fibel nicht einen Metallgegenstand ergeben, aber auch keine Spur von Thierresten, keinen Knochen, keinen Zahn, kein Geweih, weder roh noch in verarbeitetem Zustande. Es ist das eine höchst merkwürdige Erscheinung, denn sie läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß der hier hausende kleine Stamm von rein vegetabilischer Nahrung gelebt, sich weder mit der Viehzucht noch mit der Jagd beschäftigt, und nicht einmal den Hund besessen habe. Dem entspricht auch der fast völlige Mangel von Pfeilen und Wurfwaffen, wenn man nicht ein paar gefundene Feuersteinsplitter mit queren Schneiden, deren Verwendung dem Verfasser unklar geblieben ist, mit Nilsson als Pfeilspitzen deuten will. Auch von Fischereigeräthschaften hat sich keine Spur gefunden, ebenso nicht von Waffen. Die Steinbeile sind allereinfachster Art, an einer Seite zugeschärfte Moränengeschiebe, ohne Versuch einer Durchbohrung. Wir haben es also hier ausschließlich mit Ackerbauern zu thun; die Durchsuchung des Schlammes hat auch ergeben, daß sie zwei Arten Weizen anbauten, den gewöhnlichen Pfahlbauweizen (Triticum vulgare antiquorum Heer) und eine zweite Sorte, welche zwischen Heer's Triticum compactum und dem heutigen oberitalienischen Winterweizen zu stehen scheint, ferner die sechszeilige Gerste der Pfahlbauten in den beiden auch von Heer beschriebenen Varietäten (Hordeum sanctum und H. densum), Flachs, und zwar den wilden Lein der Mittelmeerländer (Linum angustifolium Huds.), und nicht unseren L. usitatissimum, wie aus ganzen Kapseln, die sorglam in einem Topfe aufbewahrt gefunden wurden, zweifellos hervorgeht, sowie Mohn, dessen Körner sich zwar nicht von denen des heute kultivirten Papaver somniferum unterscheiden, der aber wahrscheinlich doch zu der Stammpflanze desselben, dem in allen Mittelmeerländern wildwachsenden P. setigerum gehört, was sich ohne ganze Samenkapseln nicht unterscheiden läßt. Bekanntlich wurde dieselbe Varietät auch in den Schweizer Pfahlbauten kultivirt. Die Getreidekörner fanden sich meist in größeren Mengen beisammen, und zwar ohne Hülsen

Digitized by Google

und Spelzen, sie wurden also ausgedroschen und aufbewahrt. Daß die Pfahlbauern von Lagozza den Flachs zu verarbeiten wußten, beweisen die Reste eines Gewebes ursprünglicher Art, welches der Schlamm uns erhalten hat.

Die übrigen Fundstücke entsprechen ganz denen der ältesten Steinzeit. Es fanden sich allerhand rohe Steingeräthe, Klopfsteine, Splitter und dergl., ferner einige Steine mit eingeritzten Furchen, die vielleicht gerade so zum Spannen der Fäden beim Weben gedient haben, wie die zahlreich gefundenen thönernen Fädenspanner. Diese letzteren und die Spinnwirtel sind aus schwach gebranntem Thon angefertigt, in welchem man noch Reste eingeteteten Strohes und einzelne Körner findet. Auch Scherben von zweierlei Thongeschirr sind nicht selten, gröberes in Form von nach oben erweiterten Cylindern mit unregelmäßigen Höckern verziert, und aus Thon gebrannt, dem grober Sand und zerschlagene Kiesel beigemengt sind (wie man das heute noch hier und da im inneren Apennin macht), und feineres in Form von Tassen und Näpfen, mit einem durchbohrten Ohr zum Aufhängen an einer Seite. Auch bei der feineren Sorte ist der Thon mit Sand gemischt, aber die Gefäße sind außen und innen sorgfam mit feinem Thon überzogen, so daß man den Sand nicht bemerkt. — Daß die Pfahlbauern doch schon einigen Sinn für Reinlichkeit hatten, beweist ein Kamm mit feinen Zinken, der erste in Italien gefundene aus Holz, während solche aus Hirschhorn in den Terramaren nicht selten sind.

Von Waldfrüchten enthält die Fundschicht von Lagozza Haselnüsse in Unzahl, daneben Kornelkirschen und ganz besonders Eicheln, und zwar solche des gemeinen Quercus robur. Diese haben offenbar auch zur Nahrung gedient, denn sie sind geschält und gespalten; ob sie vielleicht in geröstetem Zustande gegessen oder nach Art des Eichelkaffees verwendet wurden? Mit ihnen zusammen wurden auch zwei halbe Aepfel gefunden, der eine ein ganz gewöhnlicher Holzapfel, der andere aber eine bessere fleischigere Sorte, die sich mit keinem bekannten Wildapfel in Beziehung bringen läßt, und zu beweisen scheint, daß schon die Pfahlbauern der älteren Steinzeit sich die Veredelung des wilden Apfels angelegen sein ließen. Ko.

Ein internationales Archiv für Ethnographie.[1])

Das erfreulich rasche Aufblühen der so lange vernachlässigten Wissenschaft vom Menschen hat die Begründung einer beträchtlichen Zahl von Zeit- und Gesellschaftsschriften und von Organen zur Folge gehabt, die in mehr oder weniger engem Verbande stehen mit Instituten, welche der Pflege dieser jüngsten der Wissenschaften gewidmet sind.

So reich nun auch der darin gebotene Stoff sein mag, so bietet sich dennoch eine Lücke dar, welche gleichwie von uns, auch sicher von anderen schon empfunden ist: nämlich dort, wo es der Beschreibung resp. Abbildung der menschlichen Artefacte gilt. Liegt es doch auf der Hand, daß, wo der Inhalt jener Organe ein gemischter, wo sich anthropologische neben linguistischen und anderen Arbeiten veröffentlicht finden, für die den Artefacten gewidmeten nur ein bescheidener Platz übrig bleibt, und diese also etwas summarisch behandelt werden müssen. Oder wo dies nicht der Fall, da begegnen wir wohl Veröffentlichungen des greifbaren Materials zur Geschichte der Menschheit in Prachtwerken, deren hoher, allerdings durch eine unstergültige Ausstattung gerechtfertigter Preis den Besitz derselben nur wenigen gestattet. Hier helfend, fördernd und vermittelnd einzugreifen, das Material der Museen leichter zugänglich zu machen, und der ethnologischen Wissenschaft Freunde in immer weiteren Kreisen zu erwerben, das soll der Zweck der obigen Zeitschrift sein. Dieses Ziel soll angestrebt werden durch die Aufnahme von Arbeiten, je nach Wahl der Autoren in französischer, englischer, holländischer oder deutscher Sprache, welche entweder die Beschreibung einzelner, neuerdings bekannt gewordener Objekte zum Zwecke haben, oder welche das gesammte ethnographische Ergebnis einer Reise behandeln und begleitet sind von Mittheilungen betreffs der Anfertigung, des Gebrauches ꝛc. der einzelnen Gegenstände, sowie von Vergleichungen einzelner derselben mit verwandten aus anderen Kulturen. Auch Arbeiten monographischen Charakters und Beschreibungen älterer Objekte, die, aus Raritätenkabineten herrührend, ihre Provenienz ꝛc. verloren haben, sollen abgedruckt werden, um diese auf solche Weise zur Diskussion zu stellen. Bei dem engen Verbande, der zwischen den Artefacten der heutlebenden Naturvölker und denen, die aus vorhistorischen Perioden stammen, besteht, versteht es sich von selbst, daß auch diesbezügliche Arbeiten, so weit dieselben nicht Gegenstände des klassischen Alterthums betreffen, ihren Platz in der Zeitschrift erhalten sollen. Eine weitere Rubrik wird den Berichten über neuere Erwerbungen der verschiedenen Museen, kleinen Notizen, Fragen und Antworten und Personalien gewidmet sein. Endlich liegt die Absicht vor, die Besprechungen neuerer Werke, welche der Redaction zugehen, sowie geographisch geordnete Ueberschauen der neueren Erscheinungen und der in anderen Zeitschriften publicirten Arbeiten unter Vermeidung der darin besprochenen, resp. abgedruckten Gegenstände zu geben.

Die Redaction hat J. D. C. Schmelz übernommen, und die Zeichnungen werden unter Leitung von Dr. Doyz hergestellt. Die Zahl der Mitarbeiter ist eine ansehnliche, mit bedeutenden Namen aus Deutschland, Holland, Frankreich, England, Ungarn, Rußland, Indien und Amerika.

Das erste, in vornehmer Ausstattung mit drei prächtigen, in Farbendruck prangenden Tafeln ausgestattete Heft enthält eine in französischer und deutscher Sprache erschienene Einleitung über den Zweck der Zeitschrift, verfaßt vom Redacteur. Dann folgt eine längere Abhandlung über die Systematik der Neu-Guinea-Pfeile von Dr. Serrurier, mit zwei Tafeln von wohlgelungenen Abbildungen. Verfasser unterscheidet bei diesen verschiedenartigen Pfeilen künstliche und natürliche Gruppen, wobei er ein besonderes Augenmerk auf die Form der Ornamentation richtet. Resident Tromp macht hierauf in holländischer Sprache Mittheilungen über die Form und Wirkung der Mandaus, der Schlagwaffen der Dajakten. Auch diese Abhandlung ist von einer meisterhaften Abbildung in Farbendruck begleitet. — Unter dem Namen „Kleine Notizen und Korrespondenz" folgen dann von S. 27 an Bemerkungen über die Nordgrenze des Bumerang, über eine ichthyophallische kleine Figur vom Trocaderopalast in Paris mit arabischen Schriftzeichen; es schließen sich Notizen an über die ethnographischen Museen in Amsterdam, Bergen, Berlin. Mehrere Bücherrecensionen, Nachrichten über neue Expeditionen, Erinnerungen, Sterbefälle machen den Schluß des interessanten Heftes. —

Für die nächsten Hefte stehen Arbeiten von Weldt, von Luschan, ten Kate, Harmsen, Hefrick, Parkinson, Schoor, Mehlis u. A. in Aussicht. — Mit dem Inhalte dieser neuen und reichhaltigen internationalen Zeitschrift für Ethnographie wird sich wohl in Zukunft jeder Museumsvorstand und jeder, der sich mit der Wissenschaft vom Menschen beschäftigt, vertraut zu machen haben. C. M.

[1]) Internationales Archiv für Ethnographie, herausgegeben von Dr. Bahnson in Kopenhagen, Prof. Cora in Turin, Dr. Doyz in Noordwijk, Prof. Petri in Petersburg, J. D. C. Schmelz in Leiden, Dr. Serrurier in Leiden. — Bd. I., Heft 1. Quart. 1888. Verlag von Trocht, Leiden; Leroux, Paris; Trübner, London; C. F. Winter, Leipzig.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dr. Joseph Troll aus Wien steht im Begriffe, eine neue Reise nach Asien zu unternehmen, und zwar beabsichtigt er durch Russisch- und Chinesisch-Turkistan nach dem eigentlichen China vorzudringen. Sich nach Tibet zu wagen, hat ihm der chinesische Gesandte dringend abgerathen.

— Die „Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft" hat beschlossen, eine neue Expedition nach der Mongolei zu entsenden. Zum Führer derselben ist Herr Katanow ausersehen worden. Zunächst soll die Expedition die Ethnologie der Kücriken des Gouvernements Tomsk sowie der Tartaren, der Beltiren, der Kamessinen und Karagassen der Gouvernements Jenisseisk und Irkutsk studiren. Ihre Hauptaufgabe soll sie aber unter den turkischen Stämmen suchen, die zwischen Chami, Kuldscha und Jarkand wohnen. Wo irgend möglich, sollen photographische Aufnahmen vorgenommen werden.

— M. Sarran hat aus seiner Forschungsreise in Tongking (1885) ausgedehnte Ablagerungen paläozoischer Kohlen entdeckt, und seine Analysen haben zugleich auch erwiesen, daß es sich dabei um ein Brennmaterial von vorzüglicher Qualität handelt. Der schwer errungene hinterindische Kolonialbesitz der Franzosen würde dadurch natürlich einen noch viel höheren Werth erhalten, als er ohnedies besitzt, und insbesondere wäre auch den hinterindischen Eisenbahnprojekten dadurch ein viel festeres Fundament gegeben.

— Nach J. E. O'Conor's „Review of the Trade of India 1886 bis 1887", hat der Außenhandel von Britisch-Indien gegen das Vorjahr (67½ Mill. Pfd. St.) eine Zunahme von ziemlich fünf Procent zu verzeichnen, was namentlich auf den stark vermehrten Import von Baumwollenwaaren aus Lancashire zurückzuführen ist. Bezüglich dieses Artikels ebenso wie bezüglich der Metallwaaren, Maschinen, Eisenbahnmaterialien, Kohlen, Wollfabrikate, Biere und Spirituosen besitzt England „ein praktisches Monopol", und in Folge dessen bewegten sich etwa 54 Proc. von dem gesammten Handelswerthe in der Richtung auf dieses Land. Der direkte Verkehr Indiens mit Frankreich zeigt eine starke Abnahme, der mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland dagegen eine bemerkenswerthe Zunahme. Was den Exporthandel Indiens betrifft, so wuchs derselbe sehr beträchtlich in der Richtung auf die mitteleuropäischen Staaten sowie in der Richtung auf China und Japan, während er in der Richtung auf das Mutterland etwas abnahm. Sehr bedeutend war vor allen Dingen der indische Getreideexport nach Italien, auf dessen Märkten das russische Getreide dadurch sehr zurückgedrängt wurde; und ebenso der indische Theeexport (78 Mill. Pfund), der den chinesischen (1885 131¼ Mill. Pfund) zu überflügeln droht. Der Opiumhandel mit China erwies sich nicht mehr so vortheilhaft wie früher, weil dieser Artikel gegenwärtig in viel größerem Maßstabe in China selbst erzeugt wird, dagegen wurde Ostasien ein wichtiges Absatzgebiet für indische Gewebe und Baumwollengarnen, besonders weil die Baumwollenspinner von Bombay viel geringere Löhne zu zahlen haben als die von Manchester. Die Kaffee- und Reisausfuhr sowie auch die Chininausfuhr stagnirte, und die Jute- und Seidenausfuhr steigerte sich wenigstens nicht in dem erwarteten Maße. — Unter den Handelswegen nach Indien lernte der Suezkanal eine immer hervorragendere Rolle spielen, besonders was den Importhandel des Landes anging, und unter den indischen Häfen gewann Bombay vor Kalkutta den entschiedenen Vorrang (mit einer nahezu um 14 Proc. stärkeren Handelsbewegung). Die nächst wichtigen Häfen waren Rangoon, Madras und Kurrachee. Welcher Betrag auf dem Landwege (durch Oberbirma) nach China ging, war zunächst noch nicht festzustellen, dagegen erhöhte sich die Bedeutung der Straßen nach Afghanistan sehr beträchtlich.

Südamerika.

— Außer Henri Coudreau ist auch der französische Geologe Georges Brousseau auf einer Forschungsreise in der Gegend des oberen Maroni und des Tumac-Humac-Gebirges begriffen. Derselbe hegt nach den Anschauungen, die er bisher gewonnen hat, hohe Erwartungen bezüglich des Reichthums des Landes an Mineralschätzen. (Vergl. Compt. rend. der Pariser Geographischen Gesellschaft 1888, Nr. 5, p. 165.)

Bücherschau.

— Hölzel's Geographische Charakterbilder. Kleine Handausgabe. 30 chromolithographische Tafeln mit beschreibendem Text von Fr. Umlauft und B. von Haardt. — Die große Ausgabe der Hölzel'schen Charakterbilder hat seiner Zeit so großes Aufsehen erregt und sich so viele begeisterte Freunde erworben, daß man der vorliegenden kleinen Ausgabe, die für den Schulgebrauch berechnet ist, mit ziemlicher Sicherheit einen guten Erfolg voraussagen kann. Sind auch die Farben bei manchen von den Bildern (Stettiner Haff, Plateau von Anahuac ꝛc.) lebendiger als die Wirklichkeit, so können die letzteren doch ihren Zweck als Veranschaulichungsmittel beim Unterrichte in ganz vortrefflicher Weise erfüllen. Der die Bilder analysirende Text stammt von bewährter Hand und erhöht die Brauchbarkeit des schönen Bilderbuches sehr wesentlich.

— Ernst Henrici, Das deutsche Togogebiet. Leipzig 1888 (C. Reißner). — Verfasser schildert uns das kleinste deutsche Schutzgebiet auf Grund einer im Jahre 1887 dahin unternommenen Reise in sehr lebendiger und eingehender Weise, und vertritt auf Grund der gewonnenen Anschauungen die Ueberzeugung, daß dasselbe in einem hohen Grade entwickelungsfähig sei.

Inhalt: E. Schröder: Land und Leute des Theodistrittes von Kumaon. (Mit einer Abbildung.) — Wanderungen durch das außertropische Südamerika. VII. (Mit fünf Abbildungen.) — Baron Toll: Reise nach den neusibirischen Inseln. (Schluß.) — H. Seidel: Die Insel Korfu. — Kürzere Mittheilungen: Der Phahlbau von Lagoza. — Ein internationales Archiv für Ethnographie. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Südamerika. — Bücherschau. — (Schluß der Redaktion am 8. April 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die australische Eiszeit.

Von R. v. Lendenfeld.

Als ich mich vor einigen Jahren in Sydney mit der Frage zu beschäftigten begann, ob es in Australien ebenso wie in anderen Kontinenten eine „Eiszeit" gegeben habe, fand ich, daß die Angaben über diesen Gegenstand recht wenig befriedigender Art waren.

Einige Autoren meinten, sie hätten Spuren von Gletschern in Australien beobachtet, andere behaupteten, die betreffenden glatten Felsen und Trümmeranhäufungen hätten mit Gletschern nichts zu thun, — keiner ging jedoch ins Gebirge, um dort Gletscherspuren zu suchen, wo man sie in erster Linie und in größtem Maßstabe erwarten könnte.

Um diese Frage zu lösen, unternahm ich zwei Expeditionen nach den Australischen Alpen, und es gelang mir auch, ganz unzweideutige Spuren einer einstigen Vergletscherung dort aufzufinden.

Ehe ich jedoch auf die Resultate dieser Expeditionen eingehe, erscheint es mir aber wünschenswerth, einen Blick auf das gegenwärtige Klima dieses Gebirges zu werfen.

Die Australischen Alpen erstrecken sich von 37° 40′ bis 35° südl. Br. und liegen demnach in einer ähnlichen Breite wie die Sierra Nevada und der Elbrus auf der nördlichen Hemisphäre. Sie sind also dem Aequator um 10° näher als die europäischen Alpen.

An der benachbarten Küste ist es im allgemeinen in Australien kälter wie in entsprechender Breite in Europa. In Melbourne, südlich von den Australischen Alpen, beträgt die Mitteltemperatur des Jahres + 14,1°, während der Juli — der kälteste Monat — eine Mitteltemperatur von + 8,7° hat. Die in Melbourne bis jetzt beobachteten Maxima betrugen 44° im Schatten und 70° in der Sonne; das Minimum aber — 3°. Wenige Breitengrade nördlich, im Innern des Landes, ist es aber viel heißer, und dort wird nicht selten eine Temperatur von + 54° beobachtet.

Im Gebirge ist es natürlich viel kälter als an der Küste, und im Innern des Landes und so weit meine Beobachtungen reichen, nimmt die Temperatur mit der Höhe in den Australischen Alpen viel rascher ab, als in den europäischen. Es ist dies wohl auf die geringe Horizontalausdehnung der Australischen Alpen im Vergleich zu den europäischen zurückzuführen.

Schnee fällt im Gebirge sehr häufig und weit hinab bis in die tiefsten Thäler. Unter 1000 m bleibt der Schnee aber nicht lange liegen, während er in Höhen von 1000 bis 2000 m in der Regel zwei bis drei Monate lang andauert. Ueber 2000 m endlich trifft man an geeigneten Stellen zu jeder Jahreszeit, und auch im Hochsommer, Schnee an. Diese permanenten Schneefelder sind die Reste mächtiger Schneewehen, welche im Winter entstehen. Dieselben erscheinen als lange Bänder, sowie als Reihen von Flecken, welche der Kammlinie entlang ziehen und sich dicht unterhalb derselben halten. Man findet diese Schneefelder ausschließlich an den östlichen Hängen, woraus geschlossen werden kann, daß die vorherrschenden Winterwinde Westwinde sind.

Solche permanente Schneeflecken finden wir in den europäischen Alpen, speciell in den Ostalpen — die, wie erwähnt, 10° weiter vom Aequator ab liegen — erst in bedeutenderen Höhen, woraus deutlich hervorgeht, daß in

Digitized by Google

den Australischen Alpen weit mehr Schnee fällt und eine weit niedrigere Temperatur herrscht, als in entsprechenden Breiten in Europa. Im Vergleiche mit den europäischen Alpen wären also die Australischen heute einer — freilich gelinden — Glacialperiode ausgesetzt. Das Gleiche gilt bekanntlich auch für Neuseeland und Patagonien.

Obgleich es nun in den Australischen Alpen „ewigen" Schnee giebt, so kommt es doch nirgends zur Bildung von Gletschern, da die Spitzen keine genügende Höhe erreichen. Bekanntlich ist der höchste Berg Australiens — der von mir entdeckte Mount Townsend — bloß 2241 m hoch. Die Existenz der permanenten Schneefelder zeigt jedoch deutlich, daß eine verhältnißmäßig unbedeutende Erniedrigung der Temperatur und eine geringe Zunahme des Schneefalles hinreichen würden, um zur Bildung von Gletschern zu führen.

Welcher Art nun die Verhältnisse gewesen sein mögen, die es veranlaßten, daß in unserem Gebirge zu einer früheren Zeit Gletscher wirklich gebildet wurden, läßt sich nicht angeben; sicher ist es aber, daß der größere Theil der australischen Alpen und vielleicht auch der Mount Lofty in der Nähe von Adelaide seiner Zeit stark vergletschert waren.

Während meiner Expeditionen habe ich eine große Zahl von sogenannten „roches moutonnées" — vom Gletscher abgerundete Felsen — in den Hochthälern der Kosciusco-Gruppe, dem Central-Stock der Australischen Alpen, sowie auch eine wohl entwickelte Moräne im Mountain-Creekthale, nördlich vom Mount Pogong, aufgefunden.

Am besten entwickelt sind die Spuren einer einstigen Vereisung aber in dem höchsten Thale der Australischen Alpen, welches ich nach meinem Freunde Wilkinson benannt habe.

Das Wilkinson-Thal ist eine breite und flache Einsenkung, welche auf einer Strecke von mehreren Kilometern dem Hauptkamme der Australischen Alpen entlang zieht. In seinem Hintergrunde steht die scharfe Pyramide des Mueller's Peak, 2215 m hoch. Von dieser Spitze aus erstreckt sich das Thal in südlicher Richtung, liegt dann scharf nach Westen um und geht am Rande des Plateaus in eine steile und wilde Schlucht über, welche zu dem den Ostfuß des Kosciusco-Massivs bespülenden Murray-River hinabzieht. Im Südwesten wird unser Thal vom Mount Townsend und seinen Ausläufern abgeschlossen.

Ein mächtiger Bergrücken, welcher eine Reihe hoher Felsgipfel trägt, geht vom Mueller's Peak nach Süden ab. Dieser Kamm ist dem Hauptkamme parallel und bildet den westlichen Rand des oberen Wilkinson-Thales, welches demnach als eine breite und flache, von den höchsten Gipfeln der Australischen Alpen umrandete, nach Süden herabziehende Mulde erscheint. Der weite, fast ebene Boden dieser obersten Thalstufe liegt etwa 1850 m über dem Meere. Einzelne klare Bäche durchrieseln das Thal. Gras und Blumen prangen zwischen den kahlen Felsen — theils große von den Thalwänden herabgestürzte Granittrümmer, theils vorragende Partien des Grundgesteins. Die Hänge, welche das Thal umgeben, sind in den oberen Theilen durchaus felsig und steil. Nach unten hin nimmt die Neigung derselben allmählich ab. Schneefelder lieben zwischen den Felsen und zieren die dunkeln Hänge. Oben, dicht unter der Kammlinie, giebt es fast gar keine Vegetation. Von der Thalsohle ziehen Streifen und Bänder von Blumen und Alpengras empor zu den Kammlinien, die geröllreichen Lawinenstrie freilassend. Aus dieser Vegetation ragen nun vielerorts dieselben abgerundeten Felsen hervor, welche auch in der Thalsohle so auffallend sind.

Vom Gipfel des Mount Townsend aus gewinnt man einen deutlichen Einblick in dieses Hochthal und gewahrt, daß die abgerundeten Felshöcker — die „roches moutonnées" — bis zu einer bestimmten Höhe emporreichen und oberhalb einer scharf ausgesprochenen, den Hängen entlang ziehenden Linie vollkommen fehlen. Diese Linie liegt etwa 180 m über der Thalsohle.

Die „roches moutonnées", welche besonders an jener Bergkante deutlich ausgesprochen sind, die das Wilkinson-Thal zu dem scharfen Buge von Süd nach West zwingt, erscheinen den gleichnamigen Gebilden der europäischen Alpen vollkommen ähnlich, und es kann, nach meiner Anschauung, kein Zweifel darüber bestehen, daß hier wie dort diese Felshöcker durch die Wirkung eines mächtigen, fließenden Eisstromes zu ihrer gegenwärtigen Gestalt abgerundet worden sind.

Als ich dieses Thal durchquerte und untersuchte, noch mehr aber, als ich von den Gipfeln des Mueller's Peak und des Mount Townsend in dasselbe herabblickte, gewann ich die Ueberzeugung, daß dasselbe einmal von einem etwa 180 m dicken Gletscher ausgefüllt war (Vergl. die Abbildung S. 259).

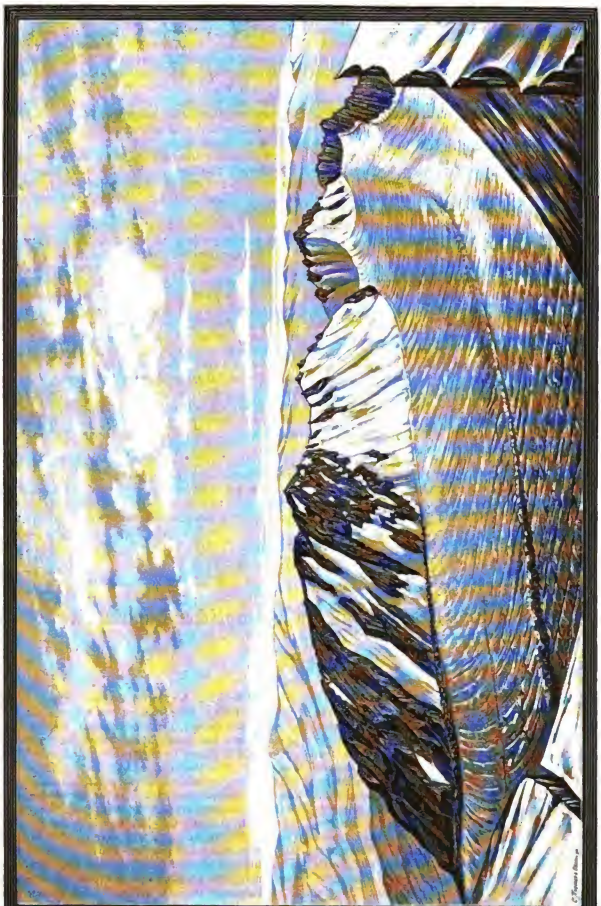
Auch in anderen Thälern des Kosciusco-Plateaus fand ich bei Gelegenheit meiner ersten Expedition deutliche Spuren einer einstigen Vergletscherung. Alle diese Spuren waren jedoch auf die höheren Regionen beschränkt, und ich sah in der Kosciusco-Gruppe keinen Gletscherschliff unter 1700 m.

In der Kosciusco-Gruppe hatte ich keine alten Moränen gefunden, und es machte mir im Allgemeinen den Eindruck, daß die vorhistorischen Gletscher dieses Gebirges nicht sehr weit herabgereicht haben.

Um nun festzustellen, wie weit herab sich die Gletscher ausgedehnt haben, unternahm ich im folgenden Jahre mit meinem Freunde James Stirling aus Duneo (Victoria) eine zweite Expedition und zwar nach dem Mount Pogong. Hier fanden mir neben vielen anderen Spuren einer einstigen Vergletscherung auch eine wohl ausgebildete alte Endmoräne im Thale des Mountain-Creek, am Nordfuße des Mount Pogong, in einer Seehöhe von kaum 1000 m, also 700 m tiefer als die untersten Gletscherschliffe am Kosciusco-Plateau. Der Mount Pogong liegt nicht im Hauptkamme der Australischen Alpen, sondern in einem jener, dem Hauptkamme parralleler Kämme im Westen. Dieser Kamm ist in seinem südlichen Theile sehr hoch und breit, und erscheint (Siehe meine Mittheilung über den Charakter der Australischen Alpen S. 1 ff.) im Süden als ein weit ausgedehntes und hohes Basaltplateau. Durch eine tiefe Einsenkung von diesem Plateau getrennt, erhebt sich im Norden der Mount Pogong, eine verhältnißmäßig schlanke und hohe Spitze. Nach Norden stürzt dieser Berg mit schönen und steilen Felswänden in das tief eingeschnittene Thal des Mountain-Creek ab. Die nördliche Fortsetzung des Pogongkammes umgreift dieses Thal im Osten, es steigt jedoch der nördliche Theil des Kammes nirgends zu beträchtlicherer Höhe an.

Das Gestein, aus welchem der Mount Pogong und die nördlichen und östlichen, das Mountain-Creekthal umschließenden Berge bestehen, ist metamorphischer Schiefer und Gneiß. Zahlreiche vulkanische Gänge, welche Porphyr und andere Felsarten führen, und von mehreren Punkten des Basaltplateaus im Süden auszustrahlen scheinen, durchsetzen aber den Berg. Härter und weniger verwitterbar als das übrige Gestein ragen diese Gänge als groteske Felsmauern, Coulissen und Klippen aus der steilen Felswand hervor, in welcher Mount Pogong nach Norden ins Mountain-Creekthal abfetzt. In diesem Thale nun, 8 km vom Thalschlusse entfernt, findet sich in einer Höhe von 900 bis 1000 m eine schöne halbmondförmige Moräne, welche das an dieser Stelle etwa 1 km breite, flache Thal

Digitized by Google



Der reconstruirte Wilkinson-Gletscher vom Mount Townsend gesehen.

Digitized by Google

völlig ausfüllt. Diese Moräne wird in der Mitte von dem Bache durchbrochen, und an den Böschungen gegen den Bach hin kann man leicht den Bau derselben erkennen. Hier ist die Moräne etwa 200 m breit und 35 m höher als das Bachbett.

Die Moräne besteht aus einem bunten Gemisch sehr verschiedener Gesteinsarten. Die vulkanischen Ganggesteine, welche an verschiedenen Orten der Thalhänge zu Tage stehen, sind mit Trümmern des metamorphischen Schiefers derart gemengt, daß es sogleich einleuchten muß, daß kein anderes Agens als ein Gletscher diesen Moränendamm hat aufbauen können.

Es ist somit sicher, daß der Mountain-Creek-Gletscher seiner Zeit bis zu einer Höhe von kaum 1000 m herabgereicht hat.

Von besonderem Interesse sind nun auch die von Herrn Brownie in einer Seehöhe von 600 m in der Nähe von Adelaide S. A. in der Mount-Lofty-Gruppe aufgefundenen Gletscherschliffe. Daß dort in der That Gletscherschliffe vorliegen, kann nicht bezweifelt werden; wie aber diese Schliffe gebildet wurden, das erscheint recht sehr fraglich. Das Gebirge ist unbedeutend, und ich denke, daß, wenn das Klima derart gewesen wäre, daß sich selbst dort in jenen niedrigen Bergen Gletscher gebildet hätten, die Eisspuren in den Australischen Alpen selbst viel mächtiger entwickelt sein würden, als sie sind. Freilich ist mein Freund Stirling nicht so bescheiden wie ich, und scheint geneigt zu sein, anzunehmen, daß die Gletscher der Australischen Alpen eine viel bedeutendere Ausdehnung besaßen, als ich ihnen zuschreiben möchte. Er geht so weit, die Depression des Omeo-Sees in Victoria als eine durch Eisgewalt ausgeschürfte Vertiefung anzusehen. Damit bin ich nun aber nicht einverstanden. Ich glaube, daß die Gletscher Australiens eine nicht sehr bedeutende Ausdehnung besessen haben, und ich halte es nicht für ganz unmöglich, daß die Gletscherschliffe und erratischen Blöcke in der Nähe von Adelaide von gestrandeten Eisbergen gebildet wurden.

Daß während der Australischen Eiszeit Eisberge vom Südpol her bis in die Nähe von Adelaide gelangten, ist höchst wahrscheinlich. Es bringt ja heutzutage in jener Gegend der dort anprallende Polarstrom das südliche Treibeis fast bis zum 42. Breitengrade. Freilich erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß sich das Land dort seit der Eiszeit um 600 m oder mehr gehoben hätte; da ich selbst jedoch die dortigen Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kenne, so kann ich kein Urtheil über die Frage abgeben.

Wie dem nun auch sei, so viel steht fest, daß die Australischen Alpen einst vergletschert waren, und daß Australien ebenso einer Eiszeit ausgesetzt gewesen ist, wie Europa und Nordamerika.

In Neuseeland und Patagonien sind ebenfalls deutliche Spuren einer prähistorischen Glacialzeit aufgefunden worden, und die Annahme scheint gerechtfertigt, daß die australische Eiszeit mit der neuseeländischen zeitlich zusammenfiel.

Die tertiäre Flora und die mächtigen Geröllablagerungen in den Flußthälern beweisen, daß es einst in Australien viel mehr Regen gegeben habe, wie heutzutage, und es ist wohl sicher, daß die australische Pluvialperiode mit der Vergletscherung der australischen Alpen Hand in Hand ging.

Wenn wir jedoch weiter fragen, ob die australische mit der europäischen Eiszeit isochron war oder nicht, und das ist ja gerade das wichtigste, dann kann ich leider keine Antwort geben, obwohl ich persönlich eher geneigt wäre, die letzte australisch-neuseeländische Eiszeit in eine spätere Periode zu verlegen, als die letzte europäische. Diese Frage läßt sich besser im Zusammenhange mit dem Studium der neuseeländischen Eiszeit, welche viel deutlichere Spuren zurückgelassen hat, als die australische, lösen. Mit der sicheren Lösung dieser Frage wären wir jedenfalls auch der Erklärung der Ursachen der Eiszeiten im allgemeinen viel näher gekommen.

Der Weg zur Erkenntniß der Wahrheit ist jedoch ein solcher, daß man nur langsam auf demselben vorwärts kommt, so daß man sich wohl mit dem geringen Fortschritt, den wir durch die Feststellung der Existenz einer Australischen Eiszeit gemacht haben, wird vorläufig begnügen müssen.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

VIII.

(Mit fünf Abbildungen.)

Es giebt nicht leicht einen außereuropäischen Erdraum, um dessen wissenschaftliche Erforschung sich Reisende von deutscher Zunge so hervorragende Verdienste erworben haben, wie um die Erforschung der südamerikanischen Anden. Ein Alexander von Humboldt eröffnet die stolze Reihe, ein Eduard Pöppig, ein Jakob von Tschudi, ein Hermann Karsten, ein Berthold Seemann, ein Hermann Burmeister, ein Rudolf Philippi, ein Alfred Stelzner, ein Wilhelm Reiß und Alfons Stübel folgen, und ein Paul Güßfeldt macht bis auf Weiteres den Schluß. Indem wir uns nach Führern über das gewaltige Hochgebirge umschauen, können wir also kaum in Verlegenheit gerathen, und insbesondere dürfen wir sicher sein, auch in kultur- und wirthschaftsgeographischer Rücksicht, die an dieser Stelle für uns maßgebend ist, bei diesen Männern reiche Belehrung zu finden.

Welche Bedeutung wir den Anden und ihren Vorketten in dieser Beziehung vor allen Dingen beizumessen haben, das haben wir bereits an den starken Strömen gesehen, die von ihnen herabfließen, sowie auch an dem dichteren und stattlicheren Pflanzenkleide, das ihr Vorland bedeckt. Man schaue da nur von Tucuman aus nach der Aconquija-Massivan, das sich in seinem Hauptgipfel beträchtlich über Montblanc-Höhe erhebt (5600 m), und das in Folge dessen einen dicken Mantel von Eis und Schnee trägt; oder man blicke von dem Oertchen Famatina auf den danach benannten Nevado de Famatina, der sein ewig weißes Haupt noch wesentlich höher trägt (6000 m); oder man steige im Geiste mit Paul Güßfeldt empor zu den Ketten der eigentlichen Anden, und man versuche mit ihm den Maipo (5913 m), den Cerro Negro der Ramada-Kette (6413 m), oder den höchsten aller Andengipfel, den Aconcagua (6970 m), zu erklimmen. Man wird dann erkennen, daß ein solches Gebirge nothwendigerweise einer der kräftigsten Kondensatoren atmosphärischer Feuchtigkeit sein muß. Die Schnee- und Glet-

Digitized by Google

schermassen, die an den genannten Riesenbergen lagern, sind sicherlich fähig, einen reichen Betrag von befruchtendem Naß thalwärts zu senden und für das Vorland zu einer Quelle des Segens zu werden. Freilich gewähren die Anden dadurch im Grunde genommen nur einen kleinen Bruchtheil von dem zurück, was sie in ihrer Eigenschaft als ungeheure Wettermauer den in Frage stehenden Landschaften entziehen. Sie verwehren es den Regenwinden, wenigstens für einen großen Theil des außertropischen Südamerika, darüber hinweg zu streichen, um so eine mehr oder minder vollkommene Wüste zu schaffen, und sie überstreuen viele Wüste dann vermittelst ihrer oberirdischen und unterirdischen Abflüsse kärglich genug mit Oasen. Die Hauptsache von dem, was wir um das Aconquija-Massiv herum erblicken, ist doch nur eine spärlich mit Gras, Dornengesträuch und Säulenkaktus bestandene Einöde (S. Abbildung 2), und herrliche Fruchtthäler, wie das „Valle de las Chacras“ bei Catamarca oder das Thal von Tucuman, haben immer nur eine sehr beschränkte Ausdehnung.

Betrachtet man die außertropischen Anden als ein in sich geschlossenes natürliches Produktionsgebiet, wie man es mit den europäischen Gebirgen zu thun gewöhnt ist, so muß einem dasselbe als ein Gebiet von äußerster Armseligkeit erscheinen. Beinahe die einzige namhafte Hilfsquelle, die in dem Gebirge fließt, liegt in dem Bergbau, und auch dieser Wirthschaftszweig hat in der rauhen, holz- und wasserarmen Gegend einen harten Kampf um seine Existenz zu bestehen. So weit Argentinien dabei in Frage kommt, so spielen die Metalle und Erze (kaum für $^2/_3$ Millionen Mark jährlich) unter dessen Ausfuhrartikeln eine sehr geringfügige Rolle, und nur dadurch, daß kapitalkräftige Gesellschaften den Minenbetrieb in die Hand nähmen und sich zu einem rationellen Tiefbau entschlossen — statt wie bisher Privateigenthümer mit beschränkten Mitteln — wäre hier eine erhebliche Steigerung der Erträge denkbar. Der Ausbau des Schienenstraßennetzes würde diesen Gesellschaften dabei natürlich in einem hohen Grade zu gute gehen. Viel günstiger liegen die Verhältnisse auf dem chilenischen Andenhange, und von dort exportirte man daher im Jahre 1885 außer für 100 Mill. Mark Salpeter auch für 45 Mill. Mark Kupfer und für 12 Mill. Mark Silber. Die aussichtsreichsten Erzgegenden liegen übrigens hier wie dort in den Vorketten des Gebirges, und sie stehen auch in den Anden allenthalben in sichtbarem Zusammenhange mit den vulkanischen Eruptionsherden und den großen Verwerfungszonen. In Argentinien finden sich die namhaftesten Minengegenden westlich von Cordoba, in der Sierra de Achala und Serranuela, die vorwiegend aus Gneiß bestehen; westlich und östlich von San Juan, in der Sierra de Tontal und der Sierra de la Huerta; westlich von Mendoza, in der Sierra del Paramillo; im Südwesten des Aconquija-Massivs; und der Sierra de Famatina. Bis jetzt ist man an diesen Orten erst bis zu einer Tiefe von 100 bis 200 m eingedrungen[1]).

Um die übrigen Wirthschaftszweige ist es in den Anden auf das Uebelste bestellt. Wir brauchen da eigentlich nur auf die prägnante Charakteristik des Gebirges durch Steizner

Aconquija-Massiv.

[1]) Vergl. hierzu Alfred Stelzner, Beiträge zur Geologie Argentiniens (Kassel 1885), S. 214 ff.

Digitized by Google

hinzuweisen: „Jene innige Verknüpfung und Durchdringung von todesstarren und schneebedeckten Felsenmassen, von duftigen Alpenweiden, lieblichen Seen und reichbesiedelten Thälern, die anderen Hochgebirgen einen so außerordentlichen Reiz verleiht, sucht man hier vergeblich: die Cordillere ist lediglich eine gigantische Mauer, die zwischen Chile und der Argentinischen Republik emporragt“ [1]). Damit ist eigentlich Alles gesagt. Kleine Weideplätze giebt es nur hier und da, wie etwa in dem „Valle hermoso“ oder an den Quellströmen des Rio Diamante der Patos-Cordillere, und auf diesen finden während einiger Monate im Jahre außer zahlreichen wilden Guanacos auch Heerden von Rindern und Maulthieren genügende Nahrung. Wo aber wäre wohl eine „Alpenwirthschaft“ von jenem Umfange und von jener Intensität möglich, wie wir sie in der Schweiz, in Tirol, im Algäu ꝛc. finden! Von Acker- und Gartenbau und von Nebenkultur kann natürlich gar keine Rede sein. Ueberall, wohin wir unser Auge richten, nackte, unersteigliche Wände aus Trachyt, Porphyr, Basaltlava, Sandstein und Kalkstein, steinbedeckte, kahle Flächen, die an die Sierra-Wüste Nordafrikas gemahnen, tief eingegrabene Schluchten (sogenannte Quebradas), in denen sich rechts und links ungeheure Schutthalden aufthürmen, Schnee- und Firnfelder, Gletschermassen und hohe Vulkankegel, die es auch dem kühnsten Alpinisten unter unbeschreiblichen Anstrengungen nicht zu erklimmen gelingen will, und darüber jahraus jahrein stand- oder schneebeladene eisige Winde und Stürme brausend, — inmitten einer solchen Natur hat der Mensch im allgemeinen keine bleibende Stätte. Auch selbst an der begangensten Straße, die von Argentinien nach Chile führt, — an dem berühmten Cumbre-Passe oder an dem Passe von Uspallata — sind die armseligen Hütten von Punta de las Vacas

Chilenisches Bauernhaus.

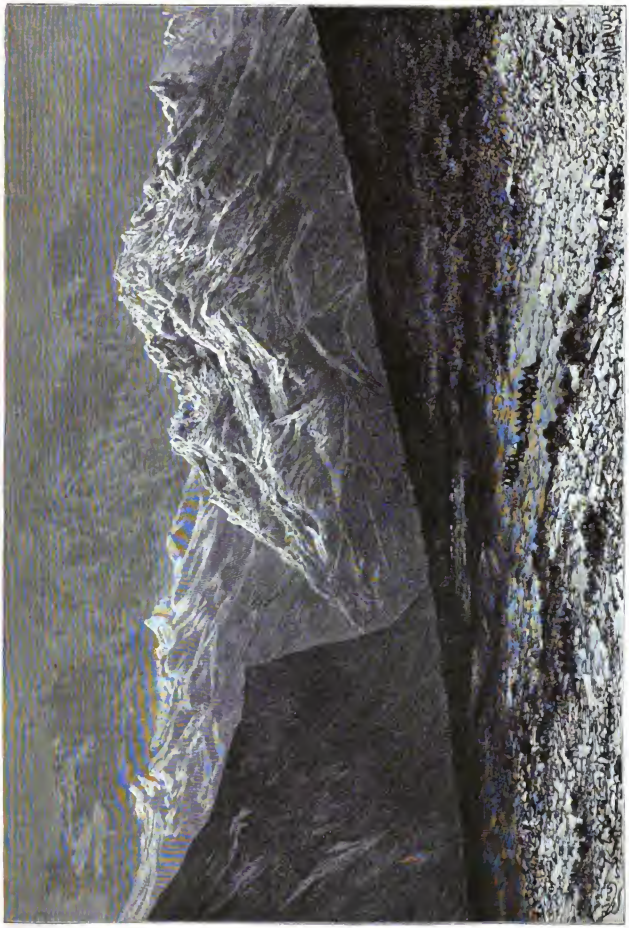
(in 2265 m Höhe), von Puente del Inca (2570 m) und von Juncal (2160 m) die einzigen dauernd bewohnten Punkte (S. Abbildung 3 u. 4).

Die Vegetation, die in den Spalten des Gesteins und auf dem Geröllboden noch Platz gefunden hat, beschränkt sich im wesentlichen auf den Quisco-Cactus (Cereus Quisco), auf dorniges Adesmiengesträuch (Adesmia sp., eine Papilionacee), auf eine Anzahl kleiner Kräuterlein, und auf büschelo- oder raupenförmig zusammenstehende Gräser [2]). Daß diese Gewächse desto mehr verkrüppeln, je höher man von Argentinien aus in dem Gebirge aufsteigt, versteht sich von selbst, und ebenso auch, daß der Pflanzenwuchs wieder ein desto reicherer und üppigerer wird, je weiter man in Chile wieder thalab gelangt. Schließlich betritt man in der unteren Andenregion des letztgenannten Landes auch wieder das Gebiet einer üppigen Monteevegetation, in der neben dem Quisco-Cactus die chilenische Cypresse (Libocedrus chilenois), der Litrestrauch (Litrinea caustica), der Maqui (Aristotelia Maqui), der Cardin (Puya coarctata), die Chilca (Baccharis sp.), der Quillaj (Quillaja saponaria) und der Pfirsichbaum die Charakterpflanzen bilden.

Hier sind die Thäler, welche künstlich bewässert werden können, auch wieder in einem hohen Grade kulturfähig, und wenn das hispano-chilenische Latifundienwesen nicht einen argen Hemmschuh der Entwickelung bildete, so läge hier vielleicht sogar ein dankbares Feld für deutsche Ackerbau-Kolonisten (S. Abbildung 2). Den Andenabhang nördlich von La Serena (32° nördl. Br.) nehmen wir natürlich

[1]) A. a. O., S. 5.
[2]) Vergl. Paul Güßfeldt, Reise in den Andes (Berlin 1888).

Digitized by Google



Die Ebene von Uspallata in den Andes. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

hierbei aus, dort breitet sich auch auf der chilenischen Seite eine Wüste aus, die der menschliche Fuß vollkommen meiden würde, wenn sich in ihr nicht die reichsten Salpeter- und Kupfergruben Chiles befänden (S. Abbildung 5).

Als Verkehrsschranke betrachtet sind die argentinisch-chilenischen Anden zwar viel stärker geschartet als die bolivianischen und peruanischen, — zum Theil sicherlich in Folge des reicheren Maßes von Niederschlägen, die sie empfangen — nichtsdestoweniger trennen sie das pacifische Gebiet aber von dem atlantischen eher in strengerer als in geringerer Weise; und es hat also allerdings einen geographischen Grund, wenn sich Bolivia und Peru, sowie auch Ecuador und Colombia quer über das ungeheure Gebirge hinweg erstrecken, während Argentinien und Chile durch dasselbe wie durch eine Mauer geschieden sind. Während die peruanischen Anden-Pässe, die wie der Paso de Piedra Parada (von Lima nach Tarma) oder der Alto de Toledo (von Arequipa nach Puno) nahezu Montblanc-Höhe erreichen, zu jeder Jahreszeit begangen werden können, so ist dies mit den argentinisch-chilenischen ohne ernstliche Lebensgefahr für Menschen und Thiere nur während weniger Sommermonate (November bis April) möglich. In den Wintermonaten wüthen auch in den Pässen so heftige Schneestürme, daß der Verkehr zwischen den beiden Ländern fast vollkommen aufhört. In dem Cumbre-Paß allein hält man dann noch mit Hilfe von Zufluchtshütten („Casuchas") eine Verbindung durch Postcouriere aufrecht, aber gar mancher der dazu benutzten Männer hat dabei sein Leben verloren. Nur vereinzelte muthige Reisende, wie Dr. Alfons Stübel, General von Bersen und Jakob von Tschudi haben den Uebergang über die argentinisch-chilenischen Anden im Winter gewagt. An den Bericht Tschudi's über seine Tour von Molinos (nordwestlich von Salta) nach Atacama mag hier erinnert werden[1]):

„Vom frühesten Morgen an heulte wüthend der Sturm von den mit ewigem Schnee bedeckten, uns rings umgebenden Cordillerahäuptern herunter und peitschte uns den scharfen, salzigen Sand entgegen. Unsere Gesichter waren wund und angeschwollen, als wären sie mit Brennesseln geschlagen; die Augen brannten, die Lippen schmerzten fast

Guarda Vieja, auf der chilenischen Seite des Cumbre-Passes.

unerträglich; Gaumen und Zunge waren dürr wie Holz, die Glieder erstarrten von dem eisigen Winde, die Respiration wurde immer beschwerlicher, die Brustbeklemmungen drückender."

„Der austrocknende Wind und die mit aufgewirbelten Salztheilen überladene Luft, die wir mit jedem Athemzuge einsogen, steigerte von Stunde zu Stunde den fürchterlichen Durst, der uns schon den ganzen Tag gepeinigt hatte. Ihn zu löschen war keine Möglichkeit. Auf viele Meilen im Umkreise war nicht die geringste Spur von Brennmaterial, um den Schnee, auf dem wir lagerten, zu schmelzen. Der Ochse gestattete auch kein Feuer." „In den Mund genommene Stücke Schnee vermehrten nur noch das Gefühl des Durstes und schmerzten heftig an den Lippen. Die Trinkhörner, die wir theils mit Wasser, theils mit Wein mitgenommen, waren durch die Kälte aufgerissen und ihr Inhalt schon seit ein paar Tagen ausgeronnen."

Außer dem Cumbre-Paß, der nach Güßfeldt bis zu einer Höhe von 3750 m — der angeführten Höhe des Großglockner — aufsteigt, kommen in der in Frage stehenden Gegend eigentlich nur noch der Paß von Pircas Negras (zwischen Catamarca und Copiapo, 4462 m), der Paß von Espinazito (zwischen San Juan und San Felipe, 4235 m) und der Portillo-Paß (zwischen Mendoza und San José de Chile, 4860 m) für den größeren Verkehr in Betracht. Ueber die anderen Pässe — den Portillo de las Bacas (östlich von La Serena), den Maipo-Paß, den Atravieso de la Leña sowie über die „Portillos" weiter im Süden werden in der guten Jahreszeit nur Rindviehherden getrieben — meist in der Richtung von Argentinien nach Chile, für dessen Konsum sie bestimmt sind. Noch weiter südlich entnehmen sich die Paßhöhe ebenso wie die Gipfelhöhe, zugleich wird das Klima daselbst aber auch unwirthlicher, und die Bergletscherung nimmt hier einen viel bedeutenderen Umfang an. Der Paß von Variloche (zwischen dem See von Nahuel Huapi und Puerto Montt) hat hier nur eine Höhe von 840 m. Auf der chilenischen Seite der Anden sind in dieser Gegend verschiedene Kolonisationsversuche von

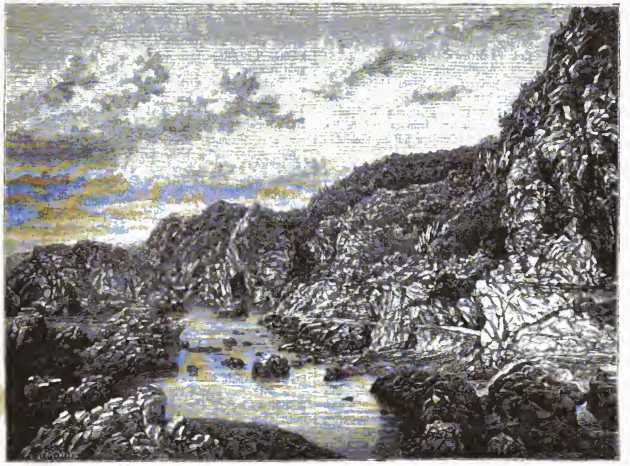
[1]) Jakob von Tschudi, Reisen durch Südamerika, Bd. 5, S. 67.

Digitized by Google

Deutschen, Schweizern, Italienern ꝛc. gemacht worden, die ohne Zweifel viel besser geglückt wären, wenn die chilenische Regierung den Kolonisten einen kräftigeren Schutz ihres Lebens und Eigenthums gewährte. Der Eisenbahnbau wird vielleicht auch hier allmählich dahin führen, daß der Arm der Gerechtigkeit bis zu denselben hin reicht.

Daß der Eisenbahnbau quer über die Anden — die Herstellung der viel besprochenen argentinischen Pacificbahn durch den Cumbre-Paß — eine vollkommene Revolution in den Verkehrsbeziehungen der beiden Nachbar-Republiken verursachen würde, bedarf keines weiteren Nachweises. Und unserer Ueberzeugung nach sind die davon zu erwartenden wirthschaftlichen Vortheile für Chile mindestens ebenso groß wie für Argentinien. Für das letztgenannte Land bedeutet ja die Bahn ein sehr erhebliches Nähergerücktwerden an die großen europäischen Metropolen, von denen aus doch im Grunde genommen die gesammte Weltwirthschafts- und Weltkultur-Bewegung gelenkt und geleitet wird. Die technischen Schwierigkeiten des Bahnbaues und Bahnbetriebes werden keine kleinen sein, immerhin wird das Dampfroß besser in der Lage sein, die Schrecken der Anden zu überwinden, als das Roß von Fleisch und Bein. Daß die Schienenstraße die Andenthäler alle in Gärten verwandeln wird, erwarten wir nicht.

Noch schwieriger als in transversaler Richtung ist die Bewegung in den Anden in longitudinaler Richtung, besonders weil das Gebirge außer von den an den genannten Pässen liegenden Querthälern auch noch von zahllosen anderen „Quebradas“ und „Cajones“ — welch letztere plötzlich an steilen Felswänden abbrechen — durchsetzt ist, und



Der Rio Loa in der Schlucht von Chiuchin.

weil die nordsüdlich streichenden Cordillerenzüge an vielen Orten durch Joche mit einander verbunden sind. Wir dürfen in dieser Beziehung auf die meisterhafte Charakteristik, die Paul Güßfeldt von dem Baue des Gebirges entwirft, verweisen. Ein paar Sätze aus seinem Buche, durch die die vorstehenden Ausführungen bekräftigt werden, und aus denen vor allen Dingen auch die Unbändigkeit der Anden-Natur hervorgeht, können wir uns nicht versagen, an dieser Stelle zu citiren. Sie lauten: „Immer und immer begegnet das Auge kastellartigen Bildungen: Mauern, aufgebaut aus aufgeschichteten Bänken. In diese sind senkrechte Streifen sehr deutlich eingegraben, wohl die Folge von Wasserwirkung, und oft macht eine solche Gebirgsmauer den Eindruck einer Orgel, deren Pfeifen durch horizontale und wenig geneigte Bänder zusammengehalten werden. Am Fuße der abschüssigen Mauern dehnen sich Geröllfelder aus, welche für die Anden ein ebenso kennzeichnendes, constant wiederkehrendes Element des Aufbaues sind wie die Schichtmauern. Von der Thalsohle aus zieht sich das Grün oft weit zu ihnen auf; allmählich erstirbt der grüne Schimmer, und dann bleibt nur noch das todte Gerölle. Oft wiederholen sich dieselben Elemente kaffeeförmig über einander, so daß die Wände hinter einander aufsteigen, getrennt durch Geröllhalden (S. 90).“

„Der abruptен Gestaltung der Thalgehänge entsprechen die Seitenthäler, welche in großer Zahl, namentlich auf der linken Seite, in das Cypressenthal ausmünden. Man bezeichnet sie richtiger als Schluchten denn als Seitenthäler; nur einige der unteren verdienen den letzteren Namen; dort markirt grüne Vegetation die Absätze der einzelnen Schichten.

Weiter oberhalb sieht man kaum etwas anderes, als seitliche Zerreißungen, todtenartige Bildungen oder hohle Felseylinder. In ihnen stürzt das Wasser des Gebirges oft mehr als 1000 Fuß ungebrochen in die Tiefe, löst sich in Staub auf, sammelt sich dann von neuem in einem Becken und durchgräbt den alten Lawinenrest, der ihm dem Weg zum Flusse wehren will (S. 91)." — „Zu einer unmittelbar empfundenen Mühsal wurde das Biwakiren erst dadurch, daß in den höheren Theilen des Chilenischen Gebirges die Atmosphäre fast immer bewegt ist, und daß der Wind nicht minder durch Heftigkeit, als das Kontinuirliche seines Wehens lästig wird (S. 112)."

Land und Leute des Theedistriktes von Kumaon.

Von E. Schröder.

(Schluß.)

Die Beschäftigung der meisten Eingeborenen von Kumaon ist der Ackerbau. Einige stehen im Dienste der Europäer als Diener des Hauses, als Hirten u. dergl., und eine größere Menge arbeitet in den Theepflanzungen als Arbeiter. In jedem Dorfe finden sich mehrere, die Hindi schreiben und lesen können, diese finden dann als Unterbeamte der Regierung oder als Schreiber in einer Pflanzung Anstellung. Eingeborene, die Englisch verstehen, kommen nur in den Stationen vor, und aus diesen rekrutiren sich die ländlichen Postbalter.

Die Landwirthschaft, welche die Pahari treiben, ist so primitiv, daß unter einem weniger günstigen Himmel die Leute verhungern würden. Sie ernten fast nur das Nothwendigste. Ist einstehet denn auch Theuerung, wenn einmal Alles verhagelt ist.

Die Hauptfrucht ist der Weizen und nächst diesem der Reis, außerdem werden aber auch noch einige andere Getreidearten, Gerste, Mandua, Bhatt, die zum Theil in Deutschland unbekannt sind, sowie Zuckerrohr, Senf und Hanf gebaut. Der Reis ist je nach der Bodenbeschaffenheit, sowie nach der Art und Weise des Anbaues von verschiedener Güte. Die beste Sorte wächst in den Erweiterungen der Flußthäler, wo die Bewohner wegen des starken Gefälles der Flüsse leicht Bewässerungsanlagen herstellen können. Das Zuckerrohr, welches hier gebaut wird, wird von den Eingeborenen theils roh gekaut, theils wird daraus auf die einfachste Weise eine schmutzige zuckerige Masse extrahirt, die an Ort und Stelle konsumirt wird. Zum Export bleibt nichts übrig, und auch der Zuckerbedarf der Europäer wird von einigen größeren Werken der Ebene geliefert.

Der Senf wird zum Zwecke der Oelbereitung gepflanzt. Zu dieser benutzen die Eingeborenen eine sehr primitive Mühle: ein größerer Stein wird mit einem nach unten sich verengenden Loche versehen, in dieses Loch wird ein passender Baumstamm gesteckt, und dieser vermittelst eines Hebels in dem Loche herumgedreht. Das Oel fließt unten ab, und der Rest wird in Oelkuchen gepreßt. Das Oel wird zum Einreiben des Körpers gebraucht, und zu diesem Zwecke auf den alljährlich stattfindenden Märkten auch nach der Ebene verkauft.

Nicht viel complicirter als diese Oelmühlen sind die Kornmühlen, die hier im Gebrauche sind.

Das Korn wird nicht mit Sensen, sondern mit der Sichel geschnitten, und zwar werden nur die Aehren abgeschnitten, alles Stroh aber wird untergepflügt. Eigentlich kann von Unterpflügen übrigens nicht die Rede sein, denn der Pflug, der an Einfachheit Robinson Crusoe's Machwerk noch übertrifft, reißt den Boden nur etwa bis zu einer Tiefe von drei Zoll auf. Die Hindu gehören in diesen wie in anderen Dingen zu den konservativsten Völkern der Welt. Die indische Regierung hat Musterwirthschaften eingerichtet, Pflüge neuester Konstruktion ausgeliehen, aber Alles ist vergebens. Der Hindu kann sich von dem Pfluge seiner Väter nicht trennen.

Das Dreschen wird unmittelbar nach der Ernte im Freien auf einem passenden Stückchen Erde vorgenommen. Dazu bedienen sich die Pahari eines langen Stockes, und als Reinigungsmaschine dient eine Decke. Dieselbe wird von zwei Personen geschwenkt und dadurch ein Luftzug erregt, während eine dritte Person das Korn in dünnem Strahl aus der Höhe herabfallen läßt.

Kartoffeln werden hier selten angebaut, weil sie erst während der Regenzeit zur Reife gelangen und außerdem den Stachelschweinen eine willkommene Nahrung sind. Der Anbau des Kaffee beginnt erst im Tarai, und auch Tabak wird selten gepflanzt.

Die tiefer gelegenen Thäler bringen die bekannten Südfrüchte — Citronen, Orangen, Bananen, Feigen, Mango, Granatäpfel — hervor, und in den höheren Theilen gedeihen alle Obstsorten Deutschlands vorzüglich. Auch die Dattelpalme und der Zimmtbaum sind mit Erfolg angepflanzt worden.

Alle reicheren Pahari halten Rinder-, Büffel- und Ziegenheerden. Diese Heerden nähren sich aber einzig und allein von dem, was sie auf der Weide finden. Da nun das Gras im Winter und vor der Regenzeit durchaus nicht reichlich ist, so sterben in dieser Zeit oft Thiere vor Hunger. Das Vieh wird nur wegen der Milch gehalten. Dieselbe wird in Butter, letztere aber durch Erwärmen und späteres Erkaltenlassen in sogenannten „Ghi" verwandelt, welcher einen Haupttheil der Nahrung der Pahari ausmacht.

Die Eingeborenen nehmen täglich nur zwei Mahlzeiten zu sich, eine am Morgen und eine am Abend. Die Kulis in den Theegärten gehen in der warmen Jahreszeit hungrig an die Arbeit und haben dann von 11 bis 1 Uhr eine Pause zum Essen.

Bei jeder Mahlzeit entkleiden sie sich bis auf den Schurz um die Lenden, und waschen sich Gesicht, Hände und Füße.

Arbeiter der Pflanzungen, deren Frauen weit weg in den umliegenden Dörfern wohnen, bereiten ihre Speisen selbst, und Lastträger tragen auf ihren Wanderungen immer eine Anzahl Kochgeräthe nebst Mehl und Reis mit sich.

Die Speisen bestehen hauptsächlich in einer Art runder Kuchen aus Wasser und Mehl, von denen sie bei jeder Mahlzeit eine unglaubliche Menge verschlingen. Außerdem wird namentlich Reis gegessen, bei außergewöhnlichen Gelegenheiten auch wohl Ziegenfleisch. Das letztere wird entweder gebraten (von den niederen Kasten allgemein mit Haut und Haar), oder gekocht und mit einer stark gepfefferten Brühe sowie mit Reis als sogenanntes „Curry" verzehrt. Als Messer, Gabel und Löffel dient die Hand, und dabei werden

Digitized by Google

die Speisen nicht in den Mund gesteckt, sondern mit großer Fertigkeit hineingeworfen.

Unter den Genußmitteln nimmt der Tabak den ersten Platz ein, und auf allen Wanderungen tragen die Eingeborenen die „Huka“, eine Wasserpfeife, mit einer Kokosnußschale als Wasserbehälter, bei sich. Jedoch rauchen sie während des Gehens fast nie. Von Zeit zu Zeit, besonders bei Begegnungen mit Bekannten, setzen sie sich aber im Kreise mitten auf dem Wege nieder und lassen die Huka wie die Friedenspfeife der Indianer herumgehen. Frauen und Männer rauchen dabei ohne Unterschied aus derselben Pfeife. — Stark verbreitet ist auch das Rauchen von Bhang (Hanf), was eine betäubende und für die geistigen Fähigkeiten des Rauchers sehr nachtheilige Wirkung ausübt. — Da die Pahari bei der Arbeit nicht rauchen können, so nehmen sie gewöhnlich etwas gebrannten Kalk, wovon sie immer eine kleine Quantität bei sich führen, wie Kautabak in den Mund.

Geistige Getränke sind fast ganz unbekannt. Das einzige alkoholische Getränk, welches unter den Pahari vorkommt, wird aus Reis bereitet, wird aber selten getrunken.

Die Lebensweise der Eingeborenen ist naturgemäß sehr einförmig, und die einzige Abwechslung bilden in der kühlen Jahreszeit die Hochzeiten und vor Allem die Märkte.

Sogenannte Märkte giebt es sehr viele in den Monaten Februar, März, April, jedoch sind nur wenige darunter, bei denen ein nennenswerther Umsatz erzielt wird.

Da einem solchen Markte jedesmal ein religiöses Fest zu Grunde liegt und derselbe immer in der Nähe eines Tempels abgehalten wird, so hat man hierbei aber die beste Gelegenheit, die Gemüthsart und die religiösen Sitten der Eingeborenen zu studiren.

Der größte Markt im Distrikte wird in Bagheswar, einem größeren Dorfe am Zusammenflusse zweier Bergströme, die als besonders heilig gelten, abgehalten. Daselbst sieht man denn außer den Bhutia und Pahari auch noch andere Stämme vertreten. Die Dhamia und Hunnia sind zwei derselben. Dieselben kommen aus Tibet herab, meist um die Felle ihrer langhaarigen Ziegen zu verkaufen. Sie sind zum Theil in solche Ziegenfelle gekleidet, mit Mokassins an den Füßen. Die Hunnia sind ein Stamm, bei welchen sich auch noch Polyandrie vorfindet, indem eine Frau zugleich drei oder vier Männer (gewöhnlich Brüder) heirathet. Die Idiome aller dieser Bergvölker sind natürlich verschieden, als Umgangssprache dient ihnen aber, wie in ganz Indien, das Hindostanisch.

Da der angegebene Markt nur einmal im Jahre, im Monat Januar abgehalten wird, so besucht ihn jeder Eingeborene des Distrikts, der irgend von Hause abkommen kann.

Mit lumpigen Bündeln auf dem Kopfe, mit rothen und gelben Decken um die Schultern, mit Säcken und Töpfen und Pfannen auf dem Rücken, zum Theil gebeugt unter Bambusstäben, an deren beiden Enden schwere Körbe mit Früchten oder kupferne Gefäße mit Oel hängen, mit Kindern und verwahrlosten Hunden, müde und schmutzig, so zieht sich die vielfarbige Menge gleich einer Linie wandernder Ameisen auf den gewundenen Pfaden nach dem Orte hinunter, wo die beiden Flüsse zusammentreffen. Am dichtesten ist sie aber auf den beiden Hängebrücken, den besten Zeugen von dem Eindringen europäischer Civilisation. Hier und da zwischen den Felsblöcken am Ufer lodern Feuer. Da haben sich Bekannte im Kreise gelagert, um ihr einfaches Mahl von Mehlkuchen zu verzehren. Ein Mann schöpft mit einem Gefäß von Messing aus dem heiligen Flusse Wasser. Alle trinken davon. Dann wickeln sie die Reste des Mehles wieder ein, rauchen eine Weile stillschweigend; dann mit einem plötzlichen Ausbruch vielstimmigen Schwatzens stehen sie auf, nehmen ihre Bündel zur Hand und verlieren sich in der Menge. An anderen Plätzen sind Reihen von Strohhütten errichtet, wo die Kaufleute, meist Mohammedaner, ihre Waaren zur Schau ausstellen. Ueberall sieht man Bettler, Hausierer und Geldwechsler sitzen. Hier sitzt ein traurig aussehender Individuum hinter mehreren kleinen Haufen Kupfermünzen. Neben ihm kauert geduldig ein häßlicher Krüppel, indem er die mißgestalteten Hände vorstreckt, anscheinend unbekümmert, ob der vorbeigehende Bauer ihm eine Münze oder einen Fingerhut voll Reis oder nichts giebt. Ihm beizustehen ist ein religiöses Vorrecht, deshalb sind jeder, der Lust hat, bedienen kann. Aber mit der Annäherung eines „Sahib“ (Herrn, Europäers) verändert sich seine Weise vollständig. An Gemüthher des Westens muß man mit Methoden des Westens appelliren. Er krümmt sich also und verdreht seine Glieder, murmelt und streckt eine bittende Hand aus, wohl wissend, daß die Freigebigkeit eines Europäers ihn auf die Dauer einer Woche reich machen kann. Neben ihm sitzt am Wege ein Fakir von keiner besonderen Heiligkeit, aber reichlich mit Schmutz und Asche beschmiert. Dieser starrt ohne Bewegung auf die Menge, ohne den Europäer besonders zu beachten, und indem er endlose Gebete murmelt. Er weiß, daß kein Europäer ihm etwas geben wird und wartet deswegen ruhig ab, was sein beschmierter Körper ihm bei der Frömmigkeit des Pilgers einbringen wird. Diejenigen, welche wissen, wie viele Fakire von viel größerer Heiligkeit in den Strohhütten anzutreffen sind, geben diesem halben Betrüger draußen am Wege nichts. Derselbe rechnet auf die Unwissenheit und hat sich nicht verrechnet, denn neben ihm sitzt ein Kornhändler, und viele, die eine Hand voll kaufen, werfen auch dem Fakir ein paar Körner zu.

Zwischen den Reihen von Strohhütten schiebt sich die Menge nach einer Einzäunung auf einem freien Platze, wo Hunderte, vielleicht Tausende von Männern und Frauen, alt und jung, sich ihre Köpfe so blank wie Billardbälle rasieren lassen. Es kann kein gewöhnlicher religiöser Trieb sein, der ein junges Mädchen dazu bringt, den Stolz einer Frau, ihr langes Haar, freiwillig preiszugeben und mit kahlem Kopfe zu ihren Freunden zurückzukehren. Außerdem muß die Operation, wenn nicht schmerzhaft, jedenfalls unangenehm sein. Beobachten wir eine Familie von einem halben Dutzend etwas näher. Sie sind am Morgen viele Meilen gewandert, haben noch nichts gegessen, haben einige Almosen ausgetheilt, haben sich die in den Hütten ausgebreiteten Schätze angesehen und sitzen nun sammt dem Hunde innerhalb der Umzäunung, während der Vater von dem Preise noch etwas abzuhandeln sucht. Der Preis kann jedenfalls nicht hoch sein, denn der gebotene Luxus ist nicht groß. Der Sandboden als Sitz, etwas kaltes Wasser aus dem Flusse zur Befeuchtung des Schädels, und einer nach dem anderen beugen sie geduldig dem Barbier den Kopf hin. Der Barbier ist weder ungeschickt noch langsam. Er faßt den Kopf des jüngsten Mädchens, deren dicke Locken das Glück einer Bühnenheldin machen würden. Mit zwei Fingern macht er Platz für das Messer und dann fallen die Locken eine nach der anderen wie Korn vor der Sense; der bloße graue Schädel tritt immer weiter hervor, und nach zwei Minuten hebt das junge Mädchen den Kopf empor, der nun glatt ist wie ein eben gelegtes Ei und bedeckt ihn mit ihrem baumwollenen Tuche vor dem scharfen Winde, der über den Fluß herüberstreicht. Wenn sie alle rasiert sind, erhebt sich die Familie zitternd und wandert zurück nach dem entgegengesetzten Ende der Budenreihe. Hier entkleiden sie sich bis auf einige Lumpen und steigen langsam in den heiligen Fluß, baden und kommen blau vor Kälte wieder heraus. Dieses Bades wegen hauptsächlich sind sie die vielen Meilen gewandert, und nun sieht es ihnen frei, sich anzusehen.

Digitized by Google

Auf allen Seiten sind Bänke und Brettergerüste, dichtgedrängt voll von Pilgern, Fakiren von verschiedener Heiligkeit, und Priestern, die laut in heiligen Büchern lesen. Bei einem der letzteren bleiben die Familienmitglieder stehen, und unter der Anleitung des Gehilfen des Priesters vollziehen sie mysteriöse Gebräuche. In einem Kreise um einen heiligen Stein herum sind eine Reihe von irdenen Gefäßen, jedes mit einer ausgelöschten Lampe aufgestellt. Der Boden ist mit Flittergold bestreut. Eine Vase, einige Mangoblätter, eine Schüssel mit Reis, ein Päckchen Anilinfarbe, sowie eine gelbe Substanz, die wie Curry-Pulver aussieht, vervollständigen die zu den heiligen Handlungen nöthige Einrichtung. Jeder Andächtige nimmt nun in regelmäßiger Reihenfolge einige Körner Reis, eine Prise Anilinfarbe, eine Prise Curry-Pulver und aus der Vase ein paar Tropfen Wasser auf ein Mangoblatt und vertheilt dies verehrungsvoll im Kreise herum, eine Portion für den Stein in der Mitte, und eine in jedes der irdenen Gefäße; dann bezahlt der Fromme seine Kupfermünze und geht geheiligt von dannen, während ein anderer an seine Stelle tritt. Dies ist jedoch nur einer der vielen Anbetungsorte. Ueberall in der Nähe sieht man Götterbilder. Da giebt es Götzen von Thon und vielhändige Götzen von Messing, dicke Götzen aus Marmor, häßliche Götzen mit prächtigen Kleidern, eiförmige Götzen mit schwarzen Augen, Götzen mit Thierköpfen und Götzen mit Thierschwänzen, blaue Götzen und gelbe Götzen, Götzen in Sammt- und Götzen in Baumwollenkleidern. Ein Göze besitzt ein paar Muscheln, einer erfreut sich eines messingenen Gefäßes, ein dritter hat um den Hals eine Kette von hölzernen Perlen. Aber alle diese Götzen sind heilig, und vor jedem sammelt sich ein kleiner Haufen von Kupfermünzen an.

Aber dort, wo jener Kreis von Eingeborenen auf der Erde kauert, ist die Hauptanziehung für die Frommen. In einem halbkreisförmigen Raume, von einer Mauer von Brennholz umgeben, treibt ein schlauer Fakir, weder abschreckend, noch besonders verehrungswürdig aussehend, einen schwunghaften Handel. Er verkauft kleine Mengen des Sandes, auf welchem er angeblich in der vergangenen Nacht geschlafen hat. Als Preis gilt eine Kupfermünze, eine Frucht, etwas Gemüse, eine Hand voll Reis, ein Stück Brennholz, überhaupt irgend etwas, was der Fromme zu geben Lust hat. Dieser Fakir hat seit vielen Jahren alle Märkte besucht und genießt eines sehr großen Ansehens. Die Hausen von Sachen aller Art um ihn herum werden immer größer, zum unbeschreiblichen Neide seines Nachbars, eines äußerst häßlichen Fakirs, der von oben bis unten mit Schmutz, Asche und Farbe bedeckt ist, dem aber fast kein einziger Pilger etwas zuwendet. Zwei Kupfermünzen und eine Frucht, die ausfiehl, als ob sie einem Magenweh vorzubeugen würde, scheinen seine ganze Tageseinnahme auszumachen. Er verdient in einer Woche weniger als sein Nachbar nebenan in fünf Minuten. Auch die erwähnte Pilgerfamilie bekümmert sich nicht um ihn. Sie wandert noch eine Weile ziellos herum; der Vater kauft einen Wasserbehälter für seine Pfeife, die Mutter ein Stück gelbes Baumwollenzeug, der Sohn einen bemalten Thongötzen, die Töchter nichts, und der Hund stiehlt eine alte Schuhsohle. Dann treten sie ihre Rückwanderung von vielleicht 50 englischen Meilen wieder an. Dort auf jenem Hügel, hinter welchem der Weg verschwindet, werfen sie einen letzten Blick auf die bewegte Scene, machen dem heiligen Flusse ein Selam, und mit leeren Taschen und kahlen Köpfen, mit Flaschen voll heiligen Wassers sowie mit beruhigtem Gewissen verschwinden sie, zuletzt von allen der Hund.

Außer diesen Wanderungen nach den Märkten im Distrikt unternehmen reichere Hindu auch wohl Pilgerfahrten nach Hardwar und Badrinath. Die Pilger unternehmen diese Fahrten aber nicht etwa, um sich damit Erlaß der Sünden zu verdienen; Genesung von einer Krankheit zu suchen, langes Leben, Glück, die Geburt eines Sohnes zu erbitten, die Erfüllung eines Gelübdes oder auch nur eine unbestimmte Idee, ein verdienstvolles Werk zu vollbringen, das sind die Gründe, die den Hindu solche Wallfahrten unternehmen lassen. Auf solchen Reisen nächtigen die Eingeborenen nöthigenfalls im Freien, in den meisten Fällen jedoch in Rasthäusern (Dharmsala). Dies sind einstöckige, vollständig aus Stein aufgeführte Gebäude, welche die Regierung fast an allen Wegen in Entfernungen von durchschnittlich 20 Meilen errichtet hat. Dieselben sind in zelleuartige Räume ohne Fenster, nur mit einer unverschließbaren Thüröffnung versehen, abgetheilt. Zur Zeit der Pilgerfahrten sind nun diese Räume von Personen jeden Geschlechts und jeden Alters dicht gefüllt. Dabei wird natürlich die Sache der Sittlichkeit nicht gefördert. Freilich kann es mit dieser Sache kaum schlimmer werden als es schon ist; denn die Prostitution ist so allgemein verbreitet, daß dieselbe in ganzen Dörfern niederer Kaste als legitimer Erwerbszweig betrachtet wird. Sogar geschlechtlicher Verkehr zwischen Gliedern derselben Familie ist unter den niedrigen Kasten nicht sehr ungewöhnlich. Deswegen ist es auch nicht zu verwundern, daß die abscheulichsten Schimpfwörter, welche einen darauf bezüglichen Vorwurf enthalten, fast bei jeder Gelegenheit angewendet werden. Daß unter solchen Umständen auch den gebildeteren Brahminen aller Sinn für höhere Interessen abgeht, kann nicht auffällig erscheinen. Habsucht, Sinnlichkeit, Aberglaube, Kriecherei und Hinterlist, das sind die Hauptcharakterzüge der Hindu, mit denen ich hier in Berührung gekommen bin.

Ein gute Eigenschaft ist ihre Friedensliebe, und in Folge dessen ist auch die Verwaltung des Landes einfach und leicht.

Die Pahari fassen schon vor 1815 unter der Herrschaft der eingeborenen Rajah nicht als Freisassen auf ihren Grundstücken, sondern als Pächter. Diese Verhältnisse haben sich unter der englischen Regierung fast gar nicht geändert. Nur die ansässigen Europäer sind meist im freien Besitz ihres Landes. Die Eingeborenen bezahlen noch jetzt eine gewisse jährliche Pacht an die indische Regierung. In längeren Zwischenräumen wird ein assessment (eine Abschätzung des Bodenwerthes) vorgenommen und danach der Pachtkontrakt erneuert. Die letzte Abschätzung hat um 1870 hier stattgefunden. In den Pachtkontrakt ist die Bedingung aufgenommen, daß die Bauern für jeden reisenden Europäer oder sonstigen „Sahib" auf eine gewisse Entfernung Dienste als Lastträger leisten, auch auf Verlangen Lebensmittel zum jeweiligen Marktpreise liefern müssen. Es steht den Eingeborenen zwar frei, durch einmalige Zahlung der 25fachen Pacht in pachtfreien Besitz des Landes zu gelangen, jedoch machen dieselben von dieser Gelegenheit niemals Gebrauch.

Zur Einsammlung der Pacht, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Einleitung von Untersuchungen bei vorkommenden Gesetzesübertretungen und Unglücksfällen steht über gewissen Distrikten von 8 bis 10 Dörfern ein Patwari (ländlicher Polizeibeamter). Derselbe ist aus der Kaste der Brahminen, trägt jedoch weder Uniform noch Waffe. Zur Einflößung von Respekt bedient er sich eines tüchtigen Knotenstockes, von dem er häufig Gebrauch macht. Von höheren Beamten wird der Distrikt selten bereist. Jedoch ist dem Assistant Commissioner (etwa unserem Landrath entsprechend), dem Sanitary Commissioner (dem die Sorge für Reinlichhaltung der Dörfer und Verhinderung der Krankheiten obliegt) und dem Executive Engineer (welcher für Unterhaltung der Wege, Brücken und Rasthäuser zu

Digitized by Google

sorgen hat) vorgeschrieben, einen Theil des Distriktes während der kühlen Jahreszeit zu besuchen.

In fast jedem Distrikt eines Patwari befindet sich eine sogenannte Schule, in der es ähnlich zugeht, wie in der bekannten Judenschule. Der Lehrer (Pundit) ist ein Brahmine. Die Kinder lernen Hindi schreiben und lesen und ein wenig Zählen. Nur wenige Knaben der höheren Kasten besuchen diese Schulen. Für den Unterricht der Mädchen ist durch nichts gesorgt. Hin und wieder giebt es nur eine Mädchenschule, die von amerikanischen Missionären unterhalten wird. Freilich liegt es auch im Interesse der Brahminen, ein Fortschreiten der Bildung unter der weiblichen Bevölkerung zu verhindern. Die Früchte der Missionärschulen in der Ebene haben sich erst kürzlich deutlich gezeigt, als ein Mädchen, die fließend englisch sprechen gelernt hatte, sich weigerte, dem ihr in der Kindheit angetrauten Ehemann in sein Haus zu folgen. Der Fall hat die Gerichtshöfe beschäftigt und in Indien und England das größte Aufsehen erregt, da die englischen Gerichtshöfe nach bestehendem Rechte dem ungeliebten Ehemanne „restitution of conjugal rights“ zusprechen mußten.

Das Verhältniß der Eingeborenen zu den Europäern ist das der größten Unterwürfigkeit. Alle Europäer und auf europäische Weise Gekleideten — auch Kinder — werden „Sahib“ (Herr) genannt, und bei der Anrede gebrauchen die Eingeborenen fortwährend schmeichelnde Ausdrücke wie „Beschützer der Armen“ u. s. w.

Nur Aufseher der Theeplantagen und ähnliche höher stehende Pahari betreten zuweilen das Haus von Europäern, und auch sie lassen auf jeden Fall ihre Schuhe vor der Thür. Der Gruß ist das übliche „Selam“, wobei die rechte Hand oder auch beide Hände vor das Gesicht gebracht werden. — Dabei sei erwähnt, daß die Hindu dieses „Selam“ wohl bisweilen gegenüber Mohammedanern gebrauchen, niemals aber unter sich. Je nach der Kaste — ob Brahmine, Rajput oder niedere Kaste — ist der Gruß verschieden. Das „Selam“ dient auch zugleich als Ausdruck des Dankes.

Die Europäer, die im Distrikt sich niedergelassen haben, sind nur zum allerkleinsten Theil Pflanzer. Die meisten sind Verwaltungsbeamte und Officiere der in den größeren Orten stationirten Regimenter von eingeborenen Truppen.

Wie in den meisten Bergdistrikten am Himalaya giebt es auch in Kumaon auf den ersten Vorbergen, die gleich vom Tarai zu großer Höhe aufsteigen, eine Sommerfrische, nach welcher beim Beginn der heißen Jahreszeit Alle pilgern, die sich dieses Vergnügen erlauben können. Hier giebt es denn auch europäische Gewerbetreibende aller Art. Der ganze innere Theil des Distrikts bleibt dagegen den meisten Europäern „terra incognita“.

Daß sich noch nicht mehr Europäer im Innern als Pflanzer niedergelassen haben, liegt zum größten Theil an der erschwerten Kommunikation und der damit verbundenen Abgeschlossenheit. Noch bis vor zwei Jahren war unsere nächste Eisenbahnstation Bareilly jenseits des Tarai, von der Theepflanzung, auf der ich dies schreibe, fast 200 englische Meilen entfernt. Die Reise wurde deswegen im sogenannten „Dak Gharri“, einem elenden Postkarren ohne Federn, begonnen. Derselbe brachte den Reisenden bis an den Fuß der Berge, von wo aus die Reise zu Pferde oder in einer Sänfte fortgesetzt wurde. Zur Erschließung des Distriktes hat die vor zwei Jahren eröffnete, bis an den Fuß des Himalaya fahrende Zweigbahn einen guten Anfang gemacht, denn dieselbe erspart dem Reisenden die langwierige Fahrt durch 70 Meilen des fieberschwangeren Tarai. Zwei Kunststraßen verbinden die größeren Orte mit der Eisenbahn. Diese Straßen werden jedoch nur von den Lastkarren der Eingeborenen benutzt. Alle übrigen Wege sind Saumpfade, die nur an wenigen günstigen Stellen mehr als drei Fuß breit sind. Dieselben führen oft an den steilsten Abhängen entlang und werden in der Regenzeit nicht selten durch Erdstürze versperrt. Als Beförderungsmittel für Waaren dienen Maulthiere und wenige Pferde, sowie Kulis. Die Europäer bedienen sich meistens der kräftigen, äußerst sicher auftretenden Pferde, die von dem erwähnten Gebirgsvolk der Bhutia gezüchtet werden, zur Reise.

Bei der so sehr erschwerten Verbindung mit den größeren Orten ist ein häufiger Verkehr mit anderen Europäern ausgeschlossen, und dem Pflanzer verbleibt fast als einzige Erholung die Jagd. Dazu ist aber überall vorzügliche Gelegenheit, denn Wild ist in großer Menge vorhanden. Dasselbe setzt sich zusammen aus Bären, Wölfen, Leoparden, wilden Hunden, Luchsen, Schakalen, Riesenschafen (Ovis Ammon), Tibetantilopen (Kemas Hodgsonii), Moschusthieren, einer Rehart („barking deer“, „Kakur“), Gurrel (Nemorhedus Goral), Samber (Rusa Aristotelis), mehreren Fasanenarten, Rebhühnerarten, Adlern und anderen Raubvögeln. Unter den Fasanen zeichnen sich durch prächtiges Gefieder besonders aus: der Manal (Impeyana), der Polyplectron (gewöhnlich fälschlich Argus genannt) und der Cockfasan. Durch die Abgeschlossenheit von größeren Stationen ist der Pflanzer gezwungen, zur Versorgung des Tisches Vieh und Geflügel aller Art zu halten, für vorkommende Fälle Medicinen im Hause zu haben u. dergl.

Die Theepflanzungen liegen nicht alle in gleicher Höhe, sondern ihre Erhebung variirt zwischen 7500 und 2500 Fuß. Die beste Lage für eine Pflanzung, wo große Quantitäten erzielt werden sollen, ist in den heißen Thalesseln. Dagegen verbessert sich der Geschmack des Thees mit der Erhebung der Pflanzungen über dem Meeresspiegel. Für das Bewirthschaften mehrerer Pflanzungen ist eine Lage derselben in verschiedenen Höhe von großem Vortheil. Denn während der Erntezeit kommen die jungen Schößlinge in den tiefer gelegenen Gärten zuerst zum Vorschein. Da es nun meist von großer Wichtigkeit ist, die jungen Blätter, die allein zur Theefabrikation verwendet werden, so schnell wie möglich zu pflücken, um ein Erhärten derselben zu verhüten, so fehlt es in dieser Zeit oft an Arbeitskräften. In solchen Fällen ist es dann offenbar von Vortheil, Arbeitskräfte aus den höher gelegenen Pflanzungen in der niedrigen, wo das Pflücken zuerst beginnt, zur Verfügung zu haben und allmählich zu den höheren fortzuschreiten. In der Zeit, wo in den höheren Gärten geerntet wird, haben die Büsche wieder in den niederen Zeit, neue Schößlinge zu treiben. Auf diese Weise kann dann die Arbeit in beständigem Kreislauf während der ganzen Saison fortgetzt werden. In Pflanzungen von gleicher Höhenlage ist eine solche Einrichtung unmöglich und dadurch Mangel an Arbeitskräften, sowie Unterbrechung des Pflückens zu fürchten. Wenn irgend möglich, sucht dann der Pflanzer Frauen und Kinder aus den umliegenden Dörfern als Tagelöhner anzustellen, was mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, da in die betreffende Zeit auch die Feldarbeiten der Dorfbewohner fallen. Die gewöhnlichen Arbeiter sind Leute aus allen Kasten, meist männlichen Geschlechts, im Alter von etwa 10 bis 40 Jahren. Zu leichteren Arbeiten werden aber auch öfters Frauen verwendet. Sämmtliche Arbeiter werden am 1. November engagirt und auf ein Jahr verpflichtet, wobei ein bestimmter, nach europäischen Begriffen sehr niedriger monatlicher Lohn festgesetzt wird. Am Ende jedes Monats wird dann nur die Hälfte des Lohnes ausgezahlt, der Rest am Ende des Jahres. Diese Einrichtung ist nöthig, um die Leute einigermaßen in der Hand zu behalten, da es ihnen sonst öfters einfallen würde, aus irgend einem Grunde die Arbeit einzustellen.

Digitized by Google

Stellt nämlich einer die Arbeit ein, so verwirkt er dadurch den rückständigen Lohn.

Trotzdem der Lohn so niedrig ist (derselbe beträgt durchschnittlich etwa 25 Pfennig pro Tag), so wird er noch ferner verkümmert durch Lohnabzüge. Diese bilden nämlich das Hauptstrafmittel für Nachlässigkeit im Dienst oder für Widersetzlichkeit. Im übrigen werden die Arbeiter von den Aufsehern auf dieselbe Weise zur Arbeit angehalten wie Schulkinder, im Nothfalle nämlich auch durch körperliche Züchtigung.

Außer den gewöhnlichen Arbeitern und Aufsehern werden auf jeder Pflanzung auch einer oder mehrere Zimmerleute und Schmiede beschäftigt. Die ersteren haben die Gebäude im Stande zu halten und vor Allem die zur Verpackung verwendeten Kisten zu verfertigen, die letzteren die Handwerkszeuge zu verfertigen und auszubessern.

Die Buchführung wird von einem eingeborenen Schreiber besorgt. Der Pflanzer selbst aber kontrolirt die Arbeit und die Rechnungen, probirt den Thee und besorgt die Korrespondenz mit den verschiedenen Agenten.

Die Theepflanzen werden aus Samen gezogen und entweder in Reihen von einzelnen Büschen oder in ununterbrochenen Hecken gepflanzt. An Abhängen werden wie bei den Kaffeepflanzungen Terrassen angelegt, da sonst der während des Monsuns fast unaufhörlich strömende Regen alles wegschwemmen würde. Die Pflanzungen werden wie die Felder alljährlich gedüngt und nachgehackt.

Während der Wintermonate (von December an) werden die Büsche sämmtlich auf ganz bestimmte Weise beschnitten. Im April beginnen die jungen Schößlinge zu erscheinen, und dann nimmt das Pflücken und die Bereitung der Blätter ihren Anfang. Nur die äußersten jungen Spitzen, aus einem unentwickelten und zwei entwickelten Blättern bestehend, werden gepflückt. Dabei läßt man aber von dem untersten der drei Blätter ein Stück des Stieles stehen, da zwischen diesem und dem Zweige der neue Schößling hervorkommt. Nach dem ersten Pflücken werden sämmtliche Büsche von den Samenkapseln, die in dieser Zeit sich zu entwickeln beginnen, befreit, um alle Säfte für die neuen Schößlinge zu verwerthen. Die gepflückten Blätter sind weich und lassen sich unbiegen, ohne zu zerbrechen. Sie werden zweimal des Tages, zu Mittag und am Abend, eingebracht, gewogen und dann zum Welken auf Matten handhoch ausgebreitet. Das Welken dauert 18 Stunden. Die gegen Mittag eingebrachten Blätter werden am nächsten Morgen, die am Abend eingelieferten aber am folgenden Nachmittage verarbeitet und je nach der Art des zu bereitenden Thees ist diese Verarbeitung nun eine verschiedene.

Zur Bereitung von grünem Thee werden die grünen gewelkten Blätter auf einem langen Tische mit der Hand gerollt, wodurch die Zellen zerdrückt werden und der Zellsaft mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht wird. Darauf wird dann der Thee in der Sonne auf Matten sehr dünn ausgebreitet. Wenn er einigermaßen getrocknet ist, wird er abermals gerollt, um den Blättern die eigenthümliche zusammengedrehte Form zu verleihen. Dann wandert er in eiserne Pfannen, wo er über gelindem Holzfeuer vollständig getrocknet wird. Nun ist der grüne Thee fertig, und es bleibt nur noch übrig, ihn mittelst verschiedener Siebe zu sortiren.

Zur Bereitung des schwarzen Thees werden die gewelkten Blätter ebenfalls gerollt, dann aber in eisernen Pfannen wenige Minuten geröstet. Hierauf wird der Thee abermals gerollt, dann in kleine faustgroße Haufen zusammengedrückt und in einem mit wollenen Decken bedeckten Korbe für einige Minuten einem Prozesse überlassen, der als „fermentation“ (Gährung) bezeichnet wird. Der Gährungsprocess wird als beendigt betrachtet, wenn der Thee eine kupferbraune Farbe und einen Geruch nach frischem Honig angenommen hat. Hierauf wird der Thee in sehr heißen Oefen auf Drahtnetzen schnell getrocknet. Von der rechtzeitigen Beendigung des Gährungsprozesses hängt namentlich die Güte des Thees ab.

In neuerer Zeit hat man auch angefangen, den Gährungsprozeß durch den Prozeß der Oxydirung zu ersetzen. In diesem Falle wird der geröstete Thee auf ausgespannten großen Tüchern möglichst dünn ausgebreitet, dabei aber durch Sprengen von Wasser möglichst kühl gehalten. Wenn der richtige Duft und die kupferbraune Farbe vollständig erschienen sind, was in diesem Falle etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, wird der Thee wie sonst im Ofen getrocknet. Welcher Prozeß, ob der der Gährung oder der der Oxydirung, den Vorzug verdient, darüber sind die Meinungen der Pflanzer verschieden.

Vor wenigen Jahren ist eine neue Theesorte in Aufnahme gekommen, die auf dem Londoner Themarkte als „Mamoona“, bei den Pflanzern unter dem Namen „Ulong“ bekannt ist. Dieselbe steht etwa in der Mitte zwischen grünem und schwarzem Thee. Zur Erzielung dieser Sorte werden die gewelkten Blätter vor dem Rollen in einer heißen Pfanne kurze Zeit geröstet, wodurch sie etwas von dem Geschmacke des schwarzen Thees annehmen, darauf werden sie gerollt, in der Sonne ausgebreitet, wenn sie sich lederig anfühlen, abermals gerollt und zum Schluß wie schwarzer Thee auf Drahtnetzen bei hoher Temperatur möglichst schnell getrocknet.

In größeren Theepflanzungen werden zum Rollen der Blätter auch Maschinen benutzt. Dieselben sind schon deswegen von großem Vortheil, weil dadurch die Handhabung des Thees an Reinlichkeit gewinnt. Es ist nämlich kein schöner Anblick, fast gänzlich unbekleidete schmutzige Eingeborene die frischen Blätter rollen zu sehen. Der Saft quillt ihnen dabei zwischen den Fingern hervor, und der Tisch, auf welchem gerollt wird, gewinnt ein nichts weniger als reinliches Aussehen. Ein englischer Geistlicher, der sich einmal die Theefabrikation ansah, äußerte, daß ihm dieser Anblick für den Rest seines Lebens alles Verlangen nach einer Tasse Thee benommen habe.

Von dem fabricirten Thee werden täglich Proben genommen und von dem Theepflanzer gekostet, um etwa gemachte Fehler zu entdecken. Dabei will ich erwähnen, daß es von den Pflanzern allgemein als Fehler betrachtet wird, Thee länger als etwa acht Minuten ziehen zu lassen, da alsdann außer Thein noch andere Stoffe in Lösung übergehen. Zur Herstellung der Proben wird der Thee mit siedendem Wasser übergossen und fünf Minuten stehen gelassen. Dieselbe Zeit ist auch sonst zu empfehlen. Um eine Tasse Thee „stark“ zu machen, sollte man nicht den Thee länger ziehen lassen, sondern die Quantität des verwendeten Thees vergrößern.

Ueberhaupt scheint der Geschmack für Thee besonders in Deutschland noch auf einer sehr niedrigen Stufe zu stehen und namentlich scheinen die deutschen Konsumenten noch zu viel auf das Aussehen des Thees zu geben. Wenigstens ist mir eine Probe von in Deutschland verkauftem grünem Thee unter die Augen gekommen, der aus den größten Blättern und Stengeln bestehe, dem man aber durch Einmischung von getrockneten unentwickelten silberglänzenden Theespitzchen ein schönes Aussehen verliehen hat, und der unter dem Namen „Pekoeblüthen“ mit hohen Preisen bezahlt wird.

Der schwarze Thee geht zum größten Theile nach London. Entweder wird er direkt an Londoner Agenten versendet oder in Calcutta auf Auctionen an Agenten veräußert. Der

Digitized by Google

grüne Thee geht ebenfalls zum Theil nach England. In gewissen Jahren wird derselbe von eingeborenen Agenten für Firmen in Peshawur aufgekauft, die ihn nach Afghanistan verhandeln. In Folge der jetzigen Unruhen in Afghanistan ist dieses Absatzgebiet augenblicklich verschlossen.

Der für den europäischen Markt bestimmte grüne Thee wird bekanntlich häufig gefärbt. Diese Prozedur ist hier aber durchaus nicht üblich.

Dagegen wird der für den asiatischen Markt bestimmte grüne Thee durch Behandlung mit Indigo und Talk mit einem bläulichen silberglänzenden Ueberzuge versehen, da nur für solchen gefärbten Thee sich in Asien Käufer finden.

Es muß zugegeben werden, daß der so behandelte Thee ein schönes gleichmäßiges Aussehen gewinnt, und daß die Zusätze für die Gesundheit kaum schädlich sein dürften. Dagegen ist es unbegreiflich, wie sich Leute finden, die durchaus mit ihrem Thee Farbe und Speckstein verschlucken wollen.

Daß der Thee bei Asiaten oft ganz anders getrunken wird als bei Europäern, kann man hier zweifelos an Ort und Stelle beobachten. Die öfters erwähnten Bhutia, die aus Tibet herabkommen, kaufen sich zuweilen etwas Thee, kochen denselben mit wenig Wasser und viel Ghi (zerlassener Butter) und trinken diese, dem Europäer Ekel erregende Mischung mit dem größten Wohlbehagen. De gustibus non est disputandum!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf der Balkanhalbinsel hat sich vor Kurzem ein Ereigniß vollzogen, dem man eine hohe verkehrsgeographische und verkehrspolitische Bedeutung zuschreiben muß: die Vollendung der Eisenbahnlinie nach Konstantinopel. Es ist damit endlich eine erste direkte Schnellverkehrsverbindung zwischen den großen mitteleuropäischen Märkten und dem Orient hergestellt, und die wirthschaftlichen Vortheile davon werden für die ersteren so wenig ausbleiben wie für den letzteren. Es steht zu hoffen, daß sich der belebende Einfluß der europäischen Kultur von nun an viel kräftiger auf die Welt des Islam geltend machen wird, und insbesondere dürfte der große internationale Schienenweg auch in nicht sehr ferner Zukunft dazu führen, daß ihm eine Fortsetzung in der Richtung auf den unteren Euphrat und auf Indien gegeben wird. Die letzte, am 5. April fertig gestellte Theilstrecke der Bahn war die Strecke zwischen Zaribrodt und Sofia.

— Ein neues Stück Nephritgeschiebe — das dritte steiermärkische bis jetzt — ist nach einer Mittheilung in den „Annalen des Wiener Hofmuseums“ von Prof. Hörnes in dem Lokalmuseum zu Leibnitz in Steiermark aufgefunden worden; es stammt wahrscheinlich aus dem Bette der Mur und stimmt ganz genau mit dem aus der Sana überein, während beide von allen anderen Vorkommen verschieden sind. Daß Nephrit irgendwo in Steiermark anstehend vorkommt, kann demnach nicht mehr bezweifelt werden.

— Der Werth des italienischen Außenhandels bezifferte sich im Jahre 1887 auf rund 2800 Millionen Lire (2240 Millionen Mark), während sie im Jahre 1886 nur 2580 Millionen Lire (2064 Millionen Mark) betragen hat. Die Einfuhr steigerte sich am bedeutendsten hinsichtlich der Kolonialwaaren, der Webstoffe (Baumwolle, Hanf, Flachs), der Metalle und der Chemikalien; die Ausfuhr hinsichtlich der Metalle, des Weines, des Olivenöles und des Getreides. Die Einfuhr wuchs übrigens viel stärker als die Ausfuhr, nämlich um 186½ Millionen Lire.

Asien.

— Der russische Reisende Ressine ist von China aus durch das Thor der Großen Mauer Si-fong-kou (Si-fong-kiu) nach der Mongolei vorgedrungen und hat das Gebiet des oberen Liao he sowie die Wüste, die sich zwischen diesem Flusse und dem östlichen Abhange des Chingan der Romanzoff-Alpen ausbreitet, durchforscht. Alsdann hat er sich nach Zizikar und Aigun (am Amur) gewandt. Die Ergebnisse seiner erfolgreichen Reise werden also diejenigen Harnack's in westlichen Stücken ergänzen, und uns voraussichtlich ein ziemlich klares Bild von dem gewaltigen mongolisch-mandschurischen Grenzgebirge verschaffen.

— Die sanguinischen Erwartungen, welche man in Frankreich vor der Eroberung des Tongking von dem Songka-Flusse als von einer natürlichen Handelsstraße in das Innere Chinas gehegt, erfahren durch die Untersuchungen A. Gouin's eine bittere Enttäuschung. Nach Gouin's Auseinandersetzungen in dem „Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft“ (1887, S. 547 ff.) kann von einer Befschiffung des Stromes bis Laokai oder gar bis an die chinesische Grenze keine Rede sein, da bereits oberhalb Hoaha Fahrzeuge von leinerlei Tiefgang und von leinerlei Ausrüstung die Schnellen zu passiren vermögen.

— Auf Anrathen der Generale Ignatiew und Korff soll die russische Regierung damit umgehen, die Deportation von Verbrechern nach Sibirien in Zukunft einzuschränken, und statt ihrer in umfänglicherer Weise Gefängnißstrafen eintreten zu lassen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß ein solcher Schritt für die wirthschaftliche und kulturelle Entwickelung des ungeheuren Landes nach verschiedenen Beziehungen hin ein großer Segen sein würde.

— Die Ausfuhr Sibiriens nach Rußland belief sich im Jahre 1887 auf 6 164 000 Pud, im Werthe von 100 Millionen Rubel, und dieselbe war im Winter beinahe ebenso stark wie im Sommer. Getreide und Mehl sandte das Land über den Ural circa 2 Millionen Pud, Talg und chinesischen Thee je 900 000 Pud und Felle 500 000 Pud. Außerdem waren Ausfuhrziffern namentlich hoch bezüglich der Nüsse, der Leinsaat, der Butter ꝛc.

— Der 15. Februar 1888 war ein wichtiger Tag für die holländische Kolonie Deli auf Nord-Sumatra. Nachdem dieselbe schon vor einiger Zeit in das indische Telegraphennetz aufgenommen ist, hat nunmehr die feierliche Eröffnung der Deli-Eisenbahn stattgefunden, und somit ist für das Aufblühen der dortigen Pflanzungen, über welche wir in diesen Blättern wiederholt berichtet haben (‚Globus“, Bd. XLII u. Bd. XLIX, S. 328), eine weitere Bürgschaft gewonnen, und die Entwickelung, welche bisher schon mit einer nie geahnten Schnelligkeit stattgefunden, wird sicherlich, wenn nicht außerordentliche Ereignisse hindernd in den Weg treten, eine Höhe erreichen, von der man bisher in der Geschichte der Plantagenkolonien vergebens ein Beispiel sucht.

Digitized by Google

Vor etwa zwei Jahren haben wir nach den damals neuesten Berichten einige für die Beurtheilung dortiger Verhältnisse wichtige Zahlen mitgetheilt. Zum Vergleiche lassen wir einige neue Angaben folgen, welche zum Theil einer vor Kurzem bei J. H. de Bussy in Amsterdam erschienenen Karte von Deli (zusammengestellt von P. de Bries u. Sohn) und der dieselbe erläuternden Tabelle entnommen sind.

Die Anzahl der Unternehmungen beträgt jetzt auf der Nord-Ostküste von Sumatra, bei Langkat, Deli, Serdang, Bedagei, Padang, Batu Bahra, Asahan und Siak) 193, deren Oberfläche beinahe 300 000 Hektar erreicht. Der Ertrag an Tabak, dem wichtigsten Erzeugnisse der Pflanzungen, betrug 1886 etwa 23½ Millionen Amsterdamer Pfund (etwa 11 Millionen kg), welche in Holland, hauptsächlich in Amsterdam und Rotterdam, für 321½ Millionen Gulden verkauft wurden. Und dies ist der Ertrag einer Kolonie, die kaum ein Alter von 25 Jahren hat! Wir schrieben schon in einem früheren Aufsatze: „Es erscheint wie eine wahre Ironie des Schicksals, daß die Plantagen in Deli, deren Ursprung in eine Zeit fällt, als ein eingeborener Fürst dort noch unumschränkt herrschte, so prächtig aufgeblüht sind, während der Zustand derjenigen, welche in Gegenden liegen, die direkt durch eine europäische Macht regiert werden, viel weniger günstig ist!“

Möglicherweise aber ist gerade die höhere Weisheit der leitenden Gewalten in manchen Fällen die Ursache eines weniger günstigen Zustandes, und auch in Deli hört man jetzt Klagen darüber, daß es schwierig ist, immer die nöthigen Arbeitskräfte zu bekommen, weil die englische Regierung die Erlaubniß zur Anwerbung von Kulis in English-Indien nur unter der Bedingung gewähren will, daß ein von ihr ernannter Auswanderungsagent in Nord-Ost-Sumatra zugelassen wird — ein Verlangen, dem die niederländisch-indische Regierung bis jetzt ihre Einwilligung versagt hat.

Unter diesen Umständen wird man wohl namentlich auch für die neu zu eröffnenden Unternehmungen in Siak chinesische Kulis anwerben müssen, deren Zahl in Ost-Sumatra den oben genannten Bezirken) am 31. December 1887 gegen 56 000 betrug. E. M.

Afrika.

— Nach einem Briefe Rudolf Virchow's an „Wold's Wissenschaftliche Correspondenz“ ist derselbe auf der Forschungsreise nach Oberägypten und Nubien, die er zusammen mit Dr. Schliemann unternommen, auf mannigfaltige Schwierigkeiten gestoßen. Die durch Derwische fanatisirten Eingeborenen bedrohten die Expedition wiederholt, und ihre militärische Bedeckung hatte einen Angriff derselben blutig zurückzuweisen. Trotzdem haben die Herren bei den altägyptischen Felsentempeln und Gräbern von Ballany, Abu Sir, Assuan und Luqsor umfassende Beobachtungen und Untersuchungen anstellen können. Die Ausgrabungen Schliemann's bei Alexandria waren durch den Widerstand der Kirchengewalten, denen die dabei in Frage kommenden Ländereien gehören, unmöglich gemacht worden.

— Der französische Missionär Lecomte hat eine ausgedehnte Reise in dem portugiesischen Westafrika gemacht. Von Ambovallas, am Okahilanda, ausgehend, hat er zuerst N'Dongo, am Cuvangue (einem Nebenflusse des Cunene), erreicht und sich dann im Gebiete des oberen Okahilanda (Kului) aufwärts nach dem Lande der Wambundas gewandt. Hierauf ist er südwärts nach dem Gebiete des Ovango und seines Nebenflusses Cutato gegangen und hat dem Könige Kihnako einen Besuch abgestattet, und endlich ist er am Okavango abwärts nach Andovallas zurückgekehrt. Das Januarheft der „Annales Apostoliques de la Congrégation du Saint-Esprit“ enthält einen ausführlichen Bericht über die Reise.

— Wie wir vernehmen, sind Dr. Hans Meyer und Dr. Oskar Baumann mit den Vorbereitungen zu einer neuen Reise nach Ostafrika beschäftigt. Die Herren planen vor allen Dingen eine gründliche Durchforschung des Kilimandscharo- und Meru-Gebietes, und Herrn Dr. Baumann wird die topographische Aufnahme dieser Gegenden obliegen. Die Expedition soll „Dr. Hans Meyer's Massai-Expedition“ heißen.

Nordamerika.

— Das amerikanische meteorologische Journal („American Meteorological Journal“) enthält in seinem Februarhefte (S. 460 ff.) eine vergleichende Betrachtung des Klimas von Iowa mit demjenigen von Rußland, und der Feder des Directors der iowaischen Wetterwarte, des Dr. G. Hinrich. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß das Klima beider Länder grundverschieden sei, und daß deshalb das Experiment mit der Einführung russischer Fruchtarten in der Gegend des oberen Mississippi wenig Aussicht habe zu gelingen. In beiden Ländern handele es sich zwar um ein Kontinentalklima, und in beiden Ländern fallen die Niederschläge zwar vorwiegend im Sommer, aber die Hitze ist auf dem amerikanischen viel intensiver, eine schnellere Fruchtreife herbeiführend, die Niederschläge sind zugleich reichlicher, und die Wechsel der Temperaturen von Tag zu Tag sind viel empfindlichere. Die Wirkungen des südrussischen Buran werden ebenfalls von denjenigen des nordwestamerikanischen „Blizzard“ überwogen.

Allgemeines.

— In den Tagen vom 18. bis 23. September d. J. wird in Köln die 61. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte tagen. Die Vortragsthemen in der Sektion für Ethnologie und Anthropologie sind bei dem Einführenden in diese Sektion, Herrn Dr. W. Joest in Köln, Blaubach 4, anzumelden.

— M. Laugerat hat der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die Beendigung der Vermessung des großen französisch-algerischen Meridianbogens vorlegen lassen. Da dieser Bogen eine Länge von 3000 km (28°) hat und bis nach Laghouat reicht, so übertrifft derselbe den berühmten russischen Meridianbogen um volle 500 km.

Berichtigungen.

Wir bitten zu lesen: S. 210, Sp. 1, Zeile 5 von unten nicht „Stigelowan“ sondern „Shigalowo“.

S. 211, Sp. 1, Zeile 1 nicht „die in allen Theilen“ sondern „welch erstere in allen Theilen“.

S. 211, Sp. 2, Zeile 31 nicht „Ghaulachgebirge“ sondern „Gharautachgebirge“.

S. 225, Sp. 1, Zeile 8 nicht „lateinischen Beutel-Rhinoceros vom Merik“ sondern „Rhinoceros Meriti vom Pyantai“.

S. 226, Sp. 2, Zeile 12 von unten nicht „Corregrens“ sondern „Coregonus“.

Inhalt: A. v. Leudenfeld: Die australische Eiszeit. (Mit einer Abbildung.) — Wanderungen durch das außertropische Südamerika. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — E. Schröder: Land und Leute des Thedisthales von Kumaon. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. Asien. Afrika. Nordamerika. Allgemeines. Berichtigungen. (Schluß der Redaktion am 15. April 1888.)

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Geschichtliches über die Bangala, Lunda und Kioko.

Von **Curt von François.**

Geschichte eines wilden Naturvolks. So manchem mögen hierbei Bedenken aufsteigen. Viele meiner Leser werden fragen: „Kann man denn bei einem Volke, das noch im frühesten Stadium der Kulturentwickelung steht, von Geschichte sprechen? Giebt es denn bei den Völkern Innerafrikas Ueberlieferungen, die der Forscher mit einiger Zuversicht aufnehmen darf?“

Das Werden, das Entwickeln und die Kulturfortschritte werden freilich bei den Stämmen des afrikanischen Innern schwer festzustellen sein. Der wilde Naturmensch ist lediglich ein Kind der Gegenwart; er denkt weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit; er kennt seinen Gebieter, seine Frauen und Sklaven, seine nächsten Verwandten und Freunde, weiß, bei welchem Nachbar er am leichtesten Beute holen kann, und welcher Baum, welche Pflanze die schmackhaftesten Früchte liefert. Mit einem Wort „er lebt“ und ist ein crasser Egoist. Das wechselvolle und interessante Leben, welches die Stämme durchlaufen haben müssen, seitdem Eva's schwarze Kinder ihren Einzug hielten, ist deshalb für ewig im Schooß der Vergangenheit begraben. Nicht wie in Aegypten trifft man hier Ruinen ehemaliger Kulturhöhe, nicht Graddenkmäler, die von der Existenz vergangener Geschlechter Zeugniß ablegen, sondern man sieht nur Erzeugnisse der Gegenwart und die namenlosen Gräber der letztverstorbenen Generation. Die Geschichte dieser unentwickelten Völker ist jung, sehr jung und reicht kaum in das letztvergangene Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Es ist eine Geschichte ohne Kulturentwickelung, ohne das Steigen und Fallen menschlicher Intelligenz, vielmehr das Spiel blutdürstiger Herrschaft und schonungsloser Vertilgungssucht.

Erst seit die Portugiesen in Malange festen Fuß gefaßt haben, beginnt das Innere Afrikas und damit auch die Geschichte der dort lebenden Völker dem allgemeinen Wissen erschlossen zu werden, ja theilweise ist die letztere mit dem Auftreten der portugiesischen Weißen eng verknüpft und durch dieselben bedingt worden. So die Geschichte der Bangala. Die folgenden Berichte basiren keineswegs auf Berichten portugiesischer Ansiedler oder auf officiellen Angaben über die Kämpfe der Portugiesen, sondern sind allgemeinen mündlichen Ueberlieferungen entnommen, die mir durch Germano und den Dolmetscher Kuuha, dessen Frau eine Bangala-Negerin ist, mitgetheilt wurden. Im Wesentlichen kann ich mich hierbei auch an die Berichte des Herrn Otto Schütt anlehnen, der auf seiner Reise im Lande der Bangala denselben Germano als Dolmetscher hatte, der auch mir diente.

Vor etwa 300 Jahren soll im großen Lunda-Reich ein König geherrscht haben, der mit Sorge seinem Ende entgegensah, weil er mit dem Betragen seiner zwei Söhne sehr unzufrieden war. Mehrfach hatten sie sich ungebührlich gegen ihn benommen, hatten auch dem Volke gegenüber ein übermüthiges Benehmen an den Tag gelegt, so daß der Vater entschlossen war, ihnen das Thronrecht zu entziehen. Da dies nur durch List zu bewerkstelligen war, so berief er, als er den Tod herannahen fühlte, seine Tochter zu sich und gab ihr die Reichsinsignien mit der Weisung, daß sie dieselben führen und über das Reich regieren solle. Das Reichskleinod, ein Armband aus den Zähnen der Ahnen

Digitized by Google

zusammengesetzt, macht den Besitzer in den Augen der Lunda-Neger zum gottähnlichen Wesen und unumschränkten Beherrscher des Lunda-Reiches. Bald nach diesem Vorgang schloß der Vater die Augen, und Lukoleschu, seine Tochter, trat die Regierung an. Das Volk erkannte sie unweigerlich als Regentin an, denn sie besaß ja die heiligen Zeichen; auch einer ihrer Brüder brachte ihr seine Huldigung dar, der zweite aber, Bangala-Kinguri, lehnte sich auf und floh, da er die Rache der Schwester fürchtete. Mit ihm zog ein Theil seiner Getreuen, die sich nach ihm Bangala nannten. Sie wanderten nach Westen und trafen zu einer Zeit an den Grenzen Angolas ein, wo die Portugiesen mit der Königin von Ginga und den Pende, den Bewohnern des linken Kuango-Ufers, um die Herrschaft kämpften. Bangala bot den Portugiesen seine Unterstützung an und wurde mit Freuden als Bundesgenosse aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit soll er geäußert haben, er besitze eine Waffe, mit der er jeden Ochsen sofort zu Fall brächte, und richtig soll er mit seinem Pfeil einen herbeigebrachten Stier so meisterhaft getroffen haben, daß dieser auf der Stelle verendete. Die Königin Ginga wurde unterworfen, die Pende flohen nach dem Inneren und gründeten am linken Ufer des Kassai ein Reich, welches noch jetzt besteht.

Bangala erhielt zum Lohn von den Portugiesen das ehemalige Gebiet der Pende, welches Angola im Osten begrenzte, und das portugiesische Banner wehte bald als Zeichen seiner Staatszugehörigkeit vor seiner Wohnung. Er sorgte für den Wohlstand seines Landes auf das Beste, nahm manches Praktische von seinen civilisirten Nachbarn an und ließ ausgedehnte Mais-, Manioc-, Bohnen- und Gemüsepflanzungen anlegen. Eines Tages fand man die erntefchweren Felder von Elephanten verwüstet. Bangala veranstaltete sofort ein großes Jagen. Zwanzig gut bewaffnete Jäger folgten der Spur bis zum Thale des Ndalla-Mukongo. Hier trafen sie zwar keine Elephanten, aber gutes Wasser, eine schöne Gegend und viel Tabak, Salz und Holz. Das Ländchen war zum Wohnsitz viel anlockender, als der Landstrich, den sie gegenwärtig bewohnten. In Begeisterung kehrten die Jäger zu Bangala zurück und fanden diesen bald zu einem Wechsel des Wohnsitzes bereit. Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, das gepriesene Paradies zu schauen. Bangala war grausam und blutdürstig geworden. Um die Macht seiner Person zu zeigen, soll jedesmal neben seinem Stuhl zur Rechten ein Knabe und zur Linken ein Mädchen gestanden haben, die jedes ein großes Messer in der Hand trugen. Stand er von seinem Platze auf, dann stieß er erst den Knaben und dann das Mädchen mit der blutigen Waffe zu Boden. Durch solche Tyrannei hatte er das Volk gegen sich aufgewiegelt, dieses wünschte seinen Tod und beschloß den Plan auf dem Umzuge nach dem neuen Wohnort zur Ausführung zu bringen. Die Verschworenen bauten für den Gefürchteten im neuen Heim ein festes Haus, seinen künftigen Palast. Kaum aber hatte er denselben betreten, so wurde die Thür verbarrikadirt und durch ein kleines Loch von oben so viel Fuba (Maniokmehl) hineingeworfen, daß Bangala ersticken mußte.

Der Neffe des Ermordeten, Kulanjingo, bestieg den Thron und führte sein Volk weiter ostwärts nach einem vielgepriesenen Landstrich, welcher Hamba, dem Häuptling der Pende, angehörte. Dieser trat ohne Weiteres ein Stück Gebiet an die Bangala ab, und bald entstand die neue Hauptstadt Kassandsche. Das Verhältniß zu den Eingeborenen gestaltete sich aber mit der Zeit nicht günstig. Mehrere Reibereien trieben die Lage einer Katastrophe entgegen. Desto inniger schloß sich Kulanjingo an N'gongo aus Libollo, aus dessen Familie er einflußreiche Frauen gefreit hatte und an Kalunga, einen Bondo-Häuptling, an. Der Freundschaftsbund führte zu einer Verschwörung gegen Hamba, die in ähnlicher Weise verlief, wie die gegen Bangala. Eine Festlichkeit wurde veranstaltet, und in einem hierfür hergerichteten Wohnraum stand der Thronsessel Hamba's über einem leicht verdeckten, 3 m tiefen Loch. Sobald der Unglückliche seinen Sitz einnahm, verschwand er mit seinem Stuhl in der Tiefe und die Mörder sandten ihm Erde und Verwünschungen in das offene Grab nach.

Dem Volke wurde nunmehr verkündet, daß die bisherige Thronfolge aufgehoben sei und fortan abwechselnd ein Mitglied aus der Familie N'gongo's, Kalunga's und Kulanjingo's herrschen solle. Letzterem habe das Volk zunächst auf Lebzeiten zu gehorchen, dann würde N'gongo und endlich Kalunga in der Nachfolge an die Reihe kommen. Kulanjingo hatte die Beziehung zu den Portugiesen fort und fort unterhalten, er zahlte alljährlich an dieselben einen kleinen Tribut an Elfenbein, wofür die Regierung Händler in das Land sandte, um Factoreien anzulegen. Zum Schutz dieser Häuser erbauten die Portugiesen die Feira (den Markt) in Kassandsche und etablirten dort ein kleines Kommando Soldaten. Oft sollten in den kommenden Kriegen die portugiesischen Soldaten hier ausgehungert werden. Die Anhänger Hamba's setzten sich nach dessen Ermordung zur Wehr, und es folgten mehrere heftige Kriege, in denen die Leute des Gemordeten unterlagen. Kulanjingo wurde feierlich gekrönt und alle Vasallen, auch die Söhne Hamba's huldigten ihm. Seit dieser Zeit aber besteht bei den Bangala eine konservative und eine Umsturzpartei, von denen die letztere die Neffenerbfolge wieder einführen will. Auf Kulanjingo folgte N'gongo, diesem Kalunga-Kamaisa, und dann soll der große Bumba den Thron bestiegen haben.

Bumba wollte sich von den Portugiesen der Feira emancipiren; er forderte von dem dort eingesetzten Director einen Tribut an Schnaps und Tabak, und als dieser verweigert wurde, ließ er in seiner Residenz die Trommel rühren und den Verkauf jeglicher Waaren an die Weißen verbieten.

Zu derselben Zeit war in dem Bondo-Dorfe Ndalla-Kissua ein Portugiese erschlagen worden. Die Regierung entsandte den Lieutenant Almeida mit 50 Mann, um von dem Häuptling Strafe einzuziehen, dieser erhielt auch die geforderten Minder, verlor sie jedoch auf seiner Reise und kehrte sofort zurück, um nochmals denselben Tribut zu fordern. Jetzt aber wurde er verhöhnt und unzart nach Malange heimgesandt. Der Vorfall trug sich 1848 zu. Der Gouverneur schickte jetzt den Major Salis mit einer stärkeren Truppenmacht vor. Ndalla-Kissua wurde eingeschlossen und der Häuptling als Gefangener nach Malange gebracht. Auf ein Kanonenrohr gebunden mußte der arme Teufel mehrere Kanonenschüsse in die Welt donnern hören und kehrte halb lahm und halb taub in seine Heimath zurück. Die Bewohner der Feira richteten nun an den Major Salis die Bitte auch dem übermüthigen Bumba eine solche Züchtigung angedeihen zu lassen. Salis gab dem Folge. Seine Soldaten drangen vor, nahmen gewaltsam Rindvieh weg, aber Bumba selbst entfloh nach dem Njoña-Lande. Er ward seines Thrones entsetzt und Kalunga-Kaisiango trat an seine Stelle. Nachdem dieser zwei Jahre in Frieden geherrscht, hörte er von Bumba, und hielt es für seine Pflicht, ihn aufzusuchen und zu ermorden. Der Director der Feira und andere Weiße gaben ihm auf diesem Zuge das Geleit. Doch die ganze Gesellschaft fällt unter den Messern der Anhänger Bumba's und dieser selbst kehrt als Herrscher in sein Stammland zurück. Allgemeines Entsetzen ergriff nun die Weißen. Sie flohen nach Malange und bald rückte ein kleines Heer von dort gegen Bumba vor. Dieser entfloh von Neuem über den Kuango und verscholl für einige Zeit gänzlich. Die Portugiesen ernannten Kamballo zu N'gongo zum Nachfolger, nach dessen frühzeitigen Tode Kameije zur Herrschaft gelangte, aber

Digitized by Google

auch dieser starb bald. Plötzlich erschien Bumba, bat in der Feira seine Fehltritte ab und wurde nunmehr als Herrscher anerkannt. Ohne weitere Zwischenfälle regierte er zur beiderseitigen Zufriedenheit bis 1861. Zu dieser Zeit brach unter zwei Unterhäuptlingen in N'Donje ein heftiger Streit über die Thronfolge aus, in den sich die Portugiesen einmischten und an dem auch Bumba theilnahm. In dem Kampfe wurde ein großer Häuptling aus der Familie Kalunga von den Portugiesen gefangen genommen und enthauptet. Im Umkehen stand das ganze Land in heißer Empörung. Die Weißen flohen, die Bangala drangen raubend und mordend in die Factoreien ein, verwüsteten alles weit und breit, und wer von den Weißen in ihre Hände fiel, wurde schonungslos getödtet.

Die portugiesische Regierung sandte zur Wiederherstellung der Ordnung den Major Casal mit 150 Mann gegen die Bangala. Diese flohen, Casal ließ einen Theil der Soldaten beim Häuptling N'gunza, folgte aber mit dem anderen Theil den Flüchtlingen in das Kuango-Gebiet. In einer Ortschaft unweit des Kuango, mußte Casal Lager beziehen. Das Dorf war verlassen, Lebensmittel nicht vorhanden, aber in der Savanne trieben sich Ziegen zerstreut umher. Casal ließ seine Leute ausschwärmen und befahl, die Thiere einzufangen. Plötzlich brachen die Bangala aus einem Versteck hervor, Casal ward vom Pferde geschossen und seine Leute niedergemetzelt. Die Hände Casal's und seine Kopfhaut wurden an Bumba überliefert. Die Sieger drangen nunmehr gegen den Rest der Portugiesen vor, wurden jedoch geschlagen, und als nach wenigen Tagen Major Serra mit Verstärkung eintraf, nahmen die Portugiesen die Feira wieder in Besitz. Drei Monate wurden sie hier von den wilden Horden der Bangala belagert und fast ausgehungert. Serra sah sich verloren und erbat von den Gegnern freien Abzug nach Malange, den er auch erhielt, weil es den Bangala nach der langen Kriegszeit aufrichtig an Wiederherstellung des friedlichen, für sie nutzbringenden Verkehrs mit den Weißen gelegen war.

Die portugiesische Regierung war hiermit nicht zufrieden, sie sandte deshalb den Oberstlieutenant Borga mit dem Mulatten Mendes gegen die Bangala. Beide ließen sich aber bestechen und berichteten so günstig über die Bangala, daß weitere Maßnahmen unterblieben. Mendes, der später zum Richter und Administrator in Ambakka ernannt wurde, hauste dort mit schamloser Willkür, bis es der Regierung zu arg wurde und sie ihn durch Soldaten gefangen nehmen ließ. Da er sich hierbei widersetzte, schlugen ihn die Soldaten wie einen Hund mit Stöcken todt. Mendes' Sohn, der an den Erpressungen und Schurkereien seines Vaters betheiligt gewesen war, sitzt noch jetzt im Staatsgefängniß zu Loanda.

Die Bangala nahmen nach den Bestechungen von Borga und Mendes eine eigenartige Stellung zu den Weißen ein. Sie beraubten sie, wo sie sich in ihrem Lande sehen ließen und verwehrten vollständig den Durchgang durch ihr Land. Dabei kamen sie selbst mit den Produkten des Inneren in die portugiesischen Gebiete und konnten hier ungefährdet Handel treiben. Die portugiesischen Kaufleute begegneten ihnen des Gewinnes wegen sogar mit der größten Freundlichkeit.

Die Thronfolge der Bangala beschränkt sich nach wie vor auf die drei Familien, die der Descendenz der drei Männer Kulanjinga, N'gongo und Kalunga entsprossen sind. Die jedesmalige Persönlichkeit wird gewählt, und hierbei entscheiden in erster Linie die vier mächtigen Häuptlinge, die selbst keine Anwartschaft auf den Thron haben. Es sind dies Kalandula, Kitamba-lia, Moanda, Anzanguele, ein großer Häuptling im Yongo-Gebiet, und Kunga. Sie geben dem Herrscher die Weihe und bei den mysteriösen Feierlichkeiten wohl hin und wieder auch einen langsam wirkenden Gifttrank, denn die Zahl der Familienglieder, welche thronberechtigt sind, ist groß, und viele harren mit Sehnsucht auf die Zeit, wo sie selbst das Scepter führen können. Deshalb ist es erwünscht, wenn die Regenten nicht allzu lange regieren, und thatsächlich hat außer dem großen Bumba kein Herrscher länger auf dem Throne gesessen als drei Jahre. Bumba hat aber auch wie die Weihe der Häuptlinge entgegengenommen, er war klüger wie sie und hat sie nicht den Einfluß gewinnen lassen, den sie bei seinem Vorgänger ausübten. Er begnügte sich mit seiner thatsächlichen Macht und verzichtete gern auf die Glorie der officiellen Einsetzung. Nach dem Tode des alten Bumba kämpften Malengue und Muhungo um den Thron. Beide beherrschten das Land und beraubten sich gegenseitig. Das Raubleben und die größere Freiheit der Häuptlinge muß diesen gefallen, denn noch ist man bei den Bangala nicht zur Neuwahl eines Oberhauptes geschritten.

Betreffs der Geschichte der Lunda gehe ich bis zu dem vorerwähnten Zeitabschnitt zurück, wo Bangala den Verfolgungen seiner Schwester Lukoleschka durch die Flucht entging.

Es ereignete sich, daß ein herumziehender Jäger, Kibinda-Ilungo mit Namen, aus dem fernen Süden in das Lunda-Reich kam, um in den weiten Waldungen der Lunda, die damals das edle Waidwerk noch nicht kannten, zu jagen. Seine Stärke und Geschicklichkeit verschafften ihm bald einen großen Ruf und ein hohes Ansehen unter den Lunda, und als er zu Lukoleschka berufen wurde und ihr ein eben erlegtes prächtiges Wild zu Füßen legte, entflammte das Herz der jungen Königin für den schönen stattlichen Mann und sie machte den kühnen Fremdling zu ihrem Gemahl. Bald war Lukoleschka gesegneter Hoffnung und übergab, weil das schwangere Weib in den Augen der Lunda unrein ist, die Reichskleinodien ihrem Gatten. Somit gelangte dieser zur Herrschaft, ließ indeß aus Dankbarkeit seiner Frau gleiche Herrschaftsberechtigung. Nach langer, glücklicher Regierung starb Kibinda-Ilungo und es kam sein Sohn Jamwo auf den Thron, Lukoleschka aber behielt als Königinmutter ihre Macht und Würde.

Aus dieser Zeit datiren die Titel Muata-Jamwo und Lukoleschka. Letztere ist stets Königinmutter, braucht aber durchaus nicht die Mutter des Regenten zu sein, sondern sie wird gewählt. Sie hat gleiche Rangstufe wie der Herrscher, muß aber diesem wie jede andere Frau des Reiches in allem und jedem gehorsam sein. Der Muata-Jamwo (Matiamo) wird wie ein Gott angesehen, er hat keine Gebrechen, ist schön und kann nicht getödtet werden; da er als überirdisches Wesen auch keine Verwandten besitzen kann, so geht die Thronfolge unregelmäßig vor sich. Stirbt die Lukoleschka, so wird ihr viel Volk in das Schattenreich mitgegeben, das heißt, die Hofhenker schlagen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Die Verstorbene wird alsdann in ganzer Figur auf der großen Grabstätte der Herrscher bei Kabade begraben. Beim Tode des Muata-Jamwo unterbleiben die Massenabschlachtungen, denn man nimmt an, daß er in seinem Leben schon genügend Seelen in das Jenseits befördert hat. Nur vier Menschen, meist Sklaven, werden hingerichtet; außerdem aber werden ein Mann und ein Mädchen mit gebrochenen Beinen in die Gruft hineingelassen, in der sich vom gestorbenen Häuptling nichts als die Haare, Zähne und Nägel befinden. Der Körper wird in den drei Stunden von der Hauptstadt entfernt liegenden Kalanji-Bach versenkt, weil der Lunda den Glauben hat, daß sich der Verstorbene sonst in ein wildes Thier verwandeln würde. Nach dem Tode steigt sofort der neue Muata-Jamwo auf den Thron.

Digitized by Google

Seit dem ersten Muata-Jamwo hat die Dynastie schon viele andere Regenten zu verzeichnen, die Schritt in seinem Reisewerke namentlich anführt. Der letzte Muata-Jamwo wurde, wie ich bereits in einem früheren Kapitel erzählte, wegen seines blutigen Regiments im Jahre 1883 ermordet, ein Beweis, daß die Lunda von dem Glauben an die Gottgleichheit ihrer Tyrannen abgekommen sind. Auch der neue Regent und sein Nachfolger fielen in kurzen Intervallen unter dem Messer des Mörders. Jetzt aber sollen mit dem gegenwärtigen Muata-Jamwo Ruhe und Ordnung, sowie eine weniger blutdürstige Tyrannei im Lunda-Reiche eingekehrt sein.

Da wo wir das Lunda-Reich berührten, waren Kioko-Dörfer allgemein zwischen den Lunda-Dörfern eingestreut. Erst seit wenigen Jahrzehnten haben sie hier ihren Einzug gehalten. Ihre Heimath liegt im Süden, wo, habe ich aber nicht erfahren können; von welchem Volke sie herstammen, ob von den Lunda, wie einige behaupten, oder von einem anderen Stammvolke, bleibt ebenfalls noch im Dunkel gehüllt. Jedenfalls dringen sie noch jetzt weiter und weiter nach Norden und Nordosten vor und verdrängen, wo sie auftreten, die angesessene Bevölkerung. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß die lebhaften und intelligenten Kioko eine große Zukunft vor sich haben.

Das ist alles, was ich über die Geschichte der Bangala, Lunda und Kioko mittheilen kann, von den anderen Stämmen habe ich überhaupt nichts erfahren können. Sie treten auch neben diesen Stämmen in den Hintergrund. Der Historiker mag nach den abgerissenen Bruchstücken recht unbefriedigt sein, aber im Inneren Afrikas giebt es eben im engeren Sinne des Wortes keine geschichtlichen Völker.

Wir kennen unter unseren Kulturvölkern solche, die schnell die Stufen der Entwickelung durchlaufen haben, und wieder andere, die nur nach und nach vorwärts schritten. So standen die Chinesen schon vor 2000 Jahren auf der Entwickelungshöhe, die unsere europäischen Staaten erst vor wenigen Jahrzehnten erreichten. Sie blieben aber stehen und wurden überflügelt. Die Neger nun sind bei ihrem Urzustande stehen geblieben, sie sind wie vor Zeiten Jäger und Fischer und haben sich während der Tausende von Jahren ihres Bestehens nur bis zum mäßigen Ackerbauer emporgeschwungen. Damit ist aber dem Bedürfniß des Schwarzen auch Genüge gethan. Er will nichts Besseres als die Natur, in der er nach Belieben leben kann, und die ihm die Nahrung in den Mund wachsen läßt, ohne daß er sie im Schweiße seines Angesichts dem Boden abringt. Er lebt im Paradies, er arbeitet nicht, aber er erntet und wird jedenfalls so lange am glücklichsten und zufriedensten sein, so lange er von Handelsinteressen, von Handelseinträgnen und von dem Einfluß der Weißen verschont bleibt. Aber der Wendepunkt seines Geschicks ist gekommen. Schwarze Händler durchziehen schon seit Jahrzehnten auf gewissen Straßen die Gebiete des Inneren, und der Weiße dringt von allen Seiten in das Herz des dunklen Erdtheils ein. Der weiße Pionnier der Wissenschaft erscheint den schwarzen Naturmenschen als Wunder, sein Anzug, die Waaren, die er bringt und die Künste, die er zeigt, machen ihn in den Augen der Neger zum Gott, aber die Zeit wird nicht ausbleiben, wo der harmlose Eingeborene zu seinem Schaden erfahren wird, daß es unter den allwissenden Weißen auch Leute giebt, die weder Götter noch gute Menschen sind.

Durch Thessalien.

(Mit vier Abbildungen.)

I.

Als das einzige große Eingangsthor Thessaliens muß der Golf von Volo gelten. Im Norden, Westen und Süden umgürten hohe Gebirgsmauern das Land, und im Osten stürzen die Fortsetzungen des Pelion und Ossa steil in das Aegäische Meer. Das berühmte Thal Tempe, durch das der Salamvia (Peneus) diesem Meere zueilt, ist auch nichts anderes als eine von Jasmin und Kirschlorbeer bekränzte wilde Erosions-Schlucht. Dagegen dacht sich gegen den Golf von Volo hin die große centrale Ebene ab, und es sind vergleichsweise nur geringfügige Bodenschwellen, die sich zwischen beide lagern. Ueber die Gebirgsumrahmung der Landfeste führen nur festige Saumpfade, die noch dazu durch Räuber unsicher gemacht werden. In dem Golfe dagegen ist Raum zum Begegnen für sämmtliche Flotten Europas. Kein Wunder, daß sich um den letzteren herum die ganze Geschichte Thessaliens abspielt. Von ihm aus haben ja schon die Argonauten ihren kühnen Zug begonnen.

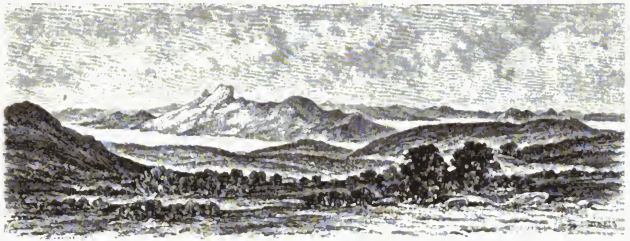
Es kann kaum etwas Schöneres gedacht werden, als die Einfahrt in den Golf von Volo an einem heißen Sommermorgen. Hinter einem hebt sich das harmonische Profil Euboeas von dem blauen Himmel ab, fruchtbare, mit weißen Dörfchen überstreute Niederungen und darüber kahle Felsen zeigend. Links breiten sich am Fuße des Othrys-Gebirges graue Sümpfe aus, und rechts erheben sich ader-neftartig inmitten von Agaven und Oelbäumen die Häuser und Thurmruinen von Trikkeri, dessen Bewohner die Meerstraße einst als kühne Piraten unsicher machten.

Hat man die Landspitze von Trikkeri hinter sich, so weichen die Küsten wieder weit aus einander, um einen ungeheuren strahlenden Kreis um einen zu bilden. Im Westen öffnet sich die breite Ebene von Almyro, die von röthlichen Hügelgehängen umgeben ist, und im Osten lagert sich, in der Morgenbeleuchtung fast düster erscheinend, die Halbinsel Magnesia mit ihren Maulbeer- und Orangenhainen. Im Norden aber ragt die Masse des sagenreichen Pelion empor, auf den das Schiff seinen Kurs zu lenkt, und indem man näher und näher an denselben hinankommt, leuchten einem die Häusergruppen von Portaria und Makrinitza von der Höhe seines terrassenförmigen Abhanges entgegen, während weiter unten, nahe dem Fuße, All-Volo aus dem Grün von Cypressen und Fruchtbäumen herausblickt. Links von dem letztgenannten Orte, der den Mittelpunkt eines entzückenden Bildes ausmacht, thront auf einem Hügel, der die Straße nach Pherae — in das Innere des Landes — sowie auch nach Almyro beherrscht, die alte Feste Kastro, die mit ihren abschüssigen Straßen und ihren fensterlosen Häusern noch heute das eigentliche Türkenviertel bildet. Hart am Strande liegt die junge Neustadt Magasia, deren Hauptgebäude Waarenniederlagen und Kaufhäuser sind, und in deren Straßen und Kaffeehäusern sich die verschiedenen Bevölkerungselemente ein alltägliches Stelldichein geben. Was man hier bei Allen sieht, ist nur das „Nargileh“ — die türkische Wasserpfeife —, im übrigen bewegen sich türkische Pumphosen und Pantoffeln, albanische Fustanellen, gestickte griechische Jacken, lange jüdische Röcke und europäische Kleider bunt genug durch einander. Für gewöhnlich rauchen und träumen alle diese Leute an dem Strande, sobald aber

Digitized by Google

das Dampfboot naht, kommt Leben in ſie, und zum Theil ſtürzen ſie ſich dann mit Haſt auf die Boote, um an dasſelbe hinan zu rudern und mit den Fremden ihre Geſchäfte zu machen.

Zu dem friſch pulſirenden Leben an dem Meeresgeſtade ſtehen vor allen Dingen die Ruinen der beiden alten Akropolen Pagaſae und Demetrias, die als die Zeugen einer dahingegangenen Kultur von einer Vorhöhe des Pelion und von dem Vorgebirge Aurikſtri herabſchauen, in ſcharfem Gegenſatze. Sie erzählten von Jaſon und dem goldenen Vließe. Die gelbbraunen Quellen, die von der Stelle der zweiten herabrinnen, haben ſeither durch ihre Ablagerungen eine beträchtliche Strecke des weiten Golfes in einen Moraſt verwandelt, und die lebende Generation hat das zerbröckelnde Gemäuer zu einem guten Theile dazu benutzt, um ſich neue Häuſer daraus zu bauen. Inmitten der alten Thorbögen und Trümmer von Demetrias ſteht heute eine von Eichen beſchattete Kapelle. Für gewöhnlich herrſcht tiefes Schweigen um die Ruinenſtadt, und kaum der Geſang eines vlachiſchen Hirten läßt ſich hören. An einem Tage nur



Die Inſeln Euboea und Skiathos nebſt dem Oeta-Gebirge, von Trikheri aus.

in jedem Jahre drängt ſich ein dichtes Menſchengewühl von Volo und von den Dörfern der magneſiſchen Halbinſel herauf, und um eine ausgetrocknete Ciſterne herum. Es erſcheinen dann Prieſter, es ertönen Gebete und Geſänge — und ſiehe, die trockene Ciſterne beginnt ſich zu füllen. Es iſt der „Tag des Waſſerwunders“. Wenn man die ſonnenverbrannte, ausgedörrte Landſchaft im Sommer durchwandert hat, ſo begreift man den kindlichen Glauben und die Frömmigkeit, die ſich an die geheimnißvolle, mit einem gewölbten Reſervoir in Verbindung ſtehende Quelle knüpft, zur Genüge.

Der Golf von Volo, von Trikheri aus.

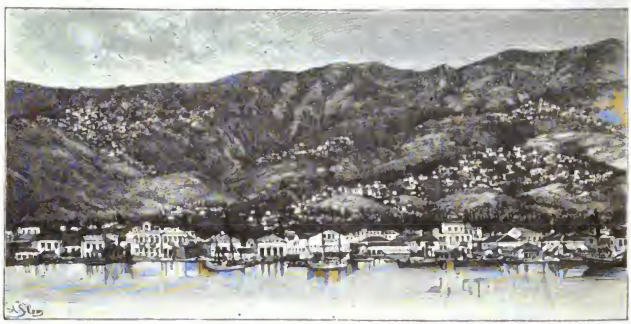
II.

Ein kleiner, etwas altertümlich ausſchauender Raddampfer, der nirgends große Eile hat, bringt uns an einem frühen Morgen von Volo nach Zingheli, das an der Weſtküſte des Golfes gelegen iſt, und das den Hafen von Almyro bildet. Unſere Reiſegeſellſchaft — namentlich diejenige, welche im Zwiſchendeck Platz nimmt — gewährt wieder ein farbenreiches orientaliſches Bild. Juden mit Weib und Kind entrollen ihre Matratzen, um ſich darauf auszuſtrecken und ihren unterbrochenen Schlaf fortzuſetzen. Türken im Turban ſchreiten gravitätiſch und ſchweigſam einher, im Vollbewußtſein der Nutzloſigkeit menſchlicher Worte; ſie bringen ihre verſchleierten Frauen ebenfalls auf dem Verdeck unter, dann breiten ſie ihre kleinen Teppiche aus, und indem ſie darauf niederfallen, verrichten ſie bei aufgehender Sonne ihr Morgengebet, das Angeſicht nach Mekka gewandt. Nahe dabei ertönen die ſchnarrigen Stimmen griechiſcher Paliſaren[1]), die ſich mit den Matroſen ſtreiten. Andere von den jungen Helden Neugriechenlands gehen pfeifend auf und ab und drehen ſich mit ihren groben Fingern Papier-

[1]) Freiwillige Soldaten.

cigarretten. Eine Gruppe von Beamten endlich, die in europäiſche Ueberröcke gekleidet iſt, geſtikulirt und diskutirt eifrig über irgend eine politiſche Neuigkeit. Endlich ertönt die Dampfpfeife, die an Bord gekommenen Verkäufer ſtürzen die Schiffsleiter hinab in ihre Boote, um zurück ans Land zu rudern, und wir ſetzen uns langſam, wie es ſich für den Orient geziemt, in Bewegung.

Volo, Pagaſae und Demetrias erſcheinen undeutlicher und undeutlicher, bis ſie endlich in den grünen Falten des Pelion völlig verſchwunden ſind. Indem wir uns vorwärts wenden, tauchen aber bald die Klippen „Deukalion“ und „Pyrrha“, die in der Verlängerung des Borgebirges von Ankiſtri liegen, vor unſerm Augen aus der blauen Fluth. Wir umfahren ſie, und dann geht es immer entlang der Ebene von Almyro, auf der reife Getreideähren im Winde wogen. Die armſeligen ſtrohgedeckten Lehmhütten von Zingheli, von denen man glauben möchte, daß ſie keinem Sturmwinde Stand zu halten fähig ſeien, und bei denen wir den Küſtendampfer verlaſſen, lohnen ſich kaum eines flüchtigen Blickes. Ohne Aufenthalt geht es alſo landeinwärts, nach Almyro, das ſich etwa in Meileniferne in einer Terrainfalte verbirgt. Auf einem Maulthiere dahinreitend, verfolgen wir den Pfad, der bald in dem Bette des alten Amphryſos-Baches, bald neben demſelben dahin führt, von Lentiscusgeſträuch, wilden Roſen, Baumwollenſtauden und Weinſtöcken umgeben. Bald ſehen wir ab und zu in der Ferne ſpitze Minarets aus einem See von Grün herauswinken, und endlich gelangen wir zwiſchen freundlichen Gärten und Orangenhainen, ſowie zwiſchen cypreſſenbeſchatteten weißen Grabmälern und verfallenden Moſcheen hinein in die Stadt, die unſer nächſtes Ziel iſt. Wir ſind in Almyro, oder in Kirzini oder Ermer, wie es die Türken nennen. Während ſeine grünen Vorſtadttheile gänzlich von Menſchen verlaſſen erſcheinen, ſo beleben ſich die krummen Straßen näher dem Mittelpunkte mehr und mehr, und vor den Khanen und Bazaren, die ſich dort befinden, gewinnen wir den Eindruck von einem rührigen Handelsplatze. Der Umſatz, den derſelbe in Getreide und Baumwolle zu verzeichnen hat, iſt in der That ſehr beträchtlich, und ſein Tabak genießt heute in Athen einen ebenſo guten Ruf, als er ihn dereinſt



Geſtade des Golfes bei Volo.

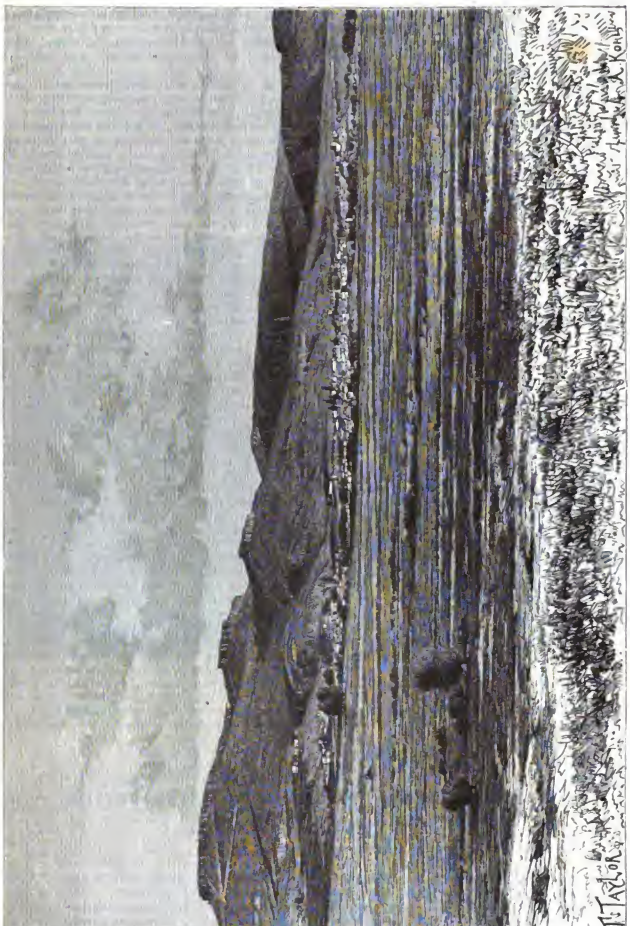
in Konſtantinopel beſaß. Es ſcheint, als ob die Griechen wirklich neues Leben in den Handel und Wandel der kleinen Stadt hineingebracht hätten, nachdem das türkiſche Paſcha-Regiment lange genug auf ihr gelaſtet hat.

Wir können auch in Almyro nicht umhin, zwei hiſtoriſch denkwürdigen Punkten einen kurzen Beſuch abzuſtatten: den „Paſcha-Bädern“ und dem alten helleniſchen Halos, das heute Kuphali genannt wird. Die „Paſcha-Bäder“ ſind die verfallenen Trümmer der Villa jenes gewaltigen albaniſchen Fürſten Ali, der von hier aus ſowohl dem General Bonaparte und den Türken, als auch den Engländern und Ruſſen Trotz bot, und der eigentlich den Unabhängigkeitskampf Griechenlands einleitete. Aus Lehm und Flußgeſchieben erbaut, ſehen dieſe Ruinen älter aus als die zweitauſendjährigen, die man anderweit in Theſſalien zu ſehen bekommt. Inmitten eines dichten Gebüſches von Mauerbeerbäumen, Epheu, Rubus und Roſen genießt man von hier aus einen prächtigen Ausblick auf den Golf, deſſen Wellen ſich an Marmorfeſſen brechen.

Nur eine Wegſtunde weiter ſüdwärts ſpringt das gewaltige Othrys-Gebirge gegen das Meer hin vor, und auf einem Kegelfelſen, der ſteil in die Ebene hinabfällt, ſteht hier das antike Halos. Wir klimmen auf einem beſchwerlichen Pfade hinauf, beſtrahlt von der glühenden Sonne, und geblendet von dem weißen Geſtein. Oben angekommen, fühlen wir uns aber für unſere Anſtrengungen reich belohnt, denn von einer geröllbedeckten Halde neben dem alten Gemäuer haben wir einen zauberhaften Blick auf den azurblauen Golf, auf die ſchwarze Maſſe des Pelion, auf die grauweißen Terraſſen des Othrys und auf die rothe Ebene von Almyro, von der wir glauben könnten, ſie ſtände in Flammen. Nach kurzer Raſt unter einem Feigenbaume kehren wir zurück zur Stadt, zwiſchen ausgetrockneten Getreidehalmen, die ein Zündhölzchen in ein Feuermeer verwandeln könnte, dahin ſchreitend.

Von Almyro wenden wir uns auf einem ſchlechten Wege gegen den Flecken Iris-Keui, und von da über den durch die Wirkung der Sommerſonne waſſerlos gewordenen Bildſtrom Cholorema hinweg gegen das Dorf Anſeli, oberhalb deſſen von dem Abhange der ſtragiotiſchen Berge die Ruinen von Theben herabſchauen. Das genannte Dorf iſt auch nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen von

Digitized by Google



Pharſalos.

Moscheen und Thürmen, umgeben von einer Wüste; nur ein paar neuerbaute Häuser neben den elenden Lehmhütten haben wir wohl auch hier auf zurückgekehrtes Leben zu deuten. Dahinter stoßen wir wieder auf einen türkischen Friedhof, dessen Grabsteine aus altgriechischen Marmorsäulen herausgeschnitten worden sind, und dicht daneben auf alte Tempelreste, die wahrscheinlich von einem Heiligthum der Demeter herrühren, das schon Homer erwähnt. Nahe dabei lag das Demetrion Strabo's und der Byzantiner, einst eine viel besungene „Stadt der Blumen". Um das moderne Kokina, das an seiner Stelle steht, duften und blühen am Fuße steiler Felswände auch heute noch Blumen in großer Zahl. Wir steigen nun an dem Abhange des xiragiotischen Gebirges empor, an Weingärten und Feigenbäumen und an tief eingerissenen Schluchten vorüber, und nach einstündiger Wanderung stehen wir in den Mauern der Akropolis Thebens von Phthia. Es nimmt uns eine weitere Stunde, die ausgedehnten alten Festungswerke näher zu beschauen, und nebenbei einen Blick auf den grünen Fleck von Almyro zurückzuwerfen, der sich aus der rothen Ebene heraushebt. Die alte Feste ist nur von Westen her nahbar, nach den anderen Himmelsrichtungen stürzt der Fels schroff in wilde Schluchten und in die Ebene hinab.

III.

Ein anderer schmaler Fußpfad führt uns über das xiragiotische Gebirge, das in seinem höchsten Gipfel 1150 m emporstreigt, um sich jenseits desselben mit der Straße von Velestino nach Pharsala zu vereinigen. Zwischen Lentiscusgebüsch, über Haidekräuten und durch Buchenwald erhebt man sich von einer Bergterrasse auf die andere, bis man auf der Höhe des Passes den Pelion einen letzten Abschiedsblick zuwirft. Dann durchwandert man eine wüstenhafte von Steckeichen- und Wachholdergesträuppen bestandene Hochebene, und endlich geht es zwischen langgestreckten braunen Felsen wieder ziemlich steil abwärts.

Eine Rotte wilthender Hunde zeigt unsere Ankunft den wenigen Einwohnern von Tschangli an, und unwirsch von lärmenden Kindern, mageren Ziegen und großen Ratten genießen wir ihre Gastfreundschaft in einem halbverfallenen Thurme. Südwestlich von dem Flecken, der noch 540 m über dem Meeresspiegel liegt — jenseits einer Schlucht — gewahren wir wieder die Ruinen einer altgriechischen Festenburg, deren Thore zum Theil ganz gut erhalten sind. Es ist das phthiotische Exetria, wo der Römer Titus Quinctius Flamininus auf seinem Zuge gegen Skotussa Stellung nahm. Auf dem Wege dahin werden wir von einem tüchtigen Gewitterschauer überrascht, und wir sehen dabei die klassische Landschaft in einer wesentlich andern Beleuchtung.

Am andern Morgen geht der Weg wieder aufwärts nach Juseli und Jenitzarochhori, bei welch letzterem Orte auf dem Plateau des Karadagh die Ueberreste des alten Skotussa liegen. In den fahlen Felsen daneben hat man freilich Mühe, die von Plutarch und Livius beschriebenen „Hundsköpfe" wiederzuerkennen, die Pelopidas sterben und Flamininus siegen sahen.

Nicht weit hinter Jenitzarochhori kommen wir an einen breiten Wildstrom mit tief eingegrabenem Bette. Es ist der Zanarli — der Enipeus der Alten. Ihm folgend gelangen wir nach Derengli, wo das Thal des Stromes allmählich breiter wird, um endlich in die weite Ebene von Gardiza und Trikala einzumünden, jenseits deren sich im fernen Westen die zackige Gebirgsmauer des Pindus erhebt. Man biegt noch um einen letzten Bergabhang herum, und sieht sich gegenüber dem berühmten Pharsalos, das ebenso wie Almyro in einem See von grünem Laube steht.

Die Stadt, die unter ihren 2500 Einwohnern etwa 1000 Türken zählt, hat sich seit ihrer Annexion an Griechenland kaum wesentlich verändert. Ruinenhafte Bassins mit Springbrunnen, alte Platanen daneben, Minarets, hermetisch verschlossene Türkenhäuser, höher oben ein Bischofspalast und eine Hauptkirche, unreinliche enge Straßen, Tabakladen, viel Lärm und wenig Handel — das ist ziemlich Alles, was uns bemerkenswerth scheint. Steigen wir ein wenig höher hinauf, über abschüssiges Brachfeld, so befinden wir uns aber an der Stelle der altgriechischen Burg. Hier sitzt auf seinen Fersen ein Türke in abgerissenen Kleidern und schaut träumend hinaus auf ein großartiges Landschaftsbild: auf die weite thessalische Ebene, und auf das Wirrsal von mächtigen Bergketten und Bergmassen — den Othrys, den Pindus, die Hundsköpfe, den Olymp — die sie umschließen. Wir folgen seinem Beispiele.

Die Akropolis von Pharsalos steht auf einem Felsen, der sich etwa 100 m nahezu senkrecht über den Apidanos, einen Nebenfluß des Enipeus, erhebt. Einige Reste der Umfassungsmauer, ein paar Thore und eine Cisterne sind aber fast alles, was die Stürme der Zeit davon übrig gelassen haben. Zuweilen macht man nur noch unten in der Erde einen interessanten archäologischen Fund. So hören wir in der Stadt von einem Helden „Meros", der in den griechischen Freiheitskriegen irgend welche Rolle gespielt haben soll, und von dem man merkwürdige Erinnerungen besitzen will. Auf unser Befragen führt uns ein alter Graubart in den Garten einer Moschee und zeigt uns das in Frage stehende Monument, und wir lesen darunter auch deutlich die Buchstaben MEROS. Wir erkennen aber auch zugleich, was die Gelehrten des gegenwärtigen Pharsalos übersehen haben: daß vor dem M noch ein verwischtes H und O steht, und daß es sich um den unteren Theil einer antiken Statue Homer's handelt. Der alte Dichter ist also sehr mit Unrecht zu einem neugriechischen Pallikari umgestempelt worden. (Schluß folgt.)

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

IX.

(Mit zwei Abbildungen.)

Im Nordosten der argentinischen sowie im Südosten der bolivianischen Republik erstreckt sich zwischen den Fußhügeln der Anden und dem Paraguay ein ungeheures Gebiet, das man in kultur- und wirthschaftsgeographischer Beziehung zu den jungfräulichsten der Erde zu zählen hat. Es ist das Gran Chaco, dessen Ausdehnung mindestens auf $1\frac{1}{2}$ Million Quadratkilometer zu veranschlagen ist. Dasselbe ist in der Hauptsache erst in den laufenden Jahrzehnt genauer erforscht worden, dank den Anstrengungen eines Crevaux, der bekanntlich darin sein Leben ließ, sowie eines A. Baldrich,

Digitized by Google

eines L. Arnaud, eines A. Thouar ꝛc., und erst ganz neuerdings haben es die leitenden Kreise Argentiniens den Einwanderern aus Europa als Kolonisationsfeld zu empfehlen begonnen. Wenn das letztere aber einmal geschehen ist, und wenn Jean M. Yternet in seinem Buche über die argentinische Republik das Gran Chaco als eine Art wiedergefundenes Paradies schildert[1]), so verlohnt es sich wohl, unsere Schritte auf unseren südamerikanischen Wanderungen auch dahin zu lenken. Im Pullmanwagen gelangen wir freilich zuvörderst noch nicht in diese merkwürdige Wildniß hinein, sondern wir haben uns hier wie in den Anden dem Maulthiere anzuvertrauen, und an viele Orte vermag uns auch selbst dieses nicht zu tragen.

Hinsichtlich der Bodengestalt ist das Gran Chaco eine ebenso vollkommene Ebene wie die Pampassteppe, nur erhebt sich dieselbe im allgemeinen etwas höher, und zwischen dem Rio Bermejo und Rio Pilcomayo liegt sie etwa 330 m über dem Meeresspiegel. Auch die Bodenart ist nicht wesentlich anders, so weit es sich um die oberflächliche Schicht handelt. Es ist weit und breit derselbe Pampaslehm oder Pampaslöß, den wir bei Buenos Ayres zur Genüge kennen gelernt haben. Freilich dürfen wir vermuthen, daß in den höheren Theilen der Chaco-Ebene — in dem „Chaco Centrale“ (zwischen dem Bermejo und Pilcomayo) — sowie in Randgegend andere Schichten in geringer Tiefe darunter lagern, sei es nun älteres Gestein, sei es eine dem Gebiete eigenthümliche eisenschüssige Bildung (Tosca), sei es endlich ein undurchlässiger Lehm. Die große Expedition, die der General Victoria im Jahre 1885 durch das Gran Chaco dirigirte, hat allerdings anstehendes Gestein nirgends aufzufinden vermocht. Dagegen hat dieselbe an den meisten Orten schon in geringer Tiefe trinkbares Wasser erbohrt, und gleichzeitig beobachtet,

Der obere Rio Bermejo. (Gran Chaco).

wie auch die Eingeborenen sich Brunnen graben. Neben den Winden dürften in dieser Gegend die großen Ströme mit ihrem theilweise sehr geringen Gefäll und mit ihren vielfachen Ueberschwemmungen und Stromlaufveränderungen von jeher eine große Rolle als Bodenbildner gespielt haben. Dehnen sich doch an den großen Chaco-Strömen noch heute ungeheure Sümpfe aus. Außerdem ist aber auch das Klima in dem Gran Chaco ein anderes. Bereits in dem argentinischen Theile des Gran Chaco stehen wir auf der Schwelle in die Tropen, und wenn wir in den bolivianischen Theil eindringen wollen, so haben wir diese Schwelle sogar zu überschreiten. Die Tropensonne macht aber direct und indirect — durch die Vermittelung der Pflanzenwelt, die sie erzeugt — gleichfalls einen starken Einfluß auf die Bodennatur geltend. Doch in dieser Beziehung stehen wir zunächst noch vor einer langen Reihe interessanter Räthsel, deren Lösung von einer einzelnen militärischen Expedition, wie es die des Generals Victoria war, nicht erwartet werden konnte.

[1]) Jean M. Yternet, La République Argentine (Buenos Ayres 1885) p. 65 ff. Wir citiren daraus nur folgende Sätze: „Un million vingt six kilomètres carrés inoultes et inexploités, ayant des forêts de bois précieux, d'abondants egoltoirs d'huile minérale, de superbes mines de sel, de soufre, de métaux et des lagunes connues.“ „Un ciel bleu pur, des étoiles plus resplendissantes que nulle part, complétent le tableau sublime de la création du Chaco, avec les diverses et belles lagunes où habitent le cygne au blanc plumage, ainsi que le perle cachée, rafraichissant de leurs eaux transparentes et nuançant d'un tapis vert les champs qui les avoisinent, dont les fleurs exhalent un suave parfum de nard et d'ambroise dans le calice desquelles vient boire le timide papillon et où vinnent voltiger et chanter leurs amours, des oiseaux au plumage le plus variée.“

Digitized by Google

Was wir durch die Gelehrten, die dieser Expedition beigegeben waren, sowie durch die obengenannten französischen Reisenden wissen, ist nur: daß das Gran Chaco eine Art Uebergangsgebiet zwischen den Pampas, der Monte-Region und dem außertropischen und tropischen Brasilien darstellt, und daß es ein Gebiet von sehr einheitlichem geographischem Charakter ist.

Und wie es mit der Bodenform und Bodenart ist, so ist es auch mit der Vegetation. Bevor man das Gran Chaco näher kannte, glaubte man, es sei im Wesentlichen nur von einer Baumgattung — dem Quebracho — bewachsen. Die genauere Untersuchung hat aber ergeben, daß das Pflanzenkleid ein viel mannigfaltigeres ist, wenngleich ein gewisse Artenarmuth dem Gran Chaco so wenig abzusprechen ist wie den Pampas. Vor allen Dingen fehlt es nicht an zahlreichen Bäumen, deren Holz und Rinde oder deren Früchte dem Menschen beträchtlichen Nutzen zu bringen fähig wären. Der Anchico (Cassia brasiliensis und Acacia Angiga) könnte Schiffsbauholz liefern, der Cedro (Cedrela brasiliensis) sowie der Guayavi (Patagonula americana) Möbelholz, der Lachacho (Tabebuia flavescens, T. Avellanedae), der Urunday (Astronium juglandifolium) und der Quebracho (Loxopterygium Lorentzii und Aspidosperma Quebracho) Eisenbahnschwellenholz, der Ajota (Luhea grandiflora) sowie der Quebracho Gerbrinde ꝛc. ꝛc. Auffällig ist es bei dem Pflanzenkleide des Gran Chaco nur, wie die einzelnen Pflanzen lokale Gruppen bilden, und wie hier die eine Species, dort die andere beinahe ausschließlich herrscht. Auf ausgedehnten Strecken des „Chaco Central“ ist der Buschwald von Algaroben vollkommen un-

Toba-Indianer (Gran Chaco).

durchdringlich, an anderen Orten erheben Palmen (Copernicia cerifera, Trithrinax brasiliensis) ihre Häupter über das Unterholz, an anderen wieder giebt es mit Gräsern bestandene breite Lichtungen („Claros“). Auch an salpeterhaltigem Sandboden, auf dem nur wenig oder nichts wächst, fehlt es nicht; und besonders liegt im Süden, zwischen dem Rio Salado und dem Rio Bermejo, eine solche unfruchtbare Strecke.

Das Thierleben des Gran Chaco ist ein sehr reiches, und darauf deutet auch schon sein Name, der aus der Indianersprache stammt und so viel wie „Jagdrevier“ heißt. Auch in dieser Beziehung begegnen sich in dem Gebiete die Formen der Pampas mit denen Brasiliens und des Monte. Häufig sind namentlich die Onze, der Puma, das Guanaco, der Hirsch (Cervus paludosus), das Peccari, der Tapir, der Ameisenbär, das Bizcacha, der Strauß (Rhea Darwini), das Penelopehuhn (Penelope oscura), der Juluſtorch (Ciconia mycteria), verſchiedene Reiher ꝛc.

Soweit die beſchränkten Erfahrungen, die man bis jetzt mit der Kultivation des Chaco gemacht hat, ein Urtheil geſtatten, werden in demſelben an zahlreichen Orten genau dieſelben Nutzgewächſe gezogen werden können, wie in dem benachbarten Paraguay und in Südbraſilien: Bananen, Ananas, Orangen, Citronen, Tabak, Baumwolle (die wild vorkommt), Kaffee, Zuckerrohr, Mandioca, Maïs ꝛc. Die Kolonien, welche man bis jetzt in dem Chaco begründet hat, und welche es raſch zu einem hohen Aufſchwunge gebracht haben — Ocumbo, Las Toscas und Florencia — liegen allerdings beſonders günſtig, da unſern von ihnen die herrliche Schiffahrtsſtraße des Parana vorüberführt. Aber ſeit man erkannt hat, daß der Pilcomayo bis zu der Dorado-Mündung, und der Bermejo bis zu dem Fort Roca eben-

Digitized by Google

falls mit Flußdampfern zu befahren sind, haben sich die Aussichten auch für diese gebessert. Daraus, daß die Gegend bis heute unkultivirt geblieben ist, darf man wenigstens nicht ohne Weiteres schließen, daß sie überhaupt unkulturfähig sei. Andere Gegenden Südamerikas waren je ohne Zweifel viel leichter zugänglich als das Gran Chaco, und auch sie sind von der europäischen Einwanderung und ihrer Kultur erst seit einigen Decennien stärker berührt worden. Des Versuches dürfte sich die Kultivation der Gegend immerhin lohnen.

Was es dazu bedarf, das sind aber in erster Linie weitere kräftige Schritte seitens der Regierung. Dieselbe muß Kommunikationswege herstellen und für die Sicherheit der Kolonisten sorgen, wie sie es anderweit gethan hat, und sich mit der großen Indianerfrage, die General Victoria veranstaltet hat, nicht begnügen. Trotzdem, daß die Chaco-Indianer Crevaux und seine Gefährten ermordet und andere Reisende mit dem Tode bedroht haben, dürften dieselben an Wildheit und Unbezähmbarkeit den Ranqueles nicht von ferne gleichkommen. Von Crevaux wissen wir ja mit Bestimmtheit, daß sein Tod ein Akt der Blutrache war. Durch zweckmäßige Behandlung würde es also vielleicht gelingen, die Tobas, um die es sich zunächst handelt, sowie auch die Matacos und Chiriguanos, bis zu einem gewissen Grade zu civilisiren. Zu viel wird man ja von ihnen in dieser Beziehung nicht erwarten dürfen, und ein ziemlich unvollkommenes Kulturinstrument werden die Indianer in dem Chaco wahrscheinlich ebenso bleiben, wie sie es in anderen Gegenden Südamerikas geblieben sind, aber ein guter Theil der Hilfsquellen des Landes wird nach ihrer Bezähmung doch zum Fließen gebracht werden können. Der Anfang zur Pacification des Chaco ist damit gemacht worden, daß die argentinische Regierung entlang dem Salado, sowie mitten lang dem Bermejo und Pilcomayo eine Anzahl kleiner Forts errichtet, und daß sie zugleich auch eine Art Miliz aus den Reihen der Eingeborenen organisirt hat. Ein großer Theil des Werkes ist aber noch zu thun übrig geblieben, und aus diesem Grunde können namentlich die entlegeneren Gegenden unseren Auswanderungslustigen vorläufig nicht als empfehlenswerthe Ziele bezeichnet werden. Am aussichtsvollsten ist von vornherein ohne Zweifel die Ansiedelung der Waldungen nahe den bereits genannten, schiffbaren Strömen, und damit ist in der That auch bereits begonnen worden. Diesem Wirthschaftszweige wird dann von selbst die Acker- und Pflanzungskultur in den dazu geeigneten Orten folgen. Daß deutscher Unternehmungsgeist sich an dieser Kulturarbeit rechtzeitig betheilige, möchten wir wohl wünschen.

Das Klima des Chaco wird als gesund für Europäer gerühmt, jedoch dürfte wohl auch darin ein Unterschied gemacht werden müssen zwischen dem „Hier“ und dem „Dort“. Die deutschen Unternehmer, welche sich in dem Gran Chaco in irgend einer Weise engagiren, werden in jedem Falle sehr wohl thun, die Dinge vorher sehr im Einzelnen zu prüfen[1]).

[1]) Vergleiche hierzu die Aufsätze von A. Baldrich in dem „Boletin del Instituto Geografico Argentino“, t. V, p. 5 ff., und t. VI, p. 124 ff.; von L. Arnaud in derselben Zeitschrift t. VI, p. 201 ff.; von J. Rhode und J. F. Czetz in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“, Bd. 21, S. 59 ff.

Die „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta“, des Nicolas de la Rosa, und ihre alten Nachrichten über die Indianer der Sierra Nevada de Santa Marta.

Von Dr. W. Sievers.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

Die Orejones wohnen in den Uferwäldern am Rio Cesar, wo sie die Schiffahrt oft unmöglich gemacht haben, so daß die größten Hindernisse anbauernd zu beklagen waren. Ihren Namen haben auch sie von den Spaniern, weil sie in die Ohrläppchen Löcher gebohrt haben, in welche sie ihre schweren goldenen Ringe hineinstecken, die für Männer und Frauen den größten Schmuck ausmachen, und von sehr grober Arbeit und großem Gewicht sind. Ihr eigentlicher Name ist Tomeco, das im Spanischen Mocos de Oro, goldener Nasenschleim, heißt, da sie auch die Weichtheile der Nase durchstechen, um goldene Ringe einzufügen, oder auch Gold- und Silberdraht, dessen Dicke der Oeffnung, dem Loche in der Nase, entspricht.

Diese Indianer besaßen noch bis vor einigen Jahren bestimmte Götzen und unterhielten in den innersten Wäldern ein Gotteshaus, das sie Tupe nannten, wo sie sich zu ihren Priestern begaben und ein großes Götzenbild anbeteten, das von einem Balken herabhing, mit Blättern und würzigen Zweigen behängt war, eine Federkrone auf dem Haupte und Bogen und Pfeile in den Händen hatte. Um dieses Gotteshaus standen viele Schalen und Eimer mit Getränken, sowie auch eine Anzahl von Bänken für diejenigen, welche sich von den Tänzen ausruhen wollten. Diese Tänze führten sie in einem Kreise auf, in dessen Mitte sie eine Puppe setzten, welche ihnen, durch barbarische Opfer gerührt, ihre eventuellen Erfolge im Kriege anzeigen und alles das auftragen sollte, was sie zu thun wünschten. Zu diesen Aufführungen kamen auch Indianer aus dem Dorfe Gualaca in der Gegend der Laguna de Zapatosa. Um diesen Aberglauben aufzupflegen, wurde das Dorf Gualaca zerstört, und die wenigen Einwohner versetzte man nach dem Dorfe El Peñon, wo der dortige Geistliche sie zu unterrichten hatte.

Die Indianer dieses Dorfes Peñon sind Abkömmlinge der Orejones und haben den Gebrauch der großen Ringe in den Ohrläppchen, doch nicht in der Nase; von ihnen stammte der Orejon-Indianer, welcher in Tamalameque, angeprort durch den Anblick des Bildes der Candelaria del Banco, die Taufe erbat. Die Orejones aus den Bergwäldern üben Raub und Mord, gehen ebenfalls nackt, salben den Körper mit der „vija“, haben langes, lose herabhängendes Haar und Federkronen auf dem Haupte.

Sie essen Wildpret, und reden den Wald aus, um Pflanzungen von Mais ꝛc. anzulegen, wovon sie sich ernähren; auch stellen sie Getränke her, um sich ganz wie die übrigen zur Ehre ihrer Götzen zu berauschen. Die Frauen üben

Digitized by Google

bei der Entbindung dieselben Gebräuche, Bäder ꝛc. wie die übrigen Stämme, obwohl mit großer Annäherung an die Sitten der Chimiles. Sie verschmähen auch nicht Menschenfleisch zu essen, wenn sie bei ihren Ueberfällen jemand durch Pfeilschüsse tödten können.

Nicht alle ihre Pfeilschüsse sind tödlich, wenn auch die Pfeile durch den Körper hindurchdringen, und doch sind nicht alle gering zu achten, wenn sie auch oberflächlich sind. Der Grund dafür liegt in der Sitte, daß das Gift nicht auf das Metall des Pfeiles gelegt wird, da sie fürchten, daß das Gift die Schärfe des Metalles vermindern, oder daß umgekehrt das Metall die Wirkung des Giftes beeinträchtigen könnte; sondern sie streuen das Gift auf die Umhüllung zwischen Holz und Metall, so daß, wenn das Garn, das diese Umhüllung bildet, nicht in die Wunde gelangt, dieselbe unschädlich ist, wenn sie auch noch so tief sein mag. Aber wenn dieselbe auch nur oberflächlich und gering, das Gift aber eingedrungen ist, so ist die Wunde unbedingt tödtlich. Diejenigen Pfeile, welche keine Metallspitzen, sondern solche aus Haifischzahn oder gefälltem Holze besitzen, sind, da sie ohne besondere Vorsichtsmaßregeln gleich mit dem Gifte bestrichen werden, gefährlicher als die vorigen, und heißen „sontraos“.

Die Acanayutos verursachten durch ihre wiederholten Angriffe die Zerstörung der Stadt Becerril del Campo und ihre Nachkommen sitzen heute noch in derselben Gegend unter der Leitung der Augustiner Mönche.

Der Name Acanayuto stammt von den zahlreichen Schimpfwörtern, mit denen die Spanier die Indianer bei den Kämpfen anredeten; einer von ihnen soll Ah! Canaille! gelagt haben, worauf in der Sprache der Indianer „acanaya“ geworden ist, und davon kommt nun der Name Acanayutos. Die Sitten dieser Indianer sind sehr ähnlich denen der übrigen; denn sie sind im höchsten Grade bösartig, ehrlos, verrätherisch und verschmitzt. Den Spaniern gegenüber pflegen sie unglücklich stumm zu sein, um unschuldig zu erscheinen, verstehen aber meist Alles und ziehen daraus ihre Schlüsse, und auf diese Weise haben die Missionäre die größte Noth mit ihnen, und nichts ist vor ihnen sicher. Nur von der christlichen Lehre wollen sie nichts wissen und stellen sich als unwissend und unvermögend, etwas zu begreifen, während sie doch im Grunde auf seiner Bosheit nichts lernen wollen. Ihre Wohnungen sind mit Palmstroh gedeckt, besitzen aber keine Wände, noch sonst irgend welchen Schutz.

Ihre Galatracht ist die Bekleidungslosigkeit, höchstens einen Schurz führen sie, den sie „guayuco“ nennen, und den sie mit einigen Bändern um den Gürtel befestigen; ihre Schamlosigkeit ist so groß, daß auch die Frauen keine anderen Tücher tragen.

Ihre Pflanzungen dienen zur Kultur von Maiz, Yuca ꝛc., aber auch als Verwand für ihre Verrätherein, denn unter der Vorspiegelung, auf ihre Pflanzungen gehen zu wollen, treiben sie Verkehr mit den Tomocos vom Rio Cesar, die sie, am ganzen Körper mit der „rija“ gesalbt, auf ihren Streifzügen begleiten. Sie sind bereits dazu vorgeschritten, den von ihnen Getödteten die Kleider abzunehmen, was sie in der ersten Zeit der Eroberung nicht thaten. Wenn man sie dann nach der Herkunft der Kleidungsstücke fragt, so behaupten sie, daß sie sie in ihren Wohnungen verborgen gehalten hätten, und, wenn sie zu spät zurückkehren, so erklären sie, daß sie auf der Jagd aufgehalten worden seien, oder sie entschuldigen sich mit allerlei anderen Vorwänden. Auf diese Weise befriedigen sie ihre Gelüste, äußerlich Lämmer, im Inneren Wölfe. Sie besitzen ihren Herrscher, zollen demselben unbedingten Gehorsam und Verehrung und führen Alles aus, was er ihnen aufträgt; da dieser nun dem Rathe der Padres zu folgen pflegt, so hat man sie in der Hand, aber da er nicht Alles erfährt, so giebt es manche Dinge, die sich nicht bessern lassen.

Die sogenannten Pampanillas-Indianer sind die Nachbaren der Acanayutos. Ihr Name kommt von gewissen Schürzen, die sie von dem Gürtel herabhängen lassen bis zum Knie, und ebenso kleiden sich auch die Weiber. Diese Indianer sind friedlich und unterstehen zum Theil der Mission von Becerril, aber die meisten leben in den Wäldern, und ihre Sitten sind so roh, daß trotz ihren friedlichen Gemüthsart kaum Jemand unter ihnen leben mag. Auch sie legen Pflanzungen an und leben von der Jagd. Sie sind faul und wenig zur Arbeit geneigt, eine üble Eigenschaft aller Indianer und erster besonderer Grund ihrer Widerspenstigkeit und Zurückhaltung. So bleiben sie denn auch stets sehr arm, obwohl ihre Wohnsitze sehr fruchtbar sind, mindestens ebenso sehr wie die ganze übrige Provinz, auch gut bewässert und von settem Boden. Mit den Acanayutos haben sie gute Beziehungen und beider Stämme Weiber sind in ihren Gebräuchen bei der Entbindung denen der Chimiles ähnlich; denn sie stehen in den Wäldern alle unter einander in Verbindung.

Da alle diese Stämme die Zauberei der Kräuterbereitung kennen und insgeheim einer dem anderen nicht traut, so haben sie ihre bestimmten Kräuterkundigen für Wundbehandlung, und diese Männer nennen sie Quacksalber. Diese Gewohnheit haben sowohl die friedlichen, wie die unbesiegten, wie auch die angesiedelten, sesshaften Indianer.

Sie wollen und glauben machen, daß die Quacksalber ganz wohl unterscheiden könnten, ob vor einer Entwundung durch Schlangenbiß die Schlange eigens zu dem Zwecke des Beißens hingeworfen sei, oder zufällig den Mann betroffen habe, und man kann wohl annehmen, daß der, welcher Schlangenbisse kurirt, und der, welcher die Schlange abgefangt hat, unter einer Decke stecken; denn man findet oft Leute, die eine Schlange in die Hand nehmen, sie zum Munde führen, aufbauchen und sie sich um den Körper schlingen, daß einem die Haut schauert, und dabei behaupten sie, daß dies nicht in Folge einer Bundes mit dem Teufel, sondern durch Gefeitmachung des Körpers Seiteus des Quacksalbers ermöglicht werde. Sie machen Einschnitte in den Körper, führen Pulver ein und trinken allerlei Kräutertränke, die eine bestimmte Anzahl von Tagen gebraut worden sein müssen; doch halte ich diese Kur für mehr lächerlich als ernsthaft.

Der Name Tupe bedeutet hasselbe wie Cerrado (abgeschlossen, hartnäckig), da die Tupes-Indianer in der That die allerrohesten und barbarischsten der Gegend sind. Von dieser Abkunft sind die Tupes-Indianer des Dorfes Tupes und dem Distrikt von El Valle. Da diese bereits im Unterthanenverhältnisse und in „Demora“ stehen, so sind sie nicht mehr so ganz unwissend, aufgenommen in ihrer Rudeutheweise. Alle diese Indianer verstehen es, ausweichende Antworten zu geben, indem sie auf jede Frage erklären, es sei so, wie der Fragende glaube, und es ist trotz aller Kreuz- und Querfragen unmöglich, sie zu anderen Antworten zu bringen.

Die Indianer der Serranía de Ocaña sind die Motilones, welche im Anfang unterworfen und in den Llanos von La Cruz angesiedelt, sowie auch in der christlichen Lehre unterwiesen wurden; als aber eine Blattern-Epidemie ausbrach, fanuen sie angstvoll zu ihrem Pfarrer, der ihnen empfahl, Bäder zu nehmen und kalte Getränke zu trinken, sowie das Haar zu scheeren, um ihre heiße Natur zu mäßigen und das Fieber zu bekämpfen. Aber diese Maßregeln waren nicht genügend, um sie zu beruhigen, und sie sammen daher auf heimliche Flucht. Eines Nachts verließen sie den Ort und schleppten den Geistlichen mit Gewalt in die Wälder. Nachdem sie sechs Monate im Walde zugebracht

Digitized by Google

und sich von Zeit zu Zeit über den Stand der Epidemie durch Boten unterrichtet hatten, kehrten sie nach dem Erlöschen der Krankheit in ihr Dorf zurück und brachten ihren Pfarrer wieder mit. Als die Umwohner sahen, daß sie das Haar verloren hatten, nannten sie die Motilones „die Verstümmelten“.

Der Geistliche, welcher nicht gerade gern mit in die Wälder geflüchtet war, hatte seither viel Mißtrauen gegen seine Pfarrkinder, er besorgte nur noch die nothwendigsten geistlichen Handlungen, und verließ das Dorf, so daß er bei einer zweiten Epidemie, die wenige Jahre später ausbrach, nicht mehr im Dorfe anwesend war.

Die Indianer flohen abermals in die Wälder und kehrten nicht wieder nach La Cruz zurück. Von ihnen stammen die Motilones, deren Sitten und Einrichtungen nicht genau bekannt sind; aber da es sicher ist, daß sie in den Wäldern Verbindungen mit den übrigen Kariben-Stämmen besitzen, so ist es auch zweifellos, daß sie etwa dieselben Sitten haben wie diese und leider z. B. in so fern, als sie gern alles tödten, was ihnen in die Hände fällt.

Die Goajiros, von dem Stamme Guagiro, wohnen an der Meeresküste, von der Stadt Rio de la Hacha bis Rio Sucuy. Ueber sie muß mehr berichtet werden, da sie bisher noch nicht unterworfen werden konnten, und einen freiwilligen Waffenstillstand mit den Spaniern, sowie auch ganz besonders mit ihren nächsten Nachbarn unterhalten, mit denen sie im Handelsverkehr stehen, in Folge der Perlenfischerei und des Handelsweges von Rio Hacha nach Maracaibo. Der Name Guagiro heißt etwa: „Tapfer mit Schnelligkeit“, denn keiner der Indianerstämme der Küste und des Inneren verbindet Schnelligkeit und Tapferkeit in der Weise wie die Guagiros, insofern sie in ihren Kämpfen Mann gegen Mann streiten. Wenn es Krieg giebt, sei es einen Bürgerkrieg unter ihnen selbst oder einen Feldzug gegen die Spanier, der leicht aus irgend einem geringfügigen Anlaß entstehen kann, so ziehen sie in großen Haufen in den Kampf, bilden einen Zug in Form eines Halbkreises und versuchen den Feind zu überflügeln und ihn zur Uebergabe zu zwingen; dabei schießen sie ihre Pfeile und Lanzen mit so großer Genauigkeit, Treffsicherheit und Geschicklichkeit ab, daß es schwer ist, ihnen zu widerstehen. und es bedarf einer sehr großen Geschicklichkeit, um sich aus dem gefährlichen Halbkreise zu retten, und beständigen Feuerns; denn sobald die Indianer eine Pause im Schießen bemerken, so stürzen sie sich auf die Spanier, da sie sehr wohl wissen, daß die Gewehre erst wieder geladen werden müssen, was sie im Anfang nicht wußten, sondern glaubten, daß Feuer und Kugeln immer von selbst ununterbrochen aus den Gewehren hervorbrächen. Aus allen diesen Gründen ist es durchaus nöthig, im Kriege gegen die Guagiros alle möglichen Kriegslisten anzuwenden.

Ihre Art, den Krieg zu erklären, weicht in vieler Beziehung von der Vermuthung ab, wird jedoch meist dieser barbarischen Kriegführung angepaßt. Ein angeblich beleidigter oder geschädigter Häuptling sendet eine Botschaft an den Gegner und stellt seine Ansprüche fest; werden diese nicht bewilligt, so giebt es ohne Weiteres Krieg.

Gewöhnlich besitzen die Häuptlinge stets eine Schaar wohlberittener Krieger, die sofort nach der Kriegserklärung zur Herbeiholung von Hilfsvölkern abreiten. Auf diese Weise können in einem einzigen Tage urplötzlich 10000 bis 12000 Krieger herbeigerufen werden, und es ist, als ob die Sanddünen der Küste sie hervorbrächten.

Bei Einzelkämpfen steigt der Guagiro, sobald er seines Gegners ansichtig wird, vom Pferde und schießt den ersten Pfeil auf das Pferd desselben ab, damit jener keinen Nutzen aus seiner Berittenheit ziehen könne, und ihm keine Möglichkeit zur Flucht bleibe.

Dann beginnt der Kampf, bis einer von beiden auf dem Platze bleibt, und bei diesen Kämpfen treten sie einander stets mit vorgebogener linker Schulter gegenüber, und schießen den Pfeil ab, sobald sie sicher zu sein glauben, daß er sein Ziel erreichen wird. Dabei lauern sie sich derart zusammen, daß es sehr schwer ist, daß sie ein Pfeil trifft.

Sie sind außerordentlich geschickt in der Handhabung ihrer Waffen, besonders der Pfeile, und pflegen sich darauf in der Weise einzulüben, daß sie eine Apfelsine, Orange, Pomeranze in die Höhe werfen und versuchen, die Frucht in der Luft zu durchschießen; und in der That haben Leute, denen bei diesem Experiment die Frucht unversehrt zur Erde fällt, weniger Achtung zu genießen als die guten Schützen, so daß die Scham über das dann unter den Umstehenden aufgeschlagene Gelächter allein schon hinreichend zur Uebung in diesem Berufe anfeuert.

Trotz dieses Freimuthes, den sie bei ihren Kämpfen ohne Zweifel zeigen, begehen sie doch viele gewöhnliche Verrätherein, und machen namentlich mit den Weißen, die sie Arijuno nennen, kurzen Proceß, wie das traurige Beispiel eines gewissen Tomas Quintero beweist, den sie vor einigen Jahren tödteten und zwar aus keinem anderen Grunde, als daß er ihr Gebiet betreten hatte, während sie sich gerade von Rio Hacha fern hielten, ohne daß man den Grund dafür gekannt hätte. Denn diese Indianer brauchen, um Jemanden zu tödten, weiter keinen Anlaß, als daß er von der Nachbarschaft eines Ortes ist, wo sie einmal auf irgend eine Weise geschädigt worden zu sein glauben. Sie tödteten ihn daher ohne jeglichen Grund, worauf ganz Rio Hacha einen Kriegszug gegen sie unternahm, und denselben auf so scharfe und blutige Weise führte, daß die Guagiros sich für besiegt erklärten und zum Zeichen ihrer Unterwerfung und als Entgelt für das Blut des Tomas Quintero dem Könige einen zweiköpfigen goldenen Adler schenkten, welcher als Unterpfand ihrer künftig friedlicheren Gesinnung in der Königlichen Kasse niedergelegt worden ist.

Da sie aber sehr wetterwendisch und nicht vertrauenswürdig in ihren Worten und Versprechungen sind, wenn es ihnen gerade paßt, noch auch jemals Sicherheit vor ihren Angriffen vorhanden ist, so geschah es auch in diesem Falle, daß sie bald darauf einige Ueberfälle versuchten; nur eine Bestimmung des Vertrages haben sie gehalten, nämlich nicht in die Stadt Rio Hacha einzudringen.

Niemand kann darauf vertrauen, mit einem Indianer, der ihn beleidigt hat, allein in einer Zusammenkunft die Sache beizulegen, denn auf einen ungewöhnlichen Schrei desselben kommen ungeheure Mengen von Stammesgenossen herbei, und Jemand, der eine derartige Gefahr durchgemacht hat, verglich sie mit den Wanzen, denn ebenso wie diese sich in der geringsten Falte oder Runzel einer Bettdecke zu verstecken verstehen, so auch verbergen sich die Guagiros mit großer Geschicklichkeit hinter der kleinsten Sandanhäufung, sobald sie Spanier auf ihrem Boden merken, und der Betreffende meinte daher, daß, wenn er ihnen einen Namen zu geben hätte, er sie Wanzen nennen würde.

Sie besitzen weder Kaziken noch Gebieter durch Vertrag oder Wahl, sondern diese Stellung nimmt der Wohlhabendste ein, wie z. B. jetzt Capurinche oder Toribio der in der Provinz Hipapa zwischen der Bahia Honda und Chichivacoa wohnt. Da auch ihre Glücksgüter nicht beständig sind, sondern durch die unzähligen kleinen Fehden unter ihnen leicht zerstört werden, so ist die Oberherrschaft nicht dauernd, sondern sie wechselt, je nach dem einer durch Raub ganz besonders reich geworden ist. Reich wird derjenige genannt, welcher viel Vieh besitzt, das sie meist in Folge der verschiedenen Diebstähle erwerben, welche sie bei ihren Besuchen in Rio Hacha ausführen; denn weder

Digitized by Google

Perlen noch Gold bilden Reichthum für die Guagiros, da sie dieselben nicht bedürfen.

Sie haben die beste Pferdezucht im ganzen Lande und schätzen besonders die schecktigen Thiere, welche sie für kräftiger halten als die einfarbigen, und wenn daher ein Pferd fünffarbiges Haar hat, so sagt der Herr desselben: „Mein Pferd ersetzt fünf andere Pferde“, und es soll dann auf der Jagd stets eben so viele Stück Wild einholen, wie es Farben besitzt. Es ist dann sehr schwer, sie dazu zu überreden, es zu verkaufen, doch läßt sich der Indianer wohl für eine gewisse Zahl von Ketten, von Korallen, Granaten und anderen Steinen dazu herbei, was dann billiger kommt als bei Bezahlung durch Geld, denn da er dieses letztere nur wenig schätzt, so wird er nur durch viele Geldstücke zufrieden gestellt, und man muß bei einem solchen Kaufe große Schlauheit anwenden.

Die Guagiros haben auch das Laster des Hanskauens, wie die Arhuacos, und wenn ein Indianer auf der Reise etwas Coca mitführt, so ist er halbwegs sicher, gut durchzukommen und billig zu reisen; denn wenn er einen Trupp von einigen hundert Stammesgenossen antrifft, so müssen sie ihn anhalten und ein Geschenk von ihm erbitten, wofür er jedoch ebensoviel wieder erhält, da es bei ihnen wie bei den Arhuacos Sitte ist, genau ebensoviel zu geben, wie man empfangen hat, und so giebt er „jedem eine Handvoll Hayo und stellt sie damit zufrieden. Die Handvoll heißt „Tagnara“ und wird mit drei Fingern aus dem Cocabeutel genommen, also etwa so viel, wie die Spanier „polvo“ nennen. Das ist die Portion, welche sie in den Mund zu stopfen pflegen, worauf sie dann von dem Kalk in dem Poporo genannten Gefäße hinzuthun. Wenn nun ein reisender Indianer dem ihm begegnenden Trupp sagt, er sei „sobrado de fragata“, von einer Fregatte übrig geblieben, so helfen sie ihm rasch aus der Verlegenheit; denn jeden, den sie nicht bisher gesehen haben und von dem sie wissen, daß er nicht zu den Bewohnern von Rio Hacha gehört, nennen sie „sobrado de fragata“. Denn sie glauben, daß kein Mensch wagen würde, ihr Land zu betreten, wenn er nicht an der Küste Schiffbruch gelitten hätte, was für sie eine recht elende Sache ist, so daß „sobrado de fragata“ bei ihnen etwa so viel heißt wie ein „verlorener Mensch“.

Sie besitzen ihre Zauberer, welche wohlverstanden dasselbe sind wie die Sanionos-Mönche der Mauren, insofern auch jene die Zukunft zu erforschen haben, und da sie seit vielen Jahren auf ihre Unterwerfung gefaßt sind, so befragen sie ihren Zauberer darüber. Dieser bildet dann seine Kreise und macht seine Ceremonien, zündet sich eine Cigarre an, und wenn er zufällig den Rücken gegen den Wind kehrt und beim Rauchen der Dampf vom Gesichte wegzieht, so sagt der Zauberer, es sei noch nicht Zeit zur Unterwerfung, wenn aber der Rauch über das Gesicht zieht, so sagt er daß die Unterwerfung nahe bevorstände. Auf diese Weise kommen sie dazu, die Unterwerfung stets in kürzerer oder längerer Frist zu erwarten und pflegen daher stets jeden Spanier zu fragen: „Wann wird eigentlich die Eroberung unseres Landes erfolgen?“ Unsere Väter sagten uns, daß die Spanier sie bringen würden, unsere Großväter sagten uns dasselbe; jetzt sind sie alle todt und die Eroberung ist noch immer nicht vollzogen.“ Daher schließen sie, daß alles unwahr sei, und nur deshalb gesagt, um sie zu erschrecken. Sie glauben, daß die Eroberung nichts weiter sei, als eine Frau von schrecklichem Aeußeren, wie wir sagen würden, eine tirasca (Bild einer Schlangenjungfrau, die beim Frohleichnamsfeste auf einem Wagen herum geführt wird) und sie machen sich dann über diese Conquista (Eroberung) lustig, indem sie sagen: „Conquista, was wird aus den Guagiros werden? Wir sind viele und Du bist ein einzelnes Weib, die nicht viel thun kann.“ Und dieses Bewußtsein macht sie stolz und hochmüthig.

Der Guagiro ist sehr rachsüchtig und seine Leidenschaft kennt keine Grenzen; denn sobald er sich erinnert, daß einer einen seiner Verwandten tödtete, verwundete oder schlecht behandelte, sei es auch sehr lange her, so beschließt er, dessen Blut zu rächen, bewaffnet sich mit Bogen, Pfeil und Köcher, zieht aus, um den Betreffenden zu suchen, und sobald er ihn gefunden, erinnert er ihn an den Mord und sagt: „Du hast meinen Verwandten getödtet, sein Blut ist noch nicht gerächt, und ich komme nun, um Rechenschaft zu verlangen.“ Der Angeredete fragt dann, wie viel Entgelt er zu geben habe, und endlich einigen sie sich auf eine gewisse Anzahl von Rindern, Pferden, Maulthieren oder Hennen, und wenn der Schuldige nicht bezahlen kann oder nicht genügend besitzt, so muß er unter seiner Verwandtschaft um Almosen bitten, bis er die geforderte Summe zusammen hat. Die Verwandten haben die Verpflichtung, so viel zu geben wie jeder kann, bis die erforderliche Kopfzahl beisammen ist, die dann dem Gläubiger eingehändigt wird, der weder von dem Wohnsitze des Schuldners fortgeht, noch auch schläft, sich entwaffnet und ruht, bis er befriedigt ist, und sein Vieh vor sich hintreiben kann, worauf dann der andere von dem einen Gläubiger befreit ist, nicht aber von den Verwandten desselben, von denen jeder einzelne dieselbe Forderung stellen kann.

Besonders die Weiber reizen ihre Männer zur Forderung eines Entgelts, da sie feinfühliger und der Gefahr weniger ausgesetzt sind; sie saugen an zu klagen und zu jammern, gleichgültig, ob der Geschädigte ihr eigener Verwandter oder der ihres Mannes sei, selbst auch wenn sie ihn gar nicht persönlich kennen. Wenn dann der Gatte fragt: „Warum weinst Du?“, so beginnt die Frau ihr unmäßiges Geheul, erinnert ihn an die Katastrophe und reizt ihn in ihrer barbarischen Sprache zur Rache auf; und da das Geheul und Geklage der Frauen sehr heftig ist, so pflegen die Guagiros sehr blutgierig zu sein, wenn sie es hören, und der Schuldige muß dann mehr bezahlen, und eine größere Kopfzahl Vieh stellen. Einen Kopf nennen die Guagiros zehn Stück, ob Rinder, oder Schweine, Pferde, Maulthiere oder Federvieh, und daher ist es verständlich, daß, wenn auch nur wenige Köpfe Vieh gefordert werden, die Zahl der Stücke doch oft Hundert übersteigt und es bedarf großer Schlauheit, gegen die Forderung anzukämpfen, besonders wenn der Schuldner ein Arijuna (Weißer) ist. Doch giebt es jetzt unter uns sehr gewitzigte Männer, die aus der Forderung der Indianer Nutzen ziehen, und wenn sie derselben auch zunächst Genüge thun, doch bald darauf ihren Gegner aufsuchen, ihm allerlei Schaden vorspiegeln, die ihnen von Verwandten des Indianers angethan seien und auf diese Weise oft die doppelte Anzahl der verlorenen Rinder ꝛc. wieder zurückfordern, wobei sie sicher sind, diese zu erhalten, da eben der Guagiro-Indianer so lange betteln muß, bis er die Forderung erfüllt hat und auf Rechtspflege und Gerechtigkeit außerordentlich viel giebt.

Die Kleidung der Guagiros ist stets ein großer Mantel von gewirkter Baumwolle, braun gefärbt und mit einem Loch in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes. Der Mantel hängt dann über die linke Schulter herab, bis zum Knie, und wird um den Gürtel zusammen gebunden, so daß der rechte Arm und die rechte Schulter für den Gebrauch der Waffen frei bleibt. Sie gehen barfuß, tragen aber einen Hut von Palmenfasern, den sie selbst anfertigen; ebenso kleiden sich die Frauen, die man nur durch ein Armband aus Ketten, die sie am Knöchel befestigen, von den Männern unterscheiden kann. Hierdurch auch zeichnet sich die Reiche vor der Armen aus, indem diese Glas- und gewöhnliche Steine,

Digitized by Google

jene Korallen und Granaten trägt und auch ähnliche Schnüre um den Hals bindet. Wenn der Indianer oder seine Frau von hoher Abstammung sind, so tragen sie einen weißen Mantel mit farbigen Streifen. Da sie sehr grob und unachtsam gekleidet sind, so zeigen sie Achtung vor den Weißen, die sich reinlich kleiden, und halten einen jeden für einen bedeutenden Mann, wo möglich für einen Verwandten des Königs von Spanien, und besonders für carmoisinrothe Kleider hegen sie die größte Achtung; dennoch wollen sie in ihrem Hochmuth nicht von ihren Meinungen und Sitten lassen.

Diese Indianer haben weder Häuser noch Hütten, noch auch feste Wohnorte, sondern leben nur unter den Bäumen, verändern gern ihre Wohnung, je nach der Jahreszeit und der Möglichkeit, die wild wachsenden Früchte jener Küste zu erlangen, von denen sie sich ausschließlich ernähren, so daß sie zur Zeit der Tuxpio-Bäume unter ihrem Schatten leben und abwechselnd je nach der Jahreszeit die Guaymaros Caracol-Bäume und andere bevorzugen, je nachdem sie Früchte tragen.

Wenn sie umher schweifen, führen sie ihre Pferde, Rinder, Stuten, Maulthiere, Hühner, Hunde und den gesammten Haustrath mit sich. Doch essen sie nicht alle Tage Rindfleisch, um ihren Viehstand nicht zu vernichten, sondern gehen aus diesem Grunde stets zu den Fastlagen in Rio Hacha, wo sie dann die getödteten Thiere erstehen. Zum gewöhnlichen Leben essen sie Fischblasen, Muscheln, Igel, Krebse, Schildkröten und andere Meerestiere. Von jagdbaren Thieren verzehren sie Rehe, Gürtelthiere, Landschildkröten und vieles andere, obwohl sie für täglich meist von Vegetabilien, Yuca, trockenen Wurzeln und Früchten des Caracoli, Guaymaro, Caeahnito ꝛc. leben.

Die Häuptlinge schlafen in Hängematten, die sie in die Bäume hängen, die übrigen ausgestreckt auf der Erde und ebenso die Frauen, ohne jede Unterlage oder Decke, außer ihren baumwollenen Mänteln.

Jeder Indianer nimmt so viele Frauen, als er ernähren kann, und auch darin unterscheidet sich der Reiche von dem Armen; im übrigen leben sie alle in völliger Gemeinschaft, ohne jede Bedenklichkeit, und auch die Eifersucht hindert sie daran nicht. Sie schlafen ziemlich wenig, denn Nachts pflegen sie gerade viel zu essen; niemals aber lassen sie den „Poporo“ und den „Hayo“ aus der Hand, woher sie denn auch stets schwarze Zähne haben, wegen der Wirkungen des Kalks und des schleimigen Saftes der Coca. Und da sie sehr dunkele Haut von der Farbe des Achates haben, eine sehr hohe Gestalt und sehr starke Gliedmaßen besitzen, so gewähren sie einen wilden Anblick. Der Wahrhaftigkeit befleißigen sich diese Indianer nicht, namentlich nicht im Verkehr mit den Spaniern; denn es macht ihnen Vergnügen, diese zu betrügen, und wenn sie uns mit irgend einer traurigen Nachricht in Schrecken setzen können, so thun sie es gewiß. Sie sind der spanischen Nation so feindlich gesinnt, daß, wenn ein Guagiro-Indianer beim Hüten des Viehes oder der Pferde auf der Weide einen Spanier vorbeireiten sieht, er auf das Genaueste die Spuren und Fährten prüft, rasch ein Pferd besteigt, um im gestreckten Galopp nach dem nächsten Rancho zu eilen, und die Bewohner mit dem Rufe: „Ein Weißer kommt vorbei, seine Spur ist schon da!“ warnt. Er theilt mit, welchen Weg der Spanier nimmt, und im selben Augenblick reiten vier oder sechs Faullenzer ab, um die Kunde in den benachbarten Ansiedlungen zu verbreiten. Wenn dann der Arme sich besonders sicher glaubt, so findet er sich von fünfzig oder mehr Guagiros belästigt, welche von ihm Tribut verlangen, und wenn er nichts hat, um sie zu befriedigen, so wird ihm übel mitgespielt, denn in der That haben sie auf diese Art eine Reihe von Spaniern getödtet.

Auch unter den Barbaren giebt es Unterhaltungen und eine derselben ist das Ballspiel, wobei sie sich im Gebrauch der Pfeile üben, ebenso wie unter den Spaniern die Jagd eine Vorschule des Krieges ist. Aus den Testikeln eines Hirsches machen sie ihren Ball, den sie mit Baumwolle füllen. Dann werfen sie ihn in die Luft und einige zehn oder zwanzig Guagiros, jeder mit seinem Bogen bewaffnet, lauern dann und schießen mit Pfeilen auf den Ball, der durch die Gewalt des stoßenden Pfeiles im Moment des Hinabfallens wieder auswärts in die Luft gerissen wird. Ein zweiter schießt dann seinerseits und während die übrigen zur Feier des Tages tanzen, schießt immer einer nach dem anderen nach dem Balle, wobei sie es zuweilen fertig bringen, daß der Ball zwei bis drei Stunden in der Luft bleibt, wodurch sie sich natürlich vorzüglich auf den Kriegsfall vorbereiten.

Wer nicht schießfähig ist, darf in den Kreis nicht eintreten, bis er durch privaten Unterricht so weit gebracht ist, concurriren zu können.

Die Guagiros treiben einen merkwürdigen Mißbrauch mit ihren jungfräulichen Mädchen, ohne daß bisher hätte nachgewiesen werden können, daß dieser Brauch einen anderen Zweck hätte, als irgend eine andere unvernünftige Sitte, und man wundert sich nur, daß auch die Hebräer die Gewohnheit haben, ihre Jungfrauen einige Tage einzuschließen, wenn die Herabkunft des Messias bevorsteht.

Der Brauch der Guagiros ist der folgende: Sobald die erste Menstruation bei einer jungen Guagira eintritt, bant der Vater eine kleine Strohhütte, in der sie das Mädchen eingeschlossen erhalten, so daß weder Sonne, Mond, Wasser, Luft noch Thau an sie gelangen können. Das nennen sie „in der Cuyma sein“. So bleiben sie 15 Tage hindurch, ohne daß ihnen etwas anderes erlaubt wird, als Wasser und Feuer, was also ein wahres Fasten ist, aus dem sie nach dem Urtheil von Augenzeugen am 16. Tage so dünn, weiß und durchsichtig herauskommen sollen, wie ein feines Stück Papier, bis sie endlich wieder infolge besseren Essens zu Kräften gelangen und die Hautfarbe durch den Sonneubrand, andere Unzuträglichkeiten und allerlei Plagen jener Küste wieder dunkler wird. Wenn während der Einschließung nach dem Mädchen gefragt wird, so antwortet man: Sie ist in der Cuyma, womit sich jeder beruhigt; fragt aber ihr Bewerber, so weiß er damit, daß sie heirathsfähig geworden ist, und beginnt, Festlichkeiten vorzubereiten.

Unter den Guagiros beerbt nicht der Sohn den Vater, weil der Argwohn vor den Weibern sie veranlaßt, ihr eigenes Geschlecht zurückzusetzen. Und so wird die Ordnung der Natur umgestoßen, indem der Neffe als berechtigter Erbe gilt, und zwar der Sohn der Schwester, jedoch nicht der Sohn des Bruders. Endlich erbt der Sohn der Schwester nicht nur das Gut seines Onkels, sondern auch dessen Weiber, und zwar unter so unverletzlicher Verpflichtung, daß, wenn er sie nicht erhalten kann, einige vorher verschenkt werden müssen, wogegen dieselben sich nicht erheben dürfen, sondern sich dem Gesetz zu unterwerfen haben. Hat er die Frauen aber einmal übernommen, so kann er sie nicht mehr zurückweisen. Wenn ein Guagiro zu seinem Glücke oder durch die Vorsehung veranlaßt im christlichen Glauben stirbt, und seine Habseligkeiten seinen Söhnen hinterläßt, so reichen die Neffen, welche hoffen die Erbschaft zu bekommen, eine Klage bei dem Häuptling ein. Dieser unterrichtet sich dann bei den Bewohnern der Dörfer, den Geistlichen, unter welchen Umständen der Verstorbene dahingeschieden sei, und wenn er findet, daß der katholische Ritus dabei angewendet worden ist, so beschließt der Häuptling, daß er wie ein Weißer gestorben sei und die Söhne daher das Erbrecht hätten, worauf dann die Neffen von der Erbschaft lassen. Ist es aber sicher, daß der Indianer trotz aller Bemühungen der Missionäre in seinem Aberglauben

Digitized by Google

verschieden ist, so übergiebt der Häuptling die Erbschaft den Neffen, so daß die Söhne enterbt werden. Die Leichenfeierlichkeiten eines in dem heidnischen Glauben Gestorbenen werden je nach der Kaste, der der Todte angehörte, verschieden abgehalten. Sie haben die Kasten Guacamayas (die bedeutendste), Panji, Guacharaca, Mono, Machin, Gallinazo, die also meist nach Vögeln benannt sind. Die Leichenfeierlichkeiten beschränken sich auf Tanzen, Trinken, Essen und Klagen; hat der Angehörige des Todten keine Mittel zur Ausrüstung des Leichenschmauses, so betteilt er sich den nöthigen Betrag zusammen.

Wenn ein Spanier einem Guagiro etwas schenkt, etwa ein Perlenhalsband, einen Mantel, Zwirn oder ein Messer, um ihn sich für das Perlenfischen geneigt zu machen, und der Indianer sagt: „Mein Herz ist zufrieden“, so ist dies ein Zeichen, daß er sich über das Geschenk gefreut hat, und man kann dann eine Gegengabe erwarten. Sagt der Guagiro aber nichts, so hat er keinen Gefallen daran gefunden und die Gabe ist aus dem Fenster geworfen.

Viele andere Sitten der Guagiros sind allzu obscön, als daß sie beschrieben werden könnten.

Die Indianerinnen baden nach der Geburt kalt, schlagen die Nabelschnur mit einem Steine ab und stellen ihre Kohlenbecken unter die Hängematten, wie die anderen Indianer. Die Indianerinnen vom Dorfe Menores befolgen in jeder Beziehung diese Einrichtungen, doch hat es den Missionären keine geringe Mühe gekostet, ihnen beizubringen, daß sie nur eine Frau nehmen sollen, denn in Bezug auf die christliche Lehre sagen die Guagiros: „Mein Kopf ist hart wie ein Stück Holz, es ist besser, die Kinder zu unterrichten, deren Kopf noch weich ist.“ In dieser Beziehung haben die Geistlichen die unsagbarsten Beschwerden mit ihnen, indem sie von ihnen beschimpft werden. Denn die Guagiros sagen: „Der Kapuziner ist das Gegentheil vom Guagiro. Der Guagiro hat das Gesicht glatt und den Kopf voll Haar, der Kapuziner hat das Gesicht voll Haar und den Kopf glatt.“ In diesem Dorfe leben ein Sergeantmajor und ein Häuptling des ganzen Stammes, der von dem Gouvernement von Santa Marta ernannt und aus dem Geschlecht des Indianers Salguero genommen wird, den alle fürchteten. Aber die Indianer, welche an der Küste leben, versagen in ihrem Stolz und Hochmuth oft den Gehorsam und liegen unaufhörlich in Fehde unter einander.

An jener Küste, besonders in der Nähe des Rio Socui, giebt es einen Berg, der infolge seiner Buckelform der Buckige (Corcovado) heißt und die dort lebenden Guagiros haben denselben Namen, Corcovados, erhalten, weil auch sie sich der Natur des Landes in der Weise anpassen, daß sie ebenfalls Buckel haben, ja auch die Hausthiere sollen dort buckig sein. Die Corcovados haben derartige Feindseligkeit gegen die christliche Lehre gezeigt, daß diese in der That besser ihren Hausthieren hätte gepredigt werden können.

Ihnen benachbart leben die Cocinas, welche auch Tirnados heißen (die Nußigen), weil sie ihren Körper mit dem Oele einer Jagua genannten Frucht einreiben. Sie sind noch barbarischer als die übrigen, sehr wenig umgänglich, äußerst jähzornig und stolz. Ihre Sitten sind von Niemandem bisher bekannt gemacht worden, doch werden sie ähnlich denen der Guagiros sein, da sie mit diesen völlig übereinstimmen.

So weit Don Nicolas de la Rosa.

Den Rest seiner Ausführungen über die Indianer wollen wir hier nicht mehr übersetzen, da er nur vage Spekulationen über die Herkunft und Abstammung der Indianer enthält, die von Japhet, den Juden, Carthagern und anderen hergeleitet werden.

Zweck dieses Aufsatzes war nur, die alten Angaben dieses augenscheinlich zuverlässigen Schriftstellers größeren Kreisen zugänglich zu machen; denn daß seine Angaben über die Arhuacos zuverlässig sind, kann ich aus eigener Anschauung bestätigen, und es liegt kein Grund vor, in Bezug auf seine Beobachtungen über die übrigen Indianer anders zu urtheilen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Alphonse Aubry erstattet in dem „Bulletin“ der Pariser geographischen Gesellschaft (1887, p. 439 ff.) einen ausführlichen Bericht über die Forschungen, die er in den Jahren 1883 bis 1885 im Gebiete des Königreiches Schoa und in den Gallaländern angestellt hat. Die Hauptpunkte, die seine Expedition berührt hat, sind Obock, Tadschura, Lac Assal, Kondili, Ankober, Antotto, Dandy, Saka und Bonga. Ankober liegt 2600, Antotto 2890 und Dandy 2570 m hoch. Dann senkt sich das Terrain bis circa 1500 m, um gegen Saka hin nochmals stark anzusteigen. Die Strecke bis zur Grenze von Schoa ist wüst und durch die räuberischen Danakils und Somalis zugleich auch sehr unsicher. Jenseits des Awache-Flusses, wo der Boden rasch ansteigt, und wo Schoa beginnt, kommt man aber plötzlich in eine außerordentlich reiche Gegend, in der geordnete Zustände herrschen. „Hohe Gebirge, die von unermeßlichen Waldungen und von einer üppigen Vegetation bedeckt sind; zahlreiche Ströme mit Wasserfällen, an denen sich grüne Wiesen, Baumwoll-, Mais-, Durrah-, Tief-, Weizen-, Gerste-, Bohnen- und Erbsenfelder hinziehen; buntfarbige Vögel, die den grünen Teppich beleben; ein Frühling, der ewig dauert.“ So und ähnlich lautet die Schilderung davon, und zugleich spricht der Reisende die Hoffnung aus, daß es der französischen Kolonialpolitik gelingen werde, bald eine sichere Handelsstraße von Obock aus in dieses herrliche Land zu gewinnen.

Bücherschau.

— Karl Wilhelm Schmidt, Zanzibar. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — Zanzibar ist uns zwar schon seit Von der Decken Zeiten ein anziehendes Thema gewesen, aber nachdem es unser afrikanischer Nachbarstaat geworden ist, haben wir ihm wohl oder übel ein noch aufmerksameres Auge zuwenden müssen. Die gewandte, fesselnde und geistvolle Schilderung, die der Verfasser davon entwirft, wird also ohne Zweifel eine große Zahl dankbarer Leser finden. Auf den Inhalt des Buches gedenken wir gelegentlich in etwas ausführlicherer Weise einzugehen.

Inhalt: Curt von François: Geschichtliches über die Bangala, Lunda und Kioko. — Durch Thessalien. I. II. Ill. (Mit vier Abbildungen.) — Wanderungen durch das außertropische Südamerika. IX. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. W. Sievers: Die „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta“, des Nicolas de la Rosa, und ihre alten Nachrichten über die Indianer der Sierra Nevada de Santa Marta. (Fortsetzung.) — Aus allen Erdtheilen. — Afrika. — Bücherschau. — (Schluß der Redaktion am 20. April 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Weltkarte des Castorius (die sog. Peutinger'sche Tafel).

Von Dr. A. Oppel.

Unter den uns erhalten gebliebenen, auf die Geographie bezüglichen Denkmäler des klassischen Alterthums nimmt die bisher unter dem Namen der „Tabula Peutingeriana" angeführte kartenähnliche Darstellung des römischen Weltreichs und einiger Nachbargebiete, wenn nicht die erste, so doch eine höchst hervorragende und jedenfalls durchaus eigenartige Stellung ein. Zwar kann sie, im vollsten Sinne des Wortes, nicht als ein Original bezeichnet werden, denn dieses selbst ist verloren gegangen, und wir besitzen nur eine einzige, theilweise verstümmelte Abschrift, welche wahrscheinlich aus dem elften oder zwölften Jahrhundert herrührt und sich gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, als einer deren werthvollsten Schätze, befindet. Wesen und Geschichte dieser für die alte Geographie hochwichtigen Urkunde sind so anziehend und merkwürdig, daß wir es uns nicht versagen können, an dieser Stelle etwas näher darauf einzugehen. Die nächste Veranlassung dazu gab der Umstand, daß vor Kurzem ein Facsimile[1]) der Tafel nebst einleitendem Texte erschienen ist. Zugleich benutzen wir die Gelegenheit, einmal um diese wohlgelungene und wohlfeile Ausgabe allen Betheiligten aufs Wärmste zu empfehlen, sodann um der Verlagshandlung und dem Herausgeber für ihre Leistung die verdiente Anerkennung auszusprechen, insbesondere dem letzteren, der es sich hat angelegen sein lassen, den ganzen Stoff mit aller Sorgfalt durchzuarbeiten und alle wesentlichen Gesichtspunkte in ausführlicher und sachlicher Weise zu erörtern; ihm gebührt unter anderem auch das Verdienst, den oben angeführten Namen der Verfasserin der Tafel wenn auch nicht zuerst gefunden, so doch dessen Berechtigung nachgewiesen zu haben. Miller's Aufstellungen und Erörterungen sind es, die in den Hauptzügen, jedoch in anderer Anordnung, wiedergegeben werden sollen.

Woher kommt der Name „Peutinger'sche Tafel?" wird man fragen. Durch einen Zufall heißt sie so, lautet die Antwort. Der erste nachweisliche Besitzer war nämlich nicht der Augsburger Rathsschreiber Konrad Peutinger (1465 bis 1547), sondern dessen Freund und Zeitgenosse Konrad Celtes (1459 bis 1508). Dieser, bekannt als Humanist und Bibliothekar Maximilian's I., hatte das merkwürdige Werk auf einer seiner zahlreichen Reisen, die er im Auftrage seines Herrn zum Zwecke der Aufsuchung wichtiger Schriftwerke unternahm, gefunden: wo? läßt sich mit Bestimmtheit nicht feststellen. Fünf Orte nämlich werden dafür genannt, daß sich in ihren Bibliotheken der kostbare Schatz befunden habe; diese sind Worms, Speyer, Colmar, Tegernsee und Basel, und unter ihnen scheint Colmar die meiste Anwartschaft auf das ursprüngliche Besitzrecht zu haben. Auch die Art, wie Celtes die in ihrer Art einzige Handschrift erwarb, ist nicht aufgeklärt; keinesfalls liegt Grund zu der von mehreren Seiten erhobenen Anschuldigung vor, daß er das Werk seinem Auftraggeber in unrechtmäßiger Weise vorenthalten habe. Genug, Celtes brachte das „Itinerarium

[1]) Weltkarte des Castorius, genannt die Peutinger'sche Tafel, in den Farben des Originals herausgegeben und eingeleitet von Dr. Konrad Miller, Professor am Realgymnasium in Stuttgart. Ravensburg, Otto Maier, 1888. 6 Mark.

Digitized by Google

Antonini", wie er die Karte nennt, bei Gelegenheit eines Besuches, den er K. Peutinger abstattete, mit und ließ sie bei demselben zurück, was wahrscheinlich im Jahre 1507 geschah. Kurz vor seinem Tode (1508) vermachte Celtes das Antinerar letztwillig seinem Freunde, mit dem Ersuchen, dasselbe herauszugeben und dann einer öffentlichen Bibliothek zu überweisen. K. Peutinger fing auch an, das erstere zu thun, insofern er den Versuch machte, eine Abschrift der Tafel herzustellen; diese Proben sind im Jahre 1591 von M. Welser, seit 1600 Bürgermeister von Augsburg, veröffentlicht worden), aber in der That kam es weder zur Herausgabe noch zur Ueberweisung an eine Bibliothek. Vielmehr gerieth die Tafel in völlige Vergessenheit, bis der eben erwähnte M. Welser zuerst jene Abschriftversuche Peutinger's und nach längerem Suchen das Original selbst, wie es scheint im Jahre 1594 oder 1595, unter nachgelassenen Sachen auffand. Welser ließ nun sofort durch einen gewissen Johannes Moller eine Kopie der Karte herstellen, die er dem derzeit berühmten Geographen Ortelius in Antwerpen übersandte. Hier erschien auch die erste Ausgabe im Jahre 1598; dieselbe hat dadurch einen ganz besonderen Werth, daß durch sie allein zahlreiche Namen, die unterdeß im Original unleserlich geworden sind, erhalten worden sind.

Wie man sieht, ist also die Bezeichnung „Peutinger'sche Tafel" rein zufällig, ja sie besteht fast mit Unrecht; eher hätte das Werk den Namen des Celtes empfangen sollen. Doch daran ist nichts mehr zu ändern. Das Original selbst blieb merkwürdigerweise neben der ersten Ausgabe unbeachtet, bis der Augsburger Rathsherr Jacob Sulzer die Aufmerksamkeit der Gelehrten darauf lenkte. Dieser selbst befand sich damals im Besitze eines Nachkommen K. Peutinger's, des Stiftsdekan Ignaz Desiderius Peutinger in Ellwangen. Dieser verkaufte das werthvolle Werk an den Buchhändler Paul Klüg (Lucius). Nach dessen Tode boten es die Erben zum öffentlichen Verkaufe aus, wobei sie einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen suchten. Mehrere Fürsten und einige Städte traten deshalb in Verbindung mit den derzeitigen Inhabern, die schließlich mit dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen handelseinig wurden: um 100 Dukaten wurde die Tabula im Jahre 1720 sein Eigenthum und bildete fortan einen der kostbarsten Bestandtheile der an seltenen Werken reichen Bibliothek des großen Feldherrn; unter anderen befand sich darin der Atlas von J. Blaeu, der einen Kaufwerth von 30 000 Thalern gehabt haben soll.

Nach Eugen's Tode trat dessen Erbin, Victoria von Savoyen, die 15000 Druckwerke, 237 seltene Handschriften und 290 Bände mit Kupferstichen umfassende Sammlung gegen eine bis zu ihrem Tode zu zahlende Rente von 10000 Gulden an den Kaiser Karl VI. ab, dessen Bibliothek somit auch die Peutinger'sche Tafel einverleibt wurde. Dies geschah im Jahre 1738. Seitdem wurden mehrere Ausgaben und Nachbildungen veröffentlicht, unter denen besonders diejenigen von Scheyb (1753), Mannert (1824) und Desjardins (1869 bis 1874) genannt werden mögen. Das Original konnte selbst trotz aller Sorgfalt vor theilweiser Zerstörung durch den „Zahn der Zeit" nicht bewahrt bleiben. Wie sich durch Vergleich mit der ersten und der Scheyb'schen Ausgabe ergiebt, sind einerseits an den Rändern viele Stücke abgebröckelt und im Innern einzelne Risse entstanden, andererseits — und das ist am meisten zu beklagen — zahlreiche Namen von Meeren, Seen und Inseln verschwunden oder unleserlich geworden; die Schuld an letzterem Umstande trägt die für die Darstellung der Gewässer verwendete Kupferfarbe.

Wie hat man sich nun die berühmte Tabula vorzustellen? wer hat sie verfaßt? wann ist dies geschehen? welcher Quellen hat sich der Urheber bedient und zu welchem Zwecke hat er die mühsame Arbeit ausgeführt? Das sind Fragen, die in Folgendem Beantwortung finden sollen.

Sprechen wir zuerst von der äußeren Erscheinung! In dieser Beziehung hat man sich 11 Pergamentblätter zu denken, welche im Durchschnitt 34 cm hoch sind; an einander gelegt, bilden sie einen Streifen von 6,8 m. Ursprünglich bestand aller Wahrscheinlichkeit nach die Tafel aus 12 Blättern, deren erstes verloren gegangen ist; es fehlte schon im Jahre 1507. Auf dem erwähnten Streifen war nun das ganze römische Reich dargestellt, außerdem einige Nachbargebiete desselben sowie das persische Reich. Infolge des eben genannten Verlustes aber beginnt das Werk erst mit dem (heutigen) Meridian von Bordeaux, so daß die ganze spanische Halbinsel fehlt; im Osten führt es bis an den Ganges. Entsprechend der damaligen Weltanschauung befindet sich an sämmtlichen Rändern der Ocean, der, wie auch die Binnenmeere, die Meerestheile und die Flüsse, mit kupfergrüner Farbe dargestellt ist. Von dieser heben sich die Landmassen, durch einen gelben Ton bezeichnet, sehr gut ab, aber wegen der fast gleichen Höhe der einzelnen Blätter sind ihre Umrisse, im Vergleich zu unseren Karten, verwischt, verschoben und verzerrt, ihre Richtungen und Dimensionen, entsprechend dem räumlichen Bedürfniß, umgestaltet: die Halbinsel Italien z. B. erstreckt sich in gerader Richtung von Westen nach Osten, ebenso das Adriatische Meer; die Balkanhalbinsel ist fast zu einem Rechteck zusammengequetscht; das Mittelländische Meer zeigt fast überall dieselbe Breite und dergleichen mehr. Daß demgemäß auch die Flußläufe der Wirklichkeit nicht entsprechen können, bedarf weiter keiner Erörterung. Mit der Bemerkung, daß die eingezeichneten Gebirge den Eindruck von an einander gereihten Maulwurfshügeln machen und bald in schwarzer, bald in röthlicher, gelber und rothbrauner Schattirung wiedergegeben sind, hätten wir die physischen Hauptzüge der Tafel erwähnt. Die Namen für die vorkommenden Völker, Länder und Provinzen, sind theils mit rother, theils schwarzer Schrift, eingetragen.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Inhalte, nämlich zu den Ortsfacten und den Verkehrswegen. Zur Bezeichnung der ersteren sind nicht, wie es auf unseren Karten geschieht, Kreise oder Sterne 2c. gewählt, sondern der Verfasser hat sich zu diesem Zwecke die Mühe gegeben, Häuser, Thürme und Gehöfte von verschiedener Größe und mannichfacher Färbung einzutragen; die Binnenhöfe sind durch lichtes Blau hervorgehoben; für die Bedachung z. B. verwendete er mit Vorliebe Braunroth. Drei Städte: Rom, Konstantinopel und Antiochia aber sind durch farbige Bilder vor allen anderen ausgezeichnet, weil sie eben zur Zeit der Abfassung der Tafel die Hauptstädte des römischen Weltreichs waren. Die Verkehrswege endlich sind durch rothe, gerade, aber in scharfen Winkeln gebrochene Linien zur Darstellung gebracht und diesen entlang die Entfernungen in römischen Meilen angegeben.

In solcher Gestalt tritt uns die Tabula gegenwärtig entgegen. Ob diese dem eigentlichen Original völlig entspricht, ob der Abschreiber seine Vorlage mehr oder weniger ungenau wieder gegeben, was er verändert hat, das wird sich bis ins Einzelne niemals feststellen lassen, weil eben die ursprüngliche Arbeit unwiderbringlich verloren und die Wiener Abschrift die einzig vorhandene ist. Dafür, daß diese, nicht im dreizehnten Jahrhundert, wie einige Gelehrte wollen, sondern im elften oder spätestens in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hergestellt ist, giebt Professor Miller mehrere Gründe an, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen. Jedenfalls macht die Schrift von Anfang bis zu Ende einen einheitlichen Eindruck, der dadurch nicht geschmälert wird, daß

Digitized by Google

sich an manchen Stellen die Hand eines Correctors einmischt. Leider vermag man nicht mehr zu ermitteln, ob der Abschreiber das jetzt verlorene erste Blatt vor sich gehabt hat. Man kann nur so viel sagen, daß dieses im 7. Jahrhundert noch vorhanden war. Um die Mitte dieses Jahrhunderts nämlich arbeitete in Ravenna ein Gelehrter, bekannt unter der Bezeichnung „Anonymus Ravennas", unter Benutzung verschiedener Quellen eine Erddeschreibung aus und dabei hatte er offenbar die ganze Tafel vor sich. Da nun der Ravennate als Verfasser derselben nicht weniger als 36 Mal einen gewissen Castorius nennt und da die betreffenden Entlehnungen in der Kosmographie des Anonymus mit den entsprechenden Stellen der Tabula im Wesentlichen übereinstimmen, so erscheint Professor Miller's Schluß, daß eben dieser Castorius auch wirklich die sogenannte Peutinger'sche Tafel hergestellt habe, durchaus zulässig. Daher ist es auch nicht mehr als recht und billig, daß fortan sein Name mit seinem Werke in unmittelbare Verbindung gebracht werde und daß man in Zukunft nur von der „Tafel des Castorius" spricht. Miller schlägt zwar die Benennung „Weltkarte" vor, aber wir finden diesen Ausdruck schon deshalb nicht für zutreffend, weil das Werk nicht die ganze damals bekannte Welt umfaßt. Zudem zeigt Miller selbst auf das Ueberzeugendste, daß Castorius nicht eine Weltkarte in dem damaligen Sinne des Wortes verfassen wollte, sondern das Ziel verfolgte, in erster Linie eine übersichtliche Darstellung der wichtigsten Verkehrslinien, zunächst im römischen Reiche, zu geben. Diesem Zwecke entspricht eben auch das gewählte Format und manches andere. Aus übrigens die Verfasserfrage anbelangt, so ist der oben mitgetheilte Schluß schon einmal gezogen worden. Der niederländische Gelehrte Wesseling macht nämlich in einer seiner Abhandlungen (1738) die Bemerkung, der Verfasser der Historia naturalis Provinciae Narbonensis habe bewiesen, daß „Castorius, von dem der Ravennas Anonymus nicht Weniges entlehnt habe, der Verfasser der Peutinger'schen Tafel gewesen sei".

Ist nun somit Castorius schließlich in sein Recht eingesetzt, so muß man bedauern, daß man von ihm nichts weiter als den Namen weiß. Wer er war? wo und wie lange er lebte? diese und andere Fragen vermag man zur Zeit nicht zu beantworten. Nur so viel läßt sich feststellen, daß ein Geschlecht dieses Namens in Rom vorhanden war; so wird ein Castorius martyr als Zeitgenosse des Diocletian erwähnt, ein anderer war Diakon unter Gregor dem Großen, ein dritter starb im Jahre 420 als Bischof von Apt.

Etwas günstiger steht es mit der Möglichkeit, die Abfassungszeit der Tafel festzustellen, weil diese selbst einige Handhaben dazu bietet. Wir möchten davon aber nur das Folgende hervorheben. Wie schon erwähnt, sind die drei Städte Rom, Konstantinopel und Antiochia in so entschiedener Weise durch symbolische Bilder ausgezeichnet, daß man nicht umhin kann, in ihnen die damaligen Hauptstädte des römischen Reiches anzuerkennen. Auf solcher Grundlage läßt sich nun eine weiter Schlußfolgerung um so besser aufbauen, als der Inhalt der drei Bilder bestimmte Fingerzeige giebt. Dasjenige für Rom stellt nämlich einen auf dem Throne sitzenden Herrscher dar; dieser hat die Krone auf dem Haupte, Scepter und Weltkugel in den Händen, den Schild hinter sich zur Linken ruhend; rechts zur Seite steht die Basilica ad sanctum Petrum, von Konstantin dem Großen im Jahre 324 erbaut, wegen ihrer Größe und Pracht von den Zeitgenossen allgemein bewundert. Das Bild will also sagen, daß der Herrscher in Frieden regiert und der christlichen Lehre orthodoxer Richtung zugethan ist. Wenden wir uns nach Konstantinopel, so erblicken wir da das Bild eines Feldherrn, welcher, den buschigen Helm auf dem Haupte, die Linke auf den Schild stützt, hinter dem sich die Lanze befindet, während er die Rechte ausstreckt; die ganze Haltung des Mannes macht den Eindruck der Frische und Thatbereitschaft. Rechts neben dem Feldherrn steht eine Säule, höchst wahrscheinlich diejenige, welche Konstantin aufstellen und zur Feier seines 25jährigen Regierungsjubiläums im Jahre 331 mit einer Statue schmücken ließ. Der Sinn des ganzen Bildes läßt sich ohne Schwierigkeit dahin deuten, daß der auf dem Throne sitzende Feldherr, durch Hinweisen mit seiner Rechten auf die Konstantinsäule, Anspruch auf das Erbe des ersten christlichen Kaisers erhebt und bereit ist, sein Recht mit den Waffen zu erlangen. Was endlich Antiochia anbetrifft, so bemerken wir da einen auf reichem Thronsessel sitzenden Herrscher, der, das Haupt mit der Krone und dem für den Orient damals üblichen Nimbus geziert, in der Rechten die Lanze führt, während sich seine Linke auf das Haupt eines Flußgenius stützt, welcher aus einem Schöpfgefäß Wasser auf einen langen Aquäduct gießt. Rechts von dem Herrscher aber befindet sich ein von Bäumen umgebener Tempel, offenbar derselbe, den Antiochus Epiphanes gegründet, Julian aber neu hergestellt und in herrlicher Weise ausgeschmückt hatte. Das Hauptbild für Antiochia will ohne Zweifel besagen, daß der betreffende Herrscher bald in Krieg, bald in Frieden lebt.

Nun fragt es sich, für welche Zeit der Inhalt der eben erläuterten drei Bilder mit den geschichtlichen Ereignissen zusammentrifft? Die Antwort lautet, daß dieses nur für die Jahre 365 und 366 der Fall sein kann, denn nur in diesem Zeitraume gab es zwei Kaiser und einen Thronbewerber, deren Hauptstädte Rom, Antiochia und Konstantinopel waren. In Rom nämlich hat als Herrscher des Abendlands, Valentinian I. (364 bis 375) seinen Sitz; Antiochien aber ist die bevorzugte Residenz des morgenländischen Kaisers Valens (364 bis 378), in Konstantinopel endlich finden wir vom September 365 bis zum Mai 366 den Prokop, ein Geschwisterkind Julian's, als Gegenkaiser, der sich um das Erbe des Konstantin bewarb und sich in Konstantinopel im September 365 als Kaiser anerkennen ließ. Es kam daher zum Kriege zwischen Valens und Prokop; letzterer aber, in der Schlacht bei Nacolea verrathen und besiegt, wurde im Mai 366 auf Befehl seines Besiegers in grausamster Weise hingerichtet.

Wenn sich also die eigenen Fingerzeige der Tafel des Castorius in ungezwungener Weise dahin erklären lassen, daß dieselbe um das Jahr 365 abgefaßt sei, so bleiben an der Richtigkeit einer solchen Auffassung nur wenige und unwesentliche Zweifelspunkte übrig. Beispielsweise könnte man deshalb Bedenken hegen, weil Prokop nach nur achtmonatlicher Regierung beseitigt wurde und der Verfasser wohl Ursache haben konnte, eine so vereinzelte Thatsache, wie die Herrschaft des Prokop, in sein mühevolles und zeitraubendes Werk aufzunehmen, beziehungsweise als Grundlage der politischen Verhältnisse hinzustellen. Indeß vermögen Einwände solcher Art die Beweiskraft der obigen Kombination zwar in etwas einzuschränken, so doch keinesfalls aufzuheben, zumal auch noch andere Gründe, wie die damaligen Grenzen und die Eintheilung der Provinzen des römischen Reiches, die Sprache und die Schreibweise der Namen, zu einem ähnlichen Ergebniß führen.

Ein weiteres Interesse knüpft sich an die Nachforschung nach den Quellen, welchen Castorius bei der Zusammenstellung seiner eigenthümlichen Tafel gefolgt ist. In dieser Hinsicht wäre es nun scheinbar das nächstliegende, anzunehmen, daß der Verfasser die Resultate der Vermessungen und Zählungen, welche unter J. Cäsar beziehungsweise unter Augustus im römischen Reiche stattgefunden hatten, seiner Arbeit zu Grunde gelegt habe. Indeß läßt sich für

Digitized by Google

eine solche Auffassung kein Beweis führen. Jene Vermessungs- und Zählungsresultate waren nämlich von Agrippa zu einer Karte und zu einem beschreibenden Werke verarbeitet worden; beide sind aber verloren gegangen; wir wissen daher von dem Inhalt der Karte, die einst auf dem Marsfelde im Porticus Pollae aufgestellt war, äußerst wenig; etwas mehr ist über das Werk bekannt, da sich einige Bruchstücke bei Plinius und anderen Schriftstellern erhalten haben. Diese dürftigen Reste aber geben keinen genügenden Anlaß zu der Meinung, daß Castorius die Arbeiten des Agrippa benutzt habe. Vielmehr scheint es, daß der erstere seine Angaben aus wirklichen Itinerarien zusammengestellt habe, bei deren Sammlung ihm möglicher Weise öffentliche Quellen sowie die Unterstützung der römischen Beamten zu Gebote standen.

Kommen wir schließlich zu dem Zwecke der Tafel, so ist Professor Miller der festen Ueberzeugung, daß es nicht in der Absicht des Castorius liegen konnte, eine wirkliche Karte im gewöhnlichen Sinne des Wortes zusammenzustellen, sondern er wollte eine handliche Uebersicht der wichtigsten Verkehrswege und Orte im römischen Reiche und dessen Nachbargebieten herstellen. Vom Standpunkte einer solchen Auffassung erklärt sich einerseits die mit der Anlage in Verbindung stehende Verzerrung der Umrisse der Länder und Meere, andererseits aber auch die secundäre Rolle, welche auf der Tafel die Angaben aus der physischen Geographie überhaupt spielen. Wir haben es also bei der Tafel zunächst nicht mit einem rein geographischen Werke zu thun, sondern vielmehr mit einer Art Postkarte. Eine solche aber durfte offenbar auf ein großes Publicum rechnen, denn sie vermochte nicht nur den militärischen und Civilbeamten die ersprießlichsten Dienste zu leisten, sondern konnte auch von allerhand Privatleuten, als Kaufleuten, Vergnügungsreisenden und Anderen, mit Nutzen verwendet werden. Allen diesen war es eben von Wichtigkeit, die Verkehrswege, die davon berührten Orte, sowie die dazwischen befindlichen Entfernungen zu kennen und gerade darüber hat Castorius die ausgiebigsten Mittheilungen gemacht.

Da also die Tafel weder ein officielles Actenstück ist noch von Haus aus wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte, so ergiebt es sich fast wie von selbst, daß sie im Hinblick auf die Geographie der damaligen Zeit weder als durchaus vollständig noch als unbedingt glaubwürdig gelten kann. Beispielsweise enthält sie nicht alle viae publicae, die es in der zweiten Hälfte des vierten nachchristlichen Jahrhunderts gab; sodann fehlt es auch nicht an falschen Schreibungen und sachlichen Irrthümern. Aber trotz solcher Mängel ist der Inhalt, den uns Castorius mittheilt, immer noch großartig zu nennen, denn die Länge aller Verkehrswege, welche er angiebt, beträgt 68 651 römische Meilen; davon entfallen 26 675 auf Europa, 31 899 auf Asien und 7977 auf Africa. Rechnet man dazu die verlorene erste Abtheilung, so dürften etwa 80 000 römische Meilen oder rund 120 000 Kilometer Verkehrslinien herauskommen. Vom Standpunkte der historischen Geographie aber muß man Höfflein unbedingt zustimmen, wenn er die sogenannten Tabula Peutingeriana die detailirteste und allgemeinste Karte des Alterthums nennt.

Durch Thessalien.

(Mit zwei Abbildungen.)

IV.

Von Pharsalos wenden wir uns südwärts, nach Domoko, das ein gutes Pferd in vier Stunden erreichen kann. Zuerst windet sich der Pfad unterhalb der Akropolis zwischen Hügeln hindurch, dann durchquert er die südöstlichste Bucht der großen Ebene, die im allgemeinen einförmigen steppenhaften Charakter trägt, und die nur hier und da eine Weide- und Kulturfläche, oder ein türkisches Dörfchen enthält. Wir passiren Hadji-Hamar, das sich unser griechischer Führer zu betreten weigert. Draußen auf dem Lande verhalten sich die beiden Rassen eben noch mehr wie in den Städten wie Oel und Wasser zu einander: sich nicht mit einander vermischend, sich wechselseitig verachtend, und sich im Bazar nur mit einander berührend, um einander zu übervortheilen. Weiterhin kommen wir nach dem griechischen Dorfe Brysia, wo mehrere starke Quellen aus dem Boden heraustreten, um alsbald einen wasserreichen Bach zu bilden, und wo sich die Landschaft zugleich auch viel mehr belebt. Der Bach hat sogar die Ehre, unter einer Brücke hinweg zu fließen, was sonst durchaus nicht landesüblich ist.

Zur Linken begleiten uns auf dem ganzen Wege die über Brysia hinaus die Chasidiarischen Berge, deren höchste Gipfel etwa 1150 m erreichen — dunkle, wildzerrissene Massen. Auf einem ihrer äußersten Vorsprünge stehen etwa mittwegs zwischen Pharsalos und Domoko die Ruinen von Proërna, das in der alt-thessalischen Schlachtengeschichte vielfach genannt wird. Den Fuß bekleidet hier eine üppige Vegetation, inmitten deren wir mehrere Heerden weiden sehen. Nahe dabei berühren wir das neugriechische Gynaeko-Kastro — „Frauenburg“.

Nun dauert es nicht mehr lange, so erblicken wir in der Ferne auf einer stattlichen Vorhöhe des Othrys-Gebirges Domoko, oder Thaumacos, wie es die Alten nannten. Abermals geht es an einem Hügel vorbei, von dem eine verfallene Moschee, umgeben von weißen Grabsteinen und dunklen Cypressen, herunterschaut. Dann gelangen wir nach den Quellen des Domokitiko-Potami, deren reichliches Wasser das Thal an manchen Orten in einen Morast verwandelt hat. Dann geht es auf einem steilen Felsenpfade langsam aufwärts, und indem wir uns umblicken, genießen wir herrlichere und herrlichere Ausblicke in die Ferne. Schließlich liegt fast das ganze Thessalien, von dem Othrys bis zu dem Olymp und Ossa (S. Abbildung 1), und bis zu den Pindus wie eine ungeheure Reliefkarte zu unseren Füßen, und bis gegen die „Hundsköpfe“ hin vermögen wir bei der wunderbaren Klarheit der Luft sogar fast alle Details darauf zu lesen. Die Ortschaften erscheinen als grüne Flecken inmitten der grauen Fläche, die Ströme winden sich als weiße Linien durch sie hindurch, und im äußersten Nordwesten heben sich aus der Pinduskette noch deutlich die Felsenmassen der Meteoren heraus. Die vollständigste Rundsicht hat man von der Südspitze des Bergrückens, auf dem Domoko liegt.

Die Agora des Ortes ist an den Markttagen, wenn die Landbevölkerung mit ihrer malerischen Tracht herauf kommt, ziemlich belebt (S. Abbildung 2). Von ihr aus

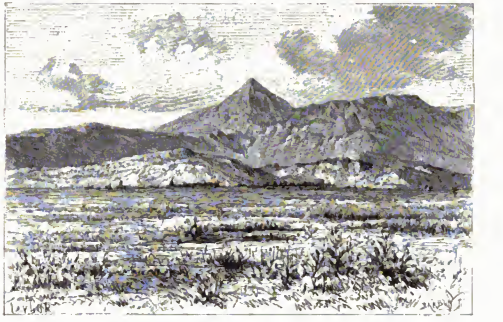
Digitized by Google

laufen die engen, mit Quaderſteinen belegten Straßen nach den verſchiedenen Richtungen abenteuerlich auf und ab. Etwas höher als das Griechenviertel, deſſen Mittelpunkt die Agora bildet, liegt das Türkenviertel mit ſeinen weißen, von Baumgrün umrahmten Häuſern. Das Baumaterial, aus dem die Wohnungen der Lebenden hergeſtellt worden ſind, iſt auch an dieſem Orte in vielen Fällen Trümmermaſſe von antiken Bauwerken. Bei gewiſſen armſeligen Häuschen möchte man faſt von glänzenden Lumpen reden, mit denen dieſelben in ſolcher Weiſe behangen ſind. Die Vorväter erſcheinen in Griechenland beinahe überall ſo groß, daß es den Nachkommen auch unter günſtigeren Verhältniſſen, als die obvaltenden geweſen ſind, ſchwer fallen würde, als ihrer würdig zu erſcheinen.

V.

Südlich von Domoko ſtürzt die Anhöhe, auf der die Stadt ſteht, beinahe ebenſo ſteil ab wie nördlich, wenn auch nicht ſo tief, und ein Gebirgspfad führt uns hinab auf das Plateau von Daulky, auf dem ſich von Fruchtgärten umgeben die ſchöne Waſſerfläche des Nizero-Sees ausbreitet. Südlich davon aber ragt wieder eine graue Gebirgsmaſſe gen Himmel empor, und nur an einer Stelle öffnet ſich darin eine ſenkrechte, ſchwarze Spalte. Es iſt der Hauptkamm des Othrys-Gebirges und der Engpaß von Pharſa, durch den der Weg hinüber führt nach Lamia und nach den Thermopylen. Bis vor kurzem belagerten noch Briganden dieſe Schlucht, mit dem einen Fuße in der Türkei und mit dem anderen in Griechenland ſtehend.

Wir verfolgen den Pfad am Fuße des Gebirges und gelangen durch ein paar Wildbäche hindurch, und danach allmählich aufſteigend zu den Hütten von Kaiſa. Die Ankunft von Fremdlingen in europäiſcher Kleidung iſt für dieſen verlorenen Ort ſeit Menſchengedenken ein unerhörtes Ereigniß. Die Weiber eilen vor die Thür, ſobald ſie die Kunde von uns vernehmen, und ſchauen uns mit großen, dummen Augen verwundert an. Die Männer aber geben uns das Geleite, überhäufen uns mit Fragen und prügeln ſich beinahe mit einander um die Ehre, uns Gaſtfreundſchaft erweiſen zu dürfen. Wir folgen dem Aelteſten. Da



Oſſa.

gerade griechiſch-katholiſcher Faſttag iſt, ſo iſt die Abendmahlzeit, die uns dargeboten wird, allerdings ziemlich knapp; ſie beſteht nur aus Feigen, Reis und friſchem Waſſer, und wir können nicht umhin, ſie durch eine Büchſe Fleiſchkonſerven zu vervollſtändigen. Das Nachtlager zu finden, verurſacht aber keine große Schwierigkeiten. Die Schafe und Ziegen, die mit der Familie unſeres Wirthes den einzigen Wohnraum theilen, werden nach rechts und links bei Seite getrieben, unſere Decken werden auf dem Ehrenplatze in der Mitte ausgebreitet, und rund herum lagern ſich die Uebrigen auf den harten Fußboden.

Am nächſten Morgen ſteigen wir hinauf auf den Felſen, der die Hütten von Kaiſa überragt, und dort befinden wir uns angeſichts einer weiteren altgriechiſchen Burgruine. Indem wir das Gemäuer ſowie die herumliegenden Thonſcheiben und Marmorbruchſtücke betrachten, erhalten wir Geſellſchaft in einem weißbärtigen griechiſchen Prieſter, der lebhaftes archäologiſches Intereſſe an den Tag legt, und der es den Galatern noch heute nicht verzeihen will, daß ſie den Apollo-Tempel zu Delphi zerſtört haben.

Indem wir von Kaiſa aus am Fuße des Othrys weiter reiten, gelangen wir an das Südufer des Nizero-Sees, aus dem eine maleriſche Felſeninſel emporragt. Auch dieſe letztere, die einfach „Niſi“ (νῆσος, Inſel) heißt, iſt von Ruinen gekrönt, und zwar rühren dieſelben aller Wahrſcheinlichkeit nach von dem alten Lyniae her. Die Vegetation entlang unſerem Wege haucht ſtarke Düfte aus.

Am Abend erreichen wir das Dorf Daulky, das gerade in einem kleinen Bürgerkriege begriffen zu ſein ſcheint, und in dem die eine Hälfte der Bevölkerung die andere zu Gefangenen gemacht hat und mit geladenen Gewehren in einem Hofe bewacht. Wir Fremdlinge werden von den Siegern mit großem Argwohn empfangen, und es gelingt uns nur ſchwer, in dem Hauſe des Ortspriеſters Quartier für die Nacht zu erhalten. Auch Daulky iſt ein wahres Felſenneſt.

Sobald die erſten Strahlen der Morgenſonne durch die Schluchten des Othrys in unſer Gemach hineinfallen, machen wir uns wieder auf, und zwiſchen Tabakfeldern und Feigenbaum-Dickichten, über Haiden und durch die Schluchten

des Enipeus gelangen wir nach Avariza. Die Bewohner dieſes Städtchens friſten in ihrer Abgeſchiedenheit von der Welt ein ziemlich ruhiges Daſein, und von den Revolutionen, die das übrige Land ſo oft heimgeſucht haben, ſind ſie nur ſelten berührt worden. Höchſtens widmete ſich dieſer und jener darunter ſeiner Zeit ein wenig dem Räuberhandwerk. Wir ſind nicht ſobald auf dem platanenbeſchatteten Marktplatze von unſerem Pferde abgeſtiegen, da eilen der Stadtkommandant — ein Unterofficier — und der Schullehrer auf uns zu, um uns willkommen zu heißen und uns die

Markt zu Domoko.

Sehenswürdigkeiten der Umgebung zu zeigen: in erſter Linie wieder die wohlerhaltene Umfaſſungsmauer einer alten Akropolis — Meliteas —, und in zweiter Linie das Felſenkloſter Hagia Trias, das heute inmitten dieſer Mauer ſteht, und das der Landſchaft rund umher Leben und Reiz verleiht. Die Kloſterkapelle erhebt ſich genau auf der Stelle eines altgriechiſchen Tempels, von dem noch vier ſchöne Marmorbänke übrig geblieben ſind. In Geſellſchaft des Lehrers und des Unterofficiers, ſowie eines Mönches, der ſich zu uns geſellt, nehmen wir hier, auf die Ketten des Othrys hinausſchauend, ein durch guten Humor gewürztes, einfaches Mahl ein. (Schluß folgt.)

Wanderungen durch das außertropiſche Südamerika.

X.

(Mit fünf Abbildungen.)

Das Land in der großen Gabel, die der Pilcomayo mit dem Paragnay und dem Parana bildet, iſt in mehrfacher Beziehung, vor allen Dingen aber in kolonialpolitiſcher Beziehung, eins der intereſſanteſten in Südamerika. Sobald man ſein Kartenbild anſchaut, verſteht man eigentlich nicht recht, wie dieſes Land als „ein Land für ſich“ gelten kann, und wie es die Stätte eines ſelbſtändigen ſtaatlichen Gemeinweſens geworden iſt. Die großen Stromläufe, die es begrenzen und umfließen, ſcheinen es mit ſeinen geſammten Intereſſen einerſeits an Braſilien und andererſeits an Argentinien knüpfen zu wollen, und es ſieht aus, als müſſe es nothwendigerweiſe entweder von dem einen oder von dem anderen Reiche einen integrirenden Theil bilden.

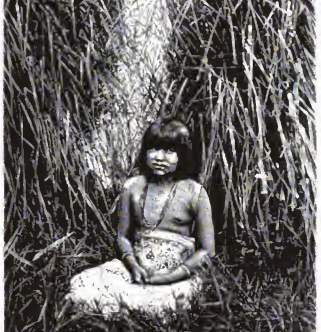
Seiner Bodenbildung nach iſt es in ſeiner weitaus

Digitized by Google

größeren Hälfte — östlich von dem Paraguay — genau dasselbe was Süd-Brasilien ist, ein mäßig erhobenes Tafelland, das von niederen „Cordilleras“ und „Cordilleritas“ durchzogen ist. Seine kleinere Hälfte nur — westlich von dem Strome — gehört dem Gran Chaco an, und wir dürfen bezüglich ihrer also auf das zurück verweisen, was wir in unserer letzten Skizze (S. 280 ff.) von dem argentinischen Chaco gesagt haben. Es ist eine Widmiß, die bis auf weiteres der Tummelplatz von „Indios bravos“ (Tobas, Lenguas) geblieben ist, ähnlich wie die Urwälder des tropischen Brasilien.

Die drei genannten Flüsse aber vereinigen sich an der Grenze des Landes zu einem einzigen Riesenstrome, der südwärts, gegen Buenos Ayres hin fließt, und der bislang die einzige praktikable Ausgangs- und Eingangspforte des Landes gebildet hat.

Seinem Relief nach könnte man also mehr geneigt sein, Paraguay als ein Stück von Brasilien anzusehen, seine hydrographischen Verhältnisse aber stellen es entschieden mehr zu Argentinien. Gerade durch den Zwiespalt, in dem sich die beiden geographischen Momente mit einander befunden, dürfte aber die Selbständigkeit des Landes zu einem großen Theile bedingt sein. Drang auch die hispanische Kultur durch die angegebene Pforte in Paraguay ein, so gelang es ihr doch keineswegs, ganz in derselben Weise darin Wurzel zu fassen, wie weiter abwärts an dem Strome. Es bildete sich daselbst vielmehr zwischen dem portugiesischen und dem spanischen Südamerika eine Art neutrales Gebiet, das dem einen so wenig angehörte wie dem anderen, wenn es auch dem Einflusse des zweiten etwas stärker ausgesetzt war. Man weiß, daß es die Jesuiten waren, die sich der Herrschaft über das Land bemächtigten, die daselbst eine theokratisch-aristokratische Republik gründeten — in einer Zeit, in der man anderweit in Amerika noch nicht an die republikanische Staatsform dachte —, und die dem spanisch-portugiesischen Eingriffe in ihre Unabhängigkeit, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte, hartnäckigen bewaffneten Widerstand entgegensetzten. Hat man die Jesuiten aber nicht als ein wahrhaft internationales und neutrales Kulturelement zu betrachten? Nachdem dieselben niedergeworfen und vertrieben waren, gehörte der größere Theil von Paraguay allerdings dem Namen nach zu dem spanischen Amerika, aber auch in dieser Zeit erhielt sich die specifisch-paraguayische Guarani-Sprache — ein Indianerdialekt — als die Landessprache, und im Grunde genommen wußte die spanische Regierung und Verwaltung kaum recht, was mit dem Lande anzufangen sei. Sie schlug es anfangs zu dem Vicekönigreiche Peru, und als sich das nicht bewährte, zu dem Vicekönigreiche Buenos Ayres, mit keiner der beiden Provinzen ist es aber jemals in Wirklichkeit verwachsen. 1810 gewann es gleich den übrigen südamerikanischen Ländern seine Unabhängigkeit zurück, und seither hat es dieselbe allen aggressiven Gelüsten seiner Nachbaren zum Trotz erhalten, und der große Krieg, den Francisco Solano Lopez über das Land heraufbeschwor, vernichtete zwar seinen ganzen wirthschaftlichen Wohlstand und fast seine ganze männliche Bevölkerung, nicht aber seine Selbständigkeit. Von dem Bestreben, Paraguay zu einem südamerikanischen Polen zu machen und es unter sich zu theilen, standen seine siegreichen Nachbaren ab. Damit soll natürlich aber nicht gesagt sein, daß ein solcher Versuch auch in aller Zukunft unterbleiben, und wenn etwa unternommen, mißglücken werde. Nur bis zu dem dermaligen Entwickelungsstande der südamerikanischen Kultur war es dem Lande in Folge der Eigenart seiner geographischen Verhältnisse möglich, sich selbständig zu erhalten.



Junge Guayana-Indianerin. (Paraguay.)

Was die inneren Verhältnisse Paraguays betrifft, so wuchs aus dem Priesterstaate ziemlich naturgemäß das Dictatoren-Regiment heraus, und es bedurfte des erwähnten furchtbaren Kriegssturmes, der in der neueren Geschichte völlig ohne Gleichen ist, um dasselbe wieder hinwegzufegen. Die Jesuiten-Patres hatten die Bevölkerung an Gehorsam und Selbstverleugnung gewöhnt, und so wurde es energischen und befähigten Männern, wie dem Dr. Francia, Carlos Antonio Lopez und Francisco Solano Lopez nicht allzuschwer, sich eine Gewalt über sie anzueignen, wie sie sonst nur ein absoluter Monarch besitzt. Pflanzten die genannten Männer doch auch die Worte „Unabhängigkeit“ und „Patriotismus“ auf ihre Fahne!

Diejenigen Theile von Paraguay, die nach der Zertrümmerung des Jesuitenstaates an Brasilien und Argentinien kamen, verwandelten sich dadurch, daß diese Staaten keinerlei Kultureinfluß auf sie gewannen, rasch wieder in eine vollkommene Wildniß, in der gegenwärtig nur hier und da noch verfallenes Gemäuer aus dem Dickicht herausblickt. Erst das Zeitalter der Eisenbahnen verspricht darin eine Aenderung hervorzubringen, und die betreffenden Gebiete der Kultur wiederzugewinnen — sei es von Buenos Ayres oder von Porto Alegre aus. Bis zu einem gewissen Grade macht sich der Mensch durch die modernen Verkehrsmittel eben frei von der Herrschaft der geographischen Verhältnisse.

Seine hohe Kulturfähigkeit hat Paraguay — innerhalb seiner gegenwärtigen ebenso wie innerhalb seiner früheren Grenzen — zur Genüge bewiesen. Die Ureinwohner hatten

Digitized by Google

sich, als die Spanier unter Mendoza's Führung die Gegend betraten, hier dichter zusammengeschaart, als es weiter abwärts am Parana oder nach der brasilianischen Küste zu der Fall war, und sie hatten es auch zugleich bezüglich der Staatenbildung und bezüglich der selbstgewachsenen Indianerkultur weiter gebracht, als die Mehrzahl ihrer Nachbarstämme. Das erwähnte Kulturexperiment, das die Jesuiten anstellten, gelang aber in geradezu glänzender Weise, und wenn man gerecht sein will, so wird man den Patres die Anerkennung nicht versagen, daß sie in kurzer Zeit Gewaltiges in der Civilisirung der sogenannten Wilden erreicht haben. Kaum schlechter gelang es den genannten Dictatoren, das Land auf den Bahnen der europäischen Kultur und des europäischen Wirthschaftslebens vorwärts zu bringen, bis der dritte es durch seine Verblendung an den Rand des Verderbens führte. Und hat man die Schnelligkeit, mit der sich Paraguay von dem Unglück erholt hat, das der jüngere Lopez verschuldete, nicht auch als günstiges Zeichen von seiner Entwickelungsfähigkeit zu betrachten? Wir sind geneigt zu glauben, daß es für die Kolonisationsbestrebungen der Gegenwart, und insbesondere auch für die deutschen Kolonisationsbestrebungen mit gutem Grunde als eins der allerverlockendsten Ziele gerühmt wird.

Die erste Frage, die wir zu bedenken haben, wenn wir von Paraguay als von einem Auswanderziele reden, ist natürlich die Acclimatisationsfrage. Paraguay liegt ebenso wie das Gran Chaco auf der Schwelle der Tropenwelt, und mit seinem nördlichen Theile fällt es sogar in dieselbe

Hacienda zu San Ignacio. (Südliches Paraguay.)

hinein. Ist sein Klima also von der Art, daß Nordeuropäer darin leben und gesund bleiben, sowie zugleich auch rüstig arbeiten können? Die besten Kenner des Landes, und darunter vor allen Dingen auch solche, deren Urtheil als ein absolut unbefangenes gelten muß, beantworten diese Frage mit einem entschiedenen Ja[1])! Die Hitze ist während des Sommers (December bis Februar) allerdings über Mittag eine so beträchtliche — bis 39° C. —, daß die landesübliche Siesta sich wohl begreift, die Abende und Morgen sind aber unvergleichlich mild und schön, und die Nächte sind fast immer kühl und erfrischend. Zu Eisbildung kommt es während des Winters höchstens ausnahmsweise, zu Schneefällen niemals, öfters dagegen zu Reif und Nachtfrost, so daß für zartere Kulturen — namentlich für die des Kaffeebaumes — besondere Schutzvorkehrungen getroffen werden müssen. Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des paraguayschen Klimas gehören die Temperaturkürze, von denen wir bereits gesprochen haben[1]), dieselben sind aber in Paraguay weit weniger heftig und empfindlich als in Argentinien[2]), wie denn auch der „Pampero", der das Quecksilber in der Thermometerröhre so plötzlich fallen läßt, sein Ungestüm hier zum allergrößten Theile eingebüßt hat.

[1]) Vergl. namentlich die gründlichen Auseinandersetzungen bei H. Toeppen, Hundert Tage in Paraguay. (Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1881, S. 168 ff.)

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 114.

[2]) Man hat es in Paraguay erlebt, daß das Thermometer in weniger als einer Viertelstunde beinahe um 18° C. fiel. Vergl. Toeppen, a. a. O.

Digitized by Google

Auch dem deutschen Kleinbauern scheint harte Feld- und Waldrodungsarbeit im Freien ganz gut möglich zu sein, und nur in den Mittagsstunden ist ihm eine längere Ruhepause anzurathen, als er sie daheim gewöhnt gewesen ist. Gegenüber den Südstaaten der nordamerikanischen Union verdient Paraguay in dieser Beziehung ohne Zweifel den Vorzug, und selbst gegenüber den Nordstaaten ist es bezüglich der Intensität und Lästigkeit der Sommerhitze eher besser als schlechter gestellt. In Illinois und Ohio verzeichnet man ja im Juli bisweilen auch wochenlang ein tägliches Wärmemaximum von 40 bis 45° C. — Die endemischen Krankheiten Paraguays — ein Wechselfieber („chucho" genannt) und ein Fußleiden (die „aclimatacion") — haben sich bei genauerer Untersuchung sowohl als geringfügig, als auch zugleich als im allgemeinen vermeidlich herausgestellt. Von anderen Krankheiten, namentlich von Lungenkrankheiten, scheint das Land verhältnißmäßig sehr frei zu sein, und ein Fall von Gelbem Fieber — wie in Buenos Ayres, Montevideo — ist daselbst niemals vorgekommen.

Daß die produktiven Kräfte, die in dem Boden und in dem Klima liegen, sehr bedeutende in Paraguay sind, hat noch Niemand zu bestreiten gewagt. Bezüglich der wildwachsenden Pflanzen, die Nutzhölzer und dergl. zu liefern fähig sind, hätten wir da vor allen Dingen alle die Species wieder aufzuzählen, die wir bei der Charakteristik des Gran Chaco genannt haben, und noch zahlreiche andere dazu. Das natürliche Pflanzenkleid des Landes ist fast allenthalben ein sehr dichtes, und an vielen Orten vermag man sich kaum mit Hülfe des Buschmessers („mateson") einen Pfad hindurch zu bahnen. Bisher waren es aber eigentlich nur die Blätter von Ilex Paraguayensis — der bekannte Maté —, die dem paraguayschen Walde in einem beträchtlichen Umfange entnommen wurden.

Von Kulturpflanzen, die man anbaute, gediehen vorzüglich:

Fuhrt des Aguapey.

die Orangen, die einen wichtigen Exportartikel nach Buenos Ayres und Montevideo bilden, und die in den Bergen auch überall verwildert wachsen; der Tabak, der Männern, Frauen und Kindern im Lande das unentbehrlichste Genußmittel abgeben muß; der Mais, der als Hauptbrotfrucht dient (zur Bereitung des „chipa"); die Paraguaybohnen, die die beliebteste Zukost zum Fleische bilden; die Erdnüsse (Arachis hypogaea); die Melonen; der Maniok; die Kartoffel; die Batate ꝛc. Der Reis gewährte in den Sumpfgegenden gute Ernten, wurde aber in Folge der Konkurrenz der asiatischen Reisländer bisher wenig angebaut. Die Kaffeekultur fordert der gelegentlichen Nachtfröste wegen Vorsicht und Sorgfalt, und ebenso auch die Zuckerrohrkultur. Die Baumwollenstaude kommt ausgezeichnet fort, und ihr Produkt wird auch von den Paraguayerinnen in sehr geschickter Weise zu allerlei Geweben verarbeitet. Der Weinstock lieferte gute Trauben, die aber bisher nur ausnahmsweise gekeltert wurden.

Hinsichtlich der Viehzucht scheint die Rinderzucht und Schweinezucht die besten Aussichten zu bieten. Die Pferde leiden namentlich im Norden häufig an einer eigenthümlichen Krankheit, die „mal de cadera" genannt wird, und sie werden deshalb vielleicht zunächst vortheilhafter aus Argentinien eingeführt, bis es etwa gelingt, die Wurzel des Uebels zu erkennen und zu beseitigen. Die in Paraguay gezüchteten Schafe lieferten nur eine mittelmäßige Wolle. Der Rinderzucht kommen außer den guten Naturweiden auch die künstlich angesäeten Alfalfafelder zu gute.

Ein schwerer Kampf mit gewissen Landplagen bleibt dem Ackerbauer und dem Viehzüchter, der sich in Paraguay niederläßt, nicht erspart, und wer einen solchen Kampf scheut, oder wer über Nacht zum reichen Manne werden will, der darf deshalb nicht dahin gehen. Freilich ebenso nicht nach Nordamerika, möchten wir hinzufügen! In den Weststaaten der Union sind es häufige und anhaltende Dürrezeiten, Heuschreckenschwärme, harte Winter ꝛc., die ihn

Digitized by Google

schädigen; hier, in Paraguay, sind es vor allen Dingen Ameisen (besonders in Lehmboden), Bremsen, Fliegen, Zecken und Sandflöhe, deren er sich zu erwehren suchen muß. Und so aussichtslos der Kampf gegen die kleinen Feinde anfangs auch scheinen mag, so bleibt der Mensch bei Ausdauer und Umsicht doch auch hier schließlich Sieger. Die Mehrzahl derjenigen, die als kleine Leute ins Land kommen, bleiben kleine Leute, aber sie brauchen mit ihrer Familie niemals Noth zu leiden. Im allgemeinen wächst ihnen das, was sie bedürfen, ins Haus, wie man zu sagen pflegt, und was

Pflanzung und Indianerlager in den Missionen.

ihnen nicht wächst, das können sie sich für ihren bescheidenen Ueberfluß kaufen oder eintauschen.

Die Raubthiere und Giftschlangen sind in Paraguay bei weitem nicht so schlimm, als man früher immer behauptet hat, und der Jaguar und Puma sowie die „Vibora de la Cruz“ (Bothrops alternatus, die paraguayische Kreuz-

Posadas.

otter) wiegt als Kulturhinderniß bei weitem nicht so schwer als die Yssau-Ameise, die die Orangenbäume einer Hacienda in wenigen Nächten zu nackten Besen umwandelt.

Die Bevölkerung der Republik soll 1857 nicht weniger als 1½ Millionen betragen haben. 1873, nach dem großen Kriege, belief sie sich aber nur noch auf 221 079 (darunter nur noch 28 746 männliche Bewohner, die über 15 Jahre alt waren!). 1886 war die Zahl der civilisirten Bewohner wieder auf 300 000 gewachsen. Halbcivilisirte Indianer — Guayacurus, Ganguas, Guanganas (S. Abbildung 1) — gab es außerdem circa 60 000, und wilde Indianer — Tobas, Lenguas, Enimangas — circa 70 000.

Digitized by Google

Die Zahl der Fremden im Lande wird auf 9000 geschätzt (5000 Argentiner, 1500 Italiener, 600 Brasilianer, 550 Deutsche, 300 Franzosen, 100 Engländer).

Was die praktischen Kolonisationsversuche angeht, die während der letzten Jahre von Deutschland aus in Paraguay gemacht worden sind, so hat man mit Spannung auf San Bernardino geblickt, wo ein solcher Versuch in großem Maßstabe unternommen worden ist. Man wird sich aber doch hüten müssen, aus dem Gelingen oder Mißlingen desselben zu viel zu schließen. Es geschehen bei solchen ersten Versuchen gar zu leicht Mißgriffe in der Zulassung der Leute wie in der Auswahl des Terrs, und es will uns fast scheinen, als sei es in dem gegebenen Falle thatsächlich so gewesen. Nichtsdestoweniger zählte die Kolonie im Jahre 1886 387 Köpfe, und die neueren Berichte von Kolonisten, die ihr angehören, lauten vorwiegend günstig. Bezüglich des Klimas versichern sie beinahe einstimmig, daß „daran nichts zu tadeln" sei. Die französische Kolonie Villa Hayes ist in jedem Falle lange nicht so weit gediehen, obgleich sie hart am Paraguay-Strome und nahe bei der Hauptstadt Asuncion gelegen ist. Eine Reihe von deutschen Privatleuten, die über bedeutendere Mittel verfügten, wie der Durchschnitt der Auswanderer, haben neuerdings verschiedene Haciendas und Estancias in ihren Besitz gebracht, um dieselben zu bewirthschaften, und von diesen verlautet bislang nur Gutes. Eine größere Unternehmung betreibt gegenwärtig die Leipziger Kolonisationsgesellschaft, die besonders in dem Departement Itacurubi ausgedehnte Ländereien erworben hat. Da sich die Leitung dieser Gesellschaft die Lehren von San Bernardino zu Nutze machen konnte, so ist von ihr vielleicht manchelei zu erwarten.

Ein großes Hinderniß der Entwickelung Paraguays liegt zunächst noch in seiner schlechten Ausstattung mit Verkehrswegen. Wirklich gute Schiffahrtsstraßen bilden nur der Paraguay und der Tepicnary sowie in beschränkterem Maße der Jejui, der Ipane und der Pilcomayo. Der Parana ist in Folge seiner Wasserfälle und Katarakte (bei Guaira, bei Apipe 2c.) nur streckenweise zu befahren. Brücken über die Ströme giebt es im allgemeinen auch nicht, sondern nur Fahrten (Z. Abbildung). Eine Eisenbahn aber besteht nur zwischen Asuncion und Paraguari, und an die Herstellung eines wirklichen Schienenstrafennetzes kann die Regierung des Staates bei der gegenwärtigen Finanzlage kaum denken. Da werden die interessirten Kolonisationsgesellschaften wohl früher oder später selbst Hand anlegen müssen, wenn es zu etwas kommen soll.

Was wir von Paraguay gesagt haben, das können wir ohne weiteres auch auf die sogenannten Missionen, die heute politisch zu Argentinien gehören, die aber geographisch entweder zu Paraguay oder zu Südbrasilien gerechnet werden müssen, ausdehnen. Das ist eben eines von jenen Gebieten, die nach der Vertreibung der Jesuiten wieder verwildert sind, und die man nun der Kultur zurückzuerobern gedenkt. Bei Posadas (S. Abbildung 5) und Santa Ana, am Parana, sowie bei San Pedro und Paggi, am Uruguay, sind auch bereits sowohl mit der Waldbewirthschaftung (der Mais- und Holzgewinnung) als auch mit der Anlage von Plantagen (für Zuckerrohr 2c.) bemerkenswerthe Anfänge gemacht worden. Der Uruguay ist allerdings durch seine Katarakten, und insbesondere durch seine großartigen Mocona-Fälle, ein ebenso schlechter Schiffahrtsstrom wie der Uruguay. Es ist aber ganz Aussicht vorhanden, daß Posadas in einer nahen Zukunft argentinische Eisenbahnstation werden wird.

[1]) Vergl. außer „H. Treppen, Hundert Tage in Paraguay" (Hamburg 1884) noch: A. W. Sellin, Die Republik Paraguay und ihre Bedeutung für die Kolonisation (Export 1883, S. 391 ff.); G. Niederlein, Reiseberichte aus den argentinischen Missionen (Vielehe Zeitschrift 1883, 1884, 1885), und E. Mevert, Reisebriefe aus Paraguay (1882).

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

III.

Der große Verwandler, welchen wir im vorigen Abschnitte (S. 153 ff.) kennen lernten, erscheint als der Sohn der im Himmel wohnenden Gottheit. Die Vorstellung von dieser Gottheit ist aber ziemlich verwirrt, indem dieselbe bald als die Sonne bezeichnet wird, bald unabhängig von ihr erscheint. Dieselbe tritt in zahlreichen Sagen handelnd auf und besonders merkwürdig ist die Sage vom Besuche im Himmel, welche unter den felsichen Stämmen weit verbreitet ist. Ich lasse hier einige dieser Sagen folgen.

Das Harz und die Sonne. Catlóltz.

Vor langer Zeit war das Harz ein Mann Namens Mömhanáts. Dieser war blind. Da er die Sonnenwärme nicht vertragen konnte, ging er Nachts aus, rothen Codfisch zu angeln. Morgens, wenn es tagte, rief ihm dann seine Frau zu: „Komm rasch nach Hause, die Sonne geht auf!" So kehrte er immer heim, ehe es warm wurde. Eines Tages aber schlief die Frau zu lange, und als sie erwachte, sah sie, daß es hell lichter Tag war. Erschrocken lief sie zum Strande hinab und rief ihrem Manne zu: „Komm rasch nach Hause, die Sonne steht schon hoch am Himmel." Jener beeilte sich, so rasch als möglich nach Hause zu kommen, doch es war zu spät! Die Sonne schien so heiß auf ihn herab, daß er zerfloß, ehe er ans Ufer gelangte. Da wurden seine beiden Söhne traurig und sprachen zu einander: „Was sollen wir thun? Wir wollen unseren Vater rächen"; und sie beschlossen in den Himmel zu steigen und die Sonne zu tödten. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und gingen zu der Stelle, wo die Sonne aufgeht. Da beschossen sie den Himmel. Der erste Pfeil blieb im Himmelsgewölbe stecken. Der zweite traf das untere Ende des ersten, und so fuhren sie fort, bis eine lange Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Der ältere Bruder schlitterte daran, um zu sehen, ob sie stark genug sei. Er fand, daß die Kette fest war, und beide Brüder kletterten daran in die Höhe. Als sie im Himmel angelangt waren, tödteten sie die Sonne mit ihren Pfeilen. Dann dachten sie: Was sollen wir nun thun? und der Aeltere sprach: „Laß uns nun die Sonne werden!" Und er frug seinen Bruder, wohin er gehen wolle. Dieser

Digitized by Google

erwiderte: „Ich will zur Nacht gehen, gehe Du zum Tage!“ Und es geschah also. Der jüngere Bruder ward der Mond, der ältere die Sonne.

Die folgende Sage, welche von demselben Stamme erzählt wird, behandelt einen ähnlichen Gegenstand.

Tläiq.

Einst lebte ein Häuptling droben im Himmel, der hieß Tläiq. Er hatte zwei schöne Töchter, und viele Jünglinge kamen, um sie zu freien. Tläiq aber wollte nicht dulden, daß sie heirateten und tödtete alle ihre Bewerber. In derselben Zeit lebte hienieden ein Häuptling, Namens Aiölen (Schön Wetter); der hatte zwei Söhne. Morgens pflegten die Knaben in den Wald zu gehen, und wenn ihr Vater sie frug, was sie dort thäten, sagten sie, sie wollten ein großes Feuer anzünden. In Wirklichkeit aber suchten sie heimlich Faserwurzeln und aßen dieselben. Endlich hatten sie so viel davon gegessen, daß die Faserwurzeln ihnen zwischen den Fingern hervorwuchsen. Da ward ihr Vater zornig und rief: „Vergeudet nicht eure Zeit mit unnützen Dingen! Geht lieber und holt euch Tläiq's Töchter. Wißt ihr nicht, daß alle jungen Leute sich um sie bewerben?“ Die Knaben nahmen sich ihres Vaters Wort zu Herzen. Sie gingen hinaus mit ihren Bogen und Pfeilen und sungen an, den Himmel zu beschießen. Als sie so eine Kette von Pfeilen gemacht hatten, die vom Himmel bis zur Erde herab reichte, schlitterte der ältere Bruder daran, um zu versuchen, ob sie stark genug sei. Da er sie fest fand, kletterten beide Brüder hinauf und krochen durch ein Loch im Himmelsgewölbe. Droben fanden sie einen Weg, auf dem sie fürbaß gingen. Und während sie so wanderten, sprachen sie zu einander: „Wir wollen Tläiq's Töchter heiraten und ihn beschämen.“ Aiölen aber weinte, denn er glaubte, seine Kinder seien todt.

Als die Brüder eine kurze Strecke gegangen waren, trafen sie eine Reihe blinder Frauen, die um ein Feuer saßen und Pflanzensprossen (pēgsin) kochten. Eine derselben vertheilte die fertige Speise an alle übrigen. Da trat der ältere Bruder auf ihren Mantel, und der jüngere nahm ihr immer die gefüllten Schüsseln aus der Hand und verbarg dieselben in der Falte seines Mantels. Als sie glaubte, alle vertheilt zu haben, frug sie ihre Genossinnen: „Habt ihr alle euer Essen bekommen?“ Jene aber erwiderten: „Nein, du hast uns ja noch nichts gegeben.“ Da sprach jene: „Dann muß Jemand hier sein, der unser Essen fortgenommen hat,“ und alle riefen, wie aus einem Munde: „O, Fremder, mache uns sehend; habe Erbarmen mit uns!“ Da kanten die Brüder einige Wurzeln und spien dann den Frauen auf die Augen. So wurden diese sehend und flogen dann als Enten davon. Nur die eine, deren Mantel der ältere Mann mit seinem Fuße festhielt, konnte nicht entfliehen. Er sprach zu ihr: „Sage uns, wo Tläiq wohnt. Wir wollen seine Töchter heirathen.“ Die Ente erwiderte: „O, Tläiq ist ein böser Mann. Er tödtet alle Freier seiner Töchter. Wenn ihr auf eurem Vorhaben besteht, so geht lieber erst zu eurem Großvater; der wird euch Zaubermittel geben, so daß ihr Tläiq bestehen könnt.“

Die Jünglinge folgten dem Rathe der Ente. Sie gingen weiter und gelangten an das Haus ihres Großvaters Pāsin (d. h. Einbein, der Kranich). Da dieser nicht zu Hause war, gingen sie weiter, um ihn zu suchen. Unterwegs trafen sie eine Schlange und nahmen derselben ihren Mantel fort. Als sie nun ihren Großvater von weitem an einem Bache stehen sahen, in dem er Lachse fischte, verwandelten sie sich in Lachse, indem sie den Mantel der Schlange umhingen, und schwammen zu der Stelle, wo ihr Großvater stand, die Harpune in der Hand haltend. Als sie zu ihm kamen, hielten sie still. Kaum sah jener die beiden Lachse so dicht vor sich, da schleuderte er seine Harpune, traf beide mit einem Stoße und zog sie ans Land. Während er aber nun nach seiner Fischkeule griff, um die Fische zu erschlagen, verwandelten sie sich in seine Enkel und lachten sehr, weil sie Einbein so getäuscht hatten. „O, meine Enkel!“ sprach Einbein; „Woher kommt ihr? Wohin wollt ihr gehen?“ „Wir wollen Tläiq's Töchter heirathen“, versetzten jene. „So kommt erst mit in mein Haus, damit ich euch stark mache“, sagte Einbein. Er ging voran, und die Jünglinge folgten ihm. Als sie im Hause angekommen waren, fuhr er fort: „Zuerst wird Tläiq euch ein Stachelschwein als Sitz anbieten. Setzt euch auf diesen Stein, damit ihr diese Aufgabe bestehen könnt.“ Indem er so sprach, hieß er sie auf einer Schieferplatte niedersitzen. Da wurde ihr Gesäß in Stein verwandelt. Dann salbte er ihren ganzen Körper mit einem Zaubertranke und warf einen schwarzen, harten Stein (mēsais, Basalt?) ins Feuer, so daß er glühend wurde, zog ihn mit einer Zange aus den Flammen und legte ihn den jungen Männern in den Mund. Vorher hatte er ihnen befohlen, rasch aufzuspringen, sobald er den Stein losgelassen hätte. Sie gehorchten, und da fiel der Stein gerade durch sie hindurch, ohne sie zu verletzen [1]). Er wies sie darauf nach Tläiq's Brunnen und theilte ihnen mit, daß sie dort die Mädchen finden würden.

Die Brüder kamen glücklich dort an, und setzten sich auf die Aeste eines Baumes, der am Brunnen stand. Bald traten die beiden Mädchen aus dem Hause und sangen: „Nicht Tlegōlen's (Schlecht Wetter) Söhne sollen unsere Männer werden, sondern Aiölen's.“ Die beiden jungen Männer freuten sich, als sie das hörten. Am nächsten Morgen kamen die beiden Mädchen wieder zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Als sie sich nun zum Wasser niederbeugten, sahen sie die Spiegelbilder der Jünglinge im Wasser, und sie singen an zu weinen, denn sie glaubten, jene seien ertrunken und lägen auf dem Boden des Brunnens. Da spie der eine der jungen Leute ins Wasser, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nun erblickten die Mädchen die Brüder in den Zweigen des Baumes und freuten sich, daß sie nicht im Wasser lagen. Die beiden Jünglinge sprangen nun herunter. Der ältere nahm das ältere Mädchen, der jüngere das jüngere, und sie gingen zusammen ins Haus.

Dort hieß Tläiq sie sich auf ein Stachelschwein setzen. Da ihr Gesäß von Stein war, so bestanden sie dieses Abenteuer. Dann legte er ihnen die glühenden Steine in den Mund. Sie sprangen rasch in die Höhe, wie ihr Großvater sie gelehrt hatte und blieben unbeschädigt. Darüber freuten sich die Mädchen, und die Brüder wurden nun ihre Männer.

Tläiq aber beschloß, sich auf andere Weise der Jünglinge zu entledigen. Er hatte einen Baum gefällt, und war damit beschäftigt, denselben in Bretter zu zerspalten. Eines Tages bat er seine Schwiegersöhne, mitzugehen und ihm zu helfen. Diese erriethen seine böse Absicht und gingen deshalb zuvor in den Wald zu ihrem Großvater Tamt'am (einem Vogel), und baten ihn um seinen Mantel. Ferner nahmen sie rothe und weiße Farbe mit. Als sie zu dem gefällten Baume kamen, sahen sie, daß Tläiq denselben schon mit Keilen weit aus einander gespreizt hatte. Er hieb nun einen neuen Keil ein und ließ plötzlich seinen Hammer fahren, der in den klaffenden Baum fiel. Da bat er die jungen Leute: „O, kriecht doch in den Baum und holt meinen Hammer.“ Diese thaten also. Kaum

[1]) Es ist hier eine Stelle ausgefallen, welche zur Publication in dieser Zeitschrift nicht geeignet war. F. B.

Digitized by Google

aber waren sie drinnen, da schlug Tläiq den Keil heraus und der Baum schlug mit großer Gewalt zusammen. Die jungen Leute flogen aber beide als Vögel davon und ließen die rothe und weiße Farbe im Baume. Dies quoll wie Blut und Gehirn aus dem Spalte hervor, und Tläiq glaubte, daß er endlich seine Schwiegersöhne getödtet habe. Diese aber waren nach Hause geflogen und hatten dort wieder ihre natürliche Gestalt angenommen. Wie erstaunte Tläiq, als er jene gesund und wohlbehalten am Feuer sitzen sah! Da schämte er sich sehr.

Und er dachte nach, wie er seine Schwiegersöhne anders tödten könne. Früh Morgens war er seinen Hund ins Meer und ließ ihn sich in einen Taucher verwandeln. Da rief Tläiq seinen Schwiegersöhnen zu: „Steht auf und fangt den Vogel dort!“ Die Brüder nahmen Bogen und Pfeile, liefen zum Strande hinab und schossen den Taucher. So oft sie ihn aber auch trafen, der Vogel war nicht zu tödten und schwamm weiter und weiter fort. Tläiq sagte: „O geht in mein kleines Boot und verfolgt ihn; ihr werdet ihn gewiß mit Leichtigkeit fangen.“ Sie thaten wie Tläiq gesagt hatte und verfolgten den Vogel, der sie weit fort vom Lande lockte. Da rief Tläiq den Wind herbei und erregte einen wilden Sturm, der das Boot verschlingen sollte. Die Jünglinge aber sangen an zu singen und schlugen Takt auf dem Bootrande. Da ward es rings um das Boot schönes Wetter, denn sie waren Aiólen's Söhne. Sie fuhren nach Hause und so sehr auch der Sturm tobte, wo ihr Boot sich befand, war die See glatt.

Die jungen Leute beschlossen nun, sich an Tläiq zu rächen, wenn er wieder versuchen sollte, ihnen Schaden zuzufügen. Am folgenden Morgen rief sie Tläiq: „Kommt, laßt uns gehen und rothen Codfisch fangen.“ Da gingen jene erst zu ihrem Großvater Q'ulquls (ein kleiner Taucher) und liehen sich dessen Mantel, und sie nahmen sich Harz mit, welches sie kauten und in die Form von Walfischen, Haifischen und Seelöwen kneteten. Als sie draußen auf der Fischbank angekommen waren, warf Tläiq seine Angel aus. Da dachten die jungen Leute: „O, wenn die Angel doch den Boden faßte.“ Kaum hatten sie das gedacht, da faßte Tläiq's Angel den Meeresboden. Sogleich warfen sie die geketteten Harzfiguren ins Wasser, die sich alsbald in wirkliche Thiere verwandelten und sich alle um Tläiq's Boot tummelten. Die jungen Männer sprangen als Taucher ins Wasser und schwammen nach Hause.

Tläiq erschrak über all dieses so sehr, daß ihm seine Gedärme aus dem Leibe fielen. Er ruderte langsam nach Hause. Als sein jüngster Sohn ihn herankommen sah, rief er: „O, wie viele Fische hat unser Vater gefangen!“, denn er hielt die Gedärme, die im Boote lagen, für Fische. Tläiq aber stöhnte und jammerte. Da sprachen die beiden jungen Leute zu dem Knaben: „Schieße deinen Vater mit deinen kleinen Pfeilen.“ Der Knabe gehorchte, und sobald er Tläiq getroffen hatte, krochen die Gedärme wieder in seinen Leib zurück. Tläiq fühlte sich aber noch sehr krank. Er lag im Hause bei seinem Feuer, das nur niedrig brannte, weil er kein Holz mehr hatte. Da schickte er seine Schwiegersöhne in den Wald, um Brennholz zu holen. Diese gehorchten und gingen zu ihrem Großvater, dem Specht. Sie baten ihn: „Heiße die Baumrinde herabfallen.“ Der Specht erfüllte ihre Bitte und ein großes Stück Rinde fiel zu Boden. Sie trugen dasselbe nach Hause und zerbrachen es daselbst in viele Stücke. Ein kleines Stück gaben sie Tläiq's Sohn und sagten: „Bringe das deinem Vater.“ Der Knabe gehorchte. Als Tläiq aber das kleine Stückchen Rinde sah, ward er sehr zornig, denn er wollte viel Holz haben, um ein großes Feuer zu machen. Die beiden jungen Männer kümmerten sich aber nicht um seine Scheltworte, sondern fuhren fort, die Rinde zu zerbrechen. Diese wurde mehr und mehr und füllte endlich alle Häuser.

Da plötzlich fiel es Tläiq ein, daß er Preißelbeeren haben wollte, obwohl es tiefster Winter war. Die jungen Männer gingen zu ihrem Großvater (einem Schwimmvogel) und baten ihn, zu pfeifen. Dieser erfüllte ihre Bitte, und als er pfiff, da sproßten alle Sträucher. Als er weiter pfiff, blühten sie und trugen endlich Früchte. Die beiden sammelten nun einen kleinen Eimer voll und trugen denselben nach Hause. Dort aßen sie nach Herzenslust. Als Tläiq dieses sah, bat er auch um Beeren, und seine Schwiegersöhne gaben ihm eine kleine Schüssel voll. So rasch er aber auch aß, die Schüssel wurde nicht leer. Da ward er am Ende ungeduldig und warf die Schüssel fort. Sogleich wuchs ihm ein Preißelbeerstrauch zum Nabel heraus.

Tläiq verlangte nun von seinen Schwiegersöhnen, daß sie ihm den Specht fangen sollten, der Kranke zu heilen wußte. Die Brüder gingen zu ihrem Großvater, dem Spechte, und während sie ihn nach Hause trugen, flüsterten sie ihm zu: „Hacke Tläiq die Augen aus, aber zuerst quäle ihn.“ Als sie nun ins Haus kamen, hüpfte der Specht auf Tläiq's Bauch und hackte ihn immer mit dem Schnabel. Dann hüpfte er weiter und weiter an ihm herauf, indem er fortwährend, mit seinem Schnabel zu hacken. Endlich kam er an Tläiq's Kopf. Dieser wendete sich hin und her, um dem Spechte zu entgehen, doch vergeblich! Derselbe hackte ihm die Augen aus.

Da wollte Tläiq den Aihós (die doppelköpfige Schlange) haben, um die Brüder zu verderben. Der jüngste derselben fing ihn und während er ihn nach Hause trug, flüsterte er ihm zu: „Friß ihn den Tläiq!“ Der Aihós gehorchte. Der eine Kopf fraß ihn vom Kopfe, der andere beim Gesäße anfangend. So starb Tläiq. Die Brüder warfen seine Leiche zur Erde hinab.

Aiólen ist in dieser Sage offenbar der Sonnengott. Dieses wird noch klarer aus einer zweiten Version derselben Sage, welche mir ein alter Mann erzählte, während die erste Version von einer jüngeren Frau herrührt.

Zwei junge Männer, die Söhne Aiólen's (Aiólen ist der Name der Sonne als Mensch) fuhren in ihrem Boote aus, Vögel zu fangen. Als sie weit draußen auf dem Meere waren, fingen sie an, den Himmel zu beschießen und hörten nicht auf, bis sie eine Kette von Pfeilen gemacht hatten, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Da stand der ältere Bruder im Boote auf, schüttelte die Kette und fand, daß sie stark war. Er sprach nun zu seinem Bruder: „Ich steige jetzt zum Himmel hinauf. Weine du nicht um mich, sondern kehre nach Hause zurück; setze dich auf das Dach des Hauses und sei froh und guter Dinge.“ Dann begann er in die Höhe zu klettern und bald verlor der jüngere Bruder ihn aus den Augen. Dieser kehrte zurück und sagte zu seinem Vater: „Ich habe meinen älteren Bruder verloren. Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, gewiß ist er todt.“ Da weinten alle Leute, die es hörten. Er selbst aber ging auf das Dach des Hauses und spielte dort, denn er wußte, daß sein Bruder im Himmel war.

Als dieser droben anlangte, fand er einen Weg, der durch ein schönes, ebenes Land führte. In weiter Ferne sah er Rauch aufsteigen. Er ging darauf zu und fand den Tintenfisch, welcher behaglich dort lag und Harz kaute. Der Jüngling bat ihn: „O gieb mir etwas Harz.“ Der Tintenfisch erwiderte: „Was willst du damit? Du kannst doch das Harz nicht für deine Zähne gebrauchen.“ Jener aber bat ihn nochmals: „O gieb mir etwas Harz und deinen Mantel.“ Da gab ihm der Tintenfisch beides.

Digitized by Google

Der Jüngling ging weiter. Bald sah er wieder in der Ferne Rauch aufsteigen. Als er näher kam, fand er eine Reihe blinder Frauen (u. s. w. s. Seite 301). Er frug dann die zurückbleibende Enke: „Wo wohnt Tläiq? Ich will seine Tochter heirathen.“ Die Enke erwiderte: „Folge nur diesem Wege! Dann wirst du an einen Teich kommen, in dem die Mädchen zu schwimmen pflegen. Tläiq hat vier Töchter. Nimm ja keine der drei ältesten zur Frau, denn sie würden dich tödten, sondern nimm die jüngste.“ Da fragte sich der Jüngling und ging weiter. Bald traf er den Specht, welcher ihm dieselbe Auskunft gab.

Endlich kam er zu einem See. Da hüllte er sich in den Mantel des Tintenfisches und nahm nun die Gestalt eines solchen an. Bald hörte er die vier Mädchen kommen und singen: „O, ich wollte, der Sonne Sohn käme und nähme mich zur Frau.“ Endlich kamen sie zum Teiche, wo der Jüngling in Gestalt eines Tintenfisches lag. Allen voran ging Yinisaq (von yinis, Zahn), die älteste der Schwestern. Als sie des Thieres ansichtig wurde, erschrak sie sehr und rief: „Hu! was für ein Thier liegt da.“ Die anderen liefen herbei, es auch zu sehen, und dann sprachen sie zu einander: „Wir wollen ihn als Sklaven mit nach Haus nehmen. Wenn Vater ausgeht, Hirsche zu fangen, soll er ihm helfen.“ Yinisaq versuchte ihn zu heben, aber der Tintenfisch saugte sich fest, so daß sie ihn nicht bewegen konnte. Da rief sie die zweite Schwester, aber diese vermochte ihn ebenso wenig von der Stelle zu bewegen. Der dritten ging es nicht besser. Als aber die jüngste ihn heben wollte, ließ er los und ging willig mit ihr. Sie trug ihn nach Hause und legte ihn vor der Thür nieder.

Dann liefen die Mädchen ins Haus zu ihrem Vater und sagten: „O, Vater! Wir haben einen Sklaven für dich im Walde gefunden.“ „Wo ist er?“ frug jener. „Wir haben ihn vor der Thüre niedergelegt“, versetzten die Mädchen. Da hieß Tläiq sie den Sklaven ins Haus bringen. Zuerst ging Yinisaq, ihn zu holen. Der Tintenfisch aber saugte sich fest und ließ sich nicht aufheben. Ebensowenig konnte die zweite und dritte Schwester ihn heben; als aber die jüngste kam, ließ er willig los und ließ sich von ihr ins Haus tragen.

Sie legte ihn neben das Feuer. Als dann Tläiq und seine Töchter Lachse aßen, warfen die Mädchen ihm Fischgräten zu. Er nahm aber nur von der jüngsten Nahrung an. Als es Nacht war, schlich er unbemerkt in die Kammer der jüngsten Tochter, warf den Mantel des Tintenfisches ab, und da sah sie, daß er die leuchtende Sonne war. Und er sprach: „Ich bin Aiolen's Sohn. Ich weiß, du bist besser als deine Schwestern, deshalb will ich dich zur Frau haben. Aber künftighin sollst du mir nicht Nahrung vorwerfen wie einem Hunde. Gieb mir mein Essen in einer Schüssel.“ Als es Tag wurde, hüllte er sich wieder in den Mantel des Tintenfisches und legte sich nieder am Feuer. Wieder warfen ihm Yinisaq und ihre Schwestern Gräten vor. Er aber kümmerte sich gar nicht um sie, sondern wandte sich sogleich der jüngsten der Schwestern zu, die ihm gutes Essen in einer Schüssel vorsetzte, wie er gebeten hatte. Nachts schlich er wieder in ihre Kammer und warf dort den Mantel ab, den er Morgens wieder umhing.

Am folgenden Tage beschlossen die Leute auf die Hirschjagd zu gehen, und sie sprachen zu einander: „Wir wollen den Tintenfisch hinten ins Boot setzen, er soll steuern.“ Sie baten Yinisaq, ihn ins Boot zu tragen, sie konnte ihn aber so wenig heben, wie die zweite und dritte Schwester. Die jüngste aber trug ihn ins Boot. Als sie nun an die Stelle kamen, von der aus sie Hirsche jagen wollten, trug Tläiq dem Sklaven auf, das Boot zu bewachen und darauf zu achten, daß das Seil, mit dem es ans Land gebunden war, nicht riß. Dann gingen alle Leute auf Jagd, und der Tintenfisch blieb im Boote zurück. Unter seinem Mantel hatte derselbe aber den Specht verborgen und flüsterte diesem zu: „Fliege auf die Baumwipfel und warne den Hirsch, damit er fortläuft.“ Der Specht gehorchte und so geschah es, daß die Jäger mit leeren Händen zurückkamen. Sie fuhren nach Hause zurück. Als die Mädchen dann ihren Steuermann, den Tintenfisch, nach Hause fragen wollten, verwochte es keine, außer der jüngsten. Nachts ging er wieder zu ihr und nahm in ihrer Kammer den Mantel ab.

Am folgenden Tage gingen die Leute wieder aus, Hirsche zu fangen und nahmen den Tintenfisch als Steuermann mit. Wieder ließen sie ihn zurück und er sandte den Specht aus, um die Hirsche zu verjagen. Kaum war derselbe fortgeflogen, da warf der junge Mann den Mantel des Tintenfisches ab und saß nun aufrecht im Hintertheile des Bootes. Er strahlte aber hell wie die Sonne. Da kam Tläiq mit den übrigen Jägern wieder mit leeren Händen zurück. Als er nun die Sonne in seinem Boote sitzen sah, fürchtete er sich. Er rief: „Ich will dir meine älteste Tochter zur Frau geben.“ Der junge Mann schüttelte als Antwort seine Schultern, und da fuhr das Boot weit fort vom Ufer. Tläiq rief nun: „Ich will dir meine zweite Tochter geben.“ Wieder schüttelte der junge Mann seine Schultern, und das Boot fuhr noch weiter vom Ufer fort. Auch die dritte Tochter wollte er nicht haben; als Tläiq ihm aber seine jüngste Tochter anbot, schüttelte er sich, und das Boot schwamm zum Ufer zurück.

Als die Leute nun wieder auf Hirschjagd gingen, flüsterte der junge Mann dem Specht, der unter seinem Mantel verborgen war, zu: „Rufe alle Hirsche hierher zum Ufer.“ Dieser gehorchte. Da kamen die Hirsche herbei und fielen die steile Uferwand herab, so daß sie unten todt liegen blieben. Während alle anderen Jäger nichts gefangen hatten, war sein Boot ganz voll, und als jene zurückkamen, hatte er seine Beute schon zerlegt.

Yinisaq aber wollte den Jüngling gar zu gern zum Manne haben und sprach zu ihrer Mutter: „O sieh, Mutter, gleicht er nicht ganz der Sonne?“ und sie machte ihr Lager schön in Ordnung und schmückte sich, um ihn anzuziehen. Ebenso thaten die zweite und dritte der Schwestern. Die jüngste aber kümmerte sich gar nicht um ihn. Dann luden Yinisaq und ihre beiden jüngeren Schwestern ihn ein, ins Haus zu kommen. Er aber blieb im Boote, bis die jüngste ihn rief. Dann nahm er sie öffentlich zur Frau.

Tläiq aber dachte nur daran, wie er seinen Schwiegersohn tödten könne. Er ging in den Wald, um einen Baum zu spalten (u. s. w., siehe S. 301. Er stiegt dann in Gestalt eines Spechtes aus dem Baume heraus und dicht an den Augen Tläiq's vorüber).

Er beschloß aber sich an Tläiq zu rächen und fing seine Frau: „Weißt du nicht, vor was Tläiq sich fürchtet?“ Jene erwiderte: „Er fürchtet sich vor Walen und anderen großen Seethieren.“ Am folgenden Tage gingen Tläiq und sein Schwiegersohn aus, rothen Codfisch zu fangen. Da kante der junge Mann das Harz, das ihm der Tintenfisch gegeben hatte und spie es ins Wasser. Sofort verwandelte es sich in Wale (u. s. w., Schluß wie in voriger Version). (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Kaiser-Wilhelms-Land.

Am 6. April d. J. hielt Missionär J. W. Thomas, der sich durch einen fünfzehnjährigen Aufenthalt auf Nias ein gründliches Urtheil über die Kultivation der tropischen Inseln zwischen Asien und Australien bilden konnte, und der danach noch längere Zeit auf Neuguinea geleht hat, vor dem „Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin“ einen sehr gehaltreichen Vortrag über Kaiser Wilhelms Land. Das Bild, welches er von der großen deutschen Besitzung entwarf, ist in der Hauptsache folgendes:

Von den 14 000 deutschen Quadratmeilen, welche die Insel Neuguinea enthält, kommen 3255 auf Kaiser Wilhelms-Land. So weit das Auge der Erforscher bisher über dieses Gebiet hinwegschweifen konnte, erscheint dasselbe mit Waldungen bedeckt. Nur an den Flüssen, und insbesondere an dem gewaltigen Kaiserin Augusta Fluß sind hier und da Lichtungen zu gewahren, die mit Gras bewachsen sind. Zum geringsten Theile sind diese Grasflächen aber nicht ohne weiteres zu Viehweiden benutzbar, sondern vorwiegend sind sie von demselben harten Alang-Alang-Gras gebildet, wie die Grasflächen auf den Sunda Inseln. Wie auf Nias, so werden sich die Alang-Alang Wiesen aber wahrscheinlich auch auf Neuguinea dadurch, daß man sie wiederholt abbrennt, und daß man die jungen Sprossen von Rindern abgrasen läßt, künstlich in besser brauchbare Futtergraswiesen verwandeln lassen. Im Lande gezogene Rinder würden natürlich eine viel bessere und gesündere Nahrung für die Leute in den Stationen liefern, als Konserven.

Der gerodete Urwaldboden dürfte sich an vielen Orten sehr fruchtbar erweisen, die Rodung selbst wird aber große Schwierigkeiten bereiten. Durch das dichte Unterholz mit seinen Dornengewächsen und Schlingpflanzen kann man sich gegenwärtig nur mit Hilfe großer Messer einen Weg bahnen. — Früher bekanntete Goldfunde erwiesen sich allerdings als bloße Schwefelkiesfunde, neuerdings taucht aber doch wieder die Behauptung auf, daß wirklich Gold entdeckt worden sei, und bei der Nähe der australischen Goldfelder würde die Thatsache eigentlich nicht sehr zu verwundern sein.

Was die vier Niederlassungen auf Neuguinea betrifft, so besteht die Bucht von Finschhafen aus einem äußeren und einem inneren Becken, von denen das zweite, gut geschützte, leider durch Korallenriffe für tiefer gehende Schiffe nicht nahbar ist. In Folge dessen liegt die Station am Rande des ersten Beckens, das dem Seegange des Nordwestmonsuns ausgesetzt ist, und wo die Europäer (gegen 50) auch zugleich viel vom Fieber zu leiden haben. Die gute schwarze Erde der Ebene von Finschhafen ist nur 60 cm mächtig und ruht auf stark durchlässigem Korallenuntergrunde, so daß in der trockenen Jahreszeit nichts wachsen will, und daß in „Taufs“ aufgefangenes Regenwasser als Trinkwasser dienen muß. — Hinter dem gewaltigen Finisterre-Gebirge, das in seinen Gipfeln bis 3300 m aufsteigt, und das an der Küste nur von einem schmalen Vorlande begleitet ist, könnten vielleicht sehr fruchtbare Plateaus und Landseen liegen, so wie es auf Sumatra der Fall ist. In jedem Falle wissen wir aber noch nichts davon. — Die Einbuchtung von Konstantinhafen, an der weiten Astrolabe Bai, hat nur Raum für wenige Schiffe, im Nordwesten davon liegt aber eine große und fruchtbare Ebene, von der sich auch ein breites Thal binnenwärts in das Gebirge zieht. Dieses Gebirge ist nur etwa 600 m hoch, und die ganze Gegend macht einen sehr kulturfähigen Eindruck. — Gegen Hatzfeldhafen hin werden die Gebirge wieder viel höher und wilder, an diesem Theile der Küste befinden sich aber mehrere gute Buchten, die vielleicht einmal eine höhere Bedeutung erlangen werden, — vor allen Dingen der große, schöne und stille Friedrich-Wilhelm-Hafen, der Prinz-Heinrich-Hafen, der Alexis-Hafen und der Friedrich-Karl-Hafen. Jetzt giebt es freilich in ihnen noch nichts zu verladen.

Der Kaiserin Augusta-Fluß (den Herr Thomas zusammen mit Dr. Schrader 380 Meilen stromauf befuhr) ist ein imposanter, prachtvoller Strom von durchschnittlich 400 m Breite und sehr tiefem und gutem Fahrwasser. An seiner größten seenartigen Erweiterung (unter 4° 7′ südl. Br. und 142° 25′ östl. L.) liegt in schöner Umgebung ein volkreiches Dorf. Seitenarme und Inseln sowie auch sogenannte todte Arme giebt es viele, während die Zahl größerer Nebenflüsse in seinem unteren und mittleren Laufe auffälligerweise gering ist. Erst 300 Seemeilen von der Mündung wurden mehrere schiffbare Nebenflüsse von 80 bis 120 m Breite und reichlich 4 m Tiefe entdeckt. Die Ufer erheben sich an dem obersten erreichten Punkte 7 m über den dermaligen Wasserstand, weiter abwärts 4 bis 5 m, und noch weiter abwärts 1 bis 2 m. Wie hoch der höchste Wasserstand steigt, das ist eine wichtige, leider noch nicht genügend aufgeklärte Frage. Die einheimische Bevölkerung legt ihre Dörfer und Felder mit Vorliebe unmittelbar auf dem hohen Ufer an, was wohl darauf hinweist, daß dasselbe vom Hochwasser nicht überfluthet wird. Ueber niedrigere Uferstellen strömt das letztere aber wahrscheinlich auf einen großen Theil der dahinter liegenden Ebenen, die deshalb zum Theil versumpft sind. Bis 45 Seemeilen von der Mündung dehnen sich Wälder an den beiden Ufern aus, weiter aufwärts vorwiegend große Grasflächen, näher der obersten erreichten Stelle aber wieder große Wälder. Bezüg ist das Ufer nur ganz theilweise, und die Gebirge, die man an einigen Orten in der Ferne sah, schienen sämmtlich nicht sehr hoch zu sein. Alles in Allem ist die Landschaft am Kaiserin-Augusta-Flusse also grundverschieden von derjenigen an der Küste, und an ihrer hohen Kulturfähigkeit ist kaum zu zweifeln. Nur mehr Menschen würden dazu gehören. Zwei Millionen Javanen müßten in dem Stromgebiete wohnen, dann könnte sie allerlei Erzeugnisse liefern, indem man Abzugskanäle grübe und den Abfluß des Wassers regulirte, so wie es auf Java geschehen ist.

Jetzt ist die Bevölkerung dünn, und auf der ganzen befahrenen Strecke zählte man nicht mehr als 38 Papuanendörfer, in größerer Entfernung vom Flusse aber scheinen dieselben noch seltener zu sein.

Im Gegensatze zu den Bewohnern des holländischen Neuguinea, die durch den Einfluß mohammedanischen Gesindels demoralisirt und verkommen sind, erscheinen die Papuanen von Kaiser-Wilhelms-Land als ein echtes, unverdorbenes Naturvolk, das sich durch die christliche Mission vielleicht auf eine höhere Kulturstufe emporheben ließe, und das dann auch ein Wesentliches zur Entfaltung der Hilfsquellen des Landes beitragen könnte. Freilich würde zu ihrer Erziehung sowie zu der Kultivirung des Landes durch sie viel Zeit und Geduld gehören.

Gegen die Einführung von Kulis erklärt sich Herr Thomas, weil er darin eine Gefahr für die Eingeborenen sieht. Europäer aber sind zur Leistung schwerer Arbeiten des Klimas wegen untauglich. E. D.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Zur Feier ihres sechzigjährigen Bestehens hielt die „Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ am 21. April eine außerordentliche Festsitzung, in der Dr. Wilhelm Junker einen Vortrag über das zwischen dem Albali-Nalle und Nepoto Aruwimi liegende Forschungsgebiet und Stanley's Expedition zu Emin-Pascha hielt. Es ist ein buntes Gewirr verschiedenartiger Völkerschaften, die die in Frage stehende Gegend bewohnen: theils Reste der Urbevölkerung, die vor den tegreich vordringenden gegenwärtigen Herren des Landes daselbst hausten, theils diese neuen Herren, theils von denselben herbeigeführte Kolonisten. Zu der ersten Kategorie zählen vor allen Dingen die zwerghaften Akkas, die nomadisirend in kleinen kegelförmigen, von ihren Weibern erbauten Grashütten wohnen. Kolonien von 150 bis 200 Köpfen bilden und vorzügliche Bogenschützen sowie listige Krieger sind. Aus diesem Grunde werden sie von vielen Häuptlingen gern gesehen und als besondere Ueberfallstruppe verwendet. Ackerbau und Industrie treiben sie nicht, und selbst ihre Pfeile beziehen sie von anderen Stämmen. Die Mabode nennen sie Bodschua, die Völker südlich vom Longo-Bauua, die Momfu Affi ꝛc. — Was die Stanley'sche Expedition betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß dieselbe ihr Ziel erreicht hat, wenn die Nachrichten darüber zuverdrerst auch noch ausstehen. Von den Aruwimi-Fällen standen Stanley drei Wege zur Verfügung, die Wasserstraße des Nepoto, der dort, wo Junker ihn kennen lernte, schiffbar zwischen steilen Bergwänden dahin fließt; der Weg zum Südwestende des Albert-Nyanza-Sees und dann auf diesem See und dem Nil abwärts; und der Weg über Land, durch das von Junker betretene Gebiet. Auf dem zuerst angegebenen Wasserwege wäre die Expedition nur sehr langsam vorwärts gekommen, weil sie gerade in der Regenzeit, in der gewaltige Wassermassen thalwärts fließen, dahin gelangte. Der zweite Weg würde Stanley durch vollkommen unbekanntes Gebiet geführt haben, das wahrscheinlich von zahlreichen kleinen Staaten der Mabode eingenommen wird, von denen kein einziger die starke Expedition ernstlich hätte aufhalten oder bedrohen können. Am Albert-Nyanza wäre dann ein getreide- und viehreiches Land erreicht worden. Auf dem dritten Wege wären ebenfalls nur kleine Staaten der Mabode, der Momfu, der Loggo und Kalika zu durchziehen gewesen, und weder die Verpflegung noch die Feindseligkeit der Eingeborenen würden hier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet haben.

— Neue Nachrichten von Emin-Pascha, die am 2. November vorigen Jahres aus Kibero, am Ostufer des Albert-Nyanza-Sees, nach Zanzibar gesandt worden sind, enthalten freilich noch immer nichts über Stanley. Emin hat in der Richtung, aus der die Expedition erwartet wird, eine Recognoscirung vorgenommen, dieselbe ist aber ohne Erfolg geblieben. Uebrigens befindet sich Emin-Pascha wohl, er unterhält befriedigende Beziehungen mit den benachbarten Häuptlingen, und er beabsichtigt vor seiner Rückkehr nach Wadelai in seinem Dampfer das Westufer des Albert-Nyanza-Sees zu besuchen. Von Stanley hofft er, daß derselbe gegen Ende des Jahres bei ihm eintreffen werde.

— Auch von dem Major Bartelot und seinem Lager Nambuga sind endlich aus unteren Kongo Nachrichten eingegangen. Danach hat Tippoo Tib zwar nichts Feindliches gegen die Expedition unternommen, aber auch seine Versprechungen nicht vollständig gehalten. Statt 600 Mann Verstärkung sandte er dem Major Bartelot nur 250, und letzterer wird infolge dessen erst Anfang Juni von Nambuga aufbrechen können, und zwar, wie es scheint, nach Stanley Falls. Bartelot würde also seinen Plan, Stanley eventuell zu folgen, aufgegeben haben. Von Stanley hatte er seit Oktober vorigen Jahres, wo er Briefe nach dem unteren Kongo sandte, keine Nachricht. In Nambuga war Alles wohl.

— „Nature“ enthält (Vol. 37, p. 582 f.) einen interessanten Brief Emin-Paschas über Blitzschläge in Afrika. Dieselben sind demnach in den Stationen Wadelai, Lado, Wandi ꝛc. häufig genug, und des öfteren werden Menschen davon getödtet. Häufiger und verheerender sind sie aber in den Gebirgsländern Unyoro und Uganda, sowie auch in Mombuttu. Nur der „Palast“ des Königs Mwanga von Uganda erfreut sich eines Blitzableiters (den A. M. Mackay angelegt hat). Die Sudan-Araber legen durchgängig den Glauben, daß mit jedem Blitze ein Stück Meteoreisen auf die Erde geschleudert werde, und sie schreiben demselben deswegen seines Ursprunges besondere Zauberkräfte zu.

Südamerika.

— Der unermüdliche Patagonien-Reisende Ramon Lista hat in den Sommermonaten der Jahre 1886 und 1887 die Küstengegenden des argentinischen Theiles von Feuerland durchstreift. Bezüglich der wirthschaftlichen Verwerthbarkeit des Landes hegt derselbe die Meinung, daß es sich ausgezeichnet für die Schafzucht eignen werde. Im chilenischen Theile von Feuerland hat J. Selve ungefähr zu der gleichen Zeit bedeutende Lagerstätten nutzbarer Mineralien entdeckt, und besonders an das Gold-, Silber- und Kupfervorkommen knüpfen sich hohe Erwartungen. (Vergl. Geogr. Mittheilungen, Bd. 34, S. 126.)

Bücherschau.

— A. E. Lux, Die Balkanhalbinsel (Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Freiburg i. B. 1887. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. — Bei dem lebhaften Interesse, das man heute in Oesterreich-Ungarn und Deutschland an der Balkanhalbinsel nimmt, wird dieses Buch Vielen sehr willkommen sein. Außer manchem Elementaren und Allbekannten bietet dasselbe seinen Lesern auch eine beträchtliche Fülle von Unbekanntem oder doch weniger Bekanntem, und es fußt dabei entweder auf den eigenen Anschauungen des Verfassers oder den besten vorhandenen Quellen. Am lesbarsten finden wir den dritten Theil, der die Ortschaften und Ruinen beschreibt.

Inhalt: Dr. A. Oppel: Die Weltkarte des Castorius (die sog. Peutinger'sche Tafel). — Durch Thessalien. IV. V. (Mit zwei Abbildungen.) — Wanderungen durch das außertropische Südamerika. X. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. F. Boas: Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker. III. — Kürzere Mittheilungen: Kaiser-Wilhelms-Land. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Südamerika. — Bücherschau. — (Schluß der Redaktion am 4. Mai 1888.)

Hierzu eine Beilage Andree's Handatlas 2. Aufl. betr.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Asiatische Eisenbahnen.

Von Dr. **Emil Deckert.**

I.

(Mit einer Karte.)

In der schwerfälligen Masse des asiatischen Riesenwelttheiles regt sich neuerdings an allen Ecken und Enden wunderbares Leben, und es möchte dem aufmerksamen Beobachter fast erscheinen, als ob daselbst auch sogar in denjenigen Ländern, in welchen man Alles erstarrt und versteinert glauben mußte, kulturgeschichtliche Umwälzungen von unberechenbarer Tragweite bevorstünden.

Bislang waren es eigentlich nur Britisch-Indien und Japan, in denen das Rüstzeug der europäischen Civilisation zu vollerer Geltung und Anerkennung gelangte. Da diese Länder durch die Art ihrer natürlichen Begrenzung in einem hohen Grade isolirt und von dem eigentlichen Körper des Welttheiles abgetrennt sind, so war aber das, was in ihnen geschah, für das übrige Asien von sehr geringem Belang. Mochten sie den Handel, Verkehr und Gewerbe mit europäischen Mitteln und Maschinen betreiben lernen, mochten sie Schulen nach europäischem Muster gründen, mochten sie ihre Staatsverwaltungen in europäischer Weise reorganisiren — was ging dies die Bewohner des „Himmlischen Reiches der Mitte“ an, und was die Mächte des Islam daneben! Sibirien aber — „das gefrorene Asien“ — war zu nichts gut, als zu einem Kerker für Verbrecher.

Heute erhalten wir nun rasch nach einander die Nachricht, daß die Russen, nachdem sie ihre transkaspische Bahn bis Merw und Samarkand fertiggestellt haben, ungesäumt eine sibirische Transkontinentalbahn nach Wladiwostock in Angriff nehmen, daß die Franzosen eine Bahn von Hué nach Hanoï und Langson planen, daß die Siamesen eine Linie Bangkok-Zimme herstellen, daß die Perser eine belgische Gesellschaft damit betraut haben, ihre Hauptstädte unter einander durch Schienenstraßen zu verbinden, daß die Türken im Begriffe sind, der kurzen Strecke Haider-Pascha-Ismid (Konstantinopel-Ismid) eine Fortsetzung nach Angora, Diarbekr und Bagdad geben zu lassen, und daß endlich auch die Chinesen ihren Widerwillen gegen das Dampfroß überwunden haben und daran gehen wollen, Schienenstränge zwischen Taku und Tientsin, Tientsin und Peking, Peking und Nanking, Nanking und Schanghai und Schanghai und Kanton herzustellen. Und so wundersam die Mär auch klingen mag, sie dürfte diesmal ernsthaft zu nehmen sein. In China, ebenso wie in Persien und in der asiatischen Türkei könnte ja wohl der gute Wille, den europäischen Schnellverkehr in umfassender Weise Platz greifen zu lassen, und dadurch eine neue Phase ihrer gesammten Entwickelung einzuleiten, füglich immer noch einmal erlahmen, und die in Frage stehenden öffentlichen Werke könnten daselbst am Ende immer noch einmal in ihren ersten Anfängen stecken bleiben. Ist dasselbe aber auch von den asiatischen Besinnungen Rußlands und Frankreichs denkbar? Wir glauben, unbedingt nicht. Und sobald die große russische Pacificbahn einmal fertiggestellt und in Betrieb gesetzt worden ist, so wird dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach einen Druck und

Digitized by Google

Zwang auf die ost- und westasiatischen Mächte ausüben — auch ihrerseits die Anlage eines modernen Verkehrsstraßennetzes zu bewerkstelligen —, den diese Mächte gar bald als unwiderstehlich empfinden werden. Mögen sie dann immerhin noch einmal bereuen, daß sie in der fraglichen Hinsicht in europäische Fußstapfen getreten sind, es wird ihnen dieses nichts mehr nützen, sie werden wohl oder übel darin beharren müssen. Rußland wird sich seiner natürlichen Mission als der berufene Kultivator Asiens viel klarer bewußt werden, wenn die Riesenentfernung, die zwischen Petersburg und Kiachta liegt, auf ihren vierten oder fünften Theil verkürzt worden ist, und es wird diese Mission dann zugleich auch viel energischer verfolgen können. Was aber Frankreich angeht, so wird dasselbe durch die Positionen, die es in Hinterindien und am Mittelmeere inne hat, ohne Zweifel sehr in der Lage sein, es dabei auf das Nachdrücklichste zu unterstützen. In Europa dürfte es lediglich blinder Chauvinismus sein, der diesen beiden Staaten gebieten will, sich die Hand zum Bunde zu reichen, in Asien ist es sicherlich etwas mehr. Doch sehen wir uns die asiatischen Eisenbahnen und die Veränderungen, die dadurch mit dem Welttheile vor sich gehen werden, etwas näher an.

Das erste, woran wir zu denken haben, wenn wir die asiatische Eisenbahnfrage diskutiren, ist natürlich die vollkommenere Entfaltung der produktiven Kräfte, die in den verschiedenen asiatischen Territorien schlummern. Daß in dieser Beziehung in sämmtlichen Theilen Asiens noch unendlich viel zu thun und zu erreichen übrig geblieben ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Was steht da nicht allein von Nordasien zu erwarten! Der Hauptfluch, der auf dem Wirthschaftsleben dieses weiten Landes ruhte, und der eine höhere Blüthe desselben bisher nicht zu Stande kommen ließ, bestand im Grunde genommen doch darin, daß es durch seine geographische Lage und Gestaltung das abgeschlossenste unter allen Ländern der Erde war. Gemeinhin hält man ja wohl die furchtbare Winterkälte, die in Verchojansk an einzelnen Tagen auf —68° C. hinabsinkt, und die die tieferen Bodenschichten nördlich von dem Polarkreise an vielen Orten in sogenannten „ewigen Eisboden" zu verwandeln vermochte, für das Haupthemmniß der materiellen Kultur des Landes. Es ist aber klar erwiesen, daß der Mensch mit Hülfe von warmer Pelzkleidung und zweckmäßiger Heizung die Kälte Sibiriens ganz gut zu ertragen im Stande ist, und mehr als eine beachtenswerthe Stimme aus Tomsk und Irkutsk versichert uns sogar, daß das sibirische Winterklima mit seiner ruhigen, trockenen, klaren Luft und mit seinen geringfügigen Barometer- und Thermometerschwankungen dem europäischen Winterklima bezüglich des menschlichen Wohlbefindens bei weitem vorzuziehen sei. Was aber die pflanzlichen Kulturen angeht, so hat es die sibirische Winterkälte bekanntlich nicht verhindert, daß das Land sich bis gegen das Eismeergestade hin aus freien Stücken mit einem dichten Forstbestande von Kiefern, Fichten, Tannen, Lärchen und Birken bekleidete, und so sind die einjährigen Gewächse, die der Landmann anbaut — Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Rüben, Kraut, Kohlen ꝛc. — in ihrem Gedeihen viel mehr von der Beschaffenheit des Sommers abhängig, als von derjenigen des Winters. In der Gegend von Irkutsk und Minussinsk braucht man sich infolge der dauernden Schneedecke, die gegen das Erfrieren Schutz gewährt, nicht einmal vor Wintersaat zu scheuen, und bis in die Breite von Irkutsk hat die hohe Juli- und Augusttemperatur Sibiriens wenigstens den Anbau von Sommergerste ermöglicht. Gute Weide für den Betrieb der Viehzucht giebt es nicht bloß in den Steppengegenden am mittleren Ob und Irtisch, sondern auch noch in den nördlichsten Kreisen, und bei Nischnj-Kolymsk (unter 68° n. Br.) tummelt sich neben dem Renthiere auch sogar noch das junge Füllen. Die Behauptung, daß sowohl die Forstkultur, als auch der Ackerbau und die Viehzucht viel gewaltigere Erträge zu liefern fähig seien, als sie bisher geliefert haben, kann auf diese Weise nicht bestreuden. Die Forstfläche Sibiriens schätzt man auf reichlich 200 Millionen Hektar, die anbaufähige Ackerfläche auf wenigstens ebenso viel, und der Bestand an Pferden, Rindern und Schafen dürfte sich gegenwärtig bereits auf ziemlich 20 Millionen Stück beziffern. Von der Rolle, die Sibirien im Pelzthierhandel gespielt hat, und die es bei rationellem Betriebe dieses Wirthschaftszweiges für alle Zeiten weiter spielen könnte, dürfen wir an dieser Stelle schweigen, und ebenso auch von dem unerschöpflichen Fischreichthume, den seine Riesenströme und seine nördlichen und östlichen Küstengewässer bergen, sowie von den gewaltigen Schätzen an Gold, Silber und edlem Gestein, die von den kettenbeladenen Deportirten aus seinen Bergwerken zu Tage gefördert worden sind. Dagegen wollen wir es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß das Land auch sehr bedeutende Lagerstätten von unedlem Metall — von Eisen, Kupfer, Blei ꝛc. — besitzt, und daß an dem Tom, an der Schilka, an dem Witui, an der Jana und an anderen Orten große und abbauwürdige Kohlenreviere aufgeschlossen worden sind. Sind dadurch nicht auch der Entwickelung der verschiedensten Industriezweige ganz vorzügliche Grundlagen gegeben? Bisher waren die Branntweinbrennerei, die Juchtengerberei und die Talg- und Seifensiederei die einzigen Gewerbe, die wirklich in den sibirischen Städten in Blüthe standen. Sollte das aber immer so bleiben müssen?

Um die mannigfaltigen Hülfsquellen, mit denen Sibirien von der Natur ausgestattet worden ist, zum reichlicheren Fließen zu bringen, und um die Erträgnisse der verschiedenen Wirthschaftszweige sich verdoppeln und verzehnfachen zu lassen, fehlte es eben an nichts, als an einer guten Abzugsstraße. Die großen Ströme, denen der menschliche Verkehr allerwärts auf Erden in erster Linie zu folgen pflegt — der Ob mit dem Irtisch, der Jenisei mit der Angara, die Lena mit dem Aldan und Witui, die Jana, die Indigirka und die Kolyma — sie fließen hinaus in das unwirthliche nördliche Eismeer, das zu durchfahren wohl einem heldenhaften Entdecker von der Art Nordenskjöld's gelingen konnte, das man aber bisher vergebens als einen Handelsweg zu benutzen versucht hat. Während des Sommers, wenn die genannten Ströme nicht durch eine harte Eisdecke in Fesseln geschlagen sind, bilden sie in Folge dessen zwar gute binnenländische Fahrstraßen von provinzialem Charakter, nicht aber zugleich auch gute Verbindungsstraßen zwischen dem produktionsfähigen Süden Sibiriens und der konsumtionsfähigen Außenwelt. Selbst der Amur ist in dieser Beziehung noch übel genug beschaffen, denn auch er ist nur etwas mehr als fünf Monate eisfrei, und von dem Meere, in das er mündet, wollen die dichten und der Schiffahrt gefährlichen Nebel auch in der besseren Jahreszeit beinahe niemals weichen. Was nützen dem Bauer der Gouvernements Irkutsk und Krasnojarsk aber die reichen Roggenund Weizenernten, wenn er für dieselben nur ein eng begrenztes Absatzgebiet hatte!

Um dem Uebel abzuhelfen, hat man sich in russischen Regierungskreisen lange mit dem Plane getragen, die großen Hauptströme des Landes durch Kanäle sowohl unter einander als auch quer über den Ural hinweg mit den Schifffahrtsstraßen des europäischen Rußland in Verbindung zu setzen. Nach reiflicher Erwägung hat man aber doch davon abstehen zu müssen geglaubt, und nur zwischen dem Ob und Jenisei hat man thatsächlich einen Kanal nahezu vollendet. Die Kosten und Anstrengungen, die das Werk an anderen Orten erforderlich gemacht haben würde, wären zu ungeheure ge-

Digitized by Google

wesen, und die verkehrsgeographische Schwäche, die dem Erdraume anhaftet, wäre dadurch doch nur in sehr nothdürftiger Weise beseitigt worden. Zwischen Jenisseisk und Irkutsk hätte gleichzeitig mit dem Kanalbau namentlich auch eine gründliche Regulirung der schnellenreichen Angara vorgenommen werden müssen, und während des Winters hätte man sich trotz alledem nach wie vor auf den Schlittenverkehr beschränkt gesehen. Für den Transport von Feldfrüchten nach den europäischen Märkten hätte man eigentlich nur den September und Oktober zur Verfügung gehabt. Angesichts solcher Verhältnisse beschließt nun die russische Regierung — gedrängt von politischen und strategischen Motiven — den Bau einer Schienenstraße quer durch das ganze Land. Und was ist in wirthschaftlicher Beziehung die Folge des Baues? Alle Erzeugnisse des sibirischen Bodens erhalten wie durch einen Zauberschlag einen erheblich größeren Tauschwerth, und die Mühe, die auf ihre Gewinnung verwendet wird, fängt an sich zu bezahlen. Gleichzeitig fängt die schwerfällige russische Verwaltungsmaschine in Sibirien rascher und besser zu arbeiten an, man lernt das arg verkannte und mißhandelte Land in Europa richtig schätzen und würdigen, und dasselbe hört endlich auf, ein bloßes Staatsgefängniß zu sein. Es geht mit Nordasien ganz ähnlich, wie es mit Australien ging, als der Schnelldampferverkehr zwischen London und Melbourne eingerichtet wurde. Daß der wirthschaftliche Aufschwung Sibiriens nach Vollendung der sibirischen Pacificbahn ein ebenso rapider sein werde, wie derjenige des Großen Westens der nordamerikanischen Union nach Vollendung der amerikanischen Pacificbahnen, wird man vielleicht nicht erwarten dürfen. Denn einmal wird der Handel nun Wandel in dem autokratischen Czarenstaate viel mehr gegängelt und bevormundet als in der demokratischen Republik der Amerikaner — wo der Unternehmungsgeist so zu sagen ganz ohne Zügel einherstürmt —, und sodann wird von dem üblen Rufe, in den Sibirien als Deportationsland der russischen Verbrecher gekommen ist, aller Wahrscheinlichkeit nach immer manches hängen bleiben. Ein irdisches Paradies werden die freien Einwanderer aus Europa in dem Lande schwerlich jemals zu finden vermeinen. Was den Transport von Massengütern betrifft, die das Land hervorzubringen vermag — Getreide, Kartoffeln, Kohlen, Erze ꝛc. —, so wird derselbe zudem auf der Eisenbahn natürlich immer sehr hohe Frachtkosten verursachen, und das ist ja selbst für die materielle Kultur des nordamerikanischen Westens ein großes Hinderniß. Immerhin wird Sibirien durch die in Frage stehende Eisenbahn ein Wirthschaftsgebiet von viel höherem Range werden, als es vordem gewesen ist.

In dem russischen Centralasien sind die günstigen Wirkungen der Schienenstraße, die zwischen dem Kaspisee und Merw-Tschardschui geschaffen worden ist, und die soeben eine Verlängerung nach Samarkand erhalten hat, bereits gegenwärtig in allen denkbaren Wirthschaftszweigen deutlich genug sichtbar. Die Seidenraupenzucht, der Baumwollenbau, die Kultur von Südfrüchten, die Lederindustrie und die Rinder- und Pferdezucht sind daselbst beinahe über Nacht zu einer überraschenden Blüthe gelangt, und die russischen Händler haben unter den Chiwensen und Bucharen ohne große Mühe eine sehr kaufkräftige Kundschaft gewonnen. Was Wunder, wenn die turkmenischen Völker sich verhältnißmäßig willig unter das russische Joch gebeugt haben!

Wenn der Schienenstraßenbau aber schon in dem asiatischen Rußland so durchgreifende Umgestaltungen des gesammten Wirthschaftslebens zur Folge haben muß, so versteht es sich eigentlich ganz von selbst, daß diese Umgestaltungen noch viel gewaltigere sein werden in China. In dem russischen Asien ging es immerhin bis zu einem gewissen Grade europäisch zu, das Reich der Mitte dagegen war bezüglich der volkswirthschaftlichen Verhältnisse eine ganz andere Welt.

Daß China ein unermeßlich reiches Wirthschaftsgebiet ist, und daß dasselbe unerschöpfliche Hülfsquellen jeder Art zur Verfügung hat, ist zu bekannt, als daß wir an dieser Stelle anders als andeutungsweise davon zu reden hätten. Wenn ein Land nahezu ein Drittheil von sämmtlichen Erdbewohnern in seinen Grenzen einschließt, und wenn dieses Land eine so ungeheure Menschenzahl durch sich selbst nährt und erhält und zu einer hohen, originellen Kultur gelangen läßt, so muß dasselbe wohl unbedingt eine gewaltige Produktionskraft und eine glänzende und vielseitige wirthschaftsgeographische Begabung besitzen. Da braucht man gar nicht daran zu denken, daß der gründlichste Kenner des Landes — unser Ferdinand von Richthofen — von ihm behauptet, es sei „materiell das gesegnetste unter allen Ländern der Erde, eine scheinbar unerschöpfliche Schatzkammer, was die Produkte des Bodens und intelligente menschliche Arbeitskraft betrifft, ein Land von einer unberechenbar großen und wichtigen Zukunft, dessen gigantischer Handel mehr und mehr die Arena des Wettkampfes der Kulturvölker werden wird". Es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß China in seiner Eigenschaft als Wirthschaftsgebiet den ersten Ländern der Erde — Gesammt-Europa, der nordamerikanischen Union und Britisch-Indien — als ebenbürtig an die Seite gestellt werden muß.

Ein großer Theil der Hülfsquellen des reichbegabten Landes — ja vielleicht der größere Theil derselben — verharrte indeß bis auf den heutigen Tag in latentem Zustande. Aehnlich wie in den europäischen Staaten während des Mittelalters, so beruhte die wirthschaftliche Produktion in China beinahe ausschließlich in dem Ackerbau und in dem durch die Menschennahrung betriebenen Gewerbe. Thee und Seide — die beiden einzigen Hauptstapelartikel des Landes, die sich bisher von den großen Strömungen des Welthandels haben ergreifen lassen — erzeugte das Himmlische Reich in riesigen Quantitäten, und ebenso auch Reis, Weizen, Hirse, Hülsenfrüchte, Obst, Trauben, Baumwolle, Zuckerrohr, Droguen ꝛc. Seine Seiden- und Baumwollenweberei, seine Porzellanmanufaktur, seine Papier- und Farbenbereitung, seine Kunsttischlerei, seine Metallgießerei stehen seit uralten Zeiten in hohem Schwunge. Aber hartnäckig verschmähten es die Chinesen, den Dampf und die Maschinenarbeit dabei in Anwendung zu bringen, und die unermeßlich großen paläozoischen Kohlenlager, mit denen ihr Land in den Provinzen Schen-si, Shan-si, Petschili, Szetschuan, Yun-nan ꝛc. ausgestattet ist, liegen zunächst noch fast vollkommen brach, obgleich die Chinesen die Brennkraft der Steinkohle schon zu Marko Polo's Zeiten kannten. Nach Gold und Silber durchwühlten sie ihren Boden seit lange, aber in durchaus unsystematischer und unrationeller Weise, so daß auch bezüglich des Bergbaues auf Erze, an denen in den Gebirgen von Yünnan und Kwei-tschou sowie an anderen Orten kein Mangel herrscht, noch viel zu thun übrig geblieben ist.

Erklärt nun China, indem es die wichtigste aller europäischen Neuerung bei sich einzuführen beschließt, nicht gewissermaßen, daß es gesonnen sei, in der angedeuteten Beziehung nachzuholen, was es in Folge seiner eigenartigen Entwickelung versäumt hat? Sobald erst einmal Eisenbahnzüge zwischen Peking und Nanking und vielleicht gar zwischen Peking und Moskau hin und her eilen werden, so muß auch das gesammte Wirthschaftsleben Chinas einen anderen Charakter annehmen. Die chinesische Regierung wird dann wohl oder übel ihre alte Abschließungspolitik aufgeben müssen, das chinesische Volk wird einen härteren Konkurrenzkampf mit der auswärtigen Produktion zu bestehen haben, und der

Digitized by Google

Die asiatischen Eisenbahnen und Eisenbahnprojekte.

Digitized by Google

Kohlenbedarf der Lokomotiven wird auf die einfachste Weise ganz von selbst dazu führen, daß man die Zauberkraft der „schwarzen Steine" auch für den Betrieb der Landwirthschaft und der Industrie würdigen und benutzen lernt. Welcher gewaltiger wirthschaftlicher Leistungen hat man sich aber dann von dem Riesenstaate und seiner arbeitgewöhnten, dienenhaft fleißigen Bevölkerung zu gewärtigen!

Von Persien und Türkisch-Asien darf man bezüglich der Hebung der Produktion ebenfalls mancherlei erwarten, sobald daselbst die Aera der Eisenbahnen beginnt. Wenn in diesen Ländern die Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte so sehr hintenan gehalten worden ist, so sind daran ja offenbar auch in erster Linie die schlechten Verkehrswege schuld. Der fanatische und fatalistische Glaube und die schlechte Staatsverwaltung kommen daneben eigentlich nur in sekundärer Weise in Betracht, und dieselben hatten ihre festen Wurzeln im Grunde genommen selbst in der üblen Beschaffenheit der Straßen. An Weizen und Reis sowie auch an Seide könnte Persien leicht das Drei- und Vierfache der gegenwärtigen Menge erzeugen, an vorzüglichem Tabak und an Olivenöl und Baumwolle das Zehnfache, an edlem Weine das Hundertfache, und die ausgedehnten Eisen- und Kohlenlager, die das Land im Nordwesten besitzt, sowie die Naphtaquellen und Schwefel- und Salzlager, die es im Südosten aufzuweisen hat, versprechen ebenfalls noch einmal reiche Ausbeute zu gewähren. Was aber Türkisch-Asien betrifft, so liegen die Dinge dort nicht viel anders. War ja doch das öde liegende Flachland an dem unteren Euphrat und Tigris dereinst eine der ersten Kornkammern der Erde! Und gedeihen ja doch in Syrien und Kleinasien die köstlichsten Früchte, während Armenien und Kurdistan reich sind an ungehobenen Mineralschätzen der verschiedensten Art!

Was endlich Hinterindien anlangt, so mögen sich die Franzosen vielleicht in mancher Hinsicht zu sanguinischen Hoffnungen hingeben, indem sie an die Anlage von Schienenstraßen zwischen Hué und Hanoï und zwischen Hanoï und Langson gehen. Ein endlicher großer Erfolg bezüglich des wirthschaftlichen Aufschwunges von Tongking und Anam wird aber auch dort schwerlich ausbleiben. Es handelt sich ja auch an dieser Stelle um eminent produktionsfähige Gebiete, und wenn man bedenkt, in welchem Grade die Engländer durch ihre unter-birmahnischen Eisenbahnen die tropischen Kulturen des Irawaddi-Gebietes gefördert haben, so wird man kaum geneigt sein, den französischen Projekten den Vorwurf der Abenteuerlichkeit zu machen. Viel aussichtsvoller als die Kongobahn oder die Senegalbahn sind die hinterindischen Bahnen ganz entschieden.

Die wirthschaftlichen Folgen, die die Verbesserung des Verkehrswesens in den angegebenen Theilen Asiens nach sich ziehen wird, werden aber keineswegs auf die Grenzen dieser Länder beschränkt bleiben, sondern sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach weit über dieselben hinausgreifen. Die verschiedenen Schienenstraßensysteme werden der ganzen Natur der Sache nach alsbald Anschluß an einander suchen, und auf diese Weise wird der allgemeine Welthandel und Weltverkehr außer durch die Steigerung der Produktion in den fraglichen Wirthschaftsgebieten auch noch in anderer Weise und ganz direct von ihnen betroffen werden.

Vor allen Dingen handelt es sich dabei um die Verbindung zwischen Europa und Ostasien, sowie zwischen Europa und Indien, und zum Theil auch zwischen der nordamerikanischen Union und Indien. Es kommen bei dem asiatischen Eisenbahnbau also alle diejenigen Erdgegenden in Betracht, von denen wir an anderer Stelle nachgewiesen zu haben glauben, daß sie ihrer ganzen Natur nach als die vier Hauptprovinzen des Welthandels gelten müssen[1]). Erscheinen dieselben doch als die am reichsten und vielseitigsten begabten unter allen, und drängen sich doch darauf nicht weniger als drei Viertheile der gesammten lebenden Menschheit — der gesammten Producenten- und Konsumentenschaar — in vier gewaltigen Haufen auf das Engste an einander, um sich durch ihr dienenhaftartiges Zusammenleben der höchsten kulturellen und wirthschaftlichen Leistungen fähig zu zeigen. Daß sich zwischen diesen Gebieten die großen Hauptströmungen des Welthandels und Weltverkehrs hin und her bewegen müssen, sobald dieselben sich nicht in unnatürlicher Weise gegen einander abschließen, versteht sich eigentlich ganz von selbst.

Was nun den Verkehr zwischen Europa und Indien-China betrifft, der bei unseren Betrachtungen in erster Linie in Frage kommt, so wurde derselbe bisher bei weitem zum größten Theile auf dem Seewege bewerkstelligt — sei es auf dem alten Seewege um das Kap der Guten Hoffnung herum, den Vasco da Gama am Ausgange des 15. Jahrhunderts entdeckte, oder sei es auf dem neuen Seewege über Port Said und Suez, den Ferdinand von Lesseps erst vor kurzem künstlich schuf. Der Ueberlandweg durch Sibirien, der über Tomsk und Irkutsk nach Kiachta führte, war daneben nur von sehr geringem Belang, und die Ueberlandwege durch Türkisch-Asien und Persien durfte man im allgemeinen als so gut wie gar nicht vorhanden betrachten. Die himmelhohen Bergketten und die weiten Wüstenräume, die China und Indien von Europa scheiden, und die die einzelnen asiatischen Wirthschaftsgebiete gleichzeitig in strengster Weise gegen einander abgrenzen, bildeten zu gewaltige Hindernisse, und hätte der Kaufmann auch all die Mühseligkeiten und Strapazen gering achten wollen, die diese Wege von ihm forderten, er hätte sie doch vermeiden müssen, da es um die öffentliche Sicherheit auf ihnen auf das Uebelste bestellt war, und da ihm darauf allenthalben Fanatismus und Räuberunwesen entgegentrat. Mochten die Meeresräume am Kap der Guten Hoffnung und an dem Kap Guardafui, sowie an der indischen und ostasiatischen Küste noch so weit und noch so stürmisch und klippenreich sein, die Fahrt auf ihnen bot den Menschen und Waaren ungleich bessere Aussicht, wohlbehalten an ihr Ziel zu gelangen. Wird das aber auch so bleiben, sobald Asien in allen seinen Theilen mit Schienenstraßen ausgestattet sein wird?

Sobald der europäisch-ostasiatische Ueberlandweg durch Sibirien, der ungefähr viermal kürzer ist als der Seeweg, sich in eine Eisenbahn verwandelt haben wird — was vielleicht schon innerhalb des nächsten Jahrzehnts zu erwarten steht —, so wird derselbe der bei weitem sichrere, raschere und bequemere sein, und die Gründe, die den Welthandel veranlaßten, ihn bisher bei Seite liegen zu lassen, werden auf diese Weise beinahe sämmtlich fortfallen. Nur der billigere Weg wird er nicht werden, und deshalb wird er dem Seewege nicht allen Verkehr zwischen den beiden großen Wirthschaftsgebieten, um die es sich handelt, entziehen können. Daß er es mit einem sehr beträchtlichen Theile thun wird, kann aber nicht im geringsten zweifelhaft sein. Handelt es sich ja doch im bisherigen Verkehre zwischen Europa und China in erster Linie um sehr kostbare Güter, bei denen die Lieferungsfrist eine wichtige Rolle spielt, und bei denen die hohen Eisenbahnfrachten nur einen verhältnißmäßig kleinen Preisaufschlag bedingen — um Thee, Seide, europäische und chinesische Manufakte ꝛc. Hat die sibirische Pacificbahn namentlich erst einen Anschluß an eine chinesische Bahn von Kiachta nach Peking[2]) oder von

[1]) Vergl. E. Deckert, Die geographischen Grundvoraussetzungen der Hauptbahnen des Weltverkehrs. Leipzig 1882.

[2]) Das bekannte Projekt Meißel.

Digitized by Google

Semipalatinsk nach Singan-fu und Shanghai gefunden[1]) — und die russische Regierung dürfte in Zukunft mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dahin drängen, daß dies geschieht —, so werden die Engländer, die die chinesisch-europäischen Welthandelsbeziehungen bislang zum allergrößten Theile vermitteln, die Konkurrenz der Russen sicherlich auf das Schwerste empfinden. Was wird ihnen wohl dabei übrig bleiben, als den mächtigen Gegner so viel als möglich mit den gleichen Waffen zu bekämpfen!

Die Engländer waren bisher aus leicht ersichtlichen Gründen dem Baue einer Schienenstraße von Konstantinopel nach Isfahan und Kandahar und von Islandanrum (bezw. von Seleucia[2]) nach Bagdad und Basra in einem hohen Grade abgeneigt. Sie sahen ja darin, daß Indien ebenso wie China und die anderen asiatischen Länder in der Hauptsache nur von der Seeseite zugänglich waren, die stärkste Stütze ihres Welthandelsmonopols. Indem ihnen aber in Rußland ein so gewaltiger Rival erwächst, werden sie sich dazu verstehen müssen, diesen Projekten näher zu treten, und die Aussicht, daß eine nicht sehr ferne Zukunft uns auch eine europäisch-indische Eisenbahn und vielleicht sogar eine europäisch-asiatische Südpacificbahn bringen wird, erscheint dadurch als eine noch viel bestimmtere. Daß England, wenn es sein wohlverstandenes Interesse wahrnimmt, einen sehr maßgebenden Einfluß auf die Türkei und auf Persien auszuüben vermag, muß man ja wohl glauben. Nicht vergebens hat es in der Voraussicht dessen, was kommen könnte, seine Hand auf Cypern und auf Afghanistan gelegt. — Eine indisch-chinesische Bahn von Sadiya am Brahmaputra nach Batang oder Likiang, die im Grunde genommen viel geringere Terrainschwierigkeiten zu überwinden hat, als man immer annahm, hatte für England bisher ebenfalls keine große Eile. Unter den veränderten Verhältnissen dürfte man sich aber in London genöthigt sehen, auch diesen Plan schärfer in das Auge zu fassen, und seine Verwirklichung von China nöthigenfalls zu erzwingen. Außer der russischen Rivalität droht den Engländern ja von Tongking her auch noch die französische.

Ob Rußland für seine centralasiatische Eisenbahn dereinst eine Fortsetzung nach Kaloschca und Turfan erstreben wird, bleibe hier dahingestellt. Eine Fortsetzung in nordöstlicher Richtung — gegen den Saisan-Nor hin — wird diese Bahn sicherlich erhalten, und durch ihren Anschluß an die sibirischen Bahnen dürfte sie vielleicht dereinst ein Bestandtheil der asiatischen Centralpacificbahn werden. Ebenso wollen wir die ferner liegende Frage, wie Mitteleuropa und Deutschland in ihren wirthschaftlichen Interessen von den asiatischen Eisenbahnen berührt werden müssen, hier nicht weiter ventiliren. Im allgemeinen darf der Konkurrenzkampf, der zwischen Rußland und England auszubrechen droht, vielleicht von uns mit Freude begrüßt werden.

Daß wir nicht so naiv sind, anzunehmen, die angedeuteten Umwälzungen in Asien werden sich über Nacht vollziehen, brauchen wir nicht ausdrücklich zu betonen. Obgleich in China das Expropriationsverfahren behufs des Baues der Strecke Taku-Tientsin bereits eingeleitet worden sein soll, und obgleich die wirthschaftlichen Reformbestrebungen in dem Marquis Tseng einen einflußreichen Fürsprecher in Peking haben, so muß man sich daselbst immer noch einmal auf einen Rückschlag gefaßt machen. Das Himmlische Reich ist gar zu konservativ in seinem innersten Wesen. Nichtsdestoweniger dürften schon die allernächsten Jahrzehnte wenigstens einen beträchtlichen Theil jener Pläne verwirklicht sehen, und aus diesem Grunde lohnt es sich nach unserer Meinung wohl, daß man sich näher mit ihnen befaßt.

Die technischen Schwierigkeiten, welche die Herstellung der auf dem beigegebenen Uebersichtskärtchen verzeichneten Bahnen zu überwinden haben wird, sind nirgends unüberwindliche, wenn sie auch im Gebiete der südostasiatischen Monsunregen und der nordostasiatischen Winterstürme keineswegs geringfügige genannt werden dürfen.

Am ehesten könnten Tibet, Arabien und Nordsibirien dazu verurtheilt sein, den modernen Schnellverkehr für alle Zeiten entbehren zu müssen. Wir vermögen wenigstens gegenwärtig keinerlei Berlockungen in diesen Ländern zu erblicken, die stark genug wären, den Menschen zu veranlassen, auch in ihnen mit den verkehrsfeindlichen Naturgewalten den schweren Kampf aufzunehmen.

[1]) Das Projekt Richthofen.
[2]) Das Projekt Dumont. (Vergl. Globus, Bd. 53, S. 190.)

Durch Thessalien.

(Mit vier Abbildungen.)

V.

Von Avariza begeben wir uns zurück nach Domoko, und zwar unter militärischer Bedeckung, weil unsere Gastfreunde fürchten, daß wir von Klephten überfallen werden könnten. Am folgenden Tage setzen wir dann den Ritt auf der Hauptstraße nach Gardiya weiter fort. Es ist dies ein schmaler Pfad, der bald zwischen den Felsen am Abhange des Othrys, bald zwischen Getreidefeldern, und bald zwischen Sumpfstrecken nordwestwärts führt. Den wenigen Leuten, die uns begegnen und grüßen, schaut die Armuth und das Fieber, von dem sie leiden, aus den Augen heraus. Die ganze Ebene im Südosten von Gardiya verwandelt sich zu im Winter regelmäßig in einen einzigen ungeheuren Sumpf, und nur im Sommer bedeckt sie sich mit Blumen und Saaten, ohne daß sie dadurch aber jemals für die Bewohner ein gesunder Aufenthalt wird.

Baumwollenpflanzungen und Tabakfelder, schwarze Kanäle, Cypressen, Moscheenthürmmer und verfallene Häuser sind das erste, was wir von Gardiya wahrnehmen. Allem Anscheine nach hat die Stadt, die sich an dem Pamisos entlang zieht, eine bessere Vergangenheit gehabt. Jetzt zählt sie nur etwa 7000 Einwohner, darunter eine beträchtliche Menge Türken. Die letzteren feiern, indem wir unseren Einzug halten, gerade den letzten Tag des Ramadanfestes, und wir finden sie daher bei ihren Freudenfeuern und vor den Krauläden guter Dinge, Cigaretten rauchend und nach Kräften schmausend, um in dieser Weise die großen Fasten nach Art des christlichen Karnevals würdig einzuleiten. Bis

Digitized by Google

weit in die Nacht hinein ertönt der Lärm und Streit, den ſie dabei verführen, an unſer Ohr, bis endlich Müdigkeit und — Trunkenheit die letzten Gläubigen übernannt hat.

In der Umgebung von Gardiza züchtet man eine vortreffliche Pferderaſſe, und wir ſehen die hübſchen Thiere ſich zu Hunderten auf der Haide tummeln. Klein und ſehnig von Bau, mit ſchönem, glänzendem Haar, haben ſie eine prächtige Gangart, den Hals ſtolz emporhebend. Eine der Heerden können wir nicht umhin einer genaueren Inſpection zu unterwerfen.

Dann traben wir den Agraphiſchen Bergen zu, die ſich im Weſten von Gardiza erheben, und an denen das Städtchen Blasdu in die Höhe klimmt. Unterhalb des letzteren liegt auf ebenem Terrain die Umfaſſungsmauer des alten Metropolis, und inmitten derſelben ſtehen die Hütten des Dörfchens Palaeokaſtro. Während wir uns in dieſem archäologiſchen Muſeum umſchauen, wandern halbverſchleierte Frauen zu der kleinen Kirche, und durch die offengebliebene Thür der letzteren trifft die Segnung des Papas auch uns.

Von einem ſteil abſtürzenden Vorſprunge der Agraphiſchen Berge, im Nordoſten von Palaeokaſtro winkt uns überaus maleriſch das Städtchen Phanari entgegen. Auf dem Wege dahin berühren wir den Flecken Loxada. Hier geſellen ſich unſerer Bedeckung noch eine Anzahl muntere Palikaris hinzu, und nachdem wir die Terraſſen von Phanari erſtiegen haben, heißen wir ſo das Städtchen, das ungefähr 1000 Einwohner hat, durch Geſang und Scherz noch mehr beleben. Eine kleine viereckige Burg iſt der einzige Ueberreſt der wechſelvollen Geſchichte, die Phanari durchzumachen gehabt hat. In ihm hat jede der Nationen, die das Land umher im Laufe der Zeiten beherrſcht hat, ein paar Steine zurückgelaſſen. Im Nordweſten aber finden ſich die Ueberreſte eines viel ehrwürdigeren Gemäuers, das den älteſten Zeiten Griechenlands entſtammt — des „felſigen Ithome“, von dem ſchon in den Geſängen Homer's die Rede iſt. Die Landſchaft dürfte ſich ſeit dem trojaniſchen Kriege kaum weſentlich verändert haben. Zu unſeren Füßen liegt die graue Ebene, aus der hier und da grüne Oaſen und weiße Häuſergruppen herausleuchten, und im

Trikala.

Nordweſten ſtarren über das obere Peneus-Thal die bizarren Klippen der Meteoren hinweg.

Im Weſten von Phanari geht es ſteil hinab in das Thal von Pyrgo, das von dem Felſenneſte Karliſta und ſeinem „Königsſtuhle“ überragt wird. Dann gelangen wir, Mauromati in einer Gebirgsniſche links, und Kappa mit ſeinem großen Walde rechts liegen laſſend, nach Gelanthi und Epiſkopi, und bei dem letztgenannten Oertchen gewahren wir auf der Höhe eines grünen Hügelkammes die Ruinen von Gomphi.

Weiterhin wähnen wir uns den Ufern des Peneus-Salamvria, der ſich hier, nachdem er vorher ziemlich genau ſüdwärts gefloſſen iſt, entſchieden gegen Oſten wendet. Der Boden bekleidet ſich mehr und mehr mit dichtem Gebüſch, und endlich gelingt es uns kaum noch, durch daſſelbe vorwärts zu dringen. Blachiſche Hirten führen uns aber nach einer Lichtung, durch dieſe hindurch kommen wir nach einer Fuhrt des Peneus, und mit dem hohen Schloß von Trikala als Leitſtern vor uns, erreichen wir glücklich dieſe Stadt, und das „Hotel des großen Gedankens“ gewährt uns freundlich eine Lagerſtätte für die Nacht.

Welches der große Gedanke iſt, den die Bezeichnung des Hotels andeutet, das iſt an den Ufern des Peneus nicht ſchwer zu entſcheiden. Jeder gute Griechе träumt hier von Konſtantinopel und von der Hagia Sophia! Vorläufig hat Trikala freilich noch nicht ſehr viel von ſeinem muſelmaniſchen Charakter verloren, und gegenüber den griechiſchen Kirchenkuppeln und dem biſchöflichen Palaſte ſtrecken heute wohl noch ſieben oder acht Moſcheen ihre ſchlanken Minarets gen Himmel. Die Juden, welche mehrere Synagogen beſitzen, ſind noch Herren des Bazars ſowie des Handels in Weizen, Mais, Tabak und Cocons. Im nördlichen Stadtviertel hauſen während des Winters die Blachen. Auch das alte Schloß ſieht noch ganz ſo aus wie in der Türkenzeit, und aus den altgriechiſchen Ruinen, unter den wohl auch diejenigen des ſchönen Aeskulap-Tempels ſein werden, die Strabo rühmt, iſt noch wenig neues Leben herausgeblüht. Man müßte denn die Klänge aus „Madame Angot“, die vor einem Reſtaurant aus den Kehlen einer öſterreichiſchen Sängerinnen-Truppe ertönen, als ſolches gelten laſſen. — Von einem Belvedere, auf der höchſten

Digitized by Google

Stelle der Akropolis, überſchauen wir das ganze obere Theſſalien von Pharſalos bis Kalabaka.

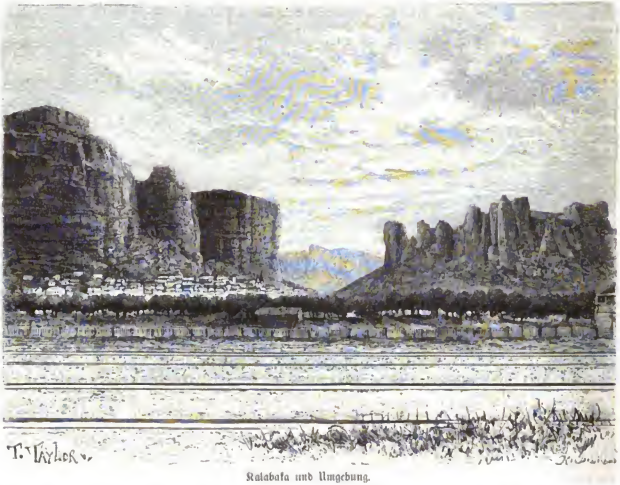
VI.

Durch den Ruf der Meteoren angezogen, wenden wir uns von Trikala im Thale des Peneus weiter aufwärts. Die Vorhöhen des Ardanu-Gebirges (Kaſſia-Gebirges) im Oſten und des Kotjaka-Gebirges (Pindus) im Weſten treten allmählich näher an einander, und zwiſchen ihnen hin reitend, kommen wir abends nach Kalabaka, wo uns ein Beamter gaſtlich aufnimmt — wenn auch nur, um ſpäter dafür ein möglichſt reichliches Gaſtgeſchenk zu verlangen.

Kalabaka hat etwas von dem Stolze einer geſtürzten Königin. Alttheſſaliſche Mauern, Gräber inmitten ſeiner Weinberge, Inſchriften und Skulpturen in ſeinen Kirchenmauern erinnern an die klaſſiſchen Zeiten, wo die Stadt Aginion hieß. Seine alte, von Andronicus Palaeologus erbaute Kathedrale, verfallene Springbrunnenbecken und andere Denkmäler zeugen von ſeinem Mittelalter, in dem es wichtiger Erzbiſchofsſitz war und Stagi genannt wurde. Heute ſehen wir dagegen, wie türkiſche Knaben in einer Schule kauern und Koranverſe herſagen, und der erzbiſchöfliche Palaſt hat einer ſehr unſcheinbaren Biſchofswohnung Platz gemacht.

Nahebei ſchauen von einem iſolirten Felſen, der durch eine Schlucht von dem übrigen Plateau getrennt iſt, die Kuppeln des Stephanskloſters herunter, das das reichſte Kloſter der ganzen Gegend iſt.

Weſtlich davon liegt in einer anderen Schlucht das Dörfchen Kaſtraki, umgeben von Maulbeer- und Orangen-

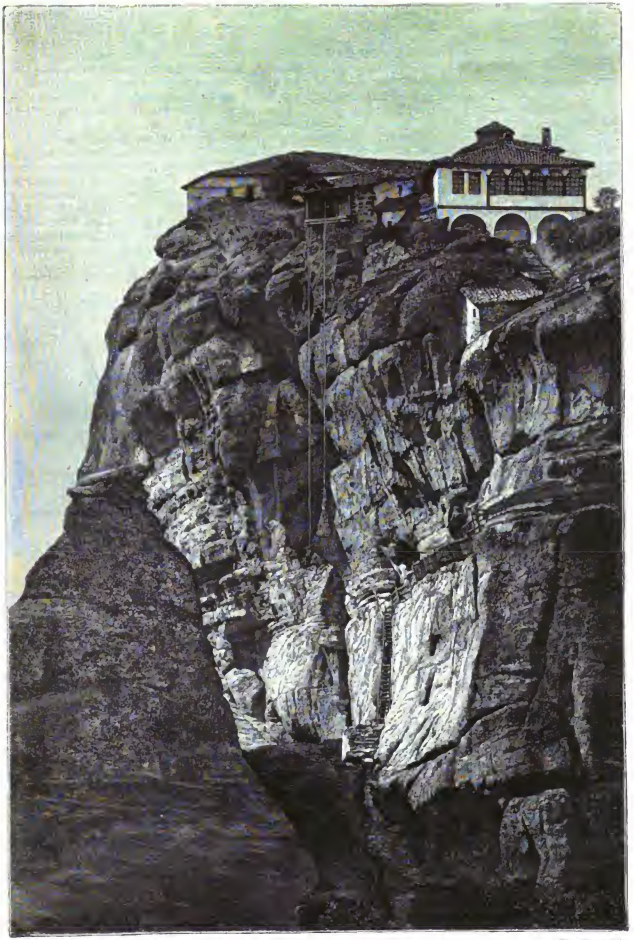


Kalabaka und Umgebung.

bäumen ſowie von Lorbeer- und Roſengeſträuch, und dahinter ſtehen zahlreiche Säulen, Nadeln und Kegel aus Granit, die von anderen Kloſtern gekrönt ſind. Die meiſten derſelben — es ſind im Ganzen zwanzig — liegen heute in Ruinen, und nur in ſieben hauſen noch alles in allem etwa 50 Mönche. Die frommen Brüder des einen, das wieder Haga Trias heißt, ziehen uns auf unſer Begehr hinauf, wir können uns aber nur in ſchlechtem Latein mit ihnen unterhalten (S. Abbildung 3).

Endlich kommen wir durch dichtes Geſtrüpp am Fuße des Meteoron an. Hundert Meter höher werden auf einer Art Altan, der über die Felswand vorſpringt, ein paar Filzmützen ſichtbar, mit denen wir eine Unterhandlung beginnen. Eine Winde wird in Bewegung geſetzt, wir kauern uns auf den herabgelaſſenen Fahrſtuhl, und wir werden auch zu der luftigen Höhe emporgetragen. Nachdem wir auf derſelben Fuß gefaßt haben, genießen wir abermals einen herrlichen Ausblick. Uns zunächſt gähnt die wilde Schlucht von Kaſtraki, weiterhin ſtarrt die ſeltſame Welt der alten Felſenklöſter, und dahinter breitet ſich das obere Peneusthal und die Ebene von Trikala und Gardiza aus. Auch die Höhen des Pindus, die Mauer des Othrys und die zerriſſenen Felſen der Hundsköpfe ſind ſichtbar. Die Kloſtergänge, die hübſche Kirche mit ihrem reichen Schmucke von Wandgemälden, das Refectorium und das Dormitorium, die Schatzkammer und die Bibliothek — die letztere mit zahlreichen ſeltenen Handſchriften — ſind uns ebenfalls intereſſant genug. Dabei trägt man uns übrigens ein ganz gutes Mahl auf, das durchaus nicht wie Kaſteiung ausſieht.

Digitized by Google



Das Hagia-Trias-Kloſter bei Kalabaka.

Digitized by Google

VII.

Zwischen Trikala und Larissa folgen einander in der Richtung von West nach Ost mit verzweifelter Eintönigkeit die Thäler des Trikalinos und Peneus, von malariaschwangeren Sümpfen begleitet, deren Nachbarschaft unumschränkt vom Fieber beherrscht wird. Man passirt die armseligen Dörfer Bulunista und Kurbali, man besucht bei Palaeo-Gardiki die Ruinen Pelinaeons, und man verfolgt dabei immer die Spur einer altgriechischen Straße. Die tiefe Schlucht hinter diesen Ruinen ist der Sage nach durch ein Erdbeben gebildet worden, bei dem eine Stadt in der Tiefe versunken sein soll. Nicht weit davon, bei Neokari, blickt aus den Umfassungsmauern des alten Pharcadon ein byzantinischer Thurm heraus; und weiter ostwärts liegen rechts vom Peneus, am Abhange des Dobrutza-Berges die Stätten von Peiresiae und Limnaeon. Das Thor des Städtchens Zarko, dessen Gastfreundschaft wir demnächst in Anspruch nehmen, finden wir von zwei in Stein gehauenen römischen Kriegern bewacht. Man hat dieselben bei den Ruinen des alten Phaestos ausgegraben, die in der Nähe liegen.

Von dort geht es in einer wunderlichen türkischen Kalesche an den Ruinen von Atrax, bei Alifaka, vorüber, dann durch den Flecken Kutjokera, und endlich erblicken wir in der Ferne den scharf geschnittenen Kegel des Ossa (S. Abbildung 1 in voriger Nummer), die verschwommenere Masse des Pelion, und dann stolzer als beide den gewaltigen Olymp, jenseits der dunklen Tempe-Schlucht. In der Ebene aber leuchten aus frischem Garten- und Weinbergsgrün die Minarets von Larissa hervor, im ganzen wohl an die dreißig. Bald befinden wir uns in dem Bezirke seiner Vorstädte, die zum Theil aus freundlichen Landhäuschen bestehen, wir überschreiten auf stattlicher Brücke den Peneus, und die Hauptstadt Thessaliens ist erreicht. Unter den Bauten derselben ragen neben den zahlreichen Moscheen namentlich der Bischofspalast und die Metropolitankirche hervor. Die Bevölkerungszahl hat nach dem Vertrage von Berlin erheblich abgenommen, da die gläubigen Türken, um der griechischen Herrschaft zu entgehen, zu einem großen Theile nach Kleinasien ausgewandert sind. Um den Bazar herum sind aber neue Quartiere entstanden, und es hat auf diese Weise den Anschein, als ob der Niedergang der Stadt nur ein vorübergehender sein könne. Zuvörderst hat Larissa noch einen ziemlich ausgesprochenen türkischen Charakter, die neuerdings ausgegrabenen Alterthümer, die wir in dem Hotel Bambakas, in dem Hofe des Gymnasiums und in den Ruinen des alten Theaters in Augenschein nehmen, sowie auch das echt griechische Treiben in und bei dem Bazar verrathen aber, daß die neuen Herren des Landes eifrig am Werke sind, eine gründliche Metamorphose herbeizuführen. Die Türken schicken sich, vor ihren Moscheen und Kaffeehäusern kauernd, in das Unvermeidliche.

Larissa.

Von Larissa führt unser Weg zwischen den durch die sommerliche Sonnengluth zum größten Theile ausgetrockneten Sümpfen von Karaitsar und der Gebirgsmasse der Hundsköpfe — des Karadagh — nach Velestino, das auf der Stelle des alten Pherae gelegen ist. Auf einem Plateau daneben, dessen Fuß von einem Wildstrome umflossen wird, thront noch die alte Akropolis, unter einer Platanen-Anlage sprudelt noch die berühmte Hypereia-Quelle, und an dem Bache, der sich aus ihrem Abflusse bildet, wuchert noch jene reiche Vegetation, die schon Polybius preist. Die türkische Einwohnerschaft — noch etwa dreihundert Familien — wird auch hier allmählich durch die Zuwanderung von griechischen Kolonisten zurückgedrängt. Bei der Akropolis befindet sich das Viertel der vlachischen Hirten.

Hinter Velestino nehmen uns wieder die Schluchten des Ziragiotischen Gebirges auf, durch die verschiedene Wildbäche dem Beoebëis-See — dem letzten Ueberreste des großen thessalischen Landsees der geologischen Vergangenheit — zueilen. Wir berühren flüchtig den Flecken Hagios Georgios, der Gebirgspfad senkt sich allmählich und vor uns liegt wieder im Abendsonnenglanze der Felsen von Pagasae, der Pelion und der Golf von Volo. Bald haben wir den Ausgangs- und Zielpunkt unserer thessalischen Wanderung wieder erreicht. (Nach Paul Monceaux,

Tour du Monde, Vol. 54, p. 417 ff.)

Digitized by Google

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

III. (Schluß.)

Die erzählten Sagen der Çatlólţq handeln von der Entstehung einer neuen Sonne. Aehnliche Sagen werden von den nördlichen Nachbaren dieses Stammes erzählt, bei denen das Mink als der Sohn der Sonne erscheint. Demgemäß ist auch sein Name in den Sagen, in welchen es als Mensch auftritt, Tłeselakila, abgeleitet von Tłesela, Sonne. Die Aehnlichkeit der nachfolgenden Sage mit der Phaëton-Sage ist ganz merkwürdig.

Das Mink. (Kwákiutl.)

Einst verpotteten die Leute das Mink, indem sie ihm vorwarfen, es habe keinen Vater und keine Mutter. Da weinte es und sagte: „Die Sonne ist mein Vater. Zu ihm will ich hinausgehen.“ Die Leute aber lachten es aus und sagten: „Wie willst du denn dort hin kommen? Der Weg zum Himmel ist ja viel zu weit.“ Mink lief zu seinem Onkel Yalamiehomtłis und bat ihn um seinen Bogen und um seine Pfeile. Als es diese erhalten hatte, schoß es den ersten Pfeil ab. Derselbe traf den Himmel, das Haus der Sonne. Dann schoß es den zweiten Pfeil, und dieser traf die Kerbe des ersten und blieb darin sitzen. So fuhr es fort zu schießen, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte. Es kletterte daran hinauf und gelangte an das Haus der Sonne. Es setzte sich vor der Thüre nieder. Bald trat der Sklave der Sonne vor die Thüre, und als er den Knaben dort sitzen sah, eilte er zu seinem Herrn zurück und sprach: „Herr, draußen sitzt dein Kind.“ Da freute dieser sich, und hieß seinen Sklaven Mink hereinrufen. Als dieser kam und sich am Feuer niedergelassen hatte, sprach der Alte: „Mein Herz ist froh, daß du gekommen bist, mein Sohn. Es ist mir schwer, jeden Tag die Sonne zu tragen, denn ich bin alt und schwach. Fortan sollst du sie tragen.“ Er ließ Mink baden und gab ihm seinen Ohrenschmuck und seinen Nasenpflock aus glänzenden Haliotisschalen. Der Vater prägte ihm ein, nicht zu rasch zu gehen, damit er die Welt nicht verbrenne. Am folgenden Tage sandte er Mink aus, die Sonne zu tragen. Der Vater saß vor dem Hause und sah seinem Sohne nach, der seinem Befehle folgte und langsam den Himmel emporstieg. Gegen Mittag sammelten sich viele Wolken und versperrten Mink's Weg. Er ward ungeduldig, stieß die Wolken aus dem Wege und fing an rasch zu laufen. Da schien sein Nasenpflock so hell und heiß auf die Erde hinab, daß die Steine zerbarsten und das Wasser anfing zu kochen. Als sein Vater das sah, eilte er herbei, riß ihm den Nasenpflock und Ohrenschmuck ab und schleuderte ihn ins Meer. Eine Frau, welche in ihrem Boote ausgefahren war, fand Mink auf dem Meere umherschwimmend. Sie nahm den kleinen Körper ins Boot und sprach: „Der Arme, er muß schon lange todt sein.“ Da sprang Mink auf, rieb seine Augen und sagte: „O, ich glaube, ich habe lange geschlafen.“

Das Mink. (Tłatlasiqóla.)

Tłeselakila (das Mink) wollte mit seiner Frau in ein fernes Land ziehen. Er verband zwei Boote mit Brettern und auf diesem Fahrzeuge machte er sich auf die Reise. Plötzlich sagte Tłeselakila: „O, ich habe meinen Nasenpflock verloren, ich sehe ihn drunten im Wasser.“ Er sprang ins Wasser. Seine Frau sah ihm nach, und als sie bemerkte, daß er gelogen hatte, und nicht seinen Nasenpflock suchte, sondern Seehunde fraß, ward sie zornig und fuhr mit den Booten von dannen. Als Tłeselakila wieder auftauchte, sah er das Boot in weiter, weiter Ferne schwimmen. Da rief er seiner flehenden Frau zu: „Wirf mir meinen Bogen und meine Pfeile zu!“ Sie gehorchte. Tłeselakila nahm dieselben und schoß einen Pfeil gen Himmel. Derselbe blieb dort stecken. Dann nahm er einen zweiten Pfeil, der den ersten traf und darin haftete. So fuhr er fort, bis er eine Kette aus den Pfeilen gebildet hatte, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Er schlitterte die Kette und fand, daß sie stark genug war, ihn zu tragen. Dann kletterte er hinauf und kam endlich im Himmel an. Dort fand er seinen Vater Amiêzet (die Sonne), der vor dem Feuer saß und sich wärmte. Er war alt und schwach und freute sich sehr, seinen Sohn zu sehen. Er sprach: „Es ist gut, daß du kommst. Du sollst nun an meiner Statt die Sonne tragen.“ Morgens gab er ihm seinen Nasenpflock (die Sonne) und prägte ihm ein, nicht zu hoch und nicht zu tief zu gehen, da es sonst auf der Erde zu kalt oder zu heiß werden würde. Tłeselakila versprach zu gehorchen. Gegen Mittag beugte er sich nieder herabzusehen. Da wurde es heiß auf Erden: das Meer fing an zu kochen, die Steine zersplitterten und die Wälder verbrannten. Als Amiêzet sah, was sein Sohn anrichtete, verfolgte er ihn, ergriff ihn und zerriß ihn in Stücke. Dann schleuderte er ihn auf die Erde hinab, und dort ward er als Mink wiedergefunden.

Alle Wälder waren aber verbrannt, und nur nackte Felsen bildeten die Oberfläche der Erde. Da beschließ Omeatł, der Rabe, Erde und Gesträuch zu erschaffen. Er ging in sein Boot Tâtaçłta (= es wird groß) und sandte ząoõ (einen Vogel) ins Meer hinab, dieselben zu holen. Dieser fand aber nichts und ertrank im Meere. Dann schickte er den Podiceps und die Harlekin Ente aus. Und beide ertranken. Endlich sandte er die Ente ẋ'ómtsiq aus. Diese tauchte bis auf den Grund des Meeres. Lange blieb sie unten und kam endlich mit einem Zweige Spruce wieder herauf. Diesen nahm Omeatł dann und machte Berge, Erde und Bäume daraus. Er erschuf die Ceder und sprach zu ihr: „Du sollst den Menschen zum Handbau dienen“, und er erschuf die Spruce und den Hemlock und alle anderen Arten Bäume und machte den Sand am Meere.

Das Mink. (Wikénoq.)

Einst spielte das Mink mit den Enten (Kuaśiqa) Reifen und gewann immer im Spiel. Dann schossen sie mit Pfeilen nach einem Stocke, um zu sehen, wer am besten schießen könne. Auch hierbei gewann das Mink. Da fielen alle über es her und zerbrachen seinen Bogen. Das Mink aber wehrte sich und biß die Enten. Da sagten diese zum Mink, um es zu kränken: „Du hast ja gar keinen Vater.“ Darüber ward Tłeselakila traurig und lief weinend zu

Digitized by Google

seiner Mutter, um sie zu fragen, ob er wirklich keinen Vater habe. Sie tröstete ihren Sohn und sprach: „Laß sie nur schreien. Dein Vater ist droben im Himmel. Er heißt Toxtuselákilis und macht, daß die Sonne scheint.“ Da beschloß Mink, ihn zu besuchen. Er ging zu seinem Oheim Hanatlíaxtóo (d. h. der Bogenschütze), und ließ sich einen neuen Bogen machen. Als er diesen bekommen hatte, schoß er einen Pfeil nach dem Himmel und dieser blieb dort stecken. Der zweite Pfeil haftete im ersten, und indem er so fortfuhr, machte er eine Kette, die vom Himmel bis zur Erde hinabreichte. An dieser kletterte Tlóselakila hinauf und gelangte endlich in den Himmel. Droben traf er die Frau Toxtuselákilis — denn sein Vater hatte wieder geheirathet. — Als diese Tlóselakila erkannte, sagte sie: „Dein Vater wird sich sehr freuen, dich zu sehen. Du kannst nun statt seiner die Sonne führen.“ Abends, als es dunkel wurde, kam der Vater heim. Da sagte die Frau zu ihm: „Dein Sohn ist gekommen und will bei dir bleiben. Laß ihn nun an deiner Statt die Sonne führen.“ Toxtuselákilis war sehr froh, und früh Morgens weckte er seinen Sohn. Er gab ihm sein Kleid und hieß ihn langsam hinter den Bergen aufsteigen und warnte ihn, zu rasch zu gehen, da sonst alles verbrennen würde. Mink nahm seines Vaters Kleider und stieg langsam in die Höhe, wie ihm geheißen war. Als aber fast Mittag war, ward er ungeduldig, fing an zu laufen, und setzte so die ganze Erde in Flammen. Die Bewohner der Erde sprangen, um den Flammen zu entgehen, ins Wasser, und wurden da in wirkliche Menschen verwandelt (während sie vorher Halbthiere gewesen waren). Die Frau im Himmel aber rief ihren Mann und hieß ihn Tlóselakila auf die Erde hinabwerfen, da sonst alles verbrennen würde. Toxtuselákilis eilte herbei, riß ihm die Kleider ab und warf ihn zur Erde hinab, indem er sagte: „Wenn du ordentlich gegangen wärest, hättest du immer die Sonne führen dürfen.“ Mink fiel ins Meer zwischen viel treibende Baumstämme. Dort fanden es die Menschen und trugen es nach Hause.

Dieselbe Sage wird von den Bilzula erzählt, welche das Mink Otyoáya, seinen Vater Snx nennen.

Der Besuch bei der Sonne. (Nitinat.)

Zwei Brüder Namens Kumsläaqs und Siaẋ'um fuhren einst in ihrem Boote aus, Vögel zu schießen. Nach einiger Zeit ward der ältere Bruder durstig und sandte Siaẋ'um aus Land, Wasser zu holen. Als jener zurückkam und Wasser brachte, sprach er: „Sieh doch, wie niedrig heute die Sonne steht! Laß uns sie besuchen.“ Dann schossen sie einen Pfeil nach der Sonne, welcher in ihr haftete. Sie schossen einen zweiten Pfeil in den ersten, und fuhren fort zu schießen, bis sie eine Kette gemacht hatten, die vom Himmel bis zur Erde reichte. Der ältere Bruder schüttelte daran, und da er fand, daß sie stark war, kletterte er hinauf. Seinen Bruder hieß er warten, bis er ihm oben ein Zeichen gäbe. Kumsläaqs schüttelte die Kette, als er oben war und da kletterte Siaẋ'um ihm nach. Droben trafen sie einen Mann (die Sonne). Derselbe war anfänglich zornig über die Ankunft der jungen Männer, und sie aber endlich doch ein zu bleiben, und gab ihnen zu essen und zu trinken.

Aus all diesen Sagen geht deutlich hervor, daß die Stämme dieses Gebietes eine im Himmel wohnende Gottheit kennen, welche ursprünglich mit der Sonne identisch gewesen sein muß. Es würde von großer Wichtigkeit sein, zu untersuchen, ob und in welcher Gestaltung diese Sage bei den Tsimpschian, Haida und Tlingit, bei denen der Rabe eine so wichtige Rolle spielt, vorkommt. So weit unsere heutige Kenntniß reicht, ist sie bei diesen Stämmen nicht gefunden worden. Wichtig ist in Verbindung hiermit die von Gatschet erzählte Sage vom Tstan-Vogel („Globus“ Bd. LII, Nr. 9) und die Thatsache, daß Hoffmann eine dem Tláiq-Mythus sehr ähnliche Sage bei fellschen Stämmen des Binnenlandes getroffen hat. Bringen wir hieemit in Verbindung, daß die Sqẓómis nicht essen dürfen, bis die Sonne hoch am Himmel steht und daß alle Stämme zu ihr gewandt den Dank und die Bitte um tägliche Nahrung sprechen, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir die Sonne als die höchste Gottheit der fellschen Stämme auffprechen. In den Sagen ist die Sonne selbst nur eine ihrer Attribute und es wäre vielleicht richtiger, dieselbe als die Gottheit des erleuchteten Himmels zu bezeichnen.

Höchst eigenthümlich ist die Verbindung der Rabensage mit den Mythen von der Himmelsgottheit bei den Stämmen der Kwákiutl. Die Tlaʟásiqoála erzählten mir die folgende Sage von dem Ursprunge des Raben.

In Ts'éqot lebte ein mächtiger Häuptling. Seine Frau war ihm untreu und trug ein Kind von ihrem Buhlen. Als der Häuptling dieses entdeckte, ward er sehr zornig und sprach: „Warum betrügst du mich so und entehrst mich. Weißt du nicht, daß ich ein gewaltiger Häuptling bin? Ich werde meine Ehre zu retten wissen.“ Da fürchtete sich die Frau, und wagte nicht mehr, mit ihrem Buhlen wie früher zusammen zu kommen. Aber sie erdachte sich eine List und sagte ihm: „Ich werde mich stellen, als sei ich todt, dann wird man mich in ein Todtenhäuschen beisetzen, und dort kannst du wieder zu mir kommen.“ Und sie stellte sich todt. Da brachte sie ihr Mann in ein Todtenhäuschen, das auf dem Begräbnißplatz der Häuptlinge errichtet wurde. Als es dunkel wurde, kam der Buhle dorthin, und die Frau öffnete ihm das Haus. Erst Mittags verließ sie der Mann und die Leute fahen ihn, als er aus dem Todtenhäuschen herauskam. Da gingen sie zum Häuptlinge und theilten ihm mit, was sie gesehen hatten. Dieser glaubte ihnen zuerst nicht, schickte aber einen Sklaven zu dem Todtenhäuschen, um nach der Leiche zu sehen. Als dieser zurückkam, berichtete er, daß das Haus verbrochen und die Frau lebendig sei. Da ward der Häuptling sehr zornig und beschloß seine Frau zu tödten. Er ging hin und erstach sie mit seinem Messer. Dann nahm er ihr das Kind, das sie von ihrem Buhlen trug, und legte es neben seine Mutter ins Grab, damit es umkommen sollte.

Das Kind aber starb nicht, sondern wuchs wunderbar schnell heran. Einst spielten viele Kinder aus dem Dorfe nahe dem Begräbnißplatze mit Bogen und Pfeilen. Plötzlich kam das Kind jener Frau aus dem Todtenhäuschen heraus und nahm einem der Kleinen seinen Bogen und Pfeil fort. Dann kehrte es dorthin zurück, woher es gekommen war. Die Kinder aber fürchteten sich, liefen zum Häuptling und erzählten ihm, was sie gesehen hatten. Dieser sandte wieder einen Sklaven, um nachzusehen, ob die Kinder Wahres berichtet hatten. Als dieser die Nachricht bestätigte, befahl er, den Knaben zu bringen, und er nahm ihn als seinen Sohn an.

Der Knabe schloß Freundschaft mit einem der Dorfkinder und sie waren Tag und Nacht beisammen. Eines Tages sprach des Häuptlings Sohn zu seinem Spielkameraden: „Willst du mit mir zu Qants'ámp gehen?“ Da jener einwilligte, verabredeten sie früh Morgens in den Wald zu gehen. Dort schoß des Häuptlings Sohn zuerst einen (Vogel) Thitsem, und dann einen Specht. Er zog beiden den Balg ab und gab einen seinem Freunde, während er den anderen für sich behielt. Sie legten sie an und flogen in die Höhe.

Digitized by Google

Endlich kamen sie in Aikyatsaiensuálaz, dem Himmel, an. Dort fanden sie einen kleinen Teich, der nahe an Qants'úmp's Haus lag und setzten sich an dessen Ufer nieder. Bald kam Qants'úmp's Tochter aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als diese die Vögel sah, warf sie Steine nach ihnen, um sie zu verjagen; sie waren aber zutraulich und blieben ruhig sitzen. Da fing das Mädchen die Vögel, verbarg sie unter ihrem Mantel und nahm sie heimlich mit ins Haus. Sie brachte ihrem Vater das Wasser, behielt aber die Vögel für sich und nahm sie mit in ihr Zimmer. Kaum waren sie drinnen, so warfen die beiden den Vogelbalg ab, und sie sah nun, daß sie junge Männer waren. Der Häuptlingssohn aber nahm sie zur Frau.

Qants'úmp hörte sie drinnen im Zimmer sprechen, und frug seine Tochter, wer bei ihr sei. Sie antwortete: „Hier ist ein junger Mann, der mich zur Frau haben will"; Qants'úmp hieß sie nun, mit ihrem Manne herunter zum Feuer zu kommen. Sie aber warnte ihn: „Nimm dich in Acht. Der Boden unseres Hauses ist voller scharfer Nadeln, wenn dieselben deine Füße verletzen, mußt du gleich sterben. Ich habe schon viele Männer gehabt, und alle sind auf solche Weise um's Leben gekommen." Der junge Mann verlangte, daß seine Frau vor ihm hinunterSteigen solle, da sie sich aber weigerte, faßte er sich endlich ein Herz, sprang hinab und rutschte so auf das Feuer zu, daß er die scharfen Nadeln mit seinen Füßen niederdrückte. Dann kamen auch die junge Frau und sein Freund herunter und die Frau umarmte ihren Mann voll Freude, daß er glücklich entkommen war. Und die Frau gebar einen Knaben. Dieser aber entglitt ihren Händen und fiel geradeswegs ins Meer hinab.

Um diese Zeit schickte der alte Häuptling, der Vater des jungen Mannes, gerade einen Sklaven aus, um Treibholz zu holen. Dieser sah die Händchen des Kindes im Meere, nahm es ins Boot, und wickelte es in seine Decke. So brachte er es nach Haus und gab es dem Häuptling, der natürlich nicht wußte, daß das Kind sein Enkel war. Er ließ seine Schwester kommen und bat sie, das Kleine zu säugen. Es nahm aber die Milch nicht und war schon nach einem Tage groß. Der Häuptling wollte ihm zu essen geben, aber alle Nahrung, die ihm geboten wurde, wies es zurück. Der Alte wurde unruhig darüber und ließ alle Leute zusammenberufen, um zu versuchen, ob sie das Kind nicht zum Essen bewegen könnten. Unter anderen kam auch ein alter Mann und rieth dem Häuptling, Seefische fangen zu lassen. Sogleich sandte jener einen Sklaven aus, der bald mit einigen Fischen nach Hause kam. Diesen schnitt der alte Mann die Wangen aus und gab sie dem Jungen. Mit Begierde aß dieser sie und schrie gleich nach mehr. Der Häuptling gab ihm eine Kiste Beeren, die aß er auf und schrie nach mehr, und es dauerte nicht lange, da hatte er das ganze Haus leer gefressen. Er rief nun: „Kennt ihr mich nicht? Ich bin Omeatl, der Rabe!" Und er ging hinaus und fraß das ganze Dorf leer. Da fürchteten sich alle Leute. Sie zogen fort und ließen ihn allein zurück. Als Omeatl nichts mehr zu essen fand, ging er in den Wald, um Leute zu suchen.

Die Angabe, daß Qants'úmp den Mann seiner Frau tödten will, erinnert lebhaft an die oben erzählte Sage von Tláiq.

Wir hörten hier von dem Besuche des Mink und der jungen Leute bei der Gottheit. Derselbe Gegenstand wird in zahlreichen Sagen behandelt, welche sich alle dadurch charakterisiren, daß der Himmel, welcher ein Land ist wie unsere Erde, entweder an einer Pfeilkette erreicht wird, daß die Besucher in Gestalt von Vögeln hinauf fliegen oder einen Zugang im fernen Westen, wo die Sonne ins Meer sinkt, finden. Die Besucher heirathen stets eine der Töchter der Gottheit. Ich lasse eine zu dieser Gruppe gehörige Sage der Wikénoq folgen.

Mómaotlemē.

An einem heißen Sommertage gingen vier Brüder hinaus ins Meer, um zu baden. Sie fanden am Ufer einen Baumstamm, auf den sie sich niederlegten, um zu schlafen. Während sie dort ruhten, gerieth der Stamm ins Treiben, und als sie erwachten, war ringsum kein Land zu erblicken. Lange Zeit trieben sie hin und wieder. Endlich sahen sie am Horizont einen schwarzen Streifen. Sie kamen näher und erblickten eine schwarze Küste. Der jüngste Bruder sprang von dem Baumstamm ans Ufer, doch siehe, das Land verschwand, und er ertrank. Nach einiger Zeit gelangten sie an ein ähnliches Land; der zweitjüngste sprang vom Stamme und auch er ertrank. Lange Zeit trieben die zwei Ueberlebenden auf dem Stamme umher. Endlich wurde der zweite Bruder so müde, daß er sich nicht mehr halten konnte, und auch er ertrank. Nur der Aelteste blieb übrig, und nach langer Fahrt gelangte derselbe endlich zu dem Lande des Häuptlings Mónis. Hier fand er einen Fluß, der aus einem See herausströmt. Er ging hinauf und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Abends kam Lalaq'aiyuqoa, Mónis' Tochter, aus dem Hause, um Wasser zu schöpfen. Als sie den Mann erblickte, frug sie ihn, woher er komme, und Mómaotlemē, denn so hieß er, erzählte seine Schicksale. Da lud jene ihn ein, in ihres Vaters Haus zu kommen. Er folgte ihr, und drinnen bot sie ihm aus einer großen Kiste zu essen an. Sie nahm etwas heraus, das er nicht erkannte, mischte es mit Wasser und Crabapples und setzte es ihm vor. Als Mómaotlemē beginnen wollte zu essen, sah er, daß es Menschenaugen waren, und er weigerte sich, solche Speise zu essen. Nach einiger Zeit ging Mónis zufällig in ein Zimmer seines Hauses, und als er die Thüre öffnete, sah Mómaotlemē drinnen Seehunde liegen, und er sagte zu Lalaq'aiyuqoa: „Davon koche mir etwas, das pflegt man bei uns zu Lande zu essen." Das Mädchen berichtete ihrem Vater des Gastes Wunsch, und er nahm darauf einen Stock und schlug einen Seehund todt. Die Tochter zerlegte ihn sodann und kochte ihn. Es war ihr aber sehr zuwider, daß Mómaotlemē solche Speise essen wollte, denn die Seehunde waren ihre Hunde.

Mónis aber gab seine Tochter dem Gaste zur Frau. Nicht weit vom Hause war ein Fischwehr, und nahe dabei war eine Stange aufgerichtet, auf welcher ein Adler saß, der jedesmal, sobald das Wehr voll Fische war, schrie. Früh Morgens, als Mómaotlemē noch im Bette lag, schrie der Adler. Da stieß Lalaq'aiyuqoa ihren Mann an und sagte: „Gehe doch zum Wehr hinab und nimm die Lachse heraus." Mómaotlemē ging hinab und fand im Wehr die Leichen seiner Brüder. Einem derselben war von einem Raben ein Auge ausgehackt. Da weinte er. Als seine Frau ihn weinen hörte, stand sie auf, ging zu ihm und frug nach der Ursache seines Kummers. Als er ihr die Leichen seiner Brüder zeigte, sagte sie: „Sei nicht traurig, mein Vater wird sie wieder erwecken." Sie holte ihren Vater und dieser trug die Körper ins Haus. Er nahm ein Auge und der Kiste und setzte es dem einen der Brüder statt des ausgehackten ein, er schüttelte sie und sie wurden wieder lebendig.

Eines Tages spielte einer der Brüder mit einem Stückchen Cedernholz, Lalaq'aiyuqoa verwies es ihm, indem sie sagte,

Digitized by Google

das Holz sei sehr kostbar und ihr Vater müsse es sehr theuer bezahlen. Hierüber wunderte sich der Mann und erzählte, wie viele Cedern in seiner Heimath wüchsen. Als Mēnis durch seine Tochter hiervon hörte, bat er die Brüder, ihre Verwandten zu besuchen, und ihm dann viel Cedernholz mitzubringen. Jene hatten aber kein Boot. Da gab ihnen Mēnis sein Fellboot und hieß sie abfahren. Sie aber fürchteten sich, in dem Fellboote über das Meer zu fahren. Mēnis ermuthigte sie. Er gab ihnen von allen Arten Thieren, die er als Hunde in den zahlreichen Zimmern seines Hauses hielt, je eins, unter denselben auch ein Stachelschwein, und hieß sie abfahren. Lalaq'aiyuqoa fuhr mit ihnen und sagte: „Steuert immer der aufgehenden Sonne entgegen, und haltet die sinkende Sonne hinter euch, dann werdet ihr eure Heimath erreichen."

Sie gehorchten und erreichten nach langer Fahrt ihr heimathliches Dorf. Niemand hatte das Boot kommen sehen. Der jüngste Bruder sprang ans Land und ging, seinen Vater zu begrüßen. Dieser aber erkannte ihn anfänglich nicht. Dann ließ er sein Haus reinigen und gab ein großes Fest. Die Brüder aber gaben ihm alle Arten von Thieren, das Geschenk des Häuptlings Mēnis. Dann baten sie alle Leute in den Wald zu gehen und Cedernrinde zu holen, die sie Mēnis als Geschenk bringen wollten. Sie beluden ein aus einer Ceder gebautes Boot und fuhren zurück. Lalaq'aiyuqoa hieß sie der sinkenden Sonne entgegenzufahren und die aufgehende Sonne im Rücken behalten. Sie gehorchten, und nachdem sie an den beiden trügerischen schwarzen Inseln vorbeigefahren waren, gelangten sie glücklich zu Mēnis. Die Tochter ging zu ihrem Vater und erzählte, daß man sie gut bewirthet und reich beschenkt habe. Und Mēnis Herz war froh, als er die Cedernrinde, das Boot und all die Sachen sah, welche er noch nicht kannte. Und er beschloß, alles nachzumachen.

Apōtl. (Tlatlasiqoāla.)

Einst stand Baākumi vor seinem Hause und sah einen Seehund im Wasser schwimmen. Da sprach er zu seinem Sohne Apōtl: „Gehe doch und erlege jenen Seehund!" Dieser gehorchte. Er nahm eine Harpune und ging mit zwei seiner Brüdern in sein Boot, um die Seehunde zu verfolgen. Vorsichtig ruderte er näher. Als sie nahe herangekommen waren, schleuderte Apōtl seine Harpune und traf den Seehund. Dieser schwamm davon und zog das Boot weit hinaus in die hohe See. Fast war das Land ihren Blicken entschwunden, da sprach der eine der Brüder zu Apōtl: „Zerschneide das Harpunenseil, sonst werden wir nie in unsere Heimath zurückkehren." Jener ergriff sein Messer und zerschnitt die Leine. Aber vergeblich; das abgeschnittene Ende sprang zurück und haftete fest am Boote. Nun sahen sie nichts um sich als Himmel und Wasser. Lange waren sie herumgetrieben, da erblickten sie in weiter Ferne eine flache Küste. Der Steuermann sprang, als sie nahe herankamen, ans Land. Dasselbe erwies sich aber als ein Trugbild, und er ging unter. Apōtl und sein Vetter wurden unaufhaltsam von dem Seehunde weitergezogen. Sie kamen an eine Stelle, wo das Meer mit schwarzen Steinen, die wie Holzkohlen aussahen, bedeckt war. Diese ließen sie hinburch. Ebenso gelangten sie durch einen Haufen von dicht gedrängtem Treibholz. Nach einiger Zeit erblickten sie ein Land und Bäume darauf. Der Seehund schwamm darauf zu, und nun waren sie so nahe, daß sie Häuser und Menschen darauf erblicken konnten. Als sie am Ufer angekommen waren, verwandelte sich der Seehund in einen Mann. Apōtl war sehr hungrig geworden, und da er sah, daß einer der Einwohner viel Fischöl hatte, wollte er denselben bitten, ihm etwas Oel und Fische zu geben. Der verwandelte Seehund sprach: „Bitte jenen Mann um Oel; er wird dir etwas geben, aber nimm nicht mehr als vier Becher voll, dann komm zum Boote zurück." Apōtl gehorchte. Kaum hatte er einen Fuß ins Boot gesetzt, so verwandelte der Mann sich wieder in einen Seehund und zog sie weiter. Nach einiger Zeit kamen sie an eine Flußmündung. Dort lud der Lachs Apōtl und seinen Vetter zum Essen ein. Wieder warnte der Seehund, der sich in einen Mann verwandelt hatte, die beiden, nicht mehr als vier Mal zu nehmen; und sie folgten seiner Warnung. Dann fuhren sie weiter und besuchten den Silberlachs und den Fisch hanūn. Der letztere sprach zu Apōtl: „Ich kann dir nichts zu Essen geben, aber ich warne dich vor Nomōqoaqamē, der an jener Landspitze wohnt. Er ist ein Menschenfresser, und ringsum sind die Knochen von den von ihm Erschlagenen angehäuft." Sie fuhren weiter und als der Seehund Nomōqoaqamē rufen hörte, schwamm er davon. So rasch er schwimmen konnte. Da traf jener eine Fichte aus und warf sie dem Boote nach. Fast hätte er dasselbe getroffen, und der Seehund beeilte sich nun um so mehr, aus seiner Nähe zu kommen. Da riß Nomōqoaqamē eine Spruce aus und versuchte nochmals das Boot zu treffen. Nicht viel fehlte, so hätte er es getroffen. Der Seehund schwamm nun weiter. Nach einiger Zeit sahen sie ein Boot in der Nähe einer kleinen Insel schwimmen. Es war Niemand darin, aber im Boote sahen sie zwei Heilbutten liegen. Apōtl nahm diese und ging zur Insel. Bald sah er einen Mann, Namens Kinkinānimis aus dem Meere auftauchen, der in jeder Hand eine Heilbutte trug, welche er ins Boot warf. Sogleich sah dieser, daß seine Fische verschwunden waren und rief: „O, wer hat meine Heilbutten gestohlen!" Apōtl fürchtete sich und brachte ihm die geraubten Fische wieder.

Der Seehund schwamm weiter, und endlich gelangten sie zu Amiaōzet (Qaats'oump). Dieser gab Apōtl eine seiner Töchter zur Frau und behielt ihn vier Tage bei sich in seinem Hause. Es waren aber in Wirklichkeit vier Jahre, die Apōtl und sein Vetter dort zubrachten. Dann sehnten die beiden Männer sich in ihre Heimath zurück. Apōtl war betrübt, er legte sich ins Bett und wollte nicht mehr aufstehen. Endlich sagte er seiner Frau auf ihr vielfaches Befragen, daß er zurückzukehren wünsche, und diese bat ihren Vater, Apōtl's Wunsch zu erfüllen. Amiaōzet willfahrte ihrer Bitte. Er ging zu Apōtl und frug ihn, ob er mit seinem Vetter allein gekommen sei. Dieser erzählte ihm nun, wie ihr Vetter uns Leben gekommen sei. Da nahm Amiaōzet ein Auge und einer Kiste, band sich ein Seil um den Leib, das er von seinen Sklaven halten ließ, und tauchte ins Meer hinab. Dort holte er die Gebeine des Vetters, die er dann zusammensetzte. Er setzte ihm neue Augen ein und besprengte ihn dann mit dem Wasser des Lebens. Da stand jener wieder auf. Amiaōzet sprach dann zu Apōtl und seinem Vetter: „Mein Haus steht im äußersten Westen, wenn ihr in eure Heimath zurückkehren wollt, so reist immer der aufgehenden Sonne entgegen"; und er gab ihnen zum Abschiede eine kleine Kiste, in welche er vier Seeotterfelle legte.

Lange, lange fuhren sie der aufgehenden Sonne entgegen. Da sahen sie die Berge ihrer Heimath am Horizonte auftauchen und fanden das ganze Land mit Schnee bedeckt, den Amiaōzet gesandt hatte. Apōtl ging zum Hause seines Vaters. Zu seinem Erstaunen sah er, daß Niemand vor der Thür saß und das Haus ganz schmutzig war. Er trat hinein und fand seinen Vater Baākumi am Feuer sitzen. Er rief ihm zu: „Ho! Ich bin zurückgekehrt von meiner Reise; ich, dein Sohn Apōtl!" Der

Digitized by Google

Alte glaubte ihm nicht und erwiderte: „Du lügſt, mein Sohn Apötl ging vor langer Zeit aus, einen Seehund zu jagen und iſt nicht wieder zurückgekehrt.“ Da ſah Apötl, daß jener ſehr alt geworden war und er weinte vor Betrübniß. Er ſprach: „Erkennſt du mich nicht wieder, Vater? Ich bin ja Apötl, dein Sohn.“ Da erkannte ihn Baakumi und ſein Herz war froh. Er nahm einen Tanzſtab und fing an zu ſingen, weil ſein Sohn zurückgekehrt war. Apötl aber hante ein neues Haus. Er lud alle Leute ein und beſchenkte ſie reichlich aus der kleinen Kiſte, die ihm Amiaxot gegeben hatte. Dieſelbe wurde niemals leer.

Kürzere Mittheilungen.

Rundſchau über die deutſchen Schutzgebiete.

Das junge deutſche Kolonialweſen hat ſich während der letzten Monate in ſo erfreulicher Weiſe weiter entwickelt, wie billig und nüchtern Denkende nur irgendwie erwarten konnten.

Als eine ſehr wichtige neue Errungenſchaft unſerer Kolonialpolitik muß vor allen Dingen der Vertrag bezeichnet werden, welchen der deutſche Generalkonſul Michahelles mit Chalifa, dem Sultan von Zanſibar, geſchloſſen hat, und nach welchem die geſammte Verwaltung des vor unſerem Schutzgebiete gelegenen Küſtenlandes (einſchließlich der Zölle) auf 50 Jahre an die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft verpachtet worden iſt. Das deutſche Oſtafrika hat dadurch praktiſch aufgehört, eine bloße Enclave des Sultanats Zanſibar zu ſein, und es iſt fernerhin keine Gefahr mehr vorhanden, daß beſtändige Reibereien mit zanſibariſchen Beamten zu ernſten Konflikten mit dieſem Staate führen und die Entfaltung der Hülfsquellen des Landes hemmen könnten.

Gleichzeitig hat ſich auch der Grundbeſitz der Deutſchen Plantagen-Geſellſchaft auf der Inſel Zanſibar beträchtlich vergrößert, was ſchwerlich verfehlen wird, einen befruchtenden Einfluß auf die Plantagenwirthſchaft des Binnenlandes auszuüben. Die Plantagen von M'Buſine, Uiguha und Leva, die im vorigen Jahre in letzterem begründet worden ſind, haben mit Hülfe von leicht zu erhaltender Negerarbeit einen in jeder Beziehung gedeihlichen Fortgang genommen, und die Kultur von Tabak, Baumwolle und Kaffee gewährt nach wie vor gute Ausſichten.

Die Expedition der Herren Kund und Tappenbeck in das Innere von Kamerun iſt zwar von einem ſchweren Unfalle betroffen worden, indem dieſelbe durch heimtückiſche Ueberfälle ſeitens der Eingeborenen eine Anzahl Leute verlor, und indem die beiden Führer dabei verwundet wurden (Lieutenant Tappenbeck ziemlich ſchwer), dieſelbe ſcheint aber nichtsdeſtoweniger einen bedeutenden Fortſchritt in der Erforſchung unſeres großen Schutzgebietes an dem Guinea-Golfe zu bezeichnen. Die Expedition drang etwa 400 km in der Richtung auf Adamana vor, es gelang ihr, den Lauf des großen Adjong-Fluſſes (der als Edea bei Malimba mündet) klarzulegen, ſie erkannte die wichtige Thatſache, daß das Gebiet der ackerbau- und viehzuchttreibenden und ziemlich kultivirten Sudan-Neger ſich bis auf 220 km der Küſte nähert, und daß dieſes Gebiet auch durch einen viel beträchtlicheren Produkten-Reichthum ausgezeichnet iſt, als das Land zunächſt der Küſte.

Dr. Zintgraff und ſeinem Begleiter, Premierlieutenant Zenner, iſt es unterdeß gelungen, ſeine erſte Station in dem Dorfe Balombi, am Elephantenſee, anzulegen, und von dort aus während der Regenzeit die nähere Umgebung des Sees zu durchſtreifen, um erſt bei einbrechender Trockenzeit einen ähnlichen Vorſtoß gegen Adamana, wie Kund, zu verſuchen. Wünſchenswerth wäre es dabei, daß ihm ſprachkundige Begleitung zu Gebote geſtellt würde, damit nicht etwa Mißverſtändniſſe zwiſchen den Reiſenden und den Eingeborenen zu neuen blutigen Kämpfen führen, ſtatt dieſelben, wie es in deutſcher Abſicht liegt, zu Freunden zu gewinnen.

Im Togolande hat Hauptmann Kurt von François nach kurzem Aufenthalte in Bagida einen erſten größeren Marſch in das Innere angetreten, und die Eindrücke, die er von dem Lande empfangen hat, ſind dem Vernehmen nach ſehr günſtige geweſen.

Was die ſüdweſt-afrikaniſchen Goldfelder angeht, ſo ſind die Erwartungen, die man von denſelben gehegt hat, bisher nicht im geringſten getäuſcht worden. Zugewanderte kapländiſche Goldgräber ſollen vielmehr noch zahlreiche neue Entdeckungen in dieſer Beziehung gemacht haben, der Ausbruch eines wirklichen Goldfiebers ſcheint aber durch die Präventivmaßregeln der deutſchen Regierung hintangehalten worden zu ſein. Die deutſche Kolonialtruppe iſt thatſächlich ins Leben getreten, jedoch halten ſie Sachverſtändige den wohl bewaffneten Hereros gegenüber nicht für genügend zahlreich. Zur Anbahnung einer umfaſſenderen Ausbeutung der Viehzucht des Hererolandes hat die Südweſtafrikaniſche Geſellſchaft auch ein erſtes größeres Schlächterei-Etabliſſement an der Küſte begründet.

Bezüglich Neuguineas haben wir unſeren früheren Berichten (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 14 f. u. 111 f.) nur als neu nachzutragen, daß es der Neuguinea-Kompagnie gelungen iſt, ihre Arbeitskräfte in den drei Hauptſtationen Finſchhafen, Hatfeldhafen und Konſtantinhafen erheblich zu vermehren, und dadurch ausgedehntere Strecken der Kultur zu unterwerfen, ſowie daß ſich das Verhältniß zwiſchen Leuten der Kompagnie und den Eingeborenen freundlicher und vertraulicher geſtaltet hat. Durch die Beobachtungen, welche man von dem Loger Main aus in der Ufergegend des Kaiſerin-Auguſta-Fluſſes angeſtellt hat, wurden nur die von Anfang an gewonnenen Eindrücke noch weiter befeſtigt und vervollſtändigt. Dieſe Gegend ſcheint in der That einer der werthvollſten Theile von Kaiſer-Wilhelmsland werden zu wollen.

Auf Neu-Pommern (Neu-Britannien) hat Landeshauptmann von Schleinitz auf ſeiner Recognoscirungsreiſe noch weitere 80 bis 150 m hoch gelegene Ebenen entdeckt, die er für ſehr kulturfähig hält, und zugleich rühmt derſelbe auch die vorzüglichen Hafenbuchten dieſer Inſel. Bei Neu-Mecklenburg fand er gute Häfen nur in der Nähe der Südſpitze. E. D.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— R. D. Beeston hat im vergangenen Jahre von Sandakan (in Nord-Borneo) aus eine Explorationstour nach dem oberen Segama gemacht, hauptsächlich aus Rücksicht auf die daselbst vermutheten Goldfelder. Seinem Berichte zufolge haben sich die von ihm gehegten Erwartungen auch vollkommen bestätigt, und sowohl die Goldseifen als auch die goldhaltigen Quarzriffe gewähren Aussichten auf reichliche Ausbeute. Das Land ist fruchtbar, aber wald- und wildreich. (Vergl. „The Scottish Geographical Magazine", Vol. IV, p. 218.)

Afrika.

— Unter der Führung von H. H. Johnston, der durch seine Reisen am Kilimandscharo und am Kongo wohl bekannt ist, will eine englische Expedition von der Mündung des Rio del Rey binnenwärts zum Benuë vordringen.

— Die Expedition Montague Kerr's nach Centralafrika (durch Wadelai nach dem Tsad-See), die in Folge der Erkrankung ihres Leiters aufgeschoben worden war, ist jetzt als definitiv geschritten zu betrachten, da M. Kerr seiner Krankheit in einem südfranzösischen Kurorte erlegen ist (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 16).

— Die Portugiesen thun beständig neue Schritte, um ihren nominellen afrikanischen Kolonialbesitz zu einem thatsächlichen zu gestalten. So haben sie kürzlich Ambrisette und Muculla, südlich von der Kongomündung, mit Besatzungen versehen, und ein gleicher Schritt soll von ihnen auch bezüglich Kinlembos beabsichtigt sein. In Ostafrika haben sie eine Telegraphenlinie von Quilimane nach der Zambesi-Mündung angelegt, sowie auch nach Montpez (60 km binnenwärts). Von der Eisenbahn zwischen Loanda und Ambaca endlich, die im Ganzen 500 km lang werden wird, ist eine Strecke von 60 km fertig gestellt (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 15).

— M. Thomas hatte schon im Jahre 1885 auf bedeutende Phosphat-Ablagerungen im südwestlichen Tunesien (bei Tenezza, Mibes und Gbeibla) hingewiesen. Die Untersuchungen, die er im vergangenen Jahre angestellt, haben aber eine noch viel weitere Ausdehnung derselben herausgestellt. Es dürfte sich damit eine neue wichtige Hülfsquelle des französischen Schutzstaates erschliessen.

— Nach den Untersuchungen M. Hérard's beträgt der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth in der Bucht von Gabès, an der tunesischen Küste, nicht weniger als 2 m. Bei Mehdiah sind die Gezeiten noch immer merklich genug, gegen Tripolis werden sie aber allmählich sehr geringfügig. Die Fluthwelle kommt für Tunis von Osten her und bewegt sich erheblich langsamer als die oceanische, nämlich in 24 Stunden. („Revue scientifique" 1888, I, p. 414.)

— Nach einer Zusammenstellung von A. Wauters sind von 427 Beamten des Kongo-Staates bis December 1887 nicht weniger als 64 gestorben, während 86 andere aus Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand vor Ablauf ihres dreijährigen Kontraktes nach Europa zurückgelandt werden mußten. Wenn man bedenkt, daß es vorzugsweise kräftige Leute sind, die man aussendet, so wird man diese Ziffern doppelt erschrecken finden.

— Den officiellen Angaben zufolge bezifferte sich die Ausfuhr des Kongo-Staates während des Jahres 1887 auf 7⅔ Mill. Frcs., sie war also um ziemlich eine Mill. Frcs. bedeutender als im Vorjahre. Außer Kaffee, der mit 1⅘ Mill. Frcs. figurirt, wurden besonders Elfenbein, Kautschuk und Gummi ausgeführt. Die Einfuhr wird für dasselbe Jahr auf 5 bis 6 Mill. Frcs. geschätzt.

Südamerika.

— Der Gouverneur des argentinischen Chubut-Gebietes, G. Fontana, hat eine bewaffnete Expedition in die Anden unternommen, um einer Anzahl von Ansiedlern, die sich daselbst niederlassen wollen, die Stätte zu bereiten, und zugleich auch das wenig bekannte Gebirgsland südlich von dem Lago de Nahuel-Huapi genauer zu erforschen.

— Nach weiteren Mittheilungen aus Cuyaba ist es Dr. K. von den Steinen gelungen, eine reiche ethnographische Sammlung von den Indianerstämmen am oberen Xingu zu erwerben. Als ein besonders wichtiges Ergebniß wird auch die Entdeckung der Reste eines Karaiben-Stammes bezeichnet, der unter dem Namen der Bakairi und Nahugua in der Gegend haust. Der Name „Karaibe" soll so viel wie „Fremder" bedeuten und noch heute allgemein angewendet werden.

— Die Goldproduktion von Venezuela hat sich in dem laufenden Jahrzehnt beträchtlich gesteigert. Während dieselbe im Jahre 1882 nur reichlich 8 Mill. Mark betrug, stieg sie im Jahre 1883 auf 10½ Mill. Mark, im Jahre 1884 auf 13½ Mill. Mark, und im Jahre 1885 sogar auf 16⅔ Mill. Der Grenzstreit zwischen Venezuela und Britisch-Guayana, der zu kriegerischen Verwickelungen zu führen drohte, ist durch die Entdeckung vielversprechender neuer Goldfelder verursacht worden.

— Die Nachrichten von der Entdeckung bedeutender Goldlager im Grenzgebiete des französischen und niederländischen Guayana scheinen sich ebenfalls zu bestätigen, und da die in Folge davon zu erwartende Grenzregulirung der französischen Besitzung zu gute gehen dürfte, so hat sich diese letztere davon den erheblichsten Vortheil zu versprechen.

— „L'Etoile du Sud" giebt die brasilianische Einwandererzahler für das Jahr 1887 auf 55 956 an. Von den in Rio Janeiro Gelandeten 31 310 waren 17 115 Italiener, 10 205 Portugiesen, 1766 Spanier, 717 Deutsche, 274 Oesterreicher und 241 Franzosen. Eine beträchtliche Zahl Deutsche wird natürlich nach den Häfen von San Paulo, Rio Grande do Sul und Santa Catharina gegangen sein.

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Asiatische Eisenbahnen. I. (Mit einer Karte.) — Durch Thessalien. V. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. F. Boas: Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker. III. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Rundschau über die deutschen Schutzgebiete. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion am 13. Mai 1888.)

Hierzu eine Beilage der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. B.

Redaktion: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Rouen.

Von Dr. H. Zschalig.

I.

(Mit acht Abbildungen.)

Unter den abgesetzten alten Hauptstädten Frankreichs, die sich in ziemlich gleicher Entfernung rings um Paris, d. h. durch zwei- bis dreistündige Fahrt von da aus erreichbar, befinden, ist Rouen, das gallisch-römische Rotomagus oder Ratumagus — die Residenz der einst so mächtigen Herzöge der Normandie und gegenwärtig die Hauptstadt des Departements der „Unteren Seine“ (Seine Inférieure) — nicht nur die größte, sondern auch bei weitem interessanteste und wichtigste.

Das wenig mehr als halb so große Orleans ist wohl strategisch wichtiger, sonst aber in jeder Beziehung unbedeutender, dazu auffallend unbelebter, und, obgleich es eine der maßgebendsten Städte des alten Frankreich gewesen, doch lange nicht so reich an historischen Erinnerungen als die alte Normannenstadt. Troyes, die einstige Hauptstadt der Champagne, dürfte den Freund malerischer Mittelalterlichkeit vielleicht anfangs durch etwas zahlreichere krumme, schmutzige und unversehrt gebliebene Straßen mit alten, oft geschnitzten Holzhäusern stärker anziehen, als die größere, untere Schwesterstadt in ihrem vielfach modernisirten Gewande, bald aber wird er in letzterer das an mittelalterlichen Prachtbauten, an Kunstschätzen und Sammlungen reiche, wahre französische Nürnberg entdecken.

Reims, die alte Krönungsstadt der französischen Könige, mit ihrem altehrwürdigen Dom hat sich zwar in den letzten Jahrzehnten infolge mächtigen gewerblichen Aufschwunges und starker Verkehrssteigerung Rouen in der Größe bedeutend genähert (gegenwärtig mit etwa 98 000 Einwohnern), es wird dasselbe aber schwerlich jemals überflügeln. Von Amiens endlich, der Pikardenhauptstadt, die an rührigem Gewerbfleiß und an Fabrikbetrieb Reims wenig nachgiebt, gilt fast das Gleiche. Auch hier ist nur ein Dom — wenn auch eins der schönsten Denkmäler gotischer Baukunst — und dazu ein Museum zu bewundern.

Unter den elf über 100 000 Einwohner zählenden Großstädten Frankreichs, ist Rouen zufolge der neuesten Zählung (von 1886) freilich nur die vorletzte, da es nun auch vom schnellwachsenden Havre — sowie früher von Lille — überholt wurde. Aber unbestritten ist es ist auch „eine der ersten in Bezug auf die Schönheit seiner öffentlichen Gebäude“ [1]) sowie auch in Rücksicht auf seine wirthschaftliche Bedeutung als Handelsplatz und Industrieherd, welch letztere

[1]) Vgl. E. Reclus (Géographie universelle, vol. II), der Rouen allerdings als die siebente Stadt Frankreichs bezeichnet. Nach dem „Annuaire de l'économie politique“ von M. Block ist die Uebersicht der französischen Großstädte folgende: Paris 2 344 550 (+ 75 527), Lyon 401 930 (+ 25 327), Marseille 376 143 (+ 16 014), Bordeaux 240 582 (+ 19 277), Lille 188 272 (+ 10 128), Toulouse 147 617 (+ 7328), Nantes 127 482 (+ 3161), St. Etienne 117 875 (— 5938), Havre 112 074 (+ 6207), Rouen 107,163 (+ 1257), Roubaix 100,229 (+ 8472). Von Städten unter 100,000 folgen dann zunächst:

Digitized by Google

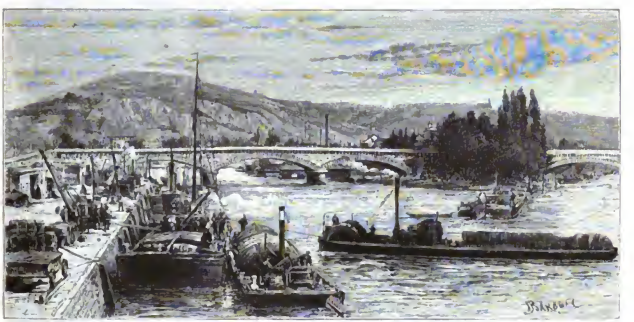
Die Seine bei Bonsecours.

Digitized by Google

Bedeutung mit der Bewohnerzahl der Stadt selbst in keinem Verhältniß steht. So ließe sich Rouen mehr als die meisten Städte Frankreichs zum Ausgangspunkt interessanter geographischer, volkswirthschaftlicher und kulturhistorischer Betrachtungen machen! Vor allem verdiente jedoch die Stadt von den in Paris weilenden Fremden mehr als bisher besucht zu werden; und wie man die französische Hauptstadt nicht gern verläßt, ohne das gewissermaßen dazu gehörige Versailles oder Fontainebleau gesehen zu haben, so sollte man auch Rouen nicht vergessen.

Wir hoffen, daß die Bilder, die wir in Folgendem vorführen und in denen wir die Stadt in ihrem heutigen Zustande darstellen, Manchem, besonders auch unter denen, die etwa zur bevorstehenden Weltausstellung nach Paris reisen, Lust zu einem solchen Abstecher machen werden. Möchten alle diejenigen, welche das verwirrende Bild der Weltstadt, zumal zur Zeit großer Ausstellungen und Feste, eine klare Anschauung von echt französischem Leben und Treiben nicht gewinnen läßt, unserem Winke folgen, und wir sind überzeugt, daß diese Fahrt nach der Normandie (wenn möglich bis Havre) sie nicht gereuen wird. Dieselbe wird ihnen die wichtigsten Quellen des Reichthums und Glanzes, der sie in Paris blendet, klar erkennen lassen: Frankreichs Boden, seine Gewässer und die Rührigkeit seiner Bewohner.

Die hervorragende Stellung Rouens läßt auf eine ausgesucht günstige natürliche Lage der Stadt schließen. Zu geographischer Hinsicht gehört das Departement, dessen Hauptstadt es ist, der ausgedehnten, gewöhnlich als Pariser Becken bezeichneten nordfranzösischen Ebene an. Hügelreihen — die gegen die Denudation widerstandfähigsten ältesten Schichten der in diesem Becken vorherrschenden Kreide- und Tertiärbildungen — gliedern das ungeheure Flachland aber in zahlreiche kleinere Becken und Thalkessel, deren Zusammengehörigkeit oft nur durch die Flüsse angezeigt wird, die ihren Weg durch dieselben genommen haben. Ein solches Sonderbecken bildet nun auch derjenige Theil des Unteren Seinedepartements, der sich nördlich vom unteren gewundenen Seinelauf ausdehnt. Im Westen und Norden vom Meere bespült, aber gegen das Ungestüm desselben geschützt durch 50 bis 250 m hohe Sanddünen und



Die neue Brücke.

Kalkfelsen (Falaisen), im Osten und Süden umrahmt von den bis zu 250 m hohen Höhenrücken von Bray und von den Ufergebirgen der Seine, trägt diese reichbewässerte Landschaft auch in Bezug auf Klima und Vegetation ihr eigenes, sogar schon von der Ober-Normandie und anderen Grenzgebieten verschiedenes Gepräge.

Wenngleich die Ebene von Rouen zum Theil zwischen denselben Breitengraden (49 und 50°) und denselben Isothermen (von 8 und 9°) als beispielsweise die Schaumwein erzeugende Champagne gelegen, und von dieser hinsichtlich der mittleren Jahreswärme nur wenig verschieden ist (Rouen 8,4°, Châlons sur Marne 8,9°) so suchen wir doch — und die feuchtkühle Seeluft, die wir einathmen, sagt uns warum — umsonst nach Reben an den lachenden Hügel- und Ufergeländen der Seine in der Gegend von Rouen (S. Abbildung 1) oder an den höhenreichen, 200 bis 260 m hohen, bewaldeten Kalkbergen, die, mit zahlreichen Ruinen von Burgen, Abteien und Klöstern gekrönt, die Einförmigkeit der weiten Wiesenfluren unterbrechen und im Verein mit zahlreichen Flüssen und Bächen (Bethune, Saône, Durdent, Ganzeville 2c. sowie der Seine mit ihren Nebenflüssen) das Gesammtbild der Landschaft zu einem so lieblichen und malerischen gestalten. Wer besonders einmal im Frühling — der hier, wie in Norddeutschland, im April beginnt — die buntgewirkten weiten Teppiche üppiger Grasflächen überschaute, wer im Wonnemonat Mai die Blüthenpracht der Straßen, Wiesen und Aecker umfämmenden Obstbäume schaute, und im Sommer durch die goldenen Aehrenfelder schritt, wird ebenso sehr von der Schönheit wie vom Reichthume des Ländchens überzeugt sein.

An welchem Punkte desselben werden wir nun seine Hauptstadt zu suchen haben? Wären die Verkehrsverhältnisse von jeher dieselben gewesen, wie heutzutage, wo größere Entfernungen zu Lande in Bezug auf den Austausch von Gütern und die Beförderung von Personen keine so wichtige Rolle mehr spielen, so würde sie unzweifelhaft am

Reims 97 903 (+ 4080), Amiens 80 288 (+ 6118), Nancy 79,058 (+ 5813), Nizza 77 478 (+ 11 199). — Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen den Zuwachs oder die Abnahme seit der vorigen Zählung (1881).

Digitized by Google

Panoramaansicht von Rouen.

Digitized by Google

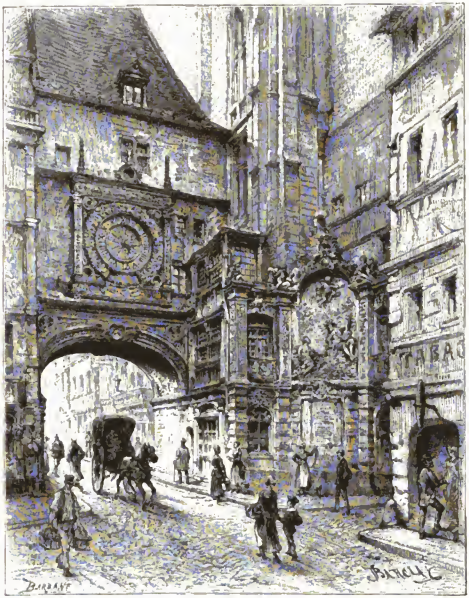
Meere, bezw. an der Seinemündung zu finden ſein, und keine andere Stadt als das raſch emporblühende Havre würde es ſein, wie es ja gegenwärtig in kurzer Zeit bereits die volkreichſte Stadt der Normandie geworden iſt. Anders war es in jener grauen — ſowie zum Theil auch noch in einer ziemlich grünen — Vorzeit, als das Land noch weniger „von der Kultur beleckt“ und beſonders noch nicht von Eiſenbahnen durchſchnitten war. Zu jener Zeit war die Seine faſt der einzige, auf jeden Fall aber der bequemſte und wichtigſte Verkehrsweg nicht nur für die Normandie, ſondern für das ganze nördliche Frankreich; ſie war die Hauptlebensader des Landes. Eine Stadt an der Seine, die womöglich die Vortheile der Meeresküſte — beſonders die für die Schiffahrt ſo wichtige Erſcheinung der Ebbe und Fluth — darbot, und dabei ſchon ein ziemliches Stück im Innern des Landes lag, mußte unbedingt den Handel und damit den Reichthum und die Macht an ſich reißen. Darum mußte das 129 km landeinwärts liegende Rouen Harfleur,

St. Laurent.

den ſeiner Zeit bedeutendſten Hafen der Normandie, ebenſo überwinden, wie es jetzt ſeinerſeits als Seehafenſtadt von Havre überwunden worden iſt. — Doch hierauf wollen wir unter Anführung noch weiterer wichtiger Gründe erſt ſpäter eingehen. Genüge es jetzt zu bemerken, daß Rouen da liegt, wo Ebbe und Fluth noch auffallend vorhanden ſind und täglich zweimal wiederkehren. Wichtig ſcheint es ferner, darauf hinzudeuten, daß die Seine daſelbſt einen ihrer ſtattlichſten Bogen beſchreibt, deſſen äußerer Rand trefflich zum Bau einer Stadt, deſſen innerer, der Strömung abgekehrte Winkel dagegen zum bequemen Anlegen der Schiffe geeignet iſt. — Merkwürdig iſt es auf jeden Fall, daß viele große und beſonders ſchöne Städte, wie Paris, Bordeaux, Nantes, New Orleans, Dresden u. ſ. w., ebenfalls an Flußwindungen, und zwar meiſt — wenigſtens mit ihren älteſten und ſchönſten Theilen — ſich an die äußeren Bogen anſchmiegen. — Dazu kommt bei Rouen, daß gerade an dieſer Stelle die Uferberge weiter, als es bei vielen

Digitized by Google

anderen Windungen der Seine der Fall ist, zurücktreten, und daß sie sich dann nach zwei Seiten hin, nach Norden und Nordosten, thalbildend verengen, und nur im Osten einen sanften Abhang (die Côte Ste. Catherine) bis an den Fluß, gleichsam zum bequemen Anlehnen für die Stadt, vorschieben. Zwei kleine Bäche — Robec und Aubette —, aus dem einen dieser Seitenthäler (Darnétal) kommend, durchfließen die Stadt im Osten, zwei andere kleine Flüsse, die bei Clères und Cailly entspringen, vereinigen sich Y-artig in dem am Westende der Stadt gelegenen Thal von Bapaume, das sie in südlicher Richtung durcheilen. Reizender und zugleich vortheilhafter kann man sich kaum die Lage eines Ortes denken. Und diesem Rahmen entspricht das durch denselben umschlossene Bild der vielthürmigen, im prächtig breiten Strome sich spiegelnden Stadt, das der mit dem Zuge von Paris kommende Reisende kurz vor und bei der Fahrt über die Eisenbahnbrücke vor sich hat (S. Abbildung 3), dessen freudige Betrachtung er aber, am rechten Ufer der Seine angelangt, sofort durch eine 1040 m lange Tunnelfahrt durch den Catherinehügel büßen muß. Von



Die Große Uhr.

dem unschönen, schornsteingethürmten linken Stadttheil bemerkt man bei der Ankunft von Paris zum Glück nur sehr wenig. Will man sich nun schnell einen möglichst richtigen und umfassenden Gesammteindruck von der Stadt verschaffen, so begiebt man sich am besten vom Westbahnhof, auf dem man ankommt, nach der nahen, neudurchgebrochenen, parisisch großartigen Jeanne d'Arc-Straße, die einen in der Richtung von Nord nach Süd unmittelbar wieder an die Seine führt. Hier wird man vor allen Dingen die prächtigen, breiten Uferstraßen mit ihrem Leben und Treiben bewundern, und ein Besuch der gerade vor einem befindlichen Neuen Brücke (Pont neuf) gewährt einen aufwärts einen herrlichen Blick auf den gewaltigen, gegen 230 m breiten Strom mit zahllosen Fahrzeugen aller Art, die denselben bedecken, und mit der schönen Steinbrücke (dem früheren Pont neuf [1]), die gleichzeitig den unteren Theil der

[1]) F. von Hellwald erwähnt in seinem bekannten nach „den neuesten Quellen" bearbeiteten Buche: „Frankreich, das Land und seine Leute" (1887!) nur diese Brücke; auch seine sonstigen Angaben scheinen mehr auf eine frühere Zeit Bezug zu haben.

malerischen Flußinsel Lacroix mit den beiden Ufern der Seine verbindet (S. Abbildung 2). Oberhalb der Brücke erblickt man die Hügelkette von Bouscours.

Begeben wir uns sodann, um einmal die ganze Stadt überblicken zu können, auf den nahen, stromaufwärts liegenden Catherinehügel, so wird uns besonders auffallen, daß die Stadt, die uns beim ersten flüchtigen Seitenblick als ein innerhalb natürlicher Grenzen liegendes Ganzes erschien, einen eigentlichen Abschluß nur an den wenigen Stellen zeigt, wo Berg und Fluß ihn nothwendig geboten. Die in früheren Zeiten Rouen umgürtenden Festungsmauern und Gräben sind schon seit über 100 Jahren (1770 bis 1780) verschwunden und, wie in Paris, durch vornehme Boulevards ersetzt worden — die Boulevards Cauchoise, Jeanne d'Arc, Beauvoisine, St. Hilaire und Gambetta, deren Ring um die Altstadt durch die Kais von Havre, von der Börse und von Paris geschlossen wird. — Ein sechster Boulevard, sowie vier weitere Kais befinden sich am linken Flußufer in der sonst an schönen Anlagen armen Vor- oder Neustadt St. Sever. — Diese breiten, von Bäumen beschatteten, prachtvollen Verkehrswege, an die sich in mehreren Vorstädten noch fast gleich schöne „Avenues" anschließen, nebst den in den letzten Jahrzehnten ausgeführten Durchbrüchen und den zur weiteren Verschönerung der Stadt geschaffenen öffentlichen Gärten und Squares, sind es hauptsächlich, welche der alten Metropole des Nordens neben ihrem altertümlich engbrüstigen einen modern freiathmenden, großstädtischen Charakter verliehen und damit zugleich die Gesundheitsverhältnisse derselben wesentlich gebessert haben. Für gute Luft hilft außerdem auch die große Menge, in neuerer Zeit noch an Umfang und Zahl vermehrter öffentlicher Plätze sorgen, deren jetzt gegen 40 vorhanden sind.

Von schönen Garten- und Parkanlagen sind besonders mehrere der hervorragendsten öffentlichen Gebäude, wie z. B. das Hôtel Dieu, die Präfektur und das Stadthaus (Hôtel de Ville), umgeben. Einen flüchtigen Blick auf den aristokratischen Square Solferino, dem herrlichsten von allen, konnten wir schon bei unserem Gange durch die Jeanne d'Arc-Straße werfen. Eben diesen Blick zeigt dem Leser unser Bild, als dessen schönen monumentalen Hintergrund im Osten er die anmuthige Kirche St. Laurent (jetzt Privathaus) vor sich sieht (S. Abbildung 4).

Die wichtigsten neuen, mittelst großartiger Durchbrüche entstandenen Straßen sind die sich kreuzenden Thiers- und Jeanne-d'Arc-Straße und die Rue de la République, von denen letztere zwei von Süd nach Nord laufen. Früher war die wichtigste der von Süd nach Nord, d. h. von der Seine ausgehenden Straßen die Rue du Grand Pont und ihre Fortsetzung (Rue des Carmes und Rue Beauvoisine) und der Hauptweg der von Ost nach West, d. h. der parallel zur Seine laufenden Straßen die Rue St. Hilaire, Rue St. Vivien, Rue des Faulse, Rue de l'Hôpital, Rue Gauterie und Rue des Bons-Enfants. Diese Hauptstraßen gliederten die Stadt zugleich in vier große Haupttheile. Der naturgemäßen Richtung aller Straßen von Süd nach Nord und Ost nach West verdankte auch übrigens schon das alte Rouen trotz zahlreicher Krümmungen und Winkel eine gewisse Regelmäßigkeit, die es dem Fremden neben dem fortwährenden Auftauchen hoher charakteristischer Kirchthürme wesentlich erleichterte, sich in dem Labyrinth der engen Straßen zurecht zu finden.

Rue Harenguerie.

Daß übrigens von dem alten malerischen Rouen noch manch interessanter Rest vorhanden ist, beweisen unsere heutigen Bilder aus der oft gemalten Rue de l'Epicérie sowie ein Treppenhof der Rue Harenguerie.

Sonst ist nirgends zu ersehen, wo die Stadt selbst aufhört und die daran grenzenden, stark wachsenden Ortschaften, die sich nach allen Seiten hin in fast ununterbrochener Reihe an einander schließen, beginnen. — Dieser Umstand erklärt es auch warum Rouen zu den langsam und wenig wachsenden Großstädten Frankreichs gehört, und trotz seiner commerciellen und industriellen Regsamkeit nicht mehr Einwohner zählt. Es geht ihm wie Paris: Die Ortschaften der nächsten Umgebung vergrößern sich gewissermaßen auf seine Kosten, weil die Zahl derjenigen immer zunimmt, welche die Vortheile der Großstadt genießen wollen, ohne unter deren Nachtheilen — besonders deren hohen Steuersätzen und theuren Preisen — zu leiden. Betrachtet man also alle die Vororte nur als Glieder oder Arme der Stadt, die, wie die Glieder in der Fabel des alten Menenius Agrippa, ohne den sie ernährenden Magen nicht bestehen könnten, so wäre die Zahl 170 000 als Gesammteinwohnerzahl von Rouen gewiß nicht zu hoch gegriffen. Die wichtigsten und größten dieser Orte sind Sotteville (gegen 15000 Einwohner), Darnétal (6600), Petit-Quevilly (über 8000), Déville (c. 5500), Barentin (c. 4300).

Wer die Reise nach Rouen von Havre aus auf der Seine macht, was im Sommer bei täglicher Dampfbootverbindung zwischen beiden Städten sehr bequem und in Anbetracht der reizenden Uferlandschaften sehr zu empfehlen ist, lernt die Stadt gleich von einer ihrer imposantesten

Digitized by Google

Seiten kennen, nämlich ihren Stolz — den Hafen. Er befindet sich auf dem linken Ufer der Seine und beherbergt in seinen Docks Schiffe aller Nationen, vom stolzen Dreimaster bis zur bescheidenen Schüte, vom mächtigen Seedampfer an bis zum unscheinbaren Seineboot und Schleppdampfer.

Als Seehandels- und Seinestadt hat man Rouen in der That zuerst ins Auge zu fassen.

Das hohe Ansehen, das Rouen schon im Mittelalter genoß, beruhte fast nur auf seinem Handel, dem es ja auch seine ersten Privilegien verdankte. Bereits zu Anfang des 7. Jahrhunderts wird die Stadt in der Stiftungsurkunde des Marktes von St. Denis zweimal als ein wichtiger Mittelpunkt des Handels erwähnt. Im 10. Jahrhundert bezeichnet Dudon von St.-Quentin die Bewohner Rouens als „mercatores Rotomo commorantes," „die in Rouen wohnenden Kaufleute". Um die Mitte des 11. Jahrhunderts erlangten die Handelsleute von Rouen besondere Freiheiten im Hafen von Dungeneß [1]) woraus zu ersehen, daß die Schifffahrt dabei bereits eine Hauptrolle spielte. Wenn auch der Hafen von Harfleur an sich bedeutender war, so blieb doch Rouen jederzeit die Hauptstadt der Normandie und der eigentliche Mittelpunkt des Handels, und fast bis in die neueste Zeit war es der dritte Handelshafen Frankreichs, während es gegenwärtig allerdings nur noch der fünfte ist [2]).

Rouen erfreut sich als Seehafen im allgemeinen derselben Vortheile und Nachtheile, wie Bordeaux und Nantes. Wesentlich ist vor allem die Beschaffenheit der Mündungsbusen der hierbei in Frage kommenden Ströme, von denen jeder, trotz mancher Aehnlichkeit, seinen eigenthümlichen Charakter hat. — „Die Mündung der Seine", sagt L. Simonin [1]), kann weder mit der Gironde- noch mit der Loiremündung, die gewissermaßen abgegrenzt und disciplinirt sind, verglichen werden; und doch bildet sie auch kein Delta, wie der Rhone und die meisten Flüsse des Mittelländischen Meeres."

Früher überfluthete der Strom weithin das Land, das er durchströmte, und er bedeckte es hier und da mit Sandbänken. Schon Ludwig XIV. wollte deshalb unterhalb Quilleboeuf von holländischen Ingenieuren Dämme anlegen lassen. Die jetzt gezogenen Deiche beginnen bereits oberhalb Berville, wo die Risle in die Seine mündet, wodurch Tausende von Hektaren trockenes Land gewonnen worden sind, und das Flußbett eine bedeutende Verengung erlitten hat. Indem man aber dadurch namentlich der Schifffahrt bis Rouen zu Hülfe zu kommen glaubte, hat man nicht bedacht, daß man ihr auch neue, mit der Zeit vielleicht noch erheblicher werdende Hindernisse bereiten würde. Der Hauptübelstand dieser Einengung besteht darin, daß mit der Fluth nicht mehr dieselbe Wassermenge eintreten kann und daß dadurch auch die Bucht, die dieselbe beim Zurückströmen (der Ebbe) zur Reinigung des Strombettes anzuüben vermag, eine geringere geworden ist. So ist ein Theil der Mündung versandet, und das Flußbett hat sich erhöht, wozu unter anderem auch die durch Unterwaschungen der Küste, besonders des Cap de la Hève, entstandenen Geröllemassen beigetragen haben. Ja, es haben sich sogar Sandbänke und Untiefen gebildet, welch letztere besonders darum gefährlich sind, weil sie sich fortwährend verändern, so daß trotz der größten Wachsamkeit, die eine fast tägliche Untersuchung des Fahrwassers erfordert, die Schifffahrt darunter leidet. Weitere und vielleicht noch größere Schwierigkeiten aber bieten der Seineschifffahrt die Sandbänke und die theilweise zu geringe Tiefe des gewundenen Stromlaufes selbst dar. Leider schienen gerade diese Windungen, deren unterhalb Rouen nicht weniger als drei vorhanden sind, die Bildung von Sandbänken und seichten Stellen zu begünstigen, indem sie

Rue de l'Epicerie.

[1]) Bgl. A. Giry's interessantes Buch: Les Etablissements de Rouen" (Paris 1883), vol. I, p. 24, wo gleichzeitig auf eine weitere Quelle für die Geschichte des Seehandels der Stadt im Mittelalter hingewiesen wird: De Fréville, „Mémoire sur le commerce maritime de R. depuis les temps les plus reculés jusqu'au XVIe siècle", 2 vol. (Rouen 1857).

[2]) Bergl.: Relevé général du tonnage des Marchandises transportées sur les fleuves etc. Ministère des travaux publics, Paris 1887.

[1]) Bergl.: Revue des Deux Mondes: Les grands ports de commerce, 1878, vol. 25, p. 850 ff.

Digitized by Google

das an sich schon äußerst geringe Gefälle des Stromes noch mehr hemmen und verlangsamen.

Namentlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wo die in der Seine mehr als in anderen Flüssen gefürchtete Springfluth („masearet“ oder auch „barre“ genannt) ihren Höhepunkt erreicht, und wo dieser Zusammenprall der übermächtig im Flußbett emporsteigenden Gewässer mit der gegen sie ankämpfenden natürlichen Strömung des Flusses ein ganz außerordentlicher ist, und einen großartigen Anblick gewährt, um deswillen oft zahlreiche Zuschauer von Paris und Havre herbeieilen, kann das Auffahren auf eine solche Sandbank selbst für größere Schiffe verhängnißvoll werden, wie es der Untergang des „Romeo“ am 21. September vorigen Jahres bewiesen. Dieser starke englische, erst 1883 gebaute eiserne Schraubendampfer von 2279 tons Gehalt strandete am Nachmittage des genannten Tages auf seiner Fahrt nach Rouen. Da er sich jedoch in günstiger Stellung befand, hofften die Lotsen, ihn ohne Schwierigkeit

Markt am Hohen Alten Thurm.

wieder flott zu machen, allein die Nachts ½12 Uhr nahende Fluthwelle schlug mit solchem Ungestüm gegen das Schiff, daß sie dasselbe umstürzte, so daß die Masten am Ufer zerbrachen und sieben Reisende und sechs Schiffsleute dabei ihr Leben verloren.

Der gewöhnliche Mascaret wiederholt sich natürlich alle Tage auf der Seine und stört besonders die den Zwischenhandel unter den französischen Häfen besorgenden Küstenfahrer sowie die aus den Kanälen einlaufenden Transportschiffe. Wenn irgend möglich, flüchten sich dieselben dann in den sogenannten „Trait“, eine Art Einbuchtung oder Nothhafen am rechten Seineufer, in ziemlich gleicher Entfernung von Rouen und Tancarville. Fahrzeuge, die diesen Trait nicht zu erreichen vermögen, sind auf den offenen Kampf mit der Fluth angewiesen, und die im Strombette begrabenen Trümmer erzählen, wie dieser Kampf nur zu oft endet.

Aber alle diese Gefahren und Hindernisse, zu denen sich

Digitized by Google

hauptsächlich noch die Nebenbuhlerschaft des die Flußmündung beherrschenden Havre, und der bereits weiter oben angedeutete Umstand gesellt, daß Rouen in Anbetracht der heutigen Verkehrsverhältnisse zu weit landeinwärts liegt, konnten Rouen als Seehandelsstadt nur bedrohen, konnten es aber aus seiner commerciellen Stellung als Vermittler zwischen Paris und dem Seinebusen nicht verdrängen[1]). Die Stadt hat übrigens kein ihr als Hauptstadt des Departements zu Gebote stehendes Mittel anzuwenden versäumt, um ihren bereits leerer gewordenen Hafen sammt den stiller gewordenen Quais wieder zu beleben. Sie hat vor allem das Fahrwasser abgrenzen und vertiefen lassen, so daß Schiffe von 5 m Tiefgang in den jetzt mit Docks, sowie mit Werften und bequemen Lagerräumen versehenen Hafen einlaufen können, während vor nicht langer Zeit nur Cabotage-Schiffe von höchstens 3½ m Tiefgang bis Rouen zu fahren vermochten. — Außerdem besitzt Rouen in Quilleboeuf einen Vorhafen an der Seinemündung, der Schiffe von über 9000 Tonnen Gehalt aufnimmt.

Der zwischen Havre und Tancarville (gegenüber Quilleboeuf) geplante Kanal, gegen dessen Ausführung Rouen mit ziemlich unbegründeter Besorgniß so lebhaft geeifert hat, würde nach L. Simonin's Ansicht nicht Rouen „entthronen", sondern nur die Ausfuhr eines der ersten französischen Häfen erhöhen[2]).

Auf jeden Fall wird Rouen noch der wichtigste Handels- und Umladeplatz für solche Güter bleiben, die höhere Transportkosten, wie sie die Beförderung durch die Bahn verursacht, weniger vertragen, besonders für Bau- und Brennmaterialien, sowie für landwirthschaftliche Erzeugnisse u. dergl. (Bausteine, Kalk, Cement, Ziegel, Dachschiefer, Kohle, Holz, Rübenzucker, Wein, Oel, Heu, Dünger, Erze rc.). Für alle diese Güter bleibt die Seine, deren Tiefe (mouillage) von Rouen bis Paris nunmehr überall — die nach dem Gesetze vom 6. April 1878 ausgeführten Arbeiten, besonders die grobartigen, zum Theil beweglichen Schleusenwehre (barrages) und Schleusen von Poses wurden 1886 dem Verkehre übergeben[3]) — auf 3,20 m gebracht worden ist, natürlich der bequemste Weg und Rouen der Mittelpunkt ihres Austausches.

Die neueren und neuesten Zahlen der französischen Zoll- und Schifahrtsstatistik weisen in der That nicht einen wirklichen Rückgang des Handels von Rouen nach, sondern vielmehr eine relative Zunahme. Im Jahre 1875 betrug die Ausfuhr auf 1086 Schiffen 240 907 Tonnen (darunter 604 Dampfer mit 165 534 Tonnen) und die Einfuhr 222 683 Tonnen auf 953 Schiffen. Im Küstenverkehre liefen 1124 Fahrzeuge von 124 995 Tonnen ein und 1068 Fahrzeuge mit 114 278 Tonnen aus; zusammen also 702 874. Der Seeverkehr war meist nach England, die Küstenschifahrt aber nach Havre gerichtet. Im Vorhafen Quilleboeuf übertrieg die Ein- und Ausfuhr 350 000 Tonnen im Werthe von über 100 Millionen Francs. — Eingeführt wurden hauptsächlich Steinkohlen, Kupfer, Blei, Eisen, Zucker, Baumwolle, Wolle, Hanf, Holz, Farbstoffe und Wein; ausgeführt dagegen vorwiegend Landes- und Industrieerzeugnisse.

Im Jahre 1885[4]) belief sich die Gesammtausfuhr (einschließlich Küstenverkehr oder Cabotage) auf 912 900 Tonnen und die Ausfuhr auf 158 800, zusammen 1 071 700 Tonnen.

Während aber Rouen in Bezug auf den Tonnengehalt gleich nach Marseille, Bordeaux, Havre, Dunkirchen, also an fünfter Stelle kommt, so nimmt es hinsichtlich der Gesammtwerthe der ein- und ausgeführten Waaren (1884: 195 983 314; 1885: 178 428 519 Francs) erst den siebenten Platz ein, indem Boulogne und Cette noch dazwischen treten. Die Zahl der zwischen Rouen und Havre verkehrenden Transportdampfschiffe betrug 1885: 1753, wovon 1518 aufwärts fuhren.

Wenn die Handelsbewegung an Tonnengehalt im Vergleich zu 1884 wieder geringer geworden ist, so war dasselbe auch bei sämmtlichen übrigen französischen Häfen mit Ausnahme von Dunkirchen der Fall. Hinsichtlich der Werthe fand eine Steigerung statt bei Marseille, Dunkirchen und Boulogne, eine Abnahme bei Havre, Bordeaux, Cette, Rouen rc. Am 31. December 1885 befand Rouen 52 Dampfer mit 3870 Tonnen und 42 andere Schiffe mit 5334 Tonnen Gehalt. Interessant dürften zum Schluß noch einige Angaben über die Handelsbeziehungen Rouens zu Deutschland sein.

Im Jahre 1884 waren 113 deutsche Schiffe eingegangen, darunter 3 leer und 1 in Ballast; ausgegangen 111 Schiffe, darunter 32 mit Ladung, die übrigen in Ballast. Am Jahresschlusse befanden sich zwei deutsche Schiffe im Hafen.

Nach einem Bericht des k. k. österreichischen Consulargenten zu Rouen über Schiffahrt und Waarenverkehr im Jahre 1885[1]) kamen von der gesammten Waareneinfuhr auf Deutschland folgende Beträge:

Hutfenfrüchte	455 983 von	3 331 473 kg
	(nur von Oesterreich übertroffen).	
Saatmehl	637 310 von	648 790 kg
	(das übrige von England).	
Leinsdotter, Hanfsamen, Senfsamen rc.	212 258 von	6 999 113 kg
	(auf Rußland über 6 Millionen).	
Eichenholz, roh oder behauen	4 654 von	5 100 11
	(das übrige von Oesterreich).	
Eichenholz, zerlägt	7 725 von	10 948 1
	(das übrige von Oesterreich).	
Hanf, gebrochen und als Werg	106 514 von	236 822 kg
	(der übrige meist von England).	
Wickensämer	4 598 914 von	4 678 914 kg
	(die übrigen meist aus Oesterreich).	
Stärke	21 578 von	424 050 kg
	(die übrige meist aus England und Oesterreich).	
Wein in Gebinden	622 von	48 335 712 l.
Spiritus (Alkohol)	107 478 von	123 408 l.
	Dazu noch kleine Beträge von Mineralwässern (20 Liter), Medicinalwurzeln (45 kg), rohem Stein und Schieferöl	
	121 von	4 914 508 kg.
Stearinsäure	525 von	40 882 kg.

Im Anschluß an die Schiffahrt und den Seehandel sei noch auf den nicht ganz unbedeutenden Antheil Rouens an einem damit eng verwandten Gewerbe, am Seefischfang, hingewiesen. Im Jahre 1884[2]) betheiligten sich daran aus Rouen 411 Fischer mit 212 Kähnen und erzielten einen Gewinn von 347 873 Francs, während Havre nur 411 Fischer und 195 Kähne zählte und nur einen Gewinn von 219 254 Francs zu verzeichnen hatte. Die wichtigsten Mittelpunkte der Seefischerei am Aermelkanale sind Boulogne, La Hougue, Dunkerque, Fécamp, Saint-Valery-sur-Somme, Gravelines, Caen und Calais.

Doch verlassen wir jetzt das Meer, die Seine und den Hafen von Rouen und wenden uns von der etwas zurücktretenden maritimen zu der immer kräftiger und entschiedener hervortretenden industriellen Seite der rührigen Stadt.

[1]) Vergl. E. Reclus, Géogr. univ. II, p. 758.
[2]) Vergl. Revue des D. M. 1878, T. 25.
[3]) Ausführlichere Beschreibungen nebst erläuternden Abbildungen dieser Arbeiten enthalten die Nummern vom 27. Nov. 1880 und vom 2. Juli 1887 der Pariser Zeitschrift „L'Illustration".
[4]) Vergl. Relevé général du tonnage des Marchandises (par les Ministère des travaux publics) pendant l'année 1885. Paris 1887.

[1]) Vergl. Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr aus dem österreichischen Departement im k. k. Handelsministerium. XXXIV. Bd., Wien 1887.
[2]) Vergl. Annuaire statistique de la France, Paris 1887, p. 448—449.

Digitized by Google

Asiatische Eisenbahnen.

Von Dr. Emil Deckert.

II.

Die Veränderungen und Umgestaltungen, welche mit Asien vor sich gehen werden, sobald erst das Zeitalter der Eisenbahnen über den Welttheil hereingebrochen sein wird — diese Veränderungen und Umgestaltungen werden sich natürlich in keinem Falle auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der daselbst hausenden Völker beschränken, sondern dieselben werden auch das politische Leben und das gesammte Kulturleben ergreifen. Daß dem neuen Verkehrsinstrumente auch in dieser Hinsicht eine gewaltige Kraft innewohnt, haben wir ja an uns selbst zur Genüge erfahren. Den politischen Institutionen und der Kulturentwickelung unseres europäischen Mittelalters ist durch die Erfindung der Locomotive ein noch viel definitiveres Ende bereitet worden, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch die großen transoceanischen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Sollte die bedeutungsvolle Neuerung in Asien nicht eine ähnliche Wirkung ausüben müssen?

Was wir von den asiatischen Eisenbahnen vor allen Dingen zu erwarten haben, das ist nach unserer Meinung eine gründliche Reorganisation der Staatsformen und Staatsverwaltungen in den verschiedenen asiatischen Territorien.

Unter den geographischen Momenten, die bestimmend auf die eigenartige Organisation der asiatischen Staatswesen einwirkten, standen zwei oben an: Asien war der Erdtheil der territorialen Isolation, und es war gleichzeitig der Erdtheil der territorialen Riesenhaftigkeit. Darin lag aber unserer Ueberzeugung nach sowohl die Stärke als auch die Schwäche der asiatischen Staatswesen wesentlich begründet.

Bei der Art der natürlichen Begrenzung durch weite Wüsten und durch nahezu unübersteigliche Hochgebirgsketten, deren sich China zu erfreuen und über die es sich zugleich auch zu beklagen hat, und bei einer ungeheuren Ausdehnung ist es ja nicht zu verwundern, daß dieses Reich hinsichtlich seines Bestandes und seiner Einrichtungen eine ganz außerordentliche Dauerhaftigkeit an den Tag gelegt hat. Es ist, wie man weiß, das einzige vier- bis fünftausendjährige Reich, das auf Erden besteht, und die Grundzüge seiner Verfassung sind in der Hauptsache dieselben geblieben, wie zur Zeit des ersten Himmelssohnes Fu-hi, der an die 28 Jahrthunderte vor dem Beginne der christlichen Aera gelebt haben soll. Von außen drohten ihm verhältnißmäßig seltene und geringe Störungen seiner Entwickelung, und der ganze Proceß seiner Geschichte vollzog sich in der Hauptsache innerhalb seiner selbst. China glich auch in dieser Beziehung einem abgeschlossenen Binnenmeere, das sein eigenes System von Strömungen, Wallungen, Fluthungen und Ebbungen hat, und das so gut wie gar nicht von den Bewegungserscheinungen des großen Weltmeeres berührt wird. — Innerhalb seiner Grenzen war es überdies auch nicht im geringsten zweifelhaft, wo der Hauptherd seiner Bevölkerung und seines Staatslebens zu liegen hatte. Zu dieser Rolle war durch ihre hohe und vielseitige Kulturfähigkeit bezüglich des Ackerbaues und der Industrie einzig und allein die Gegend des Hoangho und Jangtsekiang geeignet — das Land der 18 Provinzen, oder das „eigentliche China“, wie wir gemeinhin sagen. Ein Hin- und Herschwanken des politischen Gleichgewichtes, wie wir es in der Geschichte Europas beobachten, war in der Geschichte des Himmlischen Reiches nicht gut denkbar, und wenn auch in einem in der Peripherie gelegenen Landestheile ab und zu eine wilde Gewalt auftauchte, die das Staatswesen umzustürzen drohte — ein Tschingischan oder ein Mantschu-Häuptling —, so hatte diese Gewalt ihr Hauptargument immer auf das Land im Gebiete der großen Ströme zu richten, und sobald sie sich dort etablirt hatte, so sah sie sich durch die Verhältnisse rasch genug gezähmt, und so war sie gezwungen, in der Hauptsache in denselben Bahnen einher zu gehen, in denen die frühere Herrschergewalt einhergegangen war. Die Dynastien wechselten, die Regierungsprincipien aber blieben dieselben, und wenn die peripherischen Landestheile auch gelegentlich eine kräftige Rückwirkung auf das Centrum — auf die „Blume der Mitte“ — geltend machten, so wurden sie im allgemeinen doch jederzeit von dort aus beherrscht. Auch die Riesengröße des Territoriums und der darauf hausenden Bevölkerung haben wir aber als einen der Faktoren zu betrachten, durch welche die große Stabilität des chinesischen Staatswesens bedingt wird. Das Gesetz der Massen hat eben in dem politischen Leben so gut seine Geltung wie in dem Naturleben — wenn auch vielleicht nicht so absolut —, und Riesenstaaten neigen beinahe in ähnlicher Weise zu großer Langlebigkeit wie Affenbrotbäume und Elephanten. Voraussetzungen ist dabei nur, daß sie im übrigen auf soliden Grundlagen beruhen, und daß sie ihr Dasein nicht ausschließlich der kriegerischen Energie eines einzigen Despoten zu verdanken haben. Daß dergleichen Riesenstaaten gleichzeitig auch an einer gewissen Schwerfälligkeit der Bewegung laboriren, ist bekannt genug, und bei China ist diese Schwerfälligkeit eine um so ausgesprochenere, als mit den riesigen Dimensionen seines Gebietes und mit seiner äußeren Isolation auch eine ziemlich strenge Isolation der einzelnen Provinzen Hand in Hand geht. Schon zwischen den 18 Provinzen des eigentlichen China erheben sich vielfach mächtige Bergketten, die die Kommunikation zwischen denselben an den meisten Orten sehr schwierig gestalten, zwischen dem eigentlichen China und den ferner gelegenen Landestheilen — der Mantschurei, der Mongolei, der Dsungarei, dem östlichturkestanischen und tibetanischen Hochlande — kommen aber zu den trennenden Gebirgsmauern noch wasserleerere Stein- und Sandwüsten. Ist es daraus nicht ganz gut zu begreifen, daß das chinesische Staatswesen so zu sagen immer nur sehr schwer und sehr unvollkommen Herr seiner Gliedmaßen wurde? Die peripherischen Provinzen waren bekanntlich ungemein häufig Herde des Aufruhrs, und der Einfluß, den die Centralregierung auf sie geltend machte, war durchgängig ein geringer. Man denke nur außer an Tschingischan noch an Jakub Beg oder an die Häupter der Taiping-Revolution, und man vergegenwärtige sich daneben die Unabhängigkeit, mit der der Talai-Lama von Lhassa in Tibet schaltet und waltet. Wir haben kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß darin namentlich eine große Unkraft des ungeheuren Reiches in militärischer Beziehung

Digitized by Google

begründet ist. Auch wenn das alte Bogenschützen-Heer Chinas in ein Heer mit europäischer Bewaffnung und mit europäischer Schulung und Disciplin verwandelt wäre, so würde diese Schwäche fortbestehen.

Welcher Umschwung wird sich aber mit China in dieser sowie anderen Beziehungen vollziehen, wenn dasselbe sich entschließt, alle seine Theile mit einem Netze von Schienenstraßen auszustatten, und wenn es diesen Schienenstraßen zugleich auch eine Fortsetzung in der Richtung auf die Nachbarländer giebt? Da die Eisenbahnen eine hohe raumtilgende und naturüberwindende Kraft besitzen, so werden die beiden namhaft gemachten Charaktereigenthümlichkeiten Chinas ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade durch dieselben schwinden. Das Reich wird enger und kleiner werden, und seine Provinzen werden sich zugleich auch fester an einander fügen. Wie es in den europäischen Staaten geschehen ist, so wird die Centralgewalt auch in China durch das neue Verkehrsmittel eine sehr bedeutende Stärkung erfahren. Die Vicekönige der 18 Provinzen werden einen guten Theil der weitgehenden Befugnisse, die ihnen bisher zugestanden wurden, in die Hände des Kaisers zurückgeben müssen, und für die ferner gelegenen Landestheile wird Loyalität und Reichstreue fernerhin nicht mehr eine Sache zu übende Tugend sein. Was aber die Wehrfähigkeit betrifft, so wird China in Bezug auf sie durch die Schienenstraßen viel eher zu einer wirklichen achtunggebietenden Großmacht höchsten Ranges werden können, als durch die Anlage von europäischen Fortifikationen, durch den Ankauf von Krupp'schen Geschützen, durch die Berufung deutscher Instrukteure ꝛc. Von einem Reiche, das gegen 400 Millionen Bewohner zählt, ist in der fraglichen Hinsicht immerhin manches zu erwarten, und ein Spielball seiner großen Nachbarn — Britannien und Rußlands — wird dasselbe wohl in keinem Falle bleiben, sobald es gelernt hat, sich des bedeutungsvollsten unter allen europäischen Kriegsmitteln zu bedienen.

Natürlich wird China durch die Eisenbahnen zugleich auch in viel nähere und bedenklichere Berührung mit diesen seinen Nachbaren kommen. Das ist aber auch nicht zu vermeiden, wenn die Regierung zu Peking in ihrer bisherigen Politik verharrt, und die besten Chancen, diese Berührung zu ertragen sowie seine volle Selbstbestimmung zu bewahren, bieten sich dem Himmlischen Reiche doch, wenn es sich in der gleichen Weise ausrüstet wie jene.

Im Indien sind die politischen Wirkungen der Eisenbahnen bereits deutlich sichtbar, denn dort hat die Anlage derselben im größeren Maßstabe unmittelbar nach der Bewältigung der großen Revolution begonnen, und wenn die Engländer sich heute daselbst so sicher fühlen und seit 25 Jahren die unbestrittene asiatische Vormacht gewesen sind, so haben sie dies den indischen Schienenstraßen ganz wesentlich mit zu verdanken.

Die geographischen Hauptcharakterzüge der großen britischen Besitzung, die wir hierbei in Betracht zu ziehen haben, sind ja dieselben wie bei China. Auch bei Indien handelt es sich um ein Gebiet von ungemein strenger Abgrenzung und um ein Gebiet von riesenhaften Dimensionen. Den unvermittelten inneren Gegensätzen, die das Land beinahe in einem noch höheren Grade wie China bietet, fehlte nur jener natürliche Schwerpunkt, der der Stabilität des letztgenannten Reiches so sehr zu gute kam.

Die großen Ströme flossen auf der indischen Halbinsel in diametral entgegengesetzten Richtungen aus einander, und mit ihnen zugleich auch die wirthschaftlichen und politischen Interessen der Bevölkerung, und diese oder jene Gegend des dekhanischen Plateaulandes war so gut oder so schlecht zu dem Mittelpunkte eines indischen Gesammtreiches geeignet, wie diese oder jene Gegend der weiten Indus- und Gangesebene. Es ist also nicht sehr zu verwundern, daß Indien, so lange wir es kennen, beständig zwischen Einheitsstaat und Zersplitterung hin und her geschwankt hat. Dieses Schwanken war aber ein um so bedenklicheres, als es wieder und wieder fremden Eroberern gelang, durch die nordwestlichen Gebirgspforten des Landes einzudringen und sich an dem oberen Indus oder an dem oberen Ganges festzusetzen, ohne doch jemals die natürlichen Gebirgsfestungen des Plateaus von Malva und des Dekhan oder des Himalaya vollkommen überwinden zu können. Den Engländern, die von der Seeseite her in das Land kamen, wollte es in der Zeit der ostindischen Kompagnie auch nicht gelingen, diesem Zustande ein Ende zu machen — trotz der klugen Politik des „Divide et impera!", die sie verfolgten —, und im Jahre 1857 hing ihre Herrschaft über Indien nur noch an einem Haar. Da kam das Zeitalter der Eisenbahnen, und siehe da, welchem indischen Vasallenfürsten könnte es heute noch beikommen, die Gewalt des englischen Vicekönigs zu Kalkutta ernstlich anfechten zu wollen! Es gelingt den Briten gegenwärtig, alle centrifugalen Kräfte, die in dem Lande vorhanden sind, mit Hilfe einer kleinen Beamten- und Soldaterschaar vorzüglich in Zaum und Zügel zu halten, und die staatliche Centralgewalt des indischen Kaiserreiches steht unter der Königin Victoria sicherlich ungleich gefestigter da als unter den Großmoguln. Gebieten nicht die Briten von ihrer starken indischen Position aus den Chinesen so gut wie den Afghanen und Persern? Die politische Einheit Indiens, die vor der Herstellung von Eisenbahnen beinahe undenkbar war, ist heute eine vollendete Thatsache, und Einheit macht stark. Daß die indische Bevölkerung gegen die Barbaren aus Europa — gegen die vielberufenen „Mlêchhas" — zunächst noch von bitterstem Haß erfüllt ist, spielt dabei keine sehr große Rolle, und in London hat man die Hoffnung, den Haß in Liebe zu verwandeln — gleichfalls vor allen Dingen durch die wunderthätigen modernen Verkehrsmittel — noch lange nicht aufgegeben. Einstweilen genügt es, daß man vermittelst der Eisenbahnen und Telegraphen eine sehr wirksame Polizei in allen Distrikten des Landes ausüben kann.

Der Gedanke, den indischen Eisenbahnen einen Anschluß an auswärtige Bahnen, und namentlich an europäische Bahnen, zu geben, ist, wie wir bereits erwähnt haben, in England niemals mit großer Begeisterung aufgenommen worden, und die darauf bezüglichen Projekte eines Cameron und Anderer sind seiner Zeit rasch der Vergessenheit anheimgefallen. Indien beherrscht sich von England aus am besten und bequemsten, und es deutet sich zugleich auch am ungeschminktesten aus, wenn es nur von der Seeseite zugänglich ist, das ist klar. Würden deshalb Belutschistan und Afghanistan sowie Tibet und Oberbirmah plötzlich in einem Meere versinken, wie es in der geologischen Vorzeit mit gewissen Erdräumen geschehen ist, so würden die „Rulers of the Waves" dies aller Wahrscheinlichkeit nach mit großer Freude begrüßen, und einen submarinen afghanischen Tunnel nach Russisch-Turkistan würden sie dann so wenig bauen als einen englisch-französischen Kanaltunnel. Leider steht aber ein solches Ereigniß in einer absehbaren Zukunft nicht zu erwarten, wohl aber droht in einer absehbaren Zukunft eine gründliche Veränderung der wirthschaftlichen und politischen Lage durch die Initiative der Russen. Was bleibt da den Briten übrig, als der Gefahr auch in das Angesicht zu schauen, und derselben zu begegnen, so gut es eben gehen mag. Wir sehen sie auf diese Weise, ohne daß sie viel Aufhebens davon machen, eifrig am Werke, die alten Einfallspforten im Norden und Süden des Takht-i-Suleiman mit Schienensträngen auszustatten, um den Russen auf halbem Wege

Digitized by Google

entgegenzugehen. Die Terrainschwierigkeiten, welche im Wege standen, werden verhältnißmäßig spielend überwunden, und die Bahn über Kettah nach Kandahar ist so gut wie fertig. Mag Britannien künftig also immerhin nicht mehr so unangefochten in Indien hausen wie vordem, es darf sich mit dem Bewußtsein trösten, daß es an der betreffenden Stelle auch viel stärker und schlagfertiger geworden ist. — Und nicht viel anders wie im Nordwesten Indiens liegen die Dinge im Nordosten, wo die Befestigung der Herrschaft über das neuerlich eroberte Birmah und die Rivalität der Franzosen zu ähnlichem Vorgehen zwingt, und wo eine intimere Berührung mit China wenigstens vorläufig noch keine sehr großen politischen Bedenken hat. Dort sind die Engländer zuvörderst in jeder Beziehung die Stärkeren, und dort brauchen sie zugleich auch viel weniger ängstlich damit zu sein, die Initiative im Bahnbau zu ergreifen. Wie ihr wirthschaftliches Interesse sie aber zu der letzteren drängt, das haben wir bereits gesagt.

Was die mohammedanischen Länder Asiens betrifft, so dürften die projektirten Eisenbahnen, wenn sie endlich in das Leben träten, daselbst noch viel wüsteren politischen Zuständen ein Ende bereiten wie in Indien. Um sehr weite und streng begrenzte Landräume handelt es sich auch in diesem Theile Asiens, und der Umstand, daß die geographische Isolation sich bei ihnen in einem noch höheren Grade als bei China und Indien auch auf die einzelnen Provinzen erstreckt, hat die centrale Staatsgewalt daselbst immer zu einer sehr schattenhaften gemacht. Persien und Türkisch-Asien bestehen ja gewissermaßen nur aus zahlreichen Oasen und Oasengruppen in einer Wüste von Sand und Felsen und dürrem Geströpp. Staatsbewußtsein und Nationalbewußtsein gab es daher in diesen Ländern so gut wie gar nicht, nur Stammesbewußtsein und Familienbewußtsein, und wäre nicht die Religion gewesen — die sich allenthalben auf Erden als die mächtigste Menschenbezähmerin und Naturüberwinderin bewährt hat —, so wäre es den Schahs und den Sultanen wohl noch viel saurer geworden, ihrer Autorität unter den Stammeshäuptern Anerkennung zu schaffen, als es thatsächlich der Fall war. Daß das Räuberunwesen allerwärts in Blüthe stand, und daß die Verwaltung der in Frage stehenden Staaten eine durchaus corrupte und schlaffe war, hat die Religion nicht verhindert, und auch das gelegentliche Aufflammen wilder Energie in den Staatslenkern vermochte dem traurigen Zustande niemals ein definitives Ende zu bereiten. Sollten nun die Schienenstraßen nicht auch hier Wandel zu schaffen vermögen, sobald sich aufgeklärte Herrscher ihrer in zweckmäßiger Weise bedienen? Die tiefsten Wurzeln des Uebels, an denen die vorderasiatischen Staaten kranken, würden ohne Zweifel damit angegriffen werden können, das brauchen wir nach unseren Ausführungen über China und Indien nicht im Einzelnen nachzuweisen. Würde aber die mohammedanische Welt durch die Consolidirung ihrer Centralgewalten nicht ebenfalls nach außen hin weit wirkungskräftiger werden? Und wäre bei dem aggressiven Geiste, der den Islam von Anfang an beseelt hat, nicht Schlimmes davon zu fürchten? Sollte dann vielleicht eine neue Aera mohammedanischer Welterobererzüge heraubrechen? Es hieße wohl Gespensterfurcht hegen, wenn man das glauben wollte. In denselben Maße, wie die Eisenbahnen die Anarchie bekämpfen, bekämpfen sie ja auch den Fanatismus, und insofern als die vorderasiatischen Eisenbahnen die betreffenden Staaten ebenfalls in engere Beziehungen zu dem Auslande, und insbesondere zu dem Occidente bringen, werden sie der islamitischen Welt wahrscheinlich auch in dieser Hinsicht einen neuen Geist und einen neuen Odem einhauchen.

Was endlich Rußland in Asien angeht, so hat dasselbe offen erklärt, daß es durch seine transkaspische Eisenbahn ebenso wie durch seine sibirische Pacificbahn zuvörderst beinahe ausschließlich strategische und politische Ziele verfolgte. Welcher Art diese Ziele aber sind, das ist unschwer zu erkennen. Um die Bändigung widerspenstiger Stämme und Vasallen und um die Aufrichtung der Autorität des Oberherren kann es sich in Russisch-Asien natürlich nur handeln, soweit die Gegend im Südosten des Kaspisees in Frage kommt. Dort lagen die Dinge bis vor kurzem genau so wie in Persien und in der asiatischen Türkei, und dort hat sich die Zauberkraft der Schienenwege in politischer Beziehung zugleich auch über Nacht glänzend genug bekundet. Die Wölfe sind daselbst zu Lämmern geworden, wie man weiß. Soweit wir aber bei Russisch-Asien an Sibirien zu denken haben, so haben wir uns offenbar nach anderen Zielen umzuschauen. Sibirien ist das einheitlichst gebildete unter den asiatischen Territorien, und die inneren Kontraste, die es aufzuweisen hat, gehen ganz stufenweise in einander über, und wie es durch den einfachen Handstreich einer Kosakenhorde erworben wurde, so war es auch jederzeit durch einen minimalen Kraftaufwand und gewissermaßen spielend unter der Botmäßigkeit des Czaren zu erhalten. In welchem russischen Statthalter oder in welchem Volksstamme Sibiriens wären denn jemals Selbstständigkeitsgelüste lebendig geworden? Was von den Eisenbahnen im Inneren des Landes an politischen Erfolgen erstrebt worden kann, das ist also höchstens eine bessere und wirksamere Verwaltung, die der wirthschaftlichen und kulturellen Blüthe förderlich sein könnte. Erfolge anderer Art wirken dagegen an den Grenzen.

Wenn auch der Natur der Sache nach keine innere und äußere Gewalt im Stande sein wird, das eigentliche Sibirien von Rußland loszureißen, so gilt das Gleiche nicht auch von der wichtigen Amur- und Ussuri-Provinz, die Rußland anfangs der sechziger Jahre erwarb, indem es die damaligen inneren und äußeren Verwickelungen Chinas klug zu seinem Vortheile benutzte. In dieser Provinz hat das Chinesenthum zumächst noch sehr festen Fuß, und es ist den russischen Gouverneuren bis auf den heutigen Tag nicht im entferntesten gelungen, dieselbe zu russificiren. Wie anderwärts auf Erden, so zeichnet sich die gelbe Rasse eben auch an dem Amur durch eine erstaunliche Zähigkeit und Widerstandskraft aus, und während aus der Mantschurei und aus Korea eine beständige starke Einwanderung einströmt, so beschränkte sich die russische Kolonisation in Folge der ungeheuren Entfernung von den russischen Bevölkerungsherden in der Hauptsache auf die Begründung von Kosakendörfern. Man kann sich daher in russischen Regierungskreisen der Befürchtung nicht erschlagen, daß ein Wiedererlaß des Amur- und Ussurilandes durchaus nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit liegt — namentlich wenn China sein Vertheidigungswesen in der berührten Weise mehr und mehr nach europäischer Art gestaltet. Ist ja doch die Hauptquelle der Wehrkraft des Himmlischen Reiches — die Mantschurei — der Amurprovinz zunächst benachbart! Nicht ohne guten Grund waren die Russen in der bekannten Kuldschavrage außerordentlich nachgiebig gegenüber den Chinesen.

Uebrigens ist es aber auch klar, daß man in Rußland nicht bloß daran denkt, seine Defensive gegenüber China zu verstärken. Was man in St. Petersburg durch die Occupation des Amur- und Ussurilandes erreichen wollte — eine gebietende Stellung an dem Stillen Ocean —, das hat man ja thatsächlich bisher nicht erreicht. Der Amurhafen Nikolajewsk, von dem man seiner Zeit so viel erwartete, hat sich als Stützpunkt der pacifischen Flotte Rußlands schlecht genug bewährt, und kann viel besser ist es mit Wladiwostok gegangen. Nennt ja doch an beiden Punkten das treibende und stehende Wintereis sieben Monate in

Digitized by Google

jedem Jahre alle Freiheit der Bewegung, und lagern ja doch um sie herum auch selbst in den Sommermonaten beinahe beständig dichte und gefährliche Nebel! Wie viel besser würden nicht die prächtigen Buchten von Port Lazarew und Wönsan dem angegebenen Zweck entsprechen! Ist es also zu verwundern, daß das Czarenreich seit längerer Zeit sehr begehrliche Blicke auf diese koreanischen Küstenplätze wirft, daß es zu wiederholten Malen Anläufe genommen hat, sie zu besetzen, und daß seine Agenten in der koreanischen Hauptstadt Sôul eifrig daran arbeiten, die Regierung des chinesischen Vasallenstaates den russischen Annexionsplänen geneigt zu machen? Fast möchten wir behaupten, daß es nur eine einfache Konsequenz der Eroberung des Amur- und Ussurilandes sei, wenn die Russen gegenwärtig auf die Eroberung des Sungarilandes und Koreas sinnen. Sicher ist es wenigstens, daß der Traum von der atlantisch-pacifischen Macht des Czaren nur dadurch seine Verwirklichung finden kann. Es ist in der Politik eben sehr häufig so: man sieht sich gezwungen, einen gewaltthätigen Schritt vorwärts zu thun, wenn man nicht gemeint ist, einen eben solchen Schritt, den man bereits gethan hat, zurück zu thun. Wären nicht die Engländer, so würde die russische Fahne uns wohl schon seit einigen Jahren aus den genannten koreanischen Küstenplätzen entgegenwehen. Man erinnere sich nur der Affaire von Tsushima und Port Hamilton, die kürzlich zwischen den beiden Mächten spielte!

Wenn Rußland die jetzt nur außerordentlich zögernd und furchtsam in Ostasien vorging, und wenn es sowohl den Chinesen als auch den Briten in den politischen Schachspiele Zugeständnisse machte, die ihm unbedingt hart ankommen mußten, so lag dies ohne Zweifel ausschließlich an der Entwickelung seines Verkehrswesens. Es hatte in bezüglich seiner äußeren asiatischen Politik genau dieselben Schwierigkeiten zu bekämpfen, wie die anderen asiatischen Mächte — vor allen Dingen noch riesenhaftere räumliche Distanzen wie jene. Wie ganz anders wird dies werden, sobald es seinen Schienenstrang von Ocean zu Ocean fertiggestellt haben wird, und sobald es demselben ein paar Verzweigungen in der Richtung auf die chinesische Grenze gegeben haben wird! Dann ist nicht mehr der britische Walfisch der Stärkere in dem Kampfe um die Suprematie in Asien, sondern dann ist es der russische Elephant. Und dann darf sich China nicht mehr auf seinen stillen Bundesgenossen verlassen.

Die politische Perspektive, die sich auf die angegebene Weise in dem asiatischen Weltheile eröffnet, haben wir nicht nöthig, weiter auszuführen. Wir haben ja nicht das Bestreben, die Zukunft vorauszulagen, sondern nur das, die Potenzen möglichst klar zu legen, die an der Gestaltung der Zukunft thätig sind. Es genügt uns, wenn es uns gelungen ist, den Nachweis zu führen, daß durch die Eisenbahnen durchgreifende Umgestaltungen der inneren und äußeren Machtverhältnisse in sämmtlichen asiatischen Staatsgebieten herbeigeführt werden müssen, und daß insbesondere die drei gewaltigsten Weltreiche, die auf Erden bestehen — Britannien, China und Rußland — dadurch in viel engere Beziehungen zu einander gebracht werden.

Um unsere Ausführungen kurz zu resumiren, könnten wir vielleicht sagen: Asien wird sich die Eisenbahnen auch in politischer Hinsicht europäisiren. Wir dürfen uns dabei aber nicht verhehlen, daß es zu viel von der Macht menschlicher Erfindungen verlangen hieße, wenn man annehmen wollte, das Specifisch-Asiatische werde durch sie jemals vollkommen schwinden. Ein beträchtlicher Theil ihrer Isolation und ihrer Riesenthätigkeit, sowie ihrer daraus resultirenden Schwerfälligkeit wird den asiatischen Staaten auch im Zeitalter der Eisenbahnen anhaften bleiben.

Kürzere Mittheilungen.

Das Amatonga-Land.

Im December vorigen Jahres brachten unsere Tagesblätter die Nachricht von der Einverleibung des Amatonga-Landes in den britischen Kolonialbesitz Südafrikas. Das fragliche Gebiet, dem 1881 im Vertrage zu Pretoria eine gewisse scheinbare Selbständigkeit zuerkannt war, nimmt, allgemein gesprochen, beinahe den ganzen Uferstreifen von der Delagoa-Bai bis zur Lagune Santa Lucia ein. Die Grenze gegen Zulu-Land läuft am Nord- und Westrande der Lagune und ihrer westlichen Verlängerung — der sogenannten Falschen Bai" — entlang zum Umblaluwe-Flusse und folgt diesem aufwärts bis zu den Steilklippen der Libombo-Berge. Auf deren Kamme zieht sich die Scheidelinie, fast genau der Küste parallel, nordwärts nach dem Durchbruchsthale des Usutu- oder Maputa-Flusses, der die Grenze im Bogen gegen den Südzipfel der Delagoa-Bucht fortleitet, vor dem sie rechtwinklig abbricht und sich nach dem Indischen Ocean wendet. Da das Land von jeher als Standort der Tsetse-Fliege verrufen war, so wagte sich kaum ein Weißer hinein, und für die Erforschung geschah fast nichts. Heute ist mit dem Zurückweichen des Hornwildes auch die Tsetse-Fliege verschwunden, und man trifft neuerdings auf den Weideplätzen der Mapntas stattliche Rinderheerden. Abgesehen von den moorigen Strichen um die Delagoa-Bai und an ihren Zuflüssen sowie an den feuchten Ufern des Santa Lucia Sees findet sich, wie der englische Reisende Oberst W. Jesser Loope versichert, „buchstäblich kein Sumpf im Lande". Das Klima ist durchaus zuträglich, und der Boden zeigt eine gewellte Oberfläche, auf der sich in den genügend bewässerten Theilen ein parkartiger Baumwuchs entfaltet hat. Die mittlere Höhe mag 500 bis 600 Fuß über dem Meere betragen. Durch den Pongola, der in einem tiefen Einschnitt längs der Libombos hinströmt, werden die sommerlichen Niederschlagsmassen aufgefangen und in den Maputa abgeleitet, ohne daß gesundheitsschädliche Ueberschwemmungen entstehen können. Außer einigen Kraals der Maputa-Kaffern besitzt das Land weder Dörfer noch Städte, und europäische Niederlassungen fehlen gänzlich. Um die Erwerbung für England unzubringend zu machen, muß eine Eisenbahn von der Küste nach dem Inneren, wo möglich gleich bis Pretoria, erbaut werden; bequeme Hafenanlagen müssen entstehen und einige Kanäle, welche den für den Hafen nothwendigen Flußlauf regulisren.

Als Ausgangspunkt der zukünftigen Eisenbahn war bisher einmüthig der portugiesische Hafenplatz Lourenzo Marques, im innersten Winkel der Delagoa-Bai, gewählt worden. Dagegen schlägt jetzt Oberst Loope, hauptsächlich um der bereits in Angriff genommenen [1]) Strecke von Lourenzo

[1]) Und zwar guten Theils mit deutschem Gelde; daher auch der offene Widerwille und die Konkurrenzvorschläge des Herrn Loope gegen die „Germau line"!

Digitized by Google

Maranes nach den Minendistrikten der Draken-Berge Konkurrenz zu machen, eine Bahn vor, die von der alten Kosi-Mündung oder Goldown's Blind River, an der Amatonga-Küste, direkt ostwärts nach Lotiti im Swasi-Lande und weiter in die Transvaal-Republik führen soll. Dieses Project würde den Vorzug haben, daß es die großen Terrainschwierigkeiten, welche sich den von Machado, Hall, Farrel und Sir G. Colley beabsichtigten Linien in den Weg stellen, glücklich vermiedet. Zu mächtiger Steigung werden die Libombos erreicht, in der Umgawuma-Schlucht worden sie durchquert und damit die Swasi-Ebenen betreten, welche bei Lotiti schon 2500 (750 m) Fuß Seehöhe aufweisen. Für den Gesammtaufstieg bleiben von hier aus nur noch weitere 2500 Fuß zu überwinden, wofür sich nach Loope's Vorschlägen eine Route auf Middelburg zu — etwa nach Hall's und Farrel's Aufnahmen — am besten eignet.

Jede Eisenbahn, die Lourenzo Marques zum Ausgang nimmt, wird durch den für Seeschiffe höchst ungünstigen Hafen in ihrer Entwickelung wesentlich beeinträchtigt werden. Auf einem vielfach gewundenen, engen, von Klippen und Untiefen bedrohten Kanale müssen sich die Schiffe durch die ganze Delagoa-Bai tasten, was nur zu häufig mit Verlusten und Unglücksfällen verbunden ist. Desto empfehlenswerther erscheint die hier oben genannte Kosi-Mündung, gegenwärtig ein sogenannter blinder Fluß, weil der zugehörige Wasserlauf durch selbstgebildete Hindernisse seit geraumer Zeit zur Santa Lucia-Lagune abgelenkt ist. Der Kosi oder M'Kusi, wie eine andere Aussprache des Namens lautet, hält von seinem Ursprung an eine vorherrschend nordöstliche Richtung ein, die ihn schnurstracks zu dem verlassenen Gemünde bringen müßte, wenn nicht die bezeichnete Aenderung eingetreten wäre. An der Ablenkungsstelle erweitert sich der Fluß zu einem flachen See und ein niedriges Ufer, das bei Hochwasser überfluthet wird, sperrt das frühere Bett ab. Feuchte Gründe und eine Kette von Seen deuten den einstigen Stromweg an. So lange ein Ausfluß vorhanden war, blieb auch der Mündungsstrichter tief und gestattete, falls eine Tradition unter den Eingeborenen Recht hat, den portugiesischen Seeschiffen die Einfahrt, jetzt ist die Oeffnung dagegen versandet, und um wiederum eine Fahrtrinne auszufurchen, bedarf es vor allem der Zurückleitung des M'Kusi in sein ehemaliges Bett, was indeß ohne besonderen Kostenaufwand zu ermöglichen ist. Und sollte der M'Kusi allein dazu nicht genügen, so kann durch einen Kanal von zehn engl. Meilen Länge der Pongola zur Mithülfe herangezogen werden. Das überschüssige Wasser eignet sich vortrefflich zum Feuchthalten des Bodens, der bei seiner Zusammensetzung aus schwerem Thon oder leicht sandigem Lehm unter geordneter Berieselung die Mühe des Ackerbauers durch vielfältige Ernten zu lohnen vermag. Noch erhöht wird die Bedeutung des Landes durch den Reichthum an Kohlen, Silber, Kupfer und Gold, sowie ferner für Schafzucht und Baumwollenkultur günstige Vorbedingungen gegeben zu sein scheinen.

Welche Vortheile aus all diesen schönen Dingen dem Amatonga-Gebiet erwachsen können, und wie der in Vorschlag gebrachte Eisenbahn- und Hafenbau dessen Geschicke einst fördern wird — darüber muß die Zukunft entscheiden.

H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im Hinblick auf die projectirte sibirische Pacificbahn und auf die Bedürfnisse der russischen Flotte in den Gewässern des Stillen Oceans hat das russische Domänen-Ministerium die Entsendung einer neuen Expedition beschlossen, die die Mineralschätze des Ussuri-Landes einer genaueren Erforschung unterwerfen soll. Zum Führer derselben ist der Bergingenieur Iwanow ernannt worden. Man erwartet von den betreffenden geologischen Untersuchung namentlich die Aufschließung wichtiger Kohlenlager und Petroleumquellen.

— General Prshewalski beabsichtigt nach Vollendung seines Reisewerkes über seine vierte Expedition nach Tibet und der Mongolei unverzüglich eine fünfte Expedition nach diesen Gebieten zu unternehmen. Die neue Expedition ist auf zwei Jahre geplant, und dieselbe soll namentlich auch einen weiteren entschiedenen Vorstoß auf Lhassa versuchen. Die Herren Robrowski und Koslow sollen seinen wissenschaftlichen Beistand und 12 Kosaken seine bewaffnete Escorte bilden.

— Nach einem Auftrage der K. Russischen Geographischen Gesellschaft werden die Herren Kusnezow und Rossikow während des kommenden Sommers ihre Forschungen im Kaukasus fortsetzen, der erstere auf dem Gebiete der Pflanzengeographie und der letztere auf demjenigen der Gletscherkunde.

— Um eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Wladiwostock und den Häfen des Ochotskischen und Kamtschatkischen Meeres zu ermöglichen, und dadurch den gesammten Verkehr der pacifischen Küste Sibiriens zu beleben, hat die russische Regierung der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Patriotische Flotte“ eine jährliche Subvention von 15 000 Rubel gewährt.

— Bjernoje, die Hauptstadt des russischen Ilgebietes, die im vorigen Jahre durch ein furchtbares Erdbeben fast gänzlich zerstört wurde, ist durch die von allen Seiten gespendete Hülfe sehr schnell aus ihren Trümmern wiedererstanden und hat ihre Häuserzahl sogar etwas vergrößert (auf 2639 Häuser). Mit Absicht ist aber keine der Neubauten aus Stein oder Ziegeln, sondern alle aus Holz oder Fachwerk hergestellt worden. Fast eine Million Rubel sind zum Wiederaufbau dieser russisch-europäischen Kulturstätte mitten in Asien von außen zugeflossen.

— Einen überraschenden Aufschwung hat neuerdings die südsibirische Stadt Biisk genommen, die bekanntlich nahe dem Punkte liegt, an dem sich Bija und Katun zum Ob vereinigen, und die sich immer mehr zum Centrum des russischen Handels mit der westlichen Mongolei herausbildet. Ihre Einwohnerzahl hatte sich im vergangenen Jahre um 2000 Zugler namentlich aus dem innern Rußland vermehrt und damit die für jene Gegenden sehr beträchtliche Ziffer von 21 000 Seelen erreicht.

— Die Grenz-Distrikte Pishin und Sibi, die bereits im Jahre 1879 an Großbritannien abgetreten wurden, sind dem Indischen Kaiserreiche definitiv einverleibt und dem Verwaltungsbezirke des Oberkommissärs von Britisch-Beludschistan unterstellt worden (Vergl. Geogr. Mittheilungen 1888, S. 153).

Digitized by Google

Afrika.

— Ueber die Nachrichten, die von Major Barttelot in Nyangwe nach dem unteren Kongo gelangten, verlautet jetzt aus Brüssel Näheres. Danach betrachtet man die Thatsache, daß der Gefährte Barttelot's, Jameson, ohne Zwischenfall nach Kalonga bei Nyangwe gelangte, und daß er dort von Tippoo Tib die Entsendung einer zweiten Karawane nach Wadelai verlangen konnte, als ein gutes Zeichen. Major Barttelot beabsichtigt danach auch nicht nach dem unteren Kongo zurückzukehren, sondern vielmehr Stanley's Spuren am Aruwimi aufwärts zu folgen, und er wartet dazu nur noch auf weitere Verstärkung. — Die betreffenden Nachrichten gelangten durch Herrn Ward von Nyangwa nach Boma, und dieser Herr will sich unverzüglich wieder mit Trägern zurückbegeben, um die von Barttelot vor seinem Abmarsch zurückgelassenen Effecten thalab zu bringen, und dann selbst gleichfalls nach Wadelai vorwärtsgehen (Vergl. S. 304).

Nordamerika.

— Unserem Aufsatze über die nordamerikanischen Höhlen (S. 212 ff. und S. 228 ff.) haben wir nachzutragen, daß bei Bloomfield in Kentucky (südöstlich von Louisville) von einem Herrn J. A. Allen eine neue Riesenhöhle entdeckt worden ist. Die Ganglänge derselben wird auf 7 engl. Meilen (circa 11 km) geschätzt, aber nur etwa zwei Meilen wurden thatsächlich durchforscht. Zahlreiche Spuren weisen darauf hin, daß die Höhle einst den Indianern als Schlupfwinkel gedient hat. Die Tropfsteinbildungen darin sollen sehr schöne sein. — Ebenso ist auch bei Locust Point, am Erie-See ostsüdöstlich von Toledo, in Ohio, eine große Höhle aufgefunden worden, deren Gänge sich merkwürdigerweise zum Theil unter den Boden des Sees fortsetzen sollen. Der letztere Umstand wäre für die Chronologie der Höhlenbildung selbstverständlich von sehr hohem Interesse.

— Die Vergletscherung der Rocky Mountains ist bekanntlich in der geologischen Gegenwart in Folge der großen Lufttrockenheit, die über dem nordamerikanischen Westen herrscht, eine sehr geringe. Indessen fehlt sie nicht vollkommen, und außer in den Wind river- und Teton-Mountains kommen namentlich auch in den Ketten Colorados beträchtliche Eismassen, die den Namen Gletscher verdienen, vor. F. A. Chapin berichtet in der amerikanischen Zeitschrift „Appalachia" (Vol. V, Nr. 1) über eine solche an dem Hagues Peak, in der sogenannten Mumiengruppe, westlich von Greeley.

Bücherschau.

— H. Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Müller, Im Innern Afrikas. Leipzig 1888, F. A. Brockhaus. — Der „deutsche Stanley" und seine wohlbekannten Begleiter erstatten in diesem Werke ausführlichen Bericht über die von ihnen in den Jahren 1883 bis 1885 unternommene Expedition zur Erforschung des Kassai. Es versteht sich beinahe von selbst, daß das Buch als einer der bedeutendsten Beiträge zur Afrika-Literatur zu gelten hat. Vor den berühmten Reisebeschreibungen des wirklichen Stanley hat dieselbe namentlich den Vorzug großer Nüchternheit und Exactheit der Darstellung voraus, und von dem Natur- und Völkerleben zwischen Malange, Mona Tenda und der Kassai-Mündung gewährt es offenbar ein Bild von photographischer Treue sowie eine gewaltige Fülle von Belehrung. Die zahlreichen meteorologischen Daten, die Dr. von Danckelmann bearbeitet hat, ebenso wie die astronomischen Ortsbestimmungen und Höhenberechnungen, die anthropologischen Messungen ꝛc. sind zweckmäßiger Weise in einen Anhang verwiesen, und außerdem ist dem Werke eine von Curt von François aufgenommene schöne Karte beigegeben. Die Illustrationen entsprechen nicht durchaus der Höhe, bis zu der sich die graphischen Künste bei uns aufgeschwungen haben.

— Curt von François, Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Leipzig 1888, F. A. Brockhaus. — Im Anschluß an die Wißmann'sche Kassai-Expedition unternahm der Verfasser im Jahre 1885 zusammen mit dem Missionär Grenfell eine Reise nach den oberhalb von dem Kassai in den Kongo mündenden Strömen Tschuapa und Lulongo, über die er in dem vorliegenden Buche gesondert berichtet. Die Vorzüge, welche wir an dem Hauptwerke gerühmt haben, kommen auch diesem kleineren Werke in einem hohen Maße zu, und es sind eigentlich auch bei ihm nur die Illustrationen, die uns nicht befriedigen. Ein Bild, wie das auf S. 133 stehende, wäre z. B. besser ganz fortgefallen. Besonders interessant ist der ethnologische Inhalt des Buches sowie auch das Urtheil des Verfassers über den Kongostaat. Auch auf den beigegebenen Karte fallen einem die hervorragenden Verdienste, die sich Hauptmann Curt von François um die Erforschung Centralafrikas erworben hat, klar in die Augen.

— Dr. H. J. Bidermann, Neuere slavische Siedlungen auf süddeutschem Boden. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkeskunde II, Heft 5. Dr. Bidermann behandelt in seiner sorgfältigen Arbeit besonders die Ansiedlungen der von den vordringenden Türken vertriebenen Kroaten innerhalb der Grenzen Deutsch-Oesterreichs. Hierher gehören zunächst in Istrien die Tschitschen (Cici), die vielfach mit den Morlachen und Rumänen verwechselt werden, aber nach dem Autor ein Mischvolk von Rumänen und Kroaten sind, in welchem die letzteren überwiegen; sie waren bei ihrer Einwanderung Panticianer. Mit ihnen zusammen kamen aber auch zahlreiche reine Kroaten, die selbst eigene Dörfer gründeten, und die Empörung der Bevölkner von Clissa gegen die Venetianer (1584) brachte Istrien auch echte Morlachen aus Dalmatien. Auch in die Grafschaft Görz wanderten im Anfang des 16. Jahrhunderts zahlreiche Tschitschen und Kroaten ein, sowie nach Krain Kroaten und Serben, welche stellenweise die Deutschen verdrängten; selbst in deutschen Steiermark machte sich die Einwanderung aus Slavonien fühlbar, wurde aber hier rasch aufgesogen. — In Niederösterreich bilden sich in Wien selbst und in den benachbarten Fabrikdistricten, besonders in den Ziegeleien am Wienerberg, Czechen colonien, von denen manche an der Muttersprache festhalten, andere dagegen rasch germanisirt werden; als ansässige Landwirthe finden sich Czechen nur am linken Donauufer, das ja früher zu Böhmen gehörte. Die zahlreichen kroatischen Dörfer in Oesterreich Unter der Enns sind bis auf geringe Reste germanisirt, besonders in den Jahren 1780 bis 1825. Nur Au und Lokmersdorf, dicht an der ungarischen Grenze gelegen, haben sich erhalten. Ein kleiner Distrikt an der kroatischen Grenze ist für Krain bereits 1868 verloren gegangen und an Kroatien abgetreten worden, und einige Gemeinden in Istrien werden von den Kroaten ebenfalls reklamirt; doch sind das nur Verluste für Deutsch-Oesterreich, nicht für die deutsche Nationalität.

Inhalt: Dr. H. Fischalig: Rouen. I. (Mit acht Abbildungen.) — Dr. Emil Deckert: Asiatische Eisenbahnen. II. — Kürzere Mittheilungen: Das Amatongo-Land. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 19. Mai 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Rouen.

Von Dr. **H. Zschalig.**

II.

(Mit vier Abbildungen.)

Simonin sagt von dem als Seehafenstadt so sehr durch St.-Nazaire gefährdeten Nantes, indem er es mit Rouen vergleicht[1]), es müsse mehr Industrie treiben, um die eingeführten Rohmaterialen möglichst selbst zu verarbeiten, es müsse danach trachten, gleichzeitig ein großer Handelsplatz und eine große Werkstatt zu werden; ersteres für den ganzen Westen des Landes, letzteres für die Ausfuhr und zur Belebung des Seehandels. St. Nazaire dürfe ihm nicht wie ein Schreckgespenst erscheinen, Rouen sei neben Havre auch nicht verschwunden, aber es habe verstanden, sich umzuwandeln und sich damit zu begnügen, eine der ersten Industriestädte Frankreichs zu werden, als Havre im Seeverkehre die Stelle eroberte, die Rouen seiner Zeit behauptete.

Stolzer noch als auf dieses ehrenvolle Zeugniß kann Rouen auf die Anerkennung sein, die ihm Frankreichs geachtetster Geograph der Gegenwart, E. Reclus, zollt, indem er ihm trotz der Einbuße an Ansehen, die es als Handelshafen erfahren, eine der ersten Stellen unter den Städten Frankreichs einräumt, die es hauptsächlich seiner Baumwollenindustrie verdankt, ja er bezeichnet es in dieser Hinsicht sogar als einen der größten Mittelpunkte Europas[2]).

Ein Blick auf den essenreichen linken Stadttheil, die Vorstadt St. Sever (S. Abbildung 1), von der wir bei unserer Ankunft wenig bemerkten, zeigt uns, wo wir den Hauptsitz der Industrie in Rouen oder das moderne Rouen zu suchen haben, und ein Rundgang durch dieses von Höllenlärm erfüllte Essenlabyrinth belehrt uns ferner, welche Zweige der Großindustrie daselbst vertreten sind. Vor allem ist es, wie schon gesagt und allbekannt, die Baumwollenspinnerei und Weberei, die ja schon seit Jahrhunderten hier zu Hause waren, da Rouen eine der ersten Städte Frankreichs gewesen, in welcher die Baumwolle verarbeitet wurde. Besonders aber seit dem Verluste des Elsaß ist das Departement der unteren Seine die Gegend Frankreichs geworden, wo die Baumwollenspinnerei und Weberei die meisten Menschen beschäftigt, da hier, wie Reclus bemerkt, $^1/_3$ von Allem, was das Land in dieser Hinsicht hervorbringt, gefertigt wird.

Allerdings vertheilen sich die einzelnen Zweige und Arbeitsstätten dieses Gewerbes auf ein größeres Gebiet, und selbst in Rouen würden wir dieselben heutzutage umsonst in einem bestimmten Stadtviertel oder in besonderen Straßen vereinigt suchen, wie es ehemals der Fall war. Trotzdem muß man die Stadt als ihre einheitliche Vertreterin und Leiterin betrachten, da alle Hauptgeschäfte in ihren Händen liegen. Besonders betheiligt sind in der Umgegend Sotteville-lès-Rouen, Bolbec, Caudebec, Déville,

[1]) Vergl. E. Reclus, Géogr. univ., Vol. 2, p. 753 ff.
[2]) Vergl. Revue des D. M. 1877, Vol. 24.

Digitized by Google

Moromme, Malaunay, Monville, Darnétal und Cantelieu. Die Fabriken von Baumwollenwaaren in Rouen lieferten vor 10 Jahren über 80 Millionen Francs Waaren jährlich. Im Jahre 1884 zählte das ganze Departement (eine Angabe über Rouen selbst fehlt im statistischen Jahrbuche[1]), 188 Baumwollenfabriken mit 22710 Arbeitern, 10200 Pferdekräften von Dampfmaschinen und hydraulischen Werkzeugen, 1600000 gehende und 60000 ruhende Spindeln, 13500 gehende und 1000 ruhende mechanische und 1500 Handwebestühle. Das Nordedepartement zählt zwar mehr Fabriken (343), aber weniger Arbeiter (9340), Maschinen ꝛc. Die wichtigsten Baumwollenwaaren von Rouen sind: Indienne, Kaliko, Strumpfwirkerarbeiten (Bonneteries), Damenkleiderstoffe und Zeuge für Westen, Decken und Wäsche, sowie Stoffe in Türkischroth, die man ganz besonders als „Rouenneries“ bezeichnet. Doch versteht man unter Rouenneries (auch Rouennes, Rouannes, Rouens genannt) vielfach auch alle aus Rouen und dem ganzen Departement stammenden Baumwollen- und Leinenstoffe, die gewöhnlich als Stempel das Stadtwappen von Rouen (ein Lamm mit Kreuz) tragen. Die Hauptabsatzgebiete für die Rouenner Waaren sind die französischen Kolonien, Spanien, Portugal, Italien, Amerika und ganz besonders Algerien.

Was die Wollbearbeitung anlangt, die vor der Baumwolleninduſtrie die wichtigste Rolle in Rouen spielte, so fehlt es auch jetzt nicht an Spinnereien, nur die jetzt besonders in Elbeuf lebhaft betriebene Tuchmacherei ist bedeutend zurückgegangen. Flachsspinnereien sind gleichfalls vorhanden. Die Rohmaterialien zu beiden liefert zum nicht geringen Theile die Umgegend.

Besonders hervorgehoben zu werden — als lokalindustrie von Rouen, aber vielmehr von Sotteville und Darnétal — verdient hier noch die erst seit 60 Jahren erfundene, gegenwärtig in großartigem Maßstabe betriebene Fabrikation von Tragbändern (bretelles), deren Begründer ein armer Weber Namens Amtheaume war. In Millionen von Metern wandert dieses schmale Gewebe aus umfangreichen Gebäuden jährlich in alle Welt hinaus.

Außerdem finden wir in Rouen noch Fabriken für Kerzen, Seife, Stärke, Leim, Papier, Chemikalien, sowie

Die Vorstadt St. Sever.

Werkstätten für Horn- und Elfenbeinarbeiten. Besonders sind noch die ausgezeichneten Färbereien und Appreturanstalten der Stadt zu erwähnen, und die seit 1860 mächtig aufblühende Eisenwaarenfabrikation, die ihre ungeheuren Arbeitspaläste besonders in der Fabrikstadt am linken Seineufer errichtet hat. Neben mächtigen Hohöfen, Eisenhütten, Kupfer-, Blei- und Schmelzhütten erheben sich große Maschinenbauanstalten, Werkzeug- und Nagelfabriken, Schneidemühlen u. s. w.

Den großartigsten Eindruck machen vor allem die Eisengießerei- und Maschinenbauwerkstätten von Malétra, die keinen geringeren Flächenraum als 27 Hektar decken, und deren Einrichtung allein auf 30 Millionen Francs veranschlagt werden[2].

Im alten Rouen hatte gewissermaßen jede Straße ihren eigenen Charakter, den ihr meist das Gewerbe, das in ihr vorzüglich ausgeübt wurde, verlieh. So wohnten zum Beispiel fast alle Kattunfabrikanten und Färber an den Ufern des Flüßchens Robec, in der heute ziemlich stillen und verlassenen Rue eau de Robec. Dieses „elende kleine Venedig“ (ignoble petit Venise), wie G. Flaubert diese Straße nennt, auf deren zahlreichen Brücken heutzutage die Tröbler ihren Kram feilbieten, war vor 60 Jahren noch eine der belebtesten und reichsten Straßen Rouens, und die eigenthümliche Bauart der oft sehr großen und hohen Häuser läßt uns noch ihre ehemalige Bestimmung erkennen. Diese hohen, luftigen, oberen Stockwerke mit ihren oft mehrere Meter weit überragenden Dächern waren die Trockenräume für die gewaschene und gefärbte Baumwolle und die daraus gefertigten Stoffe, die man bei schönem Wetter an großen Stangen erblickte, welche aus jenen vielfach an Stelle der Fenster vorhandenen großen Maueröffnungen weit auf die Straße hinauszuragen, und dieser oft ein gar buntes Aussehen verliehen, während in den unteren Stockwerken fleißige Hände Erwachsener sowie Kinder mit der Zubereitung der Stoffe, dem Spinnen, Färben, Weben, Scheeren u. s. w. beschäftigt waren.

[1] Vergl. Annuaire statistique de la France, 1887, p. 380 ff.

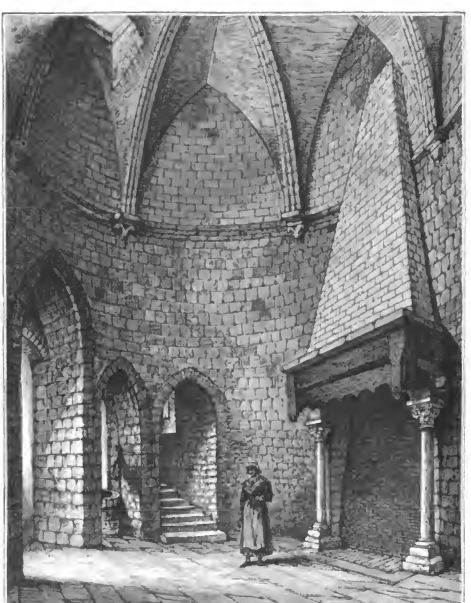
[2] Vergl. Tour du Monde 1887, Nr. 1405.

Hôtel Bourgtheroulde.

Digitized by Google

Wenn wir aber dieſe Straße vor mehr als hundert Jahren hätten ſehen können, ſo würden wir darin nicht Baumwollfabrikanten, ſondern Tuchbereiter gefunden haben; denn obgleich die Baumwollinduſtrie dem Bericht der Chroniken zufolge in Rouen ſchon ſeit dem 15. Jahrhundert bekannt war[1]), ſo fing ſie doch erſt im vorigen Jahrhundert an, eine wichtigere Stelle im Gewerbeweſen der Stadt einzunehmen und die Wollverarbeitung zum Theil zu verdrängen. So blieb die Rue de Robec gegen hundert Jahre der Mittelpunkt dieſer Induſtrie, bis die modernen Einrichtungen ſie veranlaßten, ihren Sitz in einem größeren Stadtviertel, in Cauchoiſe und St. Gervais und, da auch hier die Raumverhältniſſe bald nicht mehr genügten, auf dem anderen Ufer der Seine, in St. Sever und Sotteville, aufzuſchlagen.

Daß ſeiner Zeit die Wollverarbeitung bezw. die Tuchmacherei der Hauptverdienſtzweig der Stadt war, zeigt uns ſchon ihr Wappen, das kreuztragende Lamm. Ein



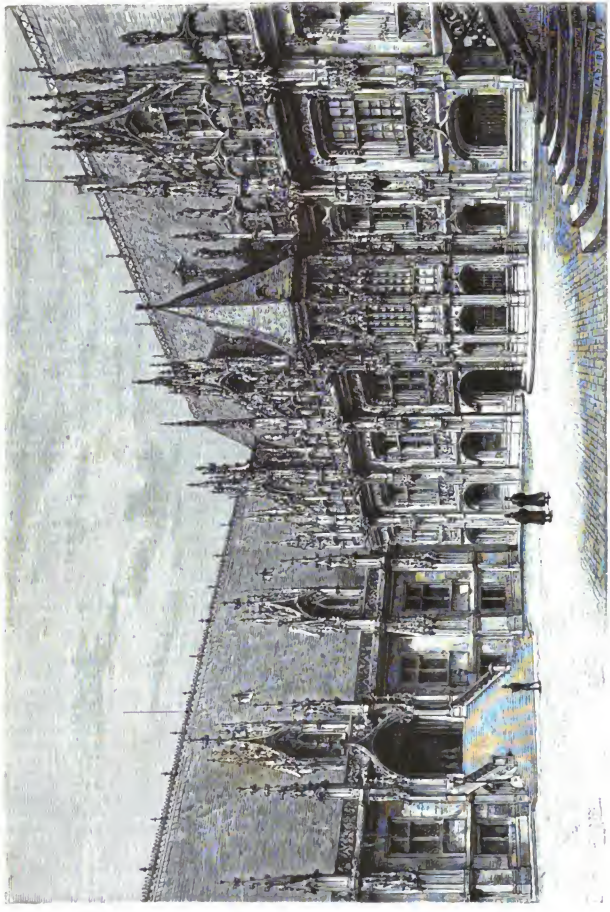
Thurm der Jeanne d'Arc.

intereſſantes altes Bandenkmal beweiſt uns aber durch ſeine bildliche Darſtellung daſſelbe, nämlich die ſogenannte „Große Uhr“ („La Grosse Horloge“, oder wie die Rouenner mit größerer Hochachtung früher ſagten, „Le gros Horloge“). (S. Abbildung 3 in voriger Nummer.)

Dieſes Meiſterwerk der Uhrmacherkunſt (die heute noch richtig gehende Uhr wurde vor 500 Jahren von Jean de Felins gefertigt und iſt ſeitdem faſt ohne Unterbrechung und Ausbeſſerung im Gange und ſoll noch in ſo gutem Zuſtande ſein, daß ſie noch Jahrhunderte lang gehen kann) befindet ſich über einem Triumphbogen, deſſen Verzierungen alle dem Schäferleben entnommen ſind und deſſen Hauptfigur ein von Schafen umringter Hirt iſt. — Erbaut wurde dieſer Bogen von niemand anders als den reichen Tuch-

[1]) Im Jahre 1421 wurde in der Straße St. Vivien von einem gewiſſen Adom mit dem Beinamen „le Cotonneur“ ein Haus gekauft. — Vgl. Tour du M. 1857, Nr. 1404.

Digitized by Google



Justizpalast.

Digitized by Google

machern der Rue de la Banterie der jetzigen Rue de la Grosse Horloge, die einst zu den wichtigsten Straßen der Stadt zählte.

Oft werden die Straßen, wie auch bei uns, nach den darin vertretenen Nahrungszweigen benannt, wie einige noch vorhandene Straßennamen beweisen, z. B. Rue Ganterie (Handschuhmacherstraße), Rue des Bonnetiers (Strumpfwirker- oder Mützenmacherstraße), Quai aux Celliers (Quai der Apfelwein- oder Cidersändler), Rue de l'Epicerie (Specerei- oder Kolonialwarenstraße) u. s. w. (S. Abbildungen in voriger Nummer.)

Statt jedoch von diesen meist sehr alterthümlichen Straßen eine umständliche Beschreibung zu geben, auf die wir in Rücksicht auf den Umfang und Zweck dieser Ausführungen verzichten müssen, verweisen wir auf unsere diesbezüglichen Abbildungen, die ebenso durch Wahl wie durch naturgetreue Herstellung wohl geeignet sind, dem Beschauer eine richtige Vorstellung davon zu vermitteln.

Als eine Art Seitenstück zum Uhrthurm kann man das alterthümliche und in der That ziemlich gleichalte Hôtel du Bourgthéroulde[1]) in der Nähe des westlichen Endes der Rue de la Grosse Horloge betrachten, besonders das hintere Hofgebäude des alten Privatpalastes, dessen sechseckiger, dreistöckiger Thurm ebenfalls mit allerlei heiteren Schilderein aus dem Land- und Schäferleben verziert ist. Der einst ebenso reich geschmückte, aber stärker beschädigte linke Flügel stellt außer vier ziemlich unversehrt gebliebenen ländlichen Frühlings- und Sommer- (z. B. Bade-) Scenen, in fünf noch recht gut erhaltenen Reliefbildern das Zusammentreffen Heinrich's VIII. von England mit Franz I. von Frankreich auf dem Felde bei Guignes (Champ du drap d'or) im Jahre 1520 dar.

Das merkwürdige alte Gebäude ist in Privathänden und ein Theil desselben beherbergt jetzt eine Diskontbank. Zwar wendet denselben ein gegenwärtiger, kunstsinniger Besitzer, der gleichzeitig der Director der Bank ist, seine erhaltende Fürsorge zu, aber diese Fürsorge ist kostspielig und könnte doch leicht einmal nachlassen, weshalb wir dem schon von Manchem geäußerten Wunsche nur beistimmen können, daß so unersetzliche alte Bauwerke, wie dieses, und beispielsweise auch die schon erwähnte, zur Zeit als Wohngebäude, Stallung, Tischlerwerkstatt u. s. w. benutzte alte Kirche St. Laurent vom Staat oder den städtischen Behörden in Schutz oder Besitz genommen werden sollten.

Unmöglich können wir hier, obgleich wir dadurch von der heute uns Ange gefaßten gewerblichen Seite der Stadt noch weiter abgelenkt werden, als streng genommen schon durch die beiläufig eben besprochenen Baudenkmäler, den Platz unerwähnt lassen, den wir im Osten vom Hôtel du Bourgthéroulde vor uns erblicken und den gewiß kein Besucher von Rouen aufzusuchen vergessen, oder gleichgültig überschreiten wird, trog des erwähnenden Eindruckes, den die ziemlich plumpe, auf hohem, schwerfälligem Sockel sich erhebende Gestalt der Heldin (Alles im Pompadourstil!) auf ihn machen mag, und trotz der ihm durch Bädeker's Gewissenhaftigkeit vielleicht gewordenen Belehrung, daß sich die Stelle, an welcher Johanna von Arc verbrannt wurde, eigentlich etwas weiter nordwestlich am sogenannten Altmarkt (Vieux Marché) befindet, wo jetzt das Théâtre français steht.

Nicht gering mag daher die Aufregung gewesen sein, als diese Thatsache vor einigen zwanzig Jahren, vor der Aufführung der Dessoyer'schen „Jeanne d'Arc" auf diesem Theater durch die Zeitungen bekannt gegeben und so die Zuschauer darauf aufmerksam gemacht wurden, daß der dabei errichtete künstliche Scheiterhaufen sich mithin auf der Stelle des natürlichen erhob, auf welchem die Jungfrau am 30. Mai 1431 den Flammentod fand.

Die Errichtung des Denkmals auf dem jetzt danach benannten Platze erklärt sich daher, daß derselbe früher zum alten Marktplatz gehörte. Trog der Theilung ist dieser Markt, dem wir uns, nun wiedermm auf das Industrielle bedacht, zuwenden, mit seinen neuen großen Markthallen noch jetzt einer der größten und für den Verkauf von Lebensmitteln wichtigsten Plätze der Stadt, wenigstens für den nordwestlichen Theil derselben.

Einen besonders interessanten Anblick in dieser Hinsicht gewähren jedoch die sogenannten „alten Hallen" (Les Anciennes Halles) am Markt des hohen alten Thurmes (Marché de la Haute-Vieille-Tour).

Namentlich an Markttagen, wie Freitags, gewahrt man um dieses „hohe alte" Thürmchen, dessen anmuthig leichter Stil dem 16. Jahrhundert alle Ehre macht, ein gar bewegtes, farbiges Bild, das durch den Gegensatz des düsteren Hintergrundes — der zum Theil noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden Hallen — nur um so heiterer und belebter erscheint. Durchschreitet man den Bogen des Thurmes, so gelangt man zu einem kleinen Platze, der „Place de la Basse-Vieille-Tour", wo sich das Bild im Kleinen wiederholt.

Aber nicht immer herrschte hier dasselbe rege Treiben, oder genauer ausgedrückt, hatte es nicht immer denselben Charakter. Anderer Art war der Lärm, den man vor tausend Jahren darauf vernehmen konnte, als die Normannen die Stadt erobert hatten. Hier war es denn auch, wo Richard ohne Furcht im Jahre 996 das erste Schloß der Herzoge der Normandie erbauen ließ. Erst 1204 nach Zerstörung desselben durch Philipp August wurde von diesem am Nordende der Stadt das gewaltige Schloß errichtet, als dessen letzten Rest man den Thurm mit seinen Cyclopenmauern zeigt, der gleichzeitig auch durch die in den Räumen desselben verhörte Jeanne d'Arc berühmt ist (S. Abbildung 3). — Bereits im 13. Jahrhundert begann man dann an Stelle des alten Schlosses die Hallen zu bauen, die man, wie schon bemerkt, in mehrfach erneuerter und erweiterter Form noch dort erblickt, und die gegenwärtig zum Theil zur Aufnahme eines werthvollen Industriemuseums verwendet worden sind.

Treten wir einen Augenblick näher heran an das bunte Markttagstreiben, das uns willkommene Gelegenheit bietet, noch eine wichtige Quelle des Reichthums von Rouen ein wenig genauer zu würdigen, die wir bisher nur erwähnen konnten!

Schon bei Betrachtung der Lage von Rouen durften wir nicht unterlassen, auf die günstigen Vorbedingungen zu einem ergiebigen Landbau hinzuweisen. Die auf dem Markte feilgebotenen Waaren bestehen aus nun, daß, wie es das feuchte Klima kaum anders erwarten läßt, es hauptsächlich der Obst- und Gemüsebau ist, der die Umgegend von Rouen auszeichnet, und der hier einen solchen Ueberfluß von Waaren erzeugt, daß dieselben sogar die Märkte von Paris, Havre und London reichlich mit versorgen helfen. — Daß die Blumenzucht daneben ziemlich zurücktritt, erklärt sich aus den obgedachten klimatischen, man könnte fast sagen, blumenfeindlichen Verhältnissen ganz von selbst.

Eine „Gloire de Rouen" suchen wir daher in unseren Rosengärten vergebens. Nur das heitere Dijon und das sonnige Lyon konnten uns solche heißblüthige Prinzessinnen

[1]) Die ältesten Theile desselben stammen noch aus dem 15. Jahrhundert, während der Thurm der großen Uhr (ursprünglich der Glockenthurm des „Ancien Hôtel de Ville") Ende des 14. Jahrhunderts, der Durchfahrtsbogen 1527 und der daneben befindliche Brunnen erst 1732 erbaut wurden, das Uhrwerk selbst aber schon 1389 entstand.

Digitized by Google

der Blumenwelt senden, und nur ein kühlerer Junker, genannt „Flieder von Rouen“ (Syringa rothomagensis) begegnet uns oft in unseren öffentlichen Anlagen und Gärten. Gleichwohl fehlt es Rouen nicht an einem großen, reich ausgestatteten botanischen Studiengarten, dem bereits 1736 auf der Höhe des Fanbourg Bouvreuil im äußersten Norden gegründeten und nach einer Zwischenwanderung seit 1835 am ganz entgegengesetzten linken Stadtende in einem alten Park eingerichteten schönen „Jardin des Plantes.“

Was den Obstbau anlangt, so sind nach einer uns darüber von einem der bekanntesten Baumschulenbesitzer Dresdens ertheilten Auskunft unsere Obstsäfter (vor Allem die mittel- und norddeutschen) von der Einführung und Pflege neuer fremder und besonders französischer Sorten überhaupt abgekommen, um durch eigene Veredelung und Pflege die der eigenen Natur des Landes und seiner Bewohner angemessensten Früchte zu erzeugen, da weder die fast nur fürs Auge und kaum für den Gaumen berechneten großen und schön aussehenden Früchte, wie sie auf dem Pariser und Londoner Markt gesucht werden, noch die kleinen sauren, vorzüglich zur Ciderbereitung brauchbaren Sorten bei uns geschätzt und bezahlt würden.

Der Grund zur heutigen Ausdehnung und Vollkommenheit der Obstzüchterei von Rouen wurde bereits im 17. Jahrhundert von Legendre, dem gelehrten und reichen Abt und Curé von Henouville, einem kleinen Dorfe südwestlich von Rouen, gelegt, der seinen Garten in einen Musterobstgarten verwandelte, von wo aus die trefflichsten Fruchtsorten sich durch Verpflanzung und Veredelung bald in der ganzen Gegend verbreiteten [1]). So unzählige Apfel- und Birnbäume, wie rings um Rouen, trifft man daher kaum irgendwo in Frankreich an, nur etwa die noch ansehnlicheren Obstanlagen („cours“) zwischen Havre und Dieppe und in der Gegend von Tours (dem „Garten Frankreichs“) ausgenommen.

Aus diesem Grunde gehört die Normandie auch von jeher zu Frankreichs klassischen Provinzen des Apfelweins, zu dessen Bereitung die Rouener als brave Weinverächter (wie der Fuchs in der Fabel!) nicht weniger beitragen als zu seiner Gewinnung. Während der Verbrauch von Wein 1883 und 1884 in Paris z. B. auf den Kopf 207 und 201 Liter, von Apfelwein aber nur 5 und 13 Liter betrug, so verhielt es sich in Rouen fast umgekehrt, nämlich: Wein 51 und 49 Liter, Apfelwein 127 und 149 Liter auf den Kopf [2]).

Größere Apfelweintrinker scheint es indeß noch in Caen, Evreux, St. Brieuc, Laval und Alençon zu geben, wo auf den Kopf weit über 200 Liter kommen, und vor allem in St. Lô und Rennes, wo es sogar über 300 Liter sind. Dafür sieht Rouen — welcher bedauernswerthe Zustand wohl hauptsächlich dem umfangreichen Fabrikwesen zugeschrieben werden muß — im Alkoholgenuß unerreicht da, nämlich (1884) mit 15,5 Liter auf die Person (Rennes 14,4, Caen 14,1, Amiens 11,1 Liter u. s. w., aber Paris nur 6,5 Liter).

Zum Glück bildet gerade die Beschäftigung mit Acker- und Gartenbau, über die noch Einiges zu bemerken bleibt, ein heilsames Gegengewicht zu der entsittlichenden Macht der Maschine, da die zahlreichen Arbeiter, die den Boden bestellen, zu den nüchternsten, geschicktesten und ordentlichsten des ganzen Landes gehören.

Was die Landwirthschaft im engeren Sinne anlangt, so überwiegt in derselben die Viehzucht, besonders die Rindviehzucht, weil sich ein großer Theil des Landes besser zum Graswuchse, als zum Getreidebau eignet, dessen Erzeugnisse darum für den Bedarf der noch dazu sehr dichten Bevölkerung (über 138 auf den Quadratkilometer) bei weitem nicht genügen.

Das Zurückgehen der Schafzucht, die ehemals, wie vorzugsweise auch in der Pikardie, den meisten Gewinn brachte, hängt mit der Abnahme der Wollenindustrie zusammen: Auch die einst so berühmte und einträgliche Pferdezucht hat an Bedeutung abgenommen. Während früher, wie Hellwald berichtet, die „normannischen Pferde“ zu den schönsten, dauerhaftesten in Europa gehörten, so besteht die jetzige Zucht nur noch aus gemischten, hauptsächlich zum Zug geeigneten Rassen, und nur in der Gegend von Aumale und Neuchâtel (in Deutschland durch seine oft für Schweizerkäse gehaltenen „Bondons“ bekannt) finden sich noch die sogenannten „Bidets d'allure“, eine in Frankreich wohlbekannte kleine Art Reitpferde. Der Viehmarkt (Marché aux Bestiaux) von Rouen liegt südlich vom Platze St. Sever und vom Bahnhofe von Orléans.

Wenn wir in der vorliegenden Skizze zunächst versucht haben, Rouen von seiner wichtigsten modernen Seite, d. h. in seiner verkehrswirthschaftlichen, gewerblichen und landwirthschaftlichen Bedeutung darzustellen, so erübrigt uns zur Vervollständigung der Zeichnung, den allgemeineren Umrissen und Farbentönen nur noch einige nähere Erkennungszeichen, einige bekannte Häuser, den Vordergrunde andeutend beizufügen. Wir begnügen uns mit einer einfachen Aufzählung, die trotz ihrer unvermeidlichen Langweiligkeit doch immer weniger ermüdend ist, als es ausführliche Angaben darüber vielleicht sein würden.

Für die Regelung des Personen- und Güterverkehrs sorgen, von der Schiffahrt abgesehen, drei große Bahnhöfe, von denen der wichtigste der für die Linien von Paris, Dieppe und Havre bestimmte Westbahnhof (Gare de l'Ouest Rive droit) mit einem Zweigbahnhofe auf dem linken Ufer (Gare de l'Ouest Rive gauche) ist; für den Brief- und Drahtverkehr sind außer einem stattlichen Post- und Telegraphengebäude am Börsenkai (Quai de la Bourse) noch Nebenämter am Stadthausplatze (Place de l'Hôtel-de-Ville) und im Westbahnhofe vorhanden. Von den Gebäuden, die dem Handel dienen, sind wegen ihrer monumentalen, gleichfalls dem Börsenkai zugewandten Vorderseite besonders bemerkenswerth der Zollamts-, der Handelsgerichts- und der Börsenpalast, ferner die theils in der Nähe, theils in anderen Stadttheilen befindlichen Gebäude der Handels- und Ackerbaukammern, verschiedener Waarenhallen, besonders der schönen gothischen Leinwandhalle, der schon erwähnten Diskontbank, einer Filiale der Bank von Frankreich, sowie einer Sparkasse und anderer Geldvermittelungsanstalten.

Hervorragende Regierungs- und Verwaltungshäuser sind: die Präfektur, die Gendarmerie, das städtische Octroiamt und das Stadthaus, die ursprüngliche Abtei der Kirche von St. Ouen. In demselben befindet sich zugleich die über 150 000 Bände und 2500 Handschriften, nebst einer Sammlung von Holz- und Kupferstichen, Medaillen, ethnographischen und anderen Dingen enthaltende Bibliothek. Auf dem schönen Platze vor dem Stadthause erhebt sich das wenig schöne, aus den Kanonen von Austerlitz gegossene Reiterstandbild Napoleons, das weder dem großartigen Hintergrunde (St. Ouen und Stadthaus), noch der Größe der dargestellten Persönlichkeit entspricht. Rouen hat somit gerade bei zwei seiner wichtigsten Denkmäler das Unglück gehabt, sie von mittelmäßigen Künstlern ausführen zu

[1]) Das noch brauchbare Buch Legendre's über die Kunst, Bäume zu verschneiden (l'art de la taille des arbres) hat sogar vor Kurzem noch eine neue Auflage erlebt. Vergl. Tour du Monde, Nr. 1405, S. 374.

[2]) Vergl. Tableaux des octrois et consommations des „Annuaire statistique“ von 1886/87.

Digitized by Google

lassen. Bei Jeanne d'Arc gedenkt man übrigens des Versehen durch Errichtung einer neuen Bildsäule vor dem Justizpalast wieder gut zu machen.

Für die Beleuchtung der Stadt sorgen hinreichend zwei große Gasanstalten. An Wohlthätigkeitsanstalten ist ebenfalls kein Mangel. Erwähnt sei nur das von schönen Anlagen umgebene, in der Westvorstadt gelegene Hôtel de Dieu, mit 17 Sälen und 600 Betten, das an Umfang noch bedeutendere Hospice Général in der Nähe der Ostvorstadt Martinville, ein Irrenhaus, eine Blinden- und Taubstummenanstalt, über 10 Krippen und Asyle; und von hierher gehörigen Gesellschaften und Vereinen ein öffentlicher Sanitätsrath und über 20 Gesellschaften für gegenseitige Unterstützung und Versicherung. Fünf ansehnliche Kasernen erinnern endlich daran, daß Rouen auch eine bedeutende Militärstadt ist.

Wenn diese Gebäude auch nicht alle als monumentale Bauwerke und hervorragende Zierden der Stadt bezeichnet werden können, so fragen sie doch alle mit dazu bei, ihrem Aussehen etwas Achtung Gebietendes zu verleihen. Das herrlichste weltliche Gebäude, ein Meisterwerk weltlicher Spätgothik, ist der in seinem Hauptheile bereits unter Ludwig XII., Ende des 15. Jahrhunderts, erbaute und zum „Echiquier“ [1]) der Normandie bestimmte Justizpalast.

[1]) „Echiquier“, früher der gewöhnliche Name für Gerichtshof in der Normandie und in England, wird von dem darin gewöhnlich vorhandenen gechequten oder gewürfelten Boden oder Tafeltuch abgeleitet, oder steht vielleicht in Beziehung zum altdoch. scáh, altsächs. skâk, „Mund, Ränderer“; vergl. hochd. Schächer.

Abgesehen vom überladenen neuen Flügel aus dem vorigen Jahrhundert ist es, als ob ein Geist religiöser Weihe und Poesie als Erbtheil der frommkirchlichen Gothik seiner Jahrhunderte aus dem hochbedachten, reichverzierten Mauerwerke athme, dessen tiefer Ernst jedoch, um Reclus' Ausdruck zu brauchen, schon „durch einen Strahl der Renaissance verklärt“ wird (S. Abbildung 4). — Die größte Bewunderung verdient die dem Hofe zugekehrte Seite des Palastes, deren Mittelpunkt der zu den ältesten Theilen desselben gehörige achteckige niedere Thurm bildet. Die auf den ersten Blick verwirrende Menge von Pfeilern, Nischen, Thürmchen, Schnörkeln und Figuren, zu deren Anbringung mit erfinderischem Geiz jedes freie Plätzchen sorgfältigst ausgenutzt scheint, zeigt bei längerem Betrachten in der reichsten Gliederung doch nur die wundervollste Einheit. Der Hauptsaal des Palastes ist der Assisenhof (Cour d'Assises), den man zu den schönsten Sälen Frankreichs zählt. Diesen Ruf verdankt er wohl hauptsächlich seiner prachtvoll getäfelten, theils mit dunkelgefärbten Schnitzereien, theils mit reich vergoldetem Eierstab geschmückten Eichenholzdecke.

Der älteste Raum ist der jetzt als Vorsaal und Wartehalle (Salle des Pas-Perdus) dienende ehemalige Advokatensaal (Salle des Procureurs), der ebenfalls durch seine reiche Holzdecke, deren kühne Wölbung den Beschauer mit Staunen erfüllt, bekannt ist. Der südliche Haupttheil des Palastes rührt von dem französischen Baumeister Roger Ango her, die neuerliche Wiederherstellung desselben in seiner früheren Pracht ist besonders unter der Leitung des noch jungen Architekten Lefort vollendet worden.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XI.

(Mit drei Abbildungen.)

Einen ähnlichen geographischen Grund, wie wir ihn für die Selbständigkeit Paraguays angeführt haben (Vergl. S. 294), möchten wir auch für Uruguay geltend machen. Auch bei diesem Lande befinden sich die Verhältnisse des Bodenreliefs und der fließenden Gewässer bezüglich des größeren Ganzen, dem sie zuzurechnen sein könnten, in einem gewissen Zwiespalte, und auch bei ihm resultirt daraus ein Schwanken zwischen rechts und links und eine Art neutrale Stellung.

Dem Bodenrelief nach ist Uruguay nichts als die südlichste unter den Provinzen Südbrasiliens. Kein nennenswerther Gebirgskamm trennt es von diesen letzteren, sondern die niederen „Serras“ und „Cuchillas“, die Rio Grande do Sul und Santa Catharina in der Richtung von Nordwest nach Südost durchstreichen, durchstreichen in derselben Richtung auch Uruguay, bis sie in den „Cerros“ von Montevideo und von Colonia ziemlich steil in den Laplata hinabstürzen, und diese „Serras“ und „Cuchillas“ sind auch in geologischer Beziehung in Uruguay genau dieselben wie in Südbrasilien. Es sind in der Hauptsache Sandsteingebirge, aus denen nur hie und da ein Kern von Graniten und krystallinischen Schiefern herausblickt. Die Cuchilla Grande, die in einer Entfernung von 100 bis 150 Kilometern parallel mit der Küste des Atlantischen Oceans und des Laplata-Golfes läuft, hat als eine Fortsetzung der großen brasilischen Küsten-Serra zu gelten, und die Cuchilla de Haedo, die in einem nicht viel größeren Abstande von dem Uruguanstrome parallel mit diesem durch das Land zieht, hat man ebenso als die Fortsetzung der großen brasilischen Binnenlands-Serra zu betrachten. Nur die Lößablagerung der Pampas ist in Uruguay in den meisten Orten eine ähnlich mächtige über dem älteren Gesteine wie in Argentinien, und nur die oberflächlichste und jüngste der geologischen Bildungen würde es also rechtfertigen, wenn man Uruguay als ein geographisches Anhängsel an dieses letztgenannte Land bezeichnen wollte.

Anders ist es in hydrographischer Beziehung. Da stießt die einzige große Schiffahrtsstraße des Landes — der Rio Uruguay, der für 4 Meter tief gehende Seeschiffe bis Paysandu und für 2 Meter tief gehende Fahrzeuge bis Salto zu befahren ist — an seiner Westgrenze südwärts, um sich gegenüber von Buenos Ayres mit dem Parana zu vereinigen, und mit seinen Verkehrsbeziehungen erscheint Uruguay dadurch in viel natürlicherer Weise an Argentinien geknüpft wie an Brasilien. Freilich ist das Netz der Wasserstraßen ein wenig ausgedehntes, in den meisten Strömen beeinträchtigen ähnliche Schnellen wie die Uruguay-Schnellen bei Salto die Schiffbarkeit, und selbst auf den bedeutendsten Nebenflüsse des Rio Uruguay — auf dem Rio Negro — gelangen kleine Dampfer nur bis Mercedes. Dazu liegt auch die Hauptausgangspforte des Landes bei Montevideo, wie wir bereits betont haben (Vergl. S. 49 ff.), und

Digitized by Google

durch den Umstand erscheint Uruguay in einem hohen Grade dem Einflusse seines östlichen Nachbarstaates entrückt.

Dabei ist es vielleicht an dem richtigen Orte, darauf hinzuweisen, daß die hydrographischen Verhältnisse des außertropischen Südamerika überhaupt wenig dazu angethan sind, den Bestand eines großen Einheitsstaates zu begünstigen. Zu einem guten Theile verrinnen ja die Ströme, die dem Parana-Laplata zustreben, im Sande, wie man weiß, und zu einem anderen guten Theile dienen sie wenigstens dem Menschen in keiner Weise als Verkehrsstraßen. Nur wenn die Ströme das letztere thun, verflechten sie aber die wirthschaftlichen und kulturellen Interessen der verschiedenen geographischen Provinzen so eng mit einander, daß diese auch politisch nicht von einander los können. Daß es vor dem Zeitalter der Eisenbahnen schon schwer hielt, die Provinzen des eigentlichen Argentinien in einem und demselben staatlichen Verbande zusammenzuhalten, darf deshalb nicht wunder nehmen; noch weniger aber, daß einzelne peripherische Theile des Laplata-Gebietes, die sich einer höheren kulturgeographischen Begabung erfreuten — wir meinen Paraguay und Uruguay — bis auf den heutigen Tag eine politische Sonderexistenz fristen. Ob eine dichtere Besiedelung, eine durchgreifendere Kultivierung, und ein vollkommener ausgebildetes Schienenstraßennetz viel an dieser Thatsache ändern werden, bleibt aber natürlich abzuwarten. Die selbständige Geschichte der südamerikanischen Staaten hat ja so zu sagen eben erst begonnen, und daß gerade in demjenigen Theile des Welttheils, von dem wir hier handeln, die Entwickelung der politischen Verhältnisse so wenig zu einem definitiven Abschlusse gediehen sind, wie die wirthschaftlichen, ist nicht schwer einzusehen.

In den früheren Zeiten bildete Uruguay ebenso wie Paraguay immer eine Art Zankapfel zwischen den Spaniern und den Portugiesen, und die ersteren wurden des Besitzes der „Banda oriental“ eigentlich niemals froh, wenn sie auch ihren Einfluß im allgemeinen etwas kräftiger geltend machen konnten wie ihre Rivalen. In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts war das Land bekanntlich als „cisplatinische Provinz“ in aller Form dem brasilianischen Kaiserthume einverleibt, und erst in dem Jahre 1830 riß

Fray Bentos (Fleischextract-Fabrik).

es sich von demselben wieder los, um seit dieser Zeit die „Republica Oriental del Uruguay“ zu bilden.

Die häufigen Kriegswirren, in die sich Uruguay verwickelt gesehen hat, haben natürlich auch auf seine inneren Angelegenheiten eingewirkt, und noch viel weniger als in Argentinien ist es hier bis in die neueste Zeit zu einer Festigung der Zustände gekommen. Die Parteien der „Colorados“ (Ganchos) und „Blanquillos“ (Grundbesitzer) standen einander beinahe immer schroff und feindselig gegenüber, und oft genug kam es zwischen ihnen zu langwierigen und blutigen Fehden, während das Staatsoberhaupt bald diktatorische Gewalt ausübte, bald sich von politischem Morde bedroht sah. So war es mit Benancio Flores, so mit Manoel Flores, und so im Jahre 1886 auch noch mit Mariano Santos. Der Mangel an guten Verkehrsstraßen erschwert natürlich auch hier die Herstellung einer besseren Ordnung, und bisher ist dieser Mangel in Uruguay bei weitem nicht so vollkommen behoben wie in Argentinien. In der Hoffnung, daß ruhigere Zeiten für das Land kommen werden, haben englische Kapitalisten bis zum Jahre 1887 allerdings 556 km Eisenbahnen geschaffen, es macht dies aber immerhin nur 0,3 km auf 10 000 qkm. Insbesondere ist auch noch keine größere Transversalbahn vollständig ausgebaut.

Daß die inneren und äußeren Kriege, die Uruguay heimsuchten, im Verein mit dem Mangel an guten Verkehrsstraßen die wirtschaftliche Entwickelung arg beeinträchtigen mußten, versteht sich ganz von selbst. Eine Hülfsquelle des Landes zwar — die Weidenutzung und die Viehzucht — gelangte zu einer verhältnißmäßig hohen Blüthe, und wenn der urnguayische Bestand an Rindern i. J. 1884 6 Millionen, der Bestand an Schafen aber 16 Millionen betrug, so sind dies Zahlen, die relativ (auf die Landfläche oder auf die Bevölkerungsziffer bezogen) sogar noch wesentlich höher sind als die argentinischen. Ebenso nahm auch die Schlächterei und die Fabrikation von Fleischextrakt und Fleischconserven einen bedeutenden Aufschwung, und außer den neun großen Saladeros (Schlachtplätzen) in der unmittelbaren Nähe von Montevideo giebt es auch noch zehn andere in den Städten am Rio Uruguay — in Fray Bentos, in

Digitized by Google

Paysandu und in Salto. Das berühmte Etablissement der erstgenannten Stadt (S. Abbildung 1), das an die tausend Arbeiter beschäftigt — darunter allein 75 Klempner —, und in dem an jedem Tage 800 bis 1200 Ochsen unter dem Messer verbluten, steht in jeder Beziehung den Riesenschlachthäusern von Chicago ebenbürtig zur Seite. 1884 wurden nicht weniger als 853,600 Rinder in den Saladeros geschlachtet. Alles in Allem war der Betrieb des Viehzuchtgewerbes aber bislang in Uruguay nicht weniger roh und raubbaumäßig wie in Argentinien, und erst neuerdings haben aufgeklärte Estancieros hier und da auf Züchtung edler Rassen Bedacht genommen. Auch in dieser Beziehung ist es vor allen Dingen englischer Einfluß, der dem Lande zum Heile zu gereichen verspricht.

In der Naturbeschaffenheit des Landes scheint die Viehzucht in Uruguay noch günstigere Voraussetzungen zu haben wie in Argentinien. Im allgemeinen sind es zwar dieselben einheimischen und eingewanderten Gräser- und Kräuterspecies, die die Weide bilden, wie in den argentinischen Pampas, der Buchs ist aber in dem feuchteren und gleichmäßigeren Klima ein viel üppigerer, und die gelegentlichen Dürrezeiten sind selten so andauernd und vollständig wie dort. Immerhin richten die letzteren auch unter den uruguayschen Rinderherden zuweilen schlimme Verheerungen an, und viele Estancieros finden die Schafzucht angezeigter, weil die Schafe nicht so sehr unter dem Wasser- und Futtermangel leiden.

Die anderen Wirthschaftszweige liegen noch sehr im

Paysandu.

Argen, obgleich in Uruguay noch viel weniger als in Argentinien davon die Rede sein kann, daß das Land für alle Zeiten dazu prädestinirt sei, ein bloßes Weideland zu bleiben. Die „Chacras“ der Provinzen Montevideo, Canelones und Colonia bezeugen, daß der Acker- und Gartenbau unter Aufwendung von Fleiß und Sorgfalt vorzügliche Erträge zu liefern vermag, bei Salto haben baskische Estancieros mit Erfolg einen feurigen, süßen Wein, sowie daneben auch Oliven, Orangen ꝛc. gebaut, und von den Provinzen Cerro Largo und Tacuarembo, die heute im wesentlichen noch eine ausgedehnte Waldwildniß bilden, ist nicht gut einzusehen, warum dieselben nicht genau dieselben Kulturen ermöglichen und lohnen sollen, wie Rio Grande do Sul und Santa Catharina. Daß ihre „Cuchillas“ weniger hoch sind, ist sogar als ein wichtiger wirthschaftsgeographischer Vortheil zu betrachten. Mehr als die Viehzucht brauchen aber Acker- und Gartenkultur bessere Verkehrsstraßen und zahlreichere fleißige Hände; und das Gleiche gilt auch von dem Bergbau, der im übrigen an verschiedenen Orten aussichtsvoll zu sein scheint, wenngleich die Goldbergbau-Unternehmungen an den Quellflüssen des Rio Tacuarembo (besonders am Cuñapirú) seiner Zeit verunglückt sind. Die Viehzucht verlangt viel Land und wenig Arbeit, der Ackerbau aber viel Arbeit, und deshalb konnte bis zu der gegenwärtigen Entwickelungsstufe, die das Gemeinwesen erreicht hat, wohl die erstere, nicht aber der letztere prosperiren.

Auf der Landfläche von 186920 qkm, die Uruguay enthält, wohnten nach der officiellen Statistik im Jahre 1885 nur 582 858 Einwohner, also 3,1 Einwohner auf jeden Quadratkilometer. Das ist für intensive Wirthschaftsbetriebe

Digitized by Google

Rinderherde, den Urugnan durchziehend.

Digitized by Google

natürlich viel zu wenig, und was dem Lande außer innerem und äußerem Frieden und außer einer vollkommeneren Ausgestaltung seines Verkehrsstraßennetzes zu wünschen wäre, ist deshalb ein ähnlich starker Einwandererstrom, wie er sich neuerdings über Argentinien ergießt. Auch in dieser Beziehung scheinen sich neuerdings tröstliche Blicke in die Zukunft eröffnen zu wollen, und wenigstens in den Regierungskreisen heißt man die neuen Ankömmlinge willkommen, und ist eifrig darauf bedacht, ihre Zahl zu mehren. Die statistischen Erhebungen bezeugen auch, daß das letztere mit Erfolg geschehen ist; denn im Jahre 1882 betrug die Einwandererziffer (die Ziffer der im Lande verbleibenden Einwanderer) nur 1997, im Jahre 1882 aber 3937, im Jahre 1883 4997, im Jahre 1884 5914 und im Jahre 1885 sogar 8950. Was die Nationalität anlangt, so waren von den nicht im Lande Geborenen im Jahre 1880 39 780 Spanier, 36 303 Italiener, 20 178 Brasilianer, 15 546 Argentinier, 14 375 Franzosen, 2772 Engländer und 2125 Deutsche. Der Nachschub aus den romanischen Ländern war also der weitaus stärkste, wir haben aber oben bereits betont, daß die kleine englische Kolonie in verschiedener Beziehung einen sehr maßgebenden Kultureinfluß auf Uruguay geltend gemacht hat. Sollte ähnliches in der deutschen Kolonie, die sich in den letzten Jahren stark vermehrt haben dürfte, nicht auch möglich sein? An den Einwanderern ist es natürlich vor allen Dingen, die politische Ordnung im Lande konsolidiren zu helfen.

An der Handelsbewegung Uruguays, die im Jahre 1886 ziemlich genau 44 000 000 Pesos (gegen 180 000 000 Mark) betrug, participirte England mit reichlich 24 Proc., Frankreich mit 13 Proc., Belgien mit 10½ Proc., die Nordamerikanische Union mit 9 Proc., und Deutschland nur mit ziemlich 6 Proc. Man kann also kaum behaupten, daß Deutschland darin den Platz einnimmt, den es einnehmen könnte. Wenn sich die deutsche Auswanderung zu einem erheblicheren Bruchtheile nach Uruguay wendete, als es bisher geschehen ist, so würde sich dies vielleicht rasch ändern. Von dem Gedeihen oder Nichtgedeihen der deutschen Kolonie Santa Teresa oder von der schweizerischen Kolonie Colonia Suiza besitzen wir leider keine genaueren zuverlässigen Angaben.

[1]) Vergl. hierzu: The Republic of Uruguay. Issued by authority of the Consulate-General of Uruguay (London 1886); Anuario Estadistico de la República Oriental del Uruguay (Montevideo 1885); Memoria de la Direccion General de Inmigracion y Agricultura (Montevideo 1884); und E. Dussaud, Les Colonies françaises du Rio Uruguay (Revue maritime et coloniale 1883, vol. 79, p. 418 ff.).

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Von Santa Barbara fuhr ich auf dem Dampfer „Queen of the Pacific“ südwärts über San Pedro nach San Diego (445 Seemeilen von San Francisco). Meine Erwartung war, wie ich nicht leugne, sehr hoch gespannt, denn ich hatte in der letzten Zeit so viel über den wunderbaren Aufschwung San Diegos gehört und in den Zeitungen solche staunenswerthe Berichte darüber gelesen, daß ich es kaum erwarten konnte, meinen Fuß aufs neue auf die ungepflasterten Straßen der „Stadt der glänzenden Zukunft“ zu setzen. Unser Dampfer lief glücklich in den schönen Hafen ein, der allerdings nicht von Schiffen beengt war, aber doch ein bedeutend lebendigeres Bild als vor fünf Jahren zeigte. Auffallend schien mir, daß unser Kapitän während der Fahrt durch die Bai einen Anker auswerfen ließ und daß Schiff diesen herumschwang, ehe er die Wendung nach der Landungsbrücke ausführen konnte, was auf ein ungewöhnlich enges Fahrwasser („channel“) schließen ließ. Ein Eisenbahnzug brachte die Passagiere schnell über den weit in die Bai hinausgebauten hölzernen Pfeilerquai nach dem Festlande, und ich begab mich zunächst nach einem Logierhause, das mir als Absteigequartier empfohlen worden war.

Ich stellte mich der Hausbesitzerin, einer schneidigen Amerikanerin, vor und fragte sie, ob sie mir nicht ein hübsches möblirtes Zimmer vermiethen könne, da ich längere Zeit in San Diego verweilen wollte. „You want to buy some lots?“ (Wollen Sie nicht ein paar Grundstücke kaufen?), entgegnete sie erregt und erbot sich, mir sofort einige ihr gehörende Bauplätze zu zeigen, die sehr vortheilhaft gelegen und äußerst billig seien. Auf meine wiederholte Frage nach einer Wohnung antwortete mir die Dame gar nicht, sondern fuhr damit fort, mir ihre Grundstücke anzupreisen. Sie wolle mich lieber gleich in ihrem schönen Wagen, der vor der Thür stehe, aussahren und die „lots“ zeigen, ehe ich anderswo kaufe. Sie wäre davon überzeugt, daß ich ein reicher Kapitalist sei, und nur deshalb nach San Diego käme, um hier gutes Grundeigenthum zu erwerben u. s. w. Endlich erhielt ich ein Zimmer, wurde aber bereits in zehn Minuten von meiner unternehmenden Wirthin abgeholt, die mich nolens volens in ihrem „Buggy“ spazieren fuhr und mir ihre „lots“ zeigte.

Ich muß gestehen, daß mir der rege Geschäftssinn der Dame Ehrfurcht einflößte. Einen besseren Cicerone hätte ich mir gar nicht wünschen können. Binnen einer halben Stunde war mir die gegenwärtige Stellung und die Zukunft von San Diego vollständig klar geworden. Die Einwohnerzahl hatte sich in einem Jahre von 7000 auf 15 000 Seelen vermehrt und mußte in denselben Verhältnisse bis zum Jahre 2000 auf mindestens eine halbe Million Köpfe anschwellen. Meine schöne Führerin erklärte mir die Beziehungen des großen „Boom“ zu San Diego auf die deutlichste Weise; und da ich dieselben Auseinandersetzungen später noch viele hundertmal von anderen San-Diegoern zu hören bekam, so will ich sie hier zur Orientirung des Lesers gleich mittheilen.

Die Vereinigten Staaten (so erzählte meine Wirthin) hätten bereits 64 Millionen Einwohner, von denen mindestens eine Million reicher Leute aus dem fibirischen Neu-England nach dem sonnigen Südkalifornien auswandern

Digitized by Google

wollte. Selbstverständlich müßte San Diego mit seinem schönen Hafen, und nicht die Inlandstadt Los Angeles die Metropole von Südkalifornien werden. Die prächtige Lage der Stadt, die unübertreffliche Bai, das herrliche Klima — dies Alles spräche für San Diego. Ein Kind könne das einsehen! Der Spott der aufgeblasenen Bewohner der Engelsstadt, San Diego habe keine natürlichen Hülfsquellen, kein fruchtbares Hinterland und keinen Handel, würde bald ganz zu Schanden werden, da sich die freilich bis jetzt noch ziemlich öde Umgegend durch die im Bau begriffenen Bewässerungsanlagen bald in lachende Fluren umwandeln müsse. Niemand zweifelt hier daran, daß San Diego nicht nur Los Angeles, sondern auch San Francisco überflügeln werde u. s. w.

Es scheint nun allerdings, daß die schon zweimal verloren gegangene Hoffnung der biederen San-Diegoer auf den glänzenden Aufschwung ihrer Stadt diesmal nicht wieder zu Grabe getragen werden soll, wenn auch das Zukunftsbild mit gar zu prächtigen Farben von ihnen ausgemalt wird. Der neue Wendepunkt des Glücks trat ein, als im November 1885 die „Atchison-, Topeka- und Santa Fé"-Eisenbahngesellschaft die Verbindung ihrer Hauptlinie mit San Diego herstellte und die Bai von San Diego endgültig als ihren Haupthafen am Stillen Meere verkündete. Die Südpacificbahn ist jetzt benutzt, ihr Bahnnetz ebenfalls bis nach San Diego auszubreiten, eine Anzahl kleinerer Eisenbahnen, die dorthin führen sollen, ist im Bau begriffen, eine wahre Völkerwanderung von reichen Touristen und Spekulanten aus dem Osten, die gegenwärtig nach Südkalifornien strömt, hat ihr Augenmerk besonders auch auf San Diego geworfen, große Kapitalien haben sich daselbst angesammelt, und Unternehmungen aller Art, neue prächtige Banken sind an der Tagesordnung.

Daß die sich in großer Zahl in San Diego aufhaltenden reichen Amerikaner aus den Oststaaten eine recht gute Meinung über die Zukunft dieses Platzes haben mußten, ward mir bei einem näheren Einblick in ihr Thun und Treiben recht gut veranschaulicht. Eine der großartigsten Anlagen ist die neue Villenstadt und das Seebad auf „Coronado Beach" (dem Seestrand von Coronado), worauf ich hier etwas näher eingehen will, da der vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckende Unternehmungsgeist der Yankees dadurch so recht bezeichnet wird.

Westlich von San Diego, durch die Bai von der Stadt getrennt, liegt die „Peninsula of San Diego", ein acht englische Meilen langer Sandstreifen, der von der mexikanischen Grenze nordwärts läuft und den Hafen von San Diego gegen das offene Meer abschließt. In ihrem nördlichen Theile erweitert sich jene Halbinsel zu einer Breite von etwa einer englischen Meile, mit einem Flächenraum von 1100 Ackern. Die im December 1886 noch ganz unbewohnte Halbinsel wurde von fünf Kapitalisten für 110000 Dollars käuflich erworben, um auf ihr das vornehmste Seebad in Amerika zu errichten. Zunächst baute die Gesellschaft eine 40 Miles lange Wasserleitung und leitete den für die Bewässerung der geplanten Anlagen unumgänglich nöthigen Bedarf des flüssigen Elements vom oberen San Diego-Fluß vermittelst Röhren quer durch die Bai, und am Boden derselben hindurch, nach der sogenannten Insel. An einem Pact inmitten der Insel, welchen die „Orange-Avenue", die Hauptstraße, durchschneidet, sollen die Kirchen und Schulen der neuen Villenstadt Platz finden. Breite chaussirte Straßen mit sauberen Gehwegen, Abzugskanäle mit Cementröhren, Gas- und Wasserleitungen wurden über die ganze Insel angelegt. Die Straßen („Avenues") wurden mit Bäumen bepflanzt und nach diesen benannt — Orangen-, Citronen-, Mandel-, Oliven-, Bananen-, Pommegranaten-, Palm-Straße ꝛc. — Bäumen, die bei ausreichender Bewässerung in dem mit verwitterten Muscheln durchsetzten lehmigen Boden vortrefflich gedeihen. Ein an die „alte Zeit" erinnerndes Adobehaus, das aus echten alten Luftziegeln erbaut und mit rothen Dachpfannen von der Mission San Diego gedeckt ist, steht an der Orange-Avenue. Ein Dampf-Fährboot vermittelt den Verkehr mit San Diego, quer durch die Insel läuft eine Eisenbahn nach dem Seestrande, und hohe eiserne Mastbäume mit elektrischen Sonnen verbreiten Nachts ein Licht wie vom Vollmond. Mit einer Auslage von 360000 Dollars — das Kaufgeld eingeschlossen — waren Plan und erste Anlage einer Villenstadt auf Coronado-Island im Frühjahr 1887 fix und fertig. Mit dem Bau des riesigen Gasthauses „Hotel del Coronado" wurde um dieselbe Zeit begonnen.

Jetzt wurden die Bauplätze öffentlich versteigert, die, ohne Ausnahme mit Abzugskanälen, und mit Gas- und Wasserleitung vor der Thür, ohne Mühe Käufer fanden. Bedingung war, daß jeder, der auf Coronado Grunddesitz erwerben wollte, sich verpflichten mußte, dort weder Wein noch Bier oder geistige Getränke irgendwelcher Art zu verkaufen. Diese Bedingung stellen ja die reichen Temperenzjunker aus den Yankeestaaten bei der Anlage fast jeder neuen Stadt in Südkalifornien! Sie wollen in ihren vornehmen Villenstädten den öffentlichen Verkauf von Bier, Wein und Spirituosen nicht dulden. Mit obigem Vorbehalt verkaufte die Gesellschaft in vier Monaten für 1110000 Dollars Grundbesitz auf Coronado, dessen Werth sich bereits mehr als verdoppelt hat, und sie hat noch eine gleich große Reserve für eigenen Bedarf zurückbehalten.

Zur Zeit meines Besuchs strebte das 30 Fuß über der Fluthhöhe nahe am Seestrande liegende „Hotel del Coronado", ein Holzkloß auf einem Unterbau aus Portlandcement, bereits mächtig empor. Das Riesenhotel soll eine Höhe von fünf Stockwerken erhalten. Die gegen das Meer liegende Seite wird von Verandas umkränzt sein, welche nach außen durch Glasplatten gegen den Seewind geschützt sind. Inmitten des Gasthauses, welches Nachts mit Edison's elektrischen Lampen beleuchtet werden soll, wird ein mit einem Glasdach überdeckter Hof liegen, 250 Fuß lang und 150 Fuß breit, der mit tropischen Pflanzen, Springbrunnen ꝛc. geschmückt und ringsum von Gallerien und Säulengängen umgeben sein wird. Ein Speisesaal, 62 × 156 Fuß groß, ein Theater und Ballsaal, eine Billardstube für 35 Tische liegen in dem Gebäude — einem Prachtbau mit fürstlicher Einrichtung und langen Reihen von Lesezimmern, Parlors, Erfrischungsräumen, Cafés u. s. w., dessen Herstellung auf 700000 Dollars veranschlagt wird. 500 Arbeiter sind Tag und Nacht daran thätig, Nachts bei elektrischem Licht. Bei Jahresschluß wird das „Hotel del Coronado" für die Aufnahme von Gästen bereit sein.

In einer zwei deutsche Meilen langen geschweiften Linie bespült der Große Ocean, von dem schroffen mit einem Leuchtthurm gekrönten Vorgebirge Point Loma bis zum mexikanischen Festland, die Halbinsel, — einen herrlichen Weg von feinkörnig gelbem Sand für Reiter und Fuhrwerke! Der Badegrund kann nicht schöner gedacht werden. Die Aussicht auf Meer und Stadt und das umbrandete Gestade, auf die vorliegenden Coronado-Felsinseln (die Kronen-inseln) und die bläulichen Gebirge ist wunderbar schön unter dem klaren südlichen Himmel. Ein im Bau begriffenes Riesenfährboot wird im Stande sein, die großen Excursionszüge von Pullmann's Schlaf- und Salonwagen ohne Aufenthalt über die Bai zu befördern, so daß die Reisenden vom atlantischen Gestade, ohne umzusteigen, und ohne ihre Wagen verlassen zu müssen, unmittelbar bis vor das „Hotel del Coronado" gelangen können.

Digitized by Google

Binnen Jahresfrist wird sich nach dem Plane der Unternehmer die vor kurzem noch ganz öde Insel mit Blumengärten und Villas bedeckt haben. Es liegt nun allerdings im Bereiche der Möglichkeit, daß die glänzende Villenstadt Coronado nicht das wird, was ihre Gründer, die Pantees, deabsichtigt haben, obgleich sich bis jetzt schon eine erkleckliche Anzahl von Gebäuden, unter ihnen mehrere Hotels und Geschäftshäuser, auf der Insel befinden; aber im schlimmsten Fall sind die Unternehmer durch den Verkauf der Grundstücke bereits vollständig vor Verlust gesichert. Das „Hotel del Coronado" (der größte Holzpalast in Amerika!) wird immerhin eins der sehenswerthesten Wunder in Südkalifornien bleiben und viel- Tausende von Gästen beherbergen, bis es eines schönen Tages — ein Raub der Flammen wird! —

(Fortsetzung folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Alte Erd- und Himmelsgloben.

Ueber den Erd- und den Himmelsglobus von G. J. Blaeu (Amsterdam 1599 bis 1603), wovon je ein gutes Exemplar in meinem Besitze sind, läßt sich Herr Frederik Muller in Amsterdam in seinem Catalogue (1875) folgendermaßen vernehmen:

„Beide Kugeln sind reich illustrirt, bemalt und zum Theil vergoldet, mit Messing-Meridian, und befinden sich in den originalen, also gegen 300 Jahre alten Mahagoniholz-Gestellen; der Durchmesser jedes Globus ist 34 cm." Da Muller's Exemplare in „ausgezeichnetem" Zustande erhalten sind, so taxirt er sie zusammen mit 750 Gulden holländische Währung, fügt aber bandschriftlich bei, er wäre sie damals (1878) gerne um die Hälfte des Preises los geworden. Ob er sie heute (1888) bereits verkauft hat, ist mir nicht bekannt geworden. Muller fährt in seinem Catalogue fort: Man sehe über den hohen Werth und die außerordentliche Seltenheit von Blaeu's Globen die Preisschrift von P. J. H. Bandel: Ueber das Leben und die Werke G. J. Blaeu's des Aelteren. Utrecht 1871, 8°, pag. 35 bis 52. — Was die Seltenheit betrifft, sagt Baudet, er hegte die gespanntesten Erwartungen, noch einige Exemplare dieser größeren Erdkugeln aufzutreiben, doch vereitelte die Erfahrung leider gar bald seine Hoffnungen; denn Construction und äußere Gestalt machten leider diese Erdkugeln viel häufiger, als etwa gleich alte Atlanten, Kartenwerke und geographische Bücher. Das ist auch der Grund, warum diese höchst interessanten Ueberbleibsel einer früheren kunstgewerblichen Industrie in so überaus kärglicher Anzahl uns erhalten blieben, eine Seltenheit, die es äußerst schwer erscheinen läßt, von Blaeu's Globen eine auf persönlicher Anschauung fußende Beschreibung zu geben. — Trotz der allergrößten Bemühungen gelang es dem Herausgeber der oben bezeichneten Preisschrift nicht, in Holland mehr als 2 Paare aufzufinden, das eine im astronomischen Observatorium zu Leyden, das andere im physikalischen Museum zu Amsterdam. Muller selbst hat in seiner beinahe 40jährigen Buchhändler- und Sammler-Laufbahn außer dem ausgebotenen Exemplare nur ein einziges Mal Blaeu'sche Erd- und Himmelskugeln auftreiben können, und dieses einzige Exemplar in traurigem Zustande und von kleinerem Dimensionen. — Der ältere Blaeu construirte nämlich Globen von dreierlei Volumen: die größten zu 73 cm, die kleinsten zu 23 cm im Durchmesser. — Was die Wichtigkeit unserer Erd- und Himmelskugeln betrifft, genüge die Bemerkung, daß Blaeu's Globen das zweite Glied derjenigen Kette bilden, wovon der weltberühmte M. Behaimsche (1492) zu Nürnberg das erste Glied ist. Alle anderen körperlichen Erddarstellungen, wie die von Schoner, Frisius, Mercator ꝛc., sind verschwunden und verschollen, mit Ausnahme von 3 Globen verschiedenen Alters in der herzoglichen Bibliothek in Weimar und einem in Gent, welch letzterer übrigens jedenfalls jünger ist, als unsere Exemplare. (Siehe Baudet a. a. O., p. 35 bis 37, und Alex. von Humboldt, Histor. Entw. unserer geogr. Kenntn. d. neuen Welt 1852.) Muller fährt fort:

Blaeu's Erd- und Himmelskugeln waren bergestellt durch Kupferstich, so daß die Erd- bezw. Sternbilder mittelst gummiartiger Paste auf den Holzkern aufgetragen wurden. Auf diese Weise war es auch möglich, neue Entdeckungen, sowie jeden anderen Fortschritt auf geographischem Gebiete durch Correcturen auf den Original-Kupferplatten auf den neuen Globus zu übertragen, anderseits Widmungs-Schriften und Jahr der Herausgabe je nach der Auflage zu ändern. So finden wir z. B. auf Muller's und meinem Exemplare die Zahl 1599, womit jedoch die ziemlich correcte Einzeichnung der Küsten Amerikas und einiger wichtiger Seestraßen nicht stimmt, die im Gegentheil darzuthun scheinen, daß unsere vorliegenden Globus-Editionen eigentlich erst 15 Jahre später, als das irrthümlich stehen gebliebene 1599, Jahr, veröffentlicht bezw. verbessert worden sein konnten. Die höchst interessanten Widmungs- und sonstigen lateinischen Inschriften, die prächtigen Wappenbilder, Umgebener, Rieten, sowie auf dem Sternglobus das Portrait des Tycho de Brahe deute ich hier nur an, da ich im „Ausland" (Stuttgart 1885, Nr. 15) ausführlicher darüber gesprochen habe. Auch über die sonstige Bedeutung dieses unseres älteren Blaeu findet der Leser in diesem Aufsatze der Zeitschrift „Ausland" Näheres angeführt. — Wir folgen nun weiter unserem Muller in Amsterdam: Der Himmelsglobus, gewidmet Moritz von Nassau-Oranien, ist von höchstem Interesse für jedermann, der um die Geschichte der Astronomie sich kümmern will. Er ist im Anfange des 17. Jahrhunderts veröffentlicht, unsere Exemplare tragen thatsächlich die Zahl 1603. Gemäß der Legende am Himmelsglobus verehrte Blaeu in Tycho de Brahe seinen Lehrer, daher dessen Portrait auf unserem Himmelsglobus. Auch aus dem Werke von G. J. Vossius, De scientiis mathematicis, p. 263, und aus Foppen's Bibliotheca Belgica, p. 408 (wir citiren nach Muller's Catalogue), wird uns das freundschaftliche Verhältniß unseres holländischen gelehrten Buchdruckers und Verlegers zu Tycho de Brahe bestätigt. — Daß die holländische Expedition nach Ostindien unter dem bekannten Friedrich Houtmann um 1596 bereits von Blaeu auf unserem Himmelsglobus verwerthet wird, ersieht man aus der interessanten Legende: Habetis hic, astrorum studiosi, trecentas et plures Antarctico mundi vertici viciniores stellas u. s. w. (S. „Ausland" 1885, Nr. 15). Aus De Jonge's Schrift, Entstehung der niederländischen Herrschaft in Ostindien (p. 95 des Originals) könne man übrigens entnehmen, daß die Berechnung unserer Sternkarte nicht dem Befehlshaber Houtmann selbst, sondern dessen Steuermann P. D. Keyser, der aber in der Sunda-Straße

Digitized by Google

verstorben war, zu verdanken sei, aber nach bekannten Mustern hat der Herausgeber sich wohl mit dem Entdecker identificirt, um so verzeihlicher, als doch Houtmann der Befehlshaber, also Kesser thatsächlich unter dem Kommando Houtmann's seine astronomischen Entdeckungen und Beobachtungen machte.

Daß unser Blaeu selbst astronomisch thätig war, daß er also als Frucht seiner Studien bei Tycho de Brahe selbständig forschte, lehrt uns ein Stern im Bilde des Schwan, welcher, wie die Legende dabei besagt, von G. J. Blaeu entdeckt wurde.

Wenn man die zwei Paar Kugeln zu Leyden und Amsterdam mit dem werthvollen Paar in Muller's Besitz vergleicht, so ergeben sich, sagte Muller, einige Verschiedenheiten; ebenso wenn man die Beschreibung eines Paares geringerer Dimension, die 1799 Kästner gebracht hat (S. Gesch. d. Mathematik), durchliest, so daß man zum Schlusse kommt: Jedes Paar von des älteren Blaeu Globen ist in seiner Art als Unicum vom allergrößten Werthe. Besonders werthvoll sind jedoch unsere Kugeln mit dem Durchmesser 34 cm und dem Datum 1599 und 1603 als unzweifelhafte Originale aus Blaeu's Hand selbst. Der ältere Blaeu schrieb selbst ein Handbuch über den Gebrauch seiner verschiedenen Globus-Ausgaben, wovon eine Ausgabe von 1638 noch käuflich ist.

Guilhelmus Janssonius Blaeu ist zu Alkmar in Holland 1571 geboren, war, wie bemerkt, selbst ein gelehrter und die Wissenschaften wahrhaft liebender Mann, bekannt auch durch die Ausgaben der klassischen Schriftsteller, und starb um 1638, sein Geschäft an seinen Sohn, den jüngeren Blaeu, hinterlassend. Außer den ganz prachtvoll ausgeführten Sternbildern auf dem globus coelestis fielen mir auf der Erdkugel außer den Wahlfischen, Galeeren und anderen Seeschiffen noch einige Dinge besonders auf, z. B. in Südamerika der Volksname Avotocahos, was ich für eine alte Bezeichnung der Botokuden halte, obwohl man gewöhnlich das Wort vom portugiesischen Botoko = Holzpflock ableitet (wegen der durch die Lippen und Ohrlappen durchgesteckten Holzstücke); ferner mit Keulen bewaffnete riesige Wilde in Patagonien ꝛc.

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß im Bibliothekssaal von Admont in Steiermark ein Paar Globen von Mercator vorhanden sind, sowie im Museum des Stiftes Neukloster ein Paar sehr alte Weltkugeln von J. Ultrajectensis (also aus Utrecht).

Diesellben tragen die Zahl 1589, sind gewidmet „Christiano IV. Danise Norvegiae Vandalorum et Gothorum regi, duci Schlesvrigiae“ etc. und stammen von Jacobus Florentinus Ultrajectensis (also aus Utrecht). Der Durchmesser beträgt 34 cm, und die Ausführung ist ähnlich wie bei Blaeu, aber weniger prächtig. Der Erhaltungszustand ist recht gut.

Möge diese Reminiscenz gelegentlich der geographischen Ausstellung in Brüssel den einen oder den anderen Leser dazu begeistern, derlei alte Werke der Wissenschaft oder Kunstindustrie vor gänzlichem Verfalle zu bewahren, indem er dieselben (wie ich) entweder käuflich an sich bringt, oder deren würdige Aufstellung und möglichste Conservirung in Stadt-Archiven, Bibliotheken, Klöstern oder Pfarrämtern anstrebt.

Prof. Dr. H. Baumgartner.

Die Eisenbahn von Antofagasta nach Bolivien.

Am 17. Februar ist die Brücke über den Loaßluß auf der Eisenbahn, die von der Hafenstadt Antofagasta nach den bekanntlich enorm reichen Silberminen von Huarchaca in Bolivien führen soll, feierlich dem Verkehr eröffnet worden. Diese Eisenbahn geht ganz und gar durch Wüste, und ist gegenwärtig schon in der Länge von 365 km von der Küste aus fahrbar; man hofft, daß sie in weiteren drei oder vier Monaten die bolivianische Grenze erreichen wird, von welcher ihr gegenwärtiger Endpunkt nur noch 15 Leguas entfernt ist. Die einzige Eisenbahnbrücke ist die über den Loaßluß, welcher bekanntlich die Grenze zwischen der ehemaligen peruanischen Provinz Tarapacá und dem Zipfel Boliviens machte, der sich zwischen Peru und Chile bis zum Meer hinzog, und in dem der Hafen Cobija lag. Sie ist 300 km vom Hafen Antofagalta entfernt und liegt 3000 m über dem Meeresspiegel. Ueber den Fluß erhebt sich die Brücke 103 m, und sie ist nur 256 m lang, so eng und tief ist das überbrückte Thal. Sie besteht ganz aus Eisen und ruht auf pyramidenförmigen Pfeilern, deren Grundlage ein auf dem soliden Granit der Thalwände aufgeführtes Mauerwerk ist. Die Aussicht von der Brücke nach Osten auf die kolossalen Vulkane an der jetzigen Grenze zwischen Chile und Bolivia ist prachtvoll; besonders schön nehmen sich die beiden Vulkane C. Pedro und C. Pablo aus, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, und von denen der erste eine weiße Rauchsäule in die Höhe schickt.

Wenn die Beschaffenheit des Bodens dem Bau der Eisenbahn auch keine großen Schwierigkeiten gemacht hat, so hat derselbe doch mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, namentlich mit dem gänzlichen Mangel von Bewohnern und mit dem Wassermangel. In einer Erstreckung von 60 Leguas ist kein Tropfen Wasser zu finden, und alles Wasser zum Trinken und Kochen für die Arbeiter und zur Speisung der Maschinen mußte weit hergeschafft werden. Der Ertrag, welcher die Behörden und Gäste zur feierlichen Eröffnung der Brücke brachte, und später noch weiter bis Ascotan, und welcher aus drei Locomotiven und drei Personenwagen bestand, hat auf der Reise hin und zurück für 250 Pesos (nach jetzigem Cours 500 Mark) Wasser verbraucht. (Bekanntlich hat man an den meisten Orten der Küste zum Trinken, Kochen u. s. w. nur destillirtes Meerwasser.)

Ascotan ist eine Anstalt zur Herstellung von Borax und liegt 3750 m über dem Meere.

Prof. Dr. R. A. Philippi.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Geographischen Gesellschaft von St. Petersburg discutirt man gegenwärtig die Frage der Errichtung einer meteorologischen Höhenstation auf dem Gipfel des Tschatyr-Dagh, und man befürwortet dieselbe namentlich damit, daß die politischen Interessen Rußlands eine solche wissenschaftliche Warte zwingend erheischen. Wir sind der Meinung, daß die Station sich in einer Lage befinden würde, in der sie zugleich auch der allgemeinen geographischen Wissenschaft nutzbare Dienste leisten könnte, und wir würden sie deshalb mit großer Freude begrüßen.

— In einem Vortrage vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft verbreitete sich Prof. Nehring über unsere prä-

Digitized by Google

historischen Hausthiere. Der genannte Herr hat im Gegensatze zu Rütimeyer und Rathke ein sehr umfassendes Material (insbesondere mehrere Hundert von Wildschwein- und Hausschweinschädeln) zu seinen Untersuchungen zur Verfügung gehabt, und er gelangt auf Grund desselben zu dem Schlusse, daß das Pfahlbauer-Schwein (Sus palustris) nicht als eine besondere Species, sondern als die in primitiver Weise gezähmte Form des einheimischen Wildschweines (Sus scrofa ferus) zu gelten habe. Die Vernachlässigung der Pflege der Hausthiere und die damit Hand in Hand gehende Inzucht führe noch heute in Ländern von geringer Kulturentwickelung (in Nordrußland, in den Ländern der Balkanhalbinsel rc.) zu einer Verkümmerung der Rassen. Daraus erkläre sich auch die Uebereinstimmung in dem Knochenbau des Pfahlbauer-Schweines und des indonesisch-malayischen Schweines. In beschränktem Maße könnten allerdings durch griechisch-römischen Einfluß Kreuzungen zwischen den asiatischen und europäischen Formen stattgefunden haben.

— Der französische Geist ist rastlos am Werke, neue Bravourstücke zu erdenken, durch die er die Fehler, die die Natur bei der Gestaltung der Erdrinne begangen hat, zu verbessern strebt. Da das große Projekt des Kanaltunnels an dem Widerstreben der Engländer bis auf weiteres gescheitert ist, so hat der ehemalige Präsident der Pariser Gesellschaft der Civil-Ingenieure, Herr Hersent, den noch viel größer ausschauenden Plan einer Kanalbrücke zur Diskussion gestellt. Die Brücke soll circa 30 km lang werden, 50 m über den Meeresspiegel emporragen, in Intervallen von $1\frac{1}{2}$ km von Pfeilern getragen werden, und 500 Millionen Francs kosten. Sobald das Projekt von einer internationalen Ingenieur-Kommission geprüft und gebilligt worden ist, will man an die Gründung einer Kanalbrücken-Gesellschaft gehen, und die Erlaubniß zu dem Bau bei der französischen und englischen Regierung nachsuchen. — Auch wenn der Plan technisch und finanziell ausführbar sein sollte, ist es aber zuvörderst sehr wahrscheinlich, daß dieselben politischen Bedenken, die sich in England gegen den Kanaltunnel erhoben haben, sich auch gegen die Kanalbrücke erheben werden. Ihre vollkommene insulare Abgeschlossenheit ist den Engländern zu lieb.

Asien.

— M. Ganthier hat eine interessante Fahrt von Luang Prabang den Mekhong hinab bis nach Kambodscha unternommen. Dieselbe dauerte 40 Tage, und der Reisende hatte dabei nicht weniger als 20 Kataraktе zu überwinden, die ihn wiederholt in äußerste Gefahr brachten. Auf dem Wege gewann er unter anderem auch einen Einblick in das Treiben der Laos, die er als ein lustiges und träges Völkchen schildert, das kaum etwas anderes thut, als lacht, singt und raucht. Handel und Gewerbe befinden sich bei ihnen in den Händen der Chinesen.

— Unserm Aufsatze über die asiatischen Eisenbahnen haben wir nachzutragen, daß der türkische Sultan die Genehmigung ertheilt hat, die Eisenbahnlinie Smyrna-Aidin-Damizli nach Dineir, im oberen Menderesthale, weiter zu führen. Es wird dadurch nicht nur einem reichen Distrikte Kleinasiens die lange entbehrte Abzugsstraße für seine Produktion gewährt, sondern es geschieht damit zugleich ein ernsthafter Schritt zur Verbindung des großen kleinasiatischen Hafenplatzes mit Karahissar, Konia, Kaisarieh und anderen namhaften Verkehrscentren des Binnenlandes. Die Weiterführung der Linie Skutari-Ismid nach Engürieh (Angora) — eine Strecke von 480 km — hat ebenfalls gute Aussichten auf baldige Verwirklichung gewonnen. Man geht wohl nicht irre, wenn man diese wichtigen verkehrspolitischen Thatsachen mit der Fertigstellung der Eisenbahn von Wien nach Konstantinopel in Zusammenhang bringt.

— Der allgemeine Plan der großen sibirischen Eisenbahn scheint gegenwärtig ebenfalls festzustehen. Demnach würden die Hauptstationen der Linie östlich von Tomsk sein: Marinsk, Atschinsk, Krasnojarsk, Nishnij Udinsk, Irkutsk, Polotek, Werchne-Udinsk, Tschita, Nertschinsk, Sretensk, Grafskspkort, Nikolskoi und Wladiwostok. Die Linie verliefe also genau, wie die in Nr. 20 enthaltene Uebersichtskarte der asiatischen Eisenbahnen und Eisenbahnprojecte es zeigt.

Afrika.

— J. F. Ingram, der bereits das Pondo-Land, Zulu-Land und Swazi Land bereist hat, plant eine neue Expedition nach Umzila's Reiche, nördlich von dem Limpopo. Er beabsichtigt daselbst insbesondere die Forschungen unseres Karl Mauch fortzusetzen.

— Das jüngst herausgekommene englische Blaubuch über Betschuanaland enthält unter anderem einen Bericht F. Johnsons über eine Explorationstour nach dem Matabele- und Maschonalande, welcher constatirt, daß sich auch in diesen Ländern reiche Goldlager befinden. Besonders führt das Alluvium des Amazon, des Gouranapoustie und Umlobordun große Mengen des edlen Metalls, dasselbe fehlt aber in der Gegend nordöstlich von dem Hanyane-Fluß in seinem Bachlaufe und in seinem ausgetretenen Flußbette gänzlich. Die Gegend ist gebirgig und nur sehr spärlich bewohnt.

Polarregionen.

— Der norwegische Reisende Dr. Fridtjof Nansen hat seine Grönlandfahrt thatsächlich angetreten und sich am 9. Mai in Leith zunächst nach Island eingeschifft. Seine Begleiter sind Lieutenant Dietrichson, Herr Sverdrup, Herr Kristiansen und die beiden Lappen Balta und Ravna.

— Prof. Baklund, Mitglied der Kaiserl. russischen Akademie der Wissenschaften, beabsichtigt in Gemeinschaft mit dem Geologen Tschernyschew nach Nowaja Semlja zu gehen und eine Durchquerung dieser arktischen Lande zu versuchen.

— Ueber die Temperaturverhältnisse von Nordgrönland (Alpenvieh) enthält ein Vortrag des Grönland fahrers Ryder vor der dänischen geographischen Gesellschaft nachstehende bemerkenswerthe Daten: Die mittlere Jahrestemperatur war — 14,4° C.; die absolute Maximaltemperatur des Juli betrug (1886) + 15,3°, die absolute Minimaltemperatur des Februar sowie des März (1887) dagegen — 40,3°. Sehr charakteristisch für das nordgrönländische Klima sind die Föhnwinde, bei denen das Thermometer zuweilen ganz plötzlich von — 30° C. auf 0° und darüber steigt. (Vergl. „Geografisk Tidsskrift" 9, p. 82 ff.)

Inhalt: Dr. H. Fischatig: Rouen. II. (Mit vier Abbildungen.) — Wanderungen durch das außertropische Südamerika. XI. (Mit drei Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Stabslosirten im Jahre 1887. II. — Kürzere Mittheilungen: Ueber den Erd- und den Himmelsglobus von O. J. Blaeu, Amsterdam 1599 bis 1603. — Die Eisenbahn von Antofagasta nach Bolivien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polarregionen. (Schluß der Redaktion am 28. Mai 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Charakter der Neuseeländischen Alpen.

Von R. v. Lendenfeld.

(Mit drei Abbildungen.)

Die Südinsel von Neuseeland wird von einer mächtigen, südwest-nordöstlich streichenden Gebirgskette durchzogen. Die Insel selber ist in der Richtung des Gebirges langgestreckt, und es sind ihre Südost- und die Nordwestküsten der Bergkette parallel. Die Insel ist durchschnittlich 160 km breit. Der Hauptkamm, der die Wasserscheide zwischen dem südöstlichen und dem nordwestlichen Oceane bildet, ist durchschnittlich bloß 30 km von der Nordwestküste entfernt, und somit fast randständig. Im mittleren Theile der Insel, wo die höchsten Spitzen und mächtigsten Gletscher angetroffen werden, überragt dieser Hauptkamm alle Nebenzüge sehr bedeutend, und das Land zu beiden Seiten des Gebirges ist ganz niedrig (700 bis 800 m hoch). Im Süden breitet sich das Gebirge zu einem weiten, etwa 1500 bis 1700 m hohen Plateau aus, dem keine besonders hohen Spitzen entragen, und in welches Fjorde — an der Westküste —, sowie Thäler und schmale Alpenseen tief eingeschnitten sind. Im Norden verzweigt es sich dagegen in recht complicirter Weise, und es finden sich hier eine ganze Anzahl von gleich hohen Gebirgsketten; hier giebt es jedoch keine über 3000 m hohen Spitzen.

Der hohe, centrale Theil des Gebirges, in der Mitte der Insel, sinkt auf eine Erstreckung von 150 km nirgends unter 2000 m herab, und es hat der Hauptkamm zwischen dem Haast-Paß (523 m) im Süden und dem Whitecomb-Paß (1284 m) im Norden eine mittlere Höhe von etwa 2500 m.

Der Culminationspunkt dieses Kammabschnittes und zugleich der höchste Berg Neuseelands ist der Mount Cook, dessen Gipfelhöhe sehr genau trigonometrisch gemessen worden ist: sie beträgt 3768 m.

Nach beiden Seiten hin fällt der vielerorts gebogene und zickzackförmig verlaufende Hauptkamm steil ab, und der Kamm selber ist im allgemeinen sehr scharf und nur an wenigen Stellen, wie in einigen Sätteln, flacher und breiter. Nach Nordosten hin ist der Abfall höher und steiler als nach Südosten hin, allein auch hier reicht — abgesehen von den Seitenkämmen — die Isohypse von 1500 m überall nahe (1 bis 6 km) an den Hauptkamm heran.

Die nordwestlichen Seitenkämme streichen im allgemeinen senkrecht zur Hauptkammrichtung, und in dem schmalen Landstriche zwischen dem Hauptkamme und der Nordwestküste giebt es keine Längsthäler. Die südöstlichen Nebenkämme hingegen laufen im allgemeinen von Nord nach Süd und schneiden die Hauptkammrichtung unter einem Winkel von 15 bis 25°, so daß die zwischen denselben liegenden Thäler, obwohl sie dem Hauptkamme nicht streng parallel laufen, als Längsthäler angesehen werden können. Die Querthäler sind in diesem Gebiete sehr untergeordnet. Uebrigens haben die Nebenkämme einen ähnlichen Charakter wie der Hauptkamm: sie sind schmal und steil, und ihre Gradlinien verlaufen großentheils scharf und unregelmäßig.

Die Thäler, sowohl die Längsthäler der Ostseite als auch die Querthäler der Westseite, sind sehr tief eingeschnitten,

Digitized by Google

aber breit und flach, und enge, tiefe Schluchten finden sich nirgends. In den unteren Partien sind diese Thäler 5 bis 7 km und mehr breit und von Geröll ganz ausgefüllt; sie werden von einem Netze ewig wechselnder Wildströme durchzogen, welche immer neue Geröllmassen in denselben aufschütten. An den Rändern tauchen die steilen seitlichen Berghänge plötzlich unter die Geröllmassen hinab, und es haben diese Thäler im allgemeinen denselben Charakter, wie die größeren Flußthäler in den europäischen Alpen, nur sind sie viel breiter, und die Torrenten in denselben viel weiter ausgebreitet. Auffallend ist es, daß diese breiten, flachen Thäler bis in das Herz des Gebirges reichen, ohne ihren Charakter zu ändern. Die oberen Partien der Thäler sind von großen Gletschern erfüllt, aber die Configuration dieser Eisströme zeigt deutlich, daß sich die Thäler mit gleich bleibender Breite und Neigung bis zu den steilen Berghängen, welche sie schließen, erstrecken. Die durchschnittliche Neigung dieser Thäler, sowohl der unteren, wie auch der oberen, vergletscherten Partien, beträgt etwa 3°.

Der Südostabhang des Centraltheiles der Neuseeländischen Alpen besteht aus stark metamorphosirten und überaus versteinerungsarmen Sedimentgesteinen, welche nach Hector, Haast u. A. dem Silur, dem Devon und dem unteren Carbon angehören. Der Nordwestabhang hingegen ist aus Granit und krystallinischen Schiefern zusammengesetzt. Diese beiden Formationsgruppen stoßen nur auf eine kurze Strecke nördlich vom Mount Cook zusammen, und zwar nach Hector im Hauptkamme selbst, nach Haast weiter westlich. Von Norden und Süden her schieben sich gefaltete Schiefer, welche jüngeren Alters sind als der Granit und

Am Ende des verlängerten Tasmangletschers.

die krystallinischen Schiefer, älter jedoch als das Silur des Ostabhanges, zwischen die beiden erwähnten Formationsgruppen ein. Außerhalb des Gebirges stoßen im Osten mesozoische Formationen an die paläozoischen des Ostabhanges, während im Westen Pliocen und jüngere Gebilde direct auf den Granit folgen. Nur im Norden finden sich unbedeutende Inseln paläozoischer und mesozoischer Gesteine an der Grenze zwischen dem Granit und dem Pliocen.

Die Grenzlinien zwischen den Formationen laufen dem Hauptkamme und den Küstenlinien parallel.

Alle geschichteten Gesteine, welche an der Gebirgsbildung theilnehmen, sind stark gefaltet und stehen theilweise recht steil. Hector stellt sogar Lanter auf dem Kopfe stehende Schichten dar. (Handbook of New Zealand 1883 — 1886.) Dies ist jedoch unrichtig. Ich habe Winkel von 53 bis 75° an sehr vielen Orten gemessen, und ich finde — in Uebereinstimmung mit Haast —, daß das ganze Gebirge, oder mindestens der Hauptkamm und die östlichen Nebenkämme, aus großen Falten bestehen, und zwar liegen die Kämme in der Regel in Synklinalen und die Thäler in geborstenen Antiklinalen.

Die jüngeren Formationen lagern sich discordant und ohne bedeutendere Faltenbildung den paläozoischen auf — auch hier stimme ich mit Hector nicht überein —, und ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß die Neuseeländischen Alpen während der Devon-Periode, gewiß aber vor der Jurazeit, durch eine mächtige Faltung aufgebaut worden sind. Das hohe Alter der Neuseeländischen den europäischen Alpen gegenüber findet in der Configuration der Thäler seinen Ausdruck, indem diese in ihren obersten Partien und bis ins Herz des Gebirges hinein bereits jenen Grad der Ausbildung erreicht haben, der in den europäischen Alpen

Digitized by Google

Der Tasmangletscher und seine Umgebung.

Digitized by Google

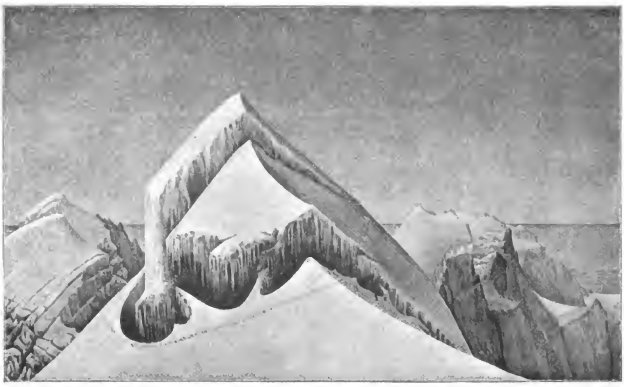
erst in den Hauptthälern und weiter ab vom Gebirge angetroffen wird. Ich möchte noch bemerken, daß Kalk an dem Aufbau des Centraltheiles der Neuseeländischen Alpen nirgends Antheil nimmt.

Der mittlere und südliche Theil der Neuseeländischen Alpen ist sehr stark vergletschert. Kein Land, welches so nahe dem Aequator liegt und nicht höhere Gebirge besitzt als Neuseeland, ist heute von so riesigen Eismassen bedeckt.

Der Centraltheil der Neuseeländer Alpen liegt zwischen dem 42. und 45. Breitengrade, und die Massenerhebung ist eine sehr unbedeutende. Wie oben erwähnt, beträgt die mittlere Höhe des Hauptkammes nur 2500 m, und demnach reichen die Gletscher im Osten bis zu 700 m und im Westen gar bis zu 200 m über dem Meere herab. Der größte Gletscher im Neuseeland — der von mir vermessene Tasmangletscher (Vergl. Leudenfeld, Der Tasmangletscher, Ergänzungsheft Nr. 75 von Petermann's Mittheilungen) — hat eine Länge von 28 km und ist somit länger als der größte Gletscher der europäischen Alpen (der Aletsch-Gletscher, 25 km lang).

Die Schneegrenze liegt am Ostabhange bei 2400 m und am Nordwestabhange bei 1200 m. Die Mitteltemperatur an der Küste beträgt etwa 10°.

Die kolossale Vergletscherung der Neuseeländischen Alpen ist darin begründet, daß Neuseeland in der Mitte des Weltmeeres liegt und die Alpen einer Mauer gleich aus dem Meere emporragen. Die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft, welche über den Ocean weht, wird, sobald sie an die Alpen stößt, nach oben abgelenkt; sie dehnt sich hierbei aus und kühlt sich in Folge dessen ab. Der Ueberschuß an Feuchtigkeit, den die kältere Luft nun nicht mehr gelöst erhalten kann, fällt als Schnee herab und nährt die Gletscher. Ueberdies nimmt die Temperatur in den Neuseeländischen Alpen nach oben



Der Hochstetter Dom.

hin bedeutend rascher ab — nach meinen Beobachtungen — als in den europäischen Alpen, was jedenfalls auf die isolirte Lage des Gebirges zurückzuführen ist.

Gleichwohl ist es erstaunlich, daß diese Einflüsse eine so ungeheure Wirkung haben sollen. Die Gletscher sind auch von ganz unverhältnißmäßig großen Moränen bedeckt, und es sind ihre Zungen größtentheils auf mehrere Kilometer hin von Gesteinstrümmern derart überstreut, daß vom Eise selber gar nichts sichtbar ist. Diese Thatsache sowie meine Messungen an den Gletschern der Ostseite weisen darauf hin, daß die Bewegung der Gletscher — wenigstens jene des Ostabhanges — eine sehr langsame ist.

Obwohl nun Neuseeland heutzutage im gewissen Grade einer Glacialperiode unterworfen ist, so zeigen dennoch die ungeheuren alten Moränen, welche, einem Gürtel gleich, das Gebirge im Osten umziehen, sowie die vielen Gletscherschliffe in den Alpenthälern deutlich, daß zu einer früheren Zeit die Gletscher noch viel größer waren als jetzt. Damals war ein großer Theil des Ostabhanges und des östlichen Vorlandes von Gletschern bedeckt (Vergl. Haast, Geology of Canterbury and Westland), während die Eisströme des westlichen Hanges das Meer erreichten und sich — im Süden — durch die tiefen Fjorde ergossen (S. Leudenfeld, Die Fjorde an der Westküste Neuseelands, Geographische Rundschau 1888).

Die zahlreichen Spuren dieser einstigen Vergletscherung, besonders aber die großen Moränen im Osten des Gebirges, prägen der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter auf. Diese Moränen bilden einen gewaltigen Wall, hinter welchem sich die Alpenflüsse zu einer Reihe lieblicher Alpenseen gestaut haben. Im Westen fehlen die Moränen und Seen, da, wie oben erwähnt, die Gletscher des Westabhanges das Meer erreichten, und ihre Moränen dort deponirten.

In der That finden wir eine weit ausgedehnte Umiese der Westküste vorgelagert: dies ist die alte, allerdings submarine Moräne der westlichen Gletscher der neuseeländischen Eiszeit (S. Leudenfeld, Die Fjorde der Westküste Neuseelands, Geographische Rundschau 1888).

Digitized by Google

Ueber die Zeit, wann diese Vergletscherung stattgefunden hat, läßt sich nur so viel sagen, daß sie wahrscheinlich mit der australischen Eiszeit synchron war (Vergl. Lendenfeld, Die australische Eiszeit, Globus 1888, S. 1 ff.).

Da die Gletscher der Neuseeländischen Alpen um 1000 bis 1500 m weiter herabreichen als jene der europäischen, und auch die Schneegrenze entsprechend tiefer liegt, so trägt das neuseeländische Gebirge einen viel alpineren Charakter, als ihm seiner Höhe und geographischen Lage nach zukommen sollte. Wenn wir nun aber den oberen Tasmanfirn mit dem oberen Gorner-Gletscher oder dem Fuße des Mont Blanc, welche entsprechend höher liegen, vergleichen, so finden wir doch einen beträchtlichen Unterschied im Detail, welcher im allgemeinen auf eine mächtigere Entwickelung des Firns in den Neuseeländer Alpen zurückzuführen ist. Der Schnee ist weißer und an der Oberfläche weniger in Firneis übergeführt, die Spalten sind größer, und die Gestalt der Schollen zerklüfteter Firnpartien regelmäßiger tafelförmig. Die Contouren sind weicher und die Unebenheiten des Bodens mehr eliminirt. Viele der Gipfel bestehen aus Firnmassen, und Felsen treten nur an verhältnißmäßig wenig Orten zu Tage. Mehrere der Gipfel werden von einer transversalen Spalte durchzogen, ein Fall, der in den europäischen Alpen viel seltener und überhaupt nie in einem solchen Maßstabe vorkommt. Kurz, die Neuseeländischen Alpen tragen einen glacialen Charakter an sich.

Auch im Unterlaufe unterscheiden sich die neuseeländischen Gletscher von den europäischen. Abgesehen von der oben erwähnten, ganz kolossalen Ausdehnung der Moränen müssen besonders die wohlausgesprochenen, seitlichen Längsthäler erwähnt werden, welche die Gletscher von den Bergabhängen trennen. Diese continuirlichen Längsthäler reichen zu beiden Seiten des Tasmangletschers etwa 17 km weit vom Zungenende hinauf. Ihre Anwesenheit zeigt deutlich, daß die laterale Ausbreitung des Gletschers langsamer vor sich gehen muß, als die Abschmelzung von den Seiten her.

Die Vegetationsgrenze für phanerogame Pflanzen liegt in einer Höhe von etwa 1800 m. Wald giebt es am Südabhange überhaupt nicht, so daß von einer Waldgrenze nicht gesprochen werden kann. In den Tiefen, in der Umgebung der Gletscherzungen und an den Berghängen zu den Seiten der Thäler, trifft man bis zu einer Höhe von etwa 1200 m hinauf ein dichtes Gestrüpp von äußerst dornigen Pflanzen an, welches fast undurchdringlich ist. Die interessantesten Arten, welche hier massenhaft vorkommen, sind die „wilden Irländer" (Discaria toumatoo) und die „Schwertgräser", (Aciphylla). Die schönen, regelmäßigen, lichtgrünen Aciphylla-Rosetten von äußerst scharfspitzigen, schwertförmigen Blättern, aus denen mannshohe, strahlige Blüthenschäfte aufragen, charakterisiren diese Zone.

Nach oben hin macht das Dorngestrüpp niedrigen Wachholderbüschen Platz, welche fast bis zur Vegetationsgrenze hinaufreichen.

Die zahlreichen alpinen Blumen zeichnen sich dadurch aus, daß sie fast alle weiß sind, so daß angenommen werden muß, daß Weiß die Lieblingsfarbe der Neuseeländischen Alpen-Insekten ist. Ich möchte bemerken, daß Edelweiß — eine unserem Gnaphalium leontopodium überaus ähnliche Form (Gnaphalium grandiceps) — in den Neuseeländischen Alpen sehr häufig ist. Ueber die Art herrscht einiger Zweifel, und nachdem ich am Britischen Museum in London die alpinen Gnaphalium-Arten durchgesehen habe, bin ich zu der Ansicht gelangt, daß das neuseeländische Edelweiß eigentlich nur eine locale Varietät des europäischen ist.

Die auffallende Stachligkeit der subalpinen Pflanzen in den Neuseeländischen Alpen scheint um so paradoxer, da es gegenwärtig gar kein Thier in Neuseeland giebt, welches denselben etwa nachstellen möchte oder könnte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Pflanzen ihre Dornen und Stacheln seiner Zeit zur Abwehr gegen die Riesenvögel — Moas — angelegt haben, welche zur Glacialzeit und auch wohl noch später in Neuseeland hausten. Die Riesenvögel sind nun vor dem vordringenden Maori verschwunden, allein die Wehr, welche die Pflanzen gegen die pflanzenfressenden Moavögel im Laufe der Zeit durch Zuchtwahl angelegt hatten, ist geblieben.

Die Fauna der Neuseeländischen Alpen ist sehr arm. Größere Vierfüßler giebt es in Neuseeland überhaupt nicht, und auch die Vögel gehen nicht hoch ins Gebirge hinauf. Große Papageien (Nestor notabilis), einige Entenarten und ein flügelloser Sumpfvogel (Ocydromus australis) sind in der Region der sträuchigen Gesträuche recht häufig.

Obwohl nun das neuseeländische Gebirge an sich recht großartig ist, so verliert es doch sehr an Schönheit dadurch, daß das Vorland so öde und waldlos ist.

In den europäischen Alpen entzückt uns die Wildheit der Gletscher und Felswände, weil sie zu der weichlichen Kultur der nächsten Umgebung einen so scharfen Gegensatz bieten. Der gewaltige Kontrast erhöht sowohl die Schönheit der wilden Gebirge, als auch diejenige der fruchtbaren, wohl kultivirten Thäler. In Neuseeland fehlt dieser Kontrast ganz: alles ist gleich wild und öde, von Kultur ist nirgends eine Spur, und die wenigen Hirten-Hütten, welche in der Umgebung des Gebirges angetroffen werden, zeigen am deutlichsten den Mangel an Civilisation. Ich muß also jedenfalls den europäischen, gegenüber den Neuseeländischen Alpen, den Preis der Schönheit zuerkennen. —

Nach dieser allgemeinen Beschreibung will ich drei Ansichten in den Neuseeländischen Alpen näher beschreiben, welche sich bieten, wenn man durch das Tasmanthal zum Hauptkamme vordringt [1]).

Wenn man etwa 12 km unterhalb des Tasmanglescher-Endes am Fuße des östlichen Thalhanges etwa 650 m hoch steht (wir kampierten an dieser Stelle eine Woche), so ist man von Rundhöckern — durch den vorhistorischen, viel größeren Tasmangletscher der Eiszeit polirte Felsen — umgeben, zwischen denen die schmalen Blätter der Schwertgräser (Aciphylla) und die lederartigen kelchförmigen Blätter des Ranunculus Lyelli hervorwachsen. Der Berggehang taucht plötzlich in das weite, flache und ebene Thal hinab, das von dem vielfach verzweigten und nezbildenden Abfluß des Tasmanglescher durchzogen wird.

Im Thalhintergrund sieht man die Endmoräne des Tasmanglescher (etwa 700 m). Links davon liegt der Hauptkamm. Der vorgeschobene, scharfspitzige Mount Cook (3768 m) sieht sehr imposant aus. Nach rechts hin können wir den Hauptkamm über die breite Haidinger-Spitze (3084 m) und die scharfe Kant-Spitze (2908 m) bis zur Kronprinz-Rudolph-Spitze (2924 m) verfolgen. Die vom Hauptkamme nach Osten zum Tasmanglescher herabziehenden Nebenkämme liegen conlissenartig hinter einander.

Wenn man einen dieser Kämme erstieg, etwa jenen, welcher die vom Hauptkamme zum Tasmanglescher herabziehenden sekundären Linda- und Hochstetter-Gletscher trennt, so gewinnt man von einer kleinen 2098 m hohen Spitze in demselben einen prächtigen Anblick der Umrandung des oberen Tasmangletschers. Wir brachten auf diesem Grate zwei Nächte zu. (S. Abbildung 2.) Zu den Füßen des Beschauers zieht der mächtige $3^1/_2$ km breite Tasmangletscher zu Thal und wir bemerken auf demselben mehrere Moränen, unter

[1]) Die Abbildungen 1 und 2 sind sehr genau von meinen photographischen Aufnahmen kopirt. Die Lage der wichtigsten Punkte ist durch Berechnung nach meinen Theodolitmessungen bestimmt.

Digitized by Google

denen besonders die Mittelmoräne durch ihre Größe auffällt. Diese entsteht durch die Vereinigung des oberen Tasmanfirn (rechts) mit dem Kronprinz-Rudolph-Gletscher (links). Der erstere ist sehr rein, da er von fast durchaus verschneiten Gebieten herabkommt. Auf dem letzteren können wir fünf oder sechs verschiedene Moränen unterscheiden, die von den Felsrücken herabziehen, welche die Sekundärgletscher im Hintergrunde des Kronprinz-Rudolph-Gletscher-Beckens von einander trennen. Dicht vor uns sehen wir einige Sekundärgletscher, die vom Hauptkamm direct zum Tasmangletscher hinabziehen. Der Hauptkamm selbst ist von der Kant-Spitze bis zum Hochstetter-Dom sichtbar. Die Kant-Spitze (2908 m), der Mount Spencer (2648 m) und die Kronprinz-Rudolph-Spitze (2924 m) trönen als dunkle Felsgipfel den Hintergrund des Rudolph-Gletschers. Dann folgt das vielgipflige Massiv des Mount de la Bêche (3103 m), von welchem ein bedeutender Rücken nach Süden herabzieht. Dieser ist es, welcher den Rudolph-Gletscher vom oberen Tasmanfirn trennt. Am östlichen Hange des Delabêche-Massivs kleben zahlreiche Sekundär-Gletscher, die sich in den oberen Tasmanfirn ergießen. Dahinter sehen wir Mount Green (2815 m) und darüber die runde, von einem transversalen Spalt durchzogene Kuppe des Mount Elie de Beaumont (3075 m); rechts davon in größerer Ferne die Wilzeck-Spitze (3039 m). Der obere Tasmanfirn wird durch den doppelgipfligen Hochstetter-Dom (2840 m) abgeschlossen. Die rechtsliegende höhere Spitze, welche von einem Transversalspalt durchzogen und von einem Gürtelschrund umgeben wird, ist diejenige, welche ich mit meiner Frau am Ostermontag 1883 bestiegen habe — bis jetzt der einzige Hochgipfel in den Neuseeländischen Alpen, welcher bestiegen worden ist.

Die felsigen, rechts vom Hochstetter-Dom gelegenen Gipfel gehören einem Nebenkamme an, der das Tasmanbecken im Osten abschließt. Zunächst ist der Mount Darwin (2677 m) zu erwähnen — der erste Berg rechts vom Hochstetter-Dom. Von diesem zieht ein langer felsiger Rücken nach links, welcher den Darwin-Gletscher — im Süden dem Beschauer näher — vom oberen Tasmanfirn trennt. Dann folgt die Hackelspitze (2619 m), welche mit einer kühnen Wand zum Darwingletscher abfegt. Weiter nach Süden — dem Standpunkte näher — steht der hohe und steile felsige Mount Malteburn (2753 m), der, obwohl fast eben so hoch als der gänzlich vereiste Hochstetter-Dom, fast gar keinen Schnee trägt. In dem Thale am Fuße des Mount Malteburn, welches von der östlichen Seitenmoräne des Tasmangletschers wie von einer Mauer abgeschlossen wird, finden sich mehrere Terrassen — Spuren eines früher dort befindlichen, durch den Tasmangletscher gestauten Eissees. Wir kampirten auch in diesem Thal, wo noch üppige Alpenvegetation angetroffen wird, mehrere Tage.

An der Stelle, wo der Tasmangletscher um jenen Bergrücken biegt, welcher vom Mount Malteburn herabzieht, ist derselbe furchtbar zerklüftet, und die östliche Seitenmoräne geht in diesen Klüften verloren.

Die Entfernung des Standpunktes vom Hochstetter-Dom beträgt ungefähr 20 km, was dem Leser eine Vorstellung von den großartigen Dimensionen dieser Alpenscenerie geben wird.

Der Hochstetter-Dom (S. Abbildung 3) steht am oberen Ende des Tasmangletschers. Er besteht aus zwei Gipfeln, von denen der östliche der höhere ist. Beide Gipfel werden von einem Gürtelschrund umgeben, und die höhere Spitze ist überdies noch durch eine Transversalkluft gespalten. Unsere Versuche, den Gürtelschrund im Süden des Berges (links) zu überwinden, wurden durch die Höhe der jenseitigen, senkrechten Eiswand vereitelt, und wir überschritten daher den Hauptkamm östlich von dem Gipfel (das Bild stellt unsere Spitze von Osten gesehen dar), stiegen über den nördlichen, ins Watarroathal führenden Eishang hinab, überwanden den noch Norden hin kleiner werdenden Gürtelschrund und erreichten über den nördlichen Firnhang den Kamm wieder. Der obere transversale Schrund wurde ebenfalls im Norden umgangen, und schließlich erstiegen wir von Norden her die Spitze.

Rechts sieht man die Wilzeckspitze sowie einen Theil der Westküste, links Theile des Mount Elie de Beaumont und im Hintergrunde den Horizont des westlichen Oceans.

Rouen.

Von Dr. H. Zschalig.

III.

(Mit drei Abbildungen.)

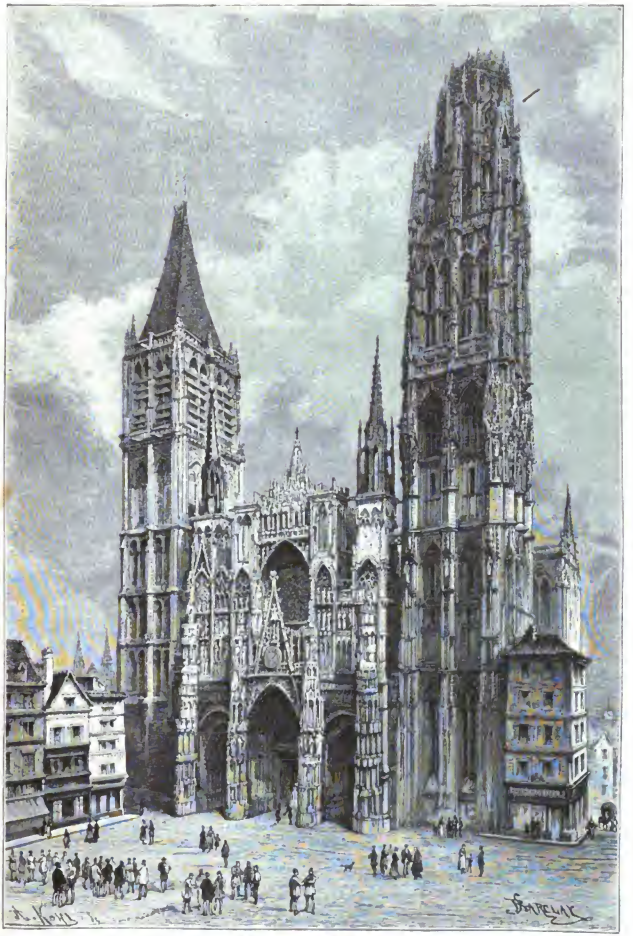
Fast Alles, was wir bis jetzt über Rouen mittheilten, war bestimmt, die hohe volkswirthschaftliche Bedeutung der Stadt zu beleuchten.

Eine Stadt aber von so vielseitigen und hochentwickelten materiellen Interessen muß nothwendig auch die entsprechend höheren geistigen Zustände und Lebensbedingungen, mag gesteigerte Bedürfnisse des Zusammenlebens, sowie Mittel zu deren Befriedigung, also zahlreiche Bildungsanstalten, geistige und künstlerische Genuß- und Luxuseinrichtungen, wie Schulen, Museen, Theater, u. s. w. aufweisen.

Rouen entspricht dieser Voraussetzung auf das glänzendste.

In allererster Reihe ist die Stadt in geistiger Beziehung eine Stadt voller Schulen — voller Schulen jeden Ranges und Zweckes, von den einfachsten, zahlreich vorhandenen Elementarschulen an bis hinauf zu den höchsten Fach- und Gelehrtenschulen. — Fassen wir besonders die höheren Unterrichtsanstalten ins Auge, so ist es in Rouen ganz besonders interessant zu bemerken, in welch innigem Zusammenhange Schule und Leben stehen. In keiner französischen Stadt gleicher Größe giebt es so viel Vorbereitungs- und Fortbildungsanstalten für Handel und Gewerbe. Da finden wir besondere Schulen und Lehrkurse für Handelsrecht, Buchhaltung, Hydrographie, Gewerbe, gewerblich angewandte Chemie und Physik, Geometrie und Mechanik, für Ackerbau und Naturwissenschaften, namentlich Pflanzenkunde, für kunstgewerbliches und künstlerisches Zeichnen und Malen u. s. w. Verhältnißmäßig gering erscheint dagegen die Zahl der Schulen, die für eine allgemeinere Bildung sorgen, und von denen nur die Sekundärschule für Wissenschaften und Litteratur (Lycée Corneille) und ein Lehrer-

Digitized by Google



Die Kathedrale von Rouen.

Digitized by Google

seminar (Ecole normale) zu nennen sind. Als Ausbildungs- und Hochschulen für einzelne besondere Fächer sind zu erwähnen: eine Vorbereitungsanstalt für Medicin und Pharmacie, ein geistliches Seminar und eine theologische Fakultät. Dazu treten noch verschiedene wissenschaftliche Gesellschaften, obenan eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Alterthumskommission und sieben gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften.

In architektonischer Hinsicht sind jedoch, was noch hervorgehoben werden muß, nur wenige von all diesen zahlreichen Pflegstätten des Unterrichts und der Wissenschaft beachtenswerth, und zwar mehr durch ihre Größe, als durch ihre Schönheit, wirklich interessant und hervorragend ist keine. Besser sind in dieser Hinsicht die zur Unterstützung von Wissenschaft, Kunst und Gewerbe dienenden Sammlungen daran. Dem Reichthum an solchen, sowie dem Umstande, daß die Stadt selbst einem Museum gleicht, verdankt Rouen auch den Namen Musée nu stadt (Ville-Musée), wie Levallois, der Verfasser eines bekannten Buches über Corneille („Corneille inconnu") die Stadt nicht mit Unrecht genannt hat. Das wichtigste und reichste dieser Schatzhäuser ist das neue, ein mächtiges Gebäudeviereck bildende Museum am Solferino-Square, an dessen Stelle noch vor 30 Jahren ein elendes, von den engsten, schmutzigsten und ungesundesten Straßen der Stadt durchschnittenes Häusergewirr zu erblicken war. Dort floß auch die zur Sauberkeit der Straßen wenig beitragende Renelle, ein Wässerchen, dessen Ursprung die dereinst das Schloß Philipp August's durchfließende Quelle Gaalor bildete. Das Museum enthält seit Kurzem die früher im Stadthaus untergebrachte große Bibliothek, sowie die schon erwähnte bedeutende keramische Sammlung und eine ziemlich reiche, zwei Stockwerke des südlichen, an der Thiers-Straße gelegenen Flügels füllende Gemäldesammlung, in der außer der französischen, auch die alt-italienische, spanische und niederländische, besonders auch die Rubens'sche Schule zum Theil gut vertreten sind. Berühmte französische Namen darin sind: Poussin, Lemonnier, Mignard, Lesueur, Delacroix und aus Rouen selbst stammend: Géricault und Morel Fatio. Das Alterthumsmuseum (Musée d'Antiquité) ist im Norden der Stadt von der Medicinschule in den Räumen eines alten Klosters untergebracht, an dessen einstige Bestimmung die schöne Diana, die es jetzt überragt, freilich wenig erinnert. Dieses Museum ist namentlich reich an interessanten römischen und gallisch-römischen Funden, wie Sarkophagen, Mosaikarbeiten, Waffen, Werkzeugen, kunstvoll gearbeiteten Schlössern, Münzen, Medaillen u. s. w. Nicht unbedeutend an Zahl und Werth sind jedoch auch die vorhandenen Gegenstände aus späterer Zeit, namentlich mittelalterliche Skulpturen, Tellmuer von Steinhauerarbeiten und Holzschnitzerei, gemalte Glasfenster und allerlei kirchlicher Hierrath.

Der Fremde versäume schließlich auch nicht, die in denselben Räumen untergebrachte keramische Sammlung und das hauptsächlich wegen seiner prächtigen Sammlung von Vögeln beachtenswerthe naturhistorische Museum zu besuchen. Einen besonderen Besuch für die Theater, deren Rouen drei besitzt, anzusetzen, lohnt sich dagegen nicht, zumal das Aeußere derselben, wie bei den meisten französischen Theatern (von den großartigen Opernhäusern zu Paris und anderen Großstädten abgesehen), ziemlich einfach und schmucklos gehalten ist. Die beiden wichtigsten, das schon erwähnte Théâtre français am Altmarkt und das große „Théâtre des Arts" am Börsenquai wird man ja gelegentlich von selbst sehen. — In unmittelbarer Nähe des letzteren befindet sich übrigens eines der ältesten, merkwürdigsten Häuser der Stadt, genannt „Maison des Caradas" (oder Carados, von seinen ersten Besitzern). Es ist eines jener eigenthümlich hohen Holzhäuser, deren kühne Bauart uns noch heute Bewunderung einflößt, indem jedes der drei oberen Stockwerke über das darunter befindliche hervorragt und das Gebäude, trotz der 400 Jahre, die an ihm vorüberzogen, noch keinerlei Altersschwäche zu verrathen scheint. „Diese reiche Bürgerwohnung des 15. Jahrhunderts", bemerkt E. Noel in seinen Pläuderecien über Rouen, „befindet sich fast unmittelbar neben einer der schanderhaftesten Jammerhöhlen des 19. Jahrhunderts, dem verrufenen „Cabaret Alphonse", dem traurigen Sammelplatz der „Sonnen" (soleils) der Stadt, d. h. der Hafenarbeiter, die man des Abends zu Hunderten hier vor den Thüren (weil die inneren Räume meist schon überfüllt sind) stehend ein paar kärgliche Bissen verzehren, vor allem aber dem höllischen und unwiderstehlichen Laster des Branntweintrinkens huldigen sieht. So begegnen sich hier am Platz vor dem Theater des Abends regelmäßig zwei Menschenströme: die Einen der Musenstätte zueilend, um sich daselbst (wenn auch nicht immer nur) des Schönen zu freuen und das Gute und Wahre zu suchen, oder doch edleren Zeitvertreib; die Anderen, willenlos getrieben von dämonischem Verlangen nach dem, was den Menschen aller Gesitteswürde beraubt und zum Thier erniedrigt, fröhnen dem furchtbarsten aller „geistigen Genüsse: dem Alkoholgenuß!"

Nicht weit davon in einer der nächsten Seitenstraßen steht aber ein anderes Haus, dem wir uns lieber zuwenden. Von der engen und dunklen Rue Grant-Pont, die durch zahlreiche Luxusgeschäfte, namentlich Schmuckfachen-, Goldschmied- und Zuckerbäckerläden, Kleidergeschäfte u. s. w., ein ganz glänzendes Gepräge erhält, gelangen wir sehr bald durch die links sich abzweigende kleine Seitenstraße, Rue du Petit-Salut, in die Rue aux Ours und erblicken hier das Haus, in welchem im 17. Jahrhundert die durch ihre Memoiren bekannte Madame de Motteville wohnte, sowie daneben das Haus, in welchem 1775 Boieldieu und wenige Schritte davon ein drittes, in welchem 10 Jahre später der namhafte Chemiker Dulong geboren wurde.

Etwas nördlich in der Rue Beauvoisine (Fortsetzung der Rue Grand-Pont) liegt ein altes Kloster der Visitandinerinnen. Hier war es, wo der Dichter Gresset bei seinem Aufenthalte in Rouen (also nicht Nevers, wie vielfach behauptet wird) den berühmten und durch ihn verewigten Papagei Vert-Vert kennen lernte.

Zahlreiche Straßennamen, Standbilder und Gedenktafeln erinnern uns daran, daß Rouen eben auch eine Stadt berühmter Männer und Frauen, namentlich aber berühmter Dichter ist, sei es, daß sie darin geboren oder längere Zeit litterarisch in ihr thätig waren. In Rouen und in seinem nahegelegenen idyllischen Landaufenthalt zu Petit-Couronne schrieb P. Corneille, Rouens berühmtester Sohn, seine Meisterwerke. Seinem Andenken gebührt darum auch der schönste Platz von Rouen, die Mitte der über die Insel führenden früher einzigen Brücke; und an seinen Namen erinnert ferner eine Straße und ein Lyceum.

In Rouen begann und beschloß Molière seine Theateraufführungen in der Provinz. Hier war es, wo Voltaire seine „Lettres Anglaises" erscheinen ließ. Hier war der Platz der berühmten „Satyre Ménippée," jener gefürchteten politischen Schmähschrift gegen die „Ligue" entstanden. Pierre le Roy, um jene Zeit Domherr (chanoine) von Rouen, war ihr Urheber, und von ihm stammten sowohl der erste Theil der Schrift, wie auch der Rahmen des Ganzen.

Mathurin Régnier (1573 bis 1613), in der Satyre ein Schüler des Horaz, wenn auch diesem im Stil nicht ebenbürtig, starb in einem Wirthshaus in der Nähe des Altmarktes.

Digitized by Google

St. Ouen.

Digitized by Google

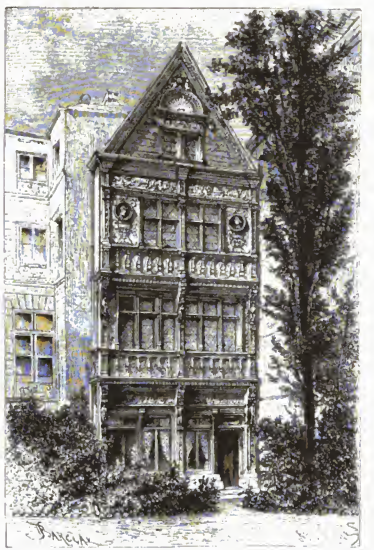
In einem jener geschnitzten Holzhäuser, die früher in der Rue de Vauterie standen und einst von reichen Holzschnitzern oder Tuchmachern errichtet worden waren (als Muster und Andenken hat man den Giebel des einen am Square St. André wieder aufgestellt), wohnte Madame de la Mésangère, die Tochter der berühmten Freundin Lafontaine's (Madame de la Sablière). Später verlebte Fontenelle viel in diesem Hause. — Von anderen berühmten Namen, denen wir in den Straßen oder auf den Plätzen Rouens begegnen, und die Rouen ihre Herkunft verdanken, erwähnen wir nur noch Pascal, der hier seine ersten barometrischen Versuche anstellte, Thomas Corneille, den Bruder des großen Corneille" (Pierre), den Dichter Bouilhet, den Schriftsteller Flaubert, L. E. Pouchet, der die Baumwollspinnerei in Frankreich einführte, ferner Jouvenet, den schon genannten Maler Géricault und viele andere[1]) außerhalb Frankreichs weniger bekannte.

Die Schulen, Sammlungen und Denkmäler berühmter Männer der Stadt können nicht verfehlen, Jeden, der Kenntniß davon erhält, mit Achtung für ihre geistige Bedeutung zu erfüllen.

Aber Rouen ist und war außerdem noch von jeher eine sehr fromme, oder wenigstens sehr religiöse, d. h. in Frankreich katholische Stadt. Vorallem ist es der Sitz eines Erzbischofs, der hier vielleicht größeres Ansehen und größere Macht besaß und besitzt, als der Papst in Rom. Es ist ja eine bekannte psychologische Thatsache, daß Extreme sich berühren. Aus einem Saulus wurde einst ein Paulus, aus den rüstigen, heidnischen Seeräubern des Nordens, die das Beutemachen durch offenen Kampf ebenso wenig als Sünde betrachteten, wie heutzutage noch die Wüstenstämme Afrikas, wurden zahme, christliche Kaufleute und Wollspinner, bei denen nur gelegentlich ein Stück Erbsünde zum Durchbruch kam (Wilhelm der Eroberer!); heute natürlich nicht mehr, oder in den üblichen, gesetzlich geschützten Formen!

Und darum ist Rouen ferner auch eine Stadt von Kirchen. Und gerade diese sind es, durch welche die Stadt den Fremden die allermeiste Bewunderung abnöthigt. — Als besonders charakteristisch für die Kirchen der Normandie ist zu bemerken, daß bei denselben der gothische Stil, wenngleich er auch nicht immer gleich ist, entschieden vorherrscht, während bei uns häufig auch der romanische Stil auftritt. Unsere Soldaten waren im Feldzuge von 1870 nicht wenig erstaunt, oft selbst in den kleinsten Orten großartige gothische Kathedralen zu finden.

Die erstaunliche Zahl von Kirchen, welche Rouen vor der ersten Revolution aufweist — nämlich 37 — erklärt sich zum Theil aus der, wie es scheint, früher einmal größer gewesenen Einwohnerzahl der Stadt. Wenn man älteren Geschichts- und Chronikschreibern glauben soll, betrug dieselbe im 16. Jahrhundert 300 000 (?), während Paris damals nur 600 000 Einwohner zählte.



Haus am Square St. André.

Seit der Revolution hat sich die Zahl der zum Gottesdienste verwendeten Kirchen auf 14 vermindert. Die drei schönsten von ihnen sind: die Kathedrale, St. Ouen und St. Maclou; und die größte und zugleich stilvollste unter diesen dreien ist unbestritten St. Ouen (S. Abbildung 1). Diese alte Abteikirche hat unserem Gefühle nach, trotz ihrer späteren Geschmacke entsprechenden reichen Gliederung und Verzierung, von allen Kirchen Rouens und vielleicht der Normandie am meisten frühgothisches, das will sagen, specifisch nordisches Gepräge. Ihre Anlage, und namentlich der mächtige, massive, viereckige Mittelthurm, der den ganzen gewaltigen Kreuzbau beherrscht, erinnert und einigermaßen an den herrlichen Dom zu Drontheim, nur daß hier, wie schon angedeutet, viel weniger äußeres Beiwerk, namentlich hinsichtlich der Strebepfeiler, vorhanden ist. In dieser Hinsicht läßt sich St. Ouen am besten mit dem Kölner Dom vergleichen. Der Haupttheil der Kirche wurde 1318 bis 1339 von Alex Berneval erbaut, und nur das Portal, das mit seinen beiden 86 m hohen Thürmen im Verhältnisse zu dem inwendig 158 m langen, 26 bezüglich 42 m breiten und 32 m hohen Schiff etwas zu niedrig erscheint, ist erst in unserer Zeit errichtet worden.

Der trotz seines Umfanges — Dank seiner feinen Gliederung — leicht und gefällig aussehende, von zwei ammuthigen Seitenthürmchen geschmückte Mittelthurm ist 82 m hoch

[1]) Näheres darüber findet man bei Th. Lebreton: „Biographies rouennaises."

und endigt in einer von Glockenthürmchen umgebenen Plattform, die man die „Krone der Normandie“ („couronne de la Normandie“) nennt. An Stelle des nördlichen Seitenportales schloß sich die dazu gehörige, jetzt, wie schon beiläufig erwähnt, zum Stadthaus umgewandelte alte Abtei an. Dafür hat man den südlichen Seitengiebel (le portail des Marmousets) in um so größerer Pracht hergestellt. Im Giebelfelde finden wir Mariä Tod, Himmelfahrt und Eingang zum Paradies dargestellt. Von besonderer Schönheit ist auch die Rose des Portales. Den großartigsten und erhebendsten Eindruck macht jedoch das Innere dieses herrlichen Baues auf uns; denn hier vereinigt sich die vollkommenste Harmonie der einzelnen Theile und Linien mit der vollkommensten und ungestörtesten Erhabenheit des künstlerisch-religiösen Gedankens. Das Schiff gliedert sich zunächst in drei, und vom Querschiff an in fünf Seitenschiffe, aber die Einheit wird nicht, wie es bei der sonst gleichen inneren Gliederung der Kathedrale der Fall ist, durch daran sich schließende Seitenkapellen gestört. Die schlanken, in Spitzbogen auslaufenden Pfeilerreihen sind einem Palmenwalde vergleichbar.

„Die Vollendung und Feinheit der Pfeiler“, heißt es in einem „Führer“ durch Rouen [1]), „ist wirklich staunenswerth. Im allgemeinen ist es die Abwesenheit jedes fremdartigen Schmuckes, welche dem Inneren des Gebäudes jenes freie, leichte, fast feenartige Aussehen verleiht, welches in uns eine Empfindung erweckt, wie kaum ein zweites Gotteshaus.“ Von den 135 Fenstern zeichnen sich viele durch schöne alte Glasmalereien aus.

Kaum weniger großartig, wenn auch ganz anderer Art, ist der Eindruck, den die berühmte, schicksalsreiche und mit der Geschichte der Hauptstadt der Normandie und des Landes im allgemeinen ganz besonders eng verwachsene Kathedrale macht. Während uns St. Ouen am vortheilhaftesten von der Seite gesehen entgegentritt, so ist es hier die Vorderansicht des Gebäudes, welche am mächtigsten auf uns wirkt (S. Abbildung 2). Nur stört uns dabei sofort das gewaltige Mißverhältniß zwischen rechts und links, weshalb wir dem Beschauer den Rath ertheilen, den Augenpunkt mehr rechts und vor allem nicht zu hoch zu wählen, und dabei das Gesichtsfeld nach links mit der Hand abzugrenzen, wenngleich auf dieser Seite das Gesammtbild durch die an den prächtigen Thurm sich lehnenden Häuser beeinträchtigt wird. Diese aus dem 16. Jahrhundert stammende Vorderseite mit ihren drei hohen Portalen und ihrer imposanten Rose fesselt uns unwiderstehlich ebenso durch den bewundernswürdigen Reichthum ihrer Bildhauerarbeiten, wie durch die weise Anordnung derselben, die jeden Schein von Ueberladung fern hält. Die Ungleichheit der Bauart und Höhe der beiden Thürme wird der kundige Beschauer sich selbst aus ihrer verschiedenen Entstehungszeit erklären. Der kleine linke Thurm (la tour St. Romain), der dem Gaszen auch das etwas gedrückte und breite Aussehen verleiht, und der auch durch seine allzu große Nüchternheit vom übrigen absticht, gehört in seinem unteren Theile zu einer alten, durch eine Feuersbrunst zerstörten Kirche und ist bis zur Spitze des Daches nur 75 m hoch. Der hohe rechte Thurm stammt aus dem 16. Jahrhundert und wurde von dem Gelde erbaut, welches die Gläubigen für die Erlaubniß, während der Fastenzeit Butter essen zu dürfen, zahlten, und heißt daher auch Butterthurm (tour de beurre). Sein oberer Theil besteht aus einer — wenig zu dem wundervoll durchgearbeiteten Unterbau stimmenden — Pyramide aus Gußeisen, die sich bis zu einer Höhe von 151 m erhebt. (Dieser Thurm gehört darum zu den höchsten der Welt.) — Die Kirche gehört zu den ältesten christlichen Kirchen überhaupt. Das erste Gotteshaus auf dieser Stelle wurde 260 bis 270 von St. Mellon erbaut, war jedoch schon Anfang des 5. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden. Bald darauf von St. Victrice wieder erbaut, dann von St. Romain und später von Richard von der Normandie vergrößert, wurde sie 980 abermals zerstört. Die darauf unter Wilhelm dem Eroberer von neuem vollendete Kirche wurde 1117 vom Blitze zerstört, welches Schicksal auch die nächste bereits 1284 hatte, und nur die Kapelle der Jungfrau (der älteste Theil der jetzigen Kirche) ist noch ein Rest davon. Aber manche Stürme hatte auch das neue, im Ganzen jedoch jetzt noch stehende Gebäude theils vom Wetter, theils durch die Zerstörungswuth der Menschen — namentlich der Hugenotten, die 1562 das 1530 errichtete Portal zerstörten — auszustehen, bis endlich am 15. September 1822 die Pyramide zerstört wurde, an deren Stelle nunmehr die eiserne getreten ist.

Das schönste der beiden Seitenportale, die beide sehr bemerkenswerth sind, ist das Buchhändlerportal (portail des Libraires), das so genannt wird, weil hier früher die Buchhändler ihre Verkaufsbuden aufzuschlagen pflegten. Man muß, um dasselbe zu sehen, entweder durch die Kirche gehen, oder erst einen Umweg durch die Rue St. Romain machen.

Das Innere der Kirche ist auch hier bedeutender noch als ihr Aeußeres. Das Schiff hat 136 m Länge, 32 m Breite und 28 m Höhe. Besonders beachtenswerth sind die reich ausgestatteten Kapellen und berühmten Gräber, von welch letzteren wir nur die von Rollo, dem ersten Normannenherzog, von Richard Löwenherz, vom Seneschal der Normandie, Pierre II. de Brézé, und von den Kardinälen von Amboise erwähnen. Auch fehlt es nicht an schönen Bildwerken, die z. B. die Jungfrau, die Apostel und Heiligen oder auch Mönche darstellen.

[1]) Rouen, son histoire, ses monuments etc. par Th. Licquet (1867).

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II. (Schluß.)

Zu den neuen Unternehmungen, welche für San Diego von größter Tragweite sind, gehört das Herbeischaffen einer ansehnlichen Menge von fließendem Wasser, sowohl zur Bewässerung der Felder, Orangenhaine, Weinberge, Obstgärten ꝛc., als auch zum Bedarfe der Stadt. Wäre man auf die natürlichen Wasserläufe allein angewiesen, so müßte das Hinterland und die Umgebung von San Diego immer eine so wüstenähnliche Gegend bleiben, wie es bis jetzt noch meistens der Fall ist. Man hatte aber die Erfahrung gemacht, daß an vielen Orten in Südkalifornien die Hauptwasserläufe

Digitized by Google

nicht oben auf der Erde, sondern unter derselben zu finden sind. Bohrungen in dem im Sommer fast ausgetrockneten Bette des San-Diego-Flusses lieferten den Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme, für welche San-Diego-County keine Ausnahme bildet. Man fand unter dem fast ganz von Wasser entleerten Flußbette einen starken Strom klaren Wassers, das denn auch durch Pumpwerke an die Oberfläche gehoben und nach der Stadt und ihrer Umgebung geleitet wurde.

Noch folgenreicher für das Urbarmachen des kulturfähigen Landes in San-Diego-County ist die Anlage großer Wasserreservoirs. Das größte derselben liegt im Sweet-Water-Cañon, 13 Miles südöstlich von San Diego. Durch eine mächtige, 80 Fuß hohe Steinmauer hat man dort eine Bodenfläche von 675 Acker tief unter Wasser gesetzt und auf ihr viele Millionen Gallonen gestaut. Dieses Werk hat 300 000 Dollars gekostet. In zwei anderen, 40 Miles von San Diego im Bau begriffenen Reservoirs, die 450 und 540 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, wird alles während des Winters im Gebirge niederfallende Regenwasser und das der kleinen Gebirgsbäche angesammelt und durch eine auf Holzböcken ruhende Wasserleitung (flume) nach den Thälern befördert werden. Sechs Tunnels, von denen einer eine Länge von 1800 Fuß haben wird, mußten dort angelegt werden. Das erforderliche Holz, neun Millionen Fuß „Redwood“ und „Pine“, wird aus Humboldt-County im nördlichen Kalifornien und vom Puget Sund im Territorium Washington zur See herbeigeschafft; 40 mit je zehn Maulthieren bespannte Lastwagen werden drei Monate Zeit gebrauchen, um das Bauholz vom Hafen in San Diego an Ort und Stelle zu schaffen. Die Ausgaben für dieses großartige Unternehmen werden auf 450 000 Dollars veranschlagt, und 500 bis 1000 Arbeiter haben dabei Beschäftigung gefunden. Binnen Jahresfrist werden durch jene Reservoirs und Wasserleitungen ausgedehnte, bis jetzt ganz nutzlos daliegende Thalflächen und Mesas (Hochflächen) bewässert und in fruchtbares Ackerland, Farmen, Heimstätten, Orangenhaine ꝛc. umgewandelt werden. Den meisten Nutzen werden die Districte Linda Vista, Paradise, Sweet Water und Otay, welche sich für die Zucht von Orangen ganz besonders eignen, von dieser Wasserleitung haben, die in einer Länge von 60 Miles über National City bis nach San Diego geführt werden soll.

Von weittragender Bedeutung für San Diego ist die jetzt schnell voranschreitende Besiedelung der nördlichen Hälfte der Halbinsel Unter-Kalifornien. Die „International Company of Mexico“, eine Gesellschaft Kapitalisten aus Connecticut und New York, hat dort von der mexikanischen Regierung etwa 18 Millionen Acker Land erworben und 70 Miles südlich von San Diego in einem fruchtbaren Landstriche an der Bai von Todos Santos die Stadt Ensenada gegründet, welche rasch emporblüht.

Bis vor kurzem lebten in diesem Landstriche, der eine Länge von 300 engl. Meilen von Norden nach Süden mit einer Durchschnittsbreite von 100 Miles hat, nicht viel mehr als 500 Menschen. Jetzt zählt Ensenada allein bereits mehrere Tausend Einwohner, und die Amerikaner strömen schaarenweise nach Unter-Kalifornien (in zwei Wochen im vergangenen December siedelten sich dort 550 Familien an!), und mit ihnen zieht die neuere Kultur ein, vor welcher die Mexikaner bald ganz das Feld räumen müssen. Bei Ensenda errichtet man einen Badeort und ein vornehmes Gasthaus, die an dem in Südkalifornien liegenden Seebädern ohne Zweifel bald starke Konkurrenz machen werden. Der 18 Miles lange Strand der prächtigen Bai von Todos Santos soll noch vor Abschluß des Jahres in seiner ganzen Länge Nachts mit elektrischem Lichte beleuchtet werden. Im Inneren des Landes entstehen neue Ansiedelungen in Menge, Straßen werden angelegt, Felder bewässert, halbtropische Anpflanzungen ins Leben gerufen u. s. w. — genug, es herrscht an vielen Orten in dem wahrhaft königlichen Besitzthum der International Company ein Leben, als ob es zum Gebiete der Vereinigten Staaten, nicht aber zu Mexiko gehöre. 70 Miles östlich von Ensenada befinden sich ausgedehnte Fichtenwaldungen im Gebirge, wo bereits Dampfsägemühlen errichtet werden, die im Stande sind, 100 000 Fuß Bauholz an einem Tage zu schneiden. Auch Gold, Silber und Kupfer hat man 60 Miles von Ensenada entdeckt. Das Klima im nördlichen Theile von Unter-Kalifornien ist dem in San-Diego-County ähnlich, das Land ist dort aber weit besser bewaldet und bewässert, als nördlich von der Grenze. Alle Produkte Südkaliforniens gedeihen daselbst aufs beste.

Der ansehnliche Dampfer „Carlos Pachuco“ macht jetzt dreimal in der Woche die Fahrt zwischen San Diego und Ensenada. Er ist stets mit Passagieren überfüllt und mit Gütern aller Art schwer beladen. Noch vor Abschluß des Jahres wird eine tägliche Dampferlinie zwischen den beiden Plätzen ins Leben treten, für welche die Schiffe schon von New York unterwegs sind. Auch eine Eisenbahn von San Diego nach Ensenada ist bereits vermessen und wird nächstes Jahr gebaut werden. Es liegt im Plane, diese Bahn in östlicher Richtung von Ensenada weiter zu führen, den Colorado-Fluß bei Point Isabel an seiner Mündung in den Golf von Kalifornien zu kreuzen, mit der Sonora-Eisenbahn (Guaymas-Nogales) in Verbindung zu treten und bei Chihuahua Anschluß an die Mexican-Central-Bahn zu nehmen. Der International Company wurde von der mexikanischen Regierung für einen Zeitraum von zwanzig Jahren Steuerfreiheit für ihren Grundbesitz zugesichert. Auch wird behauptet, daß die ganze Halbinsel der „Zona Libre“, d. h. dem Freihandelsbezirk zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, in nächster Zeit einverleibt werden soll. San Diego, welches nur fünfzehn engl. Meilen von der Grenze und ganz im südwestlichen Winkel des Vereinigten Staaten-Gebietes liegt, würde dadurch eine centrale Lage und ein großes natürliches Handelsgebiet erlangen, was für die Zukunft dieser Stadt von der allergrößten Wichtigkeit ist. Daß der Stadt San Diego je von Ensenada der Rang abgelaufen wird, ist nicht anzunehmen.

National City, die Schwesterstadt von San Diego, ist jetzt mit diesem Platze durch eine „Motorbahn“ (eine Art engspuriger Eisenbahn) verbunden, die sich bis ins Otaythal erstreckt. Das Land ist an der ganzen Linie dieser Bahn zu beiden Seiten derselben in städtische Grundstücke „ausgelegt“ worden. National City, das sämmerlich hinter San Diego zurückgeblieben ist, beginnt jetzt endlich aus seinem Schlaf aufzuwachen; es wird dort viel gebaut und noch mehr in leeren Grundstücken spekulirt. Trotzdem blickt San Diego, das früher vor dem Namen National City erbebte, heute mit Verachtung auf seinen ehemaligen Rivalen herab und hat sogar vorgeschlagen, den Platz einfach zu annectiren und in „South San Diego“ umzutaufen.

Daß das früher so schläferige San Diego heute nur noch von Millionen träumt, ist nicht zu verwundern. Die tollsten Spekulationen sind dort an der Tagesordnung. Die Grenzen der Stadt umschließen den größten Theil der Gelände an der ausgedehnten Bai und sind bereits so weit ins Land hinausgeschoben worden, daß innerhalb derselben Platz für mindestens zwei Millionen Menschen ist. Der noch ganz zahle Stadtpark allein hat eine Ausdehnung von 1400 Acker. Ringsherum ist noch alles eine menschenleere Oede; aber trotzdem wird dort tüchtig in Baustellen spekulirt, denn die neuen Wasserleitungen werden ja bald Blumengärten als Schmuck für die Zukunftsvillas hervorzaubern! Schienenwege — Motorbahnen mit Dampfkraft — umkränzen

Digitized by Google

bereits die ganze Bai und erstrecken sich wie Fühlhörner weit von der Stadt ins kahle Land hinaus. Die vielen neuen Heimstätten, die man an allen jenen Linien gewahrt, geben den deutlichen Beweis, daß es außer den Landspeculanten auch noch eine Menge Leute in San Diego giebt, die mit der Stadt empor wachsen und sich hier bleibend niederlassen wollen.

Wohin man sieht, wird gebaut. Neue Straßen werden angelegt, Schluchten ausgefüllt, Hügel abgetragen u. s. w. Die Stadt ist mit elektrischem Licht beleuchtet, und in den Gasthäusern herrscht ein Leben wie in großstädtischen Hotels. Die Dampfer, welche zwischen den australischen Häfen und San Francisco fahren, werden binnen kurzem auch San Diego berühren und die Post nach und von dem Osten über die Atkison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn befördern, wodurch die Zeit nach New York erheblich abgekürzt wird. Die Ausfuhr von Waaren und Produkten des Landes (Honig, Rosinen, Orangen und andere Südfrüchte) aus San Diego ist aber bis jetzt noch sehr unbedeutend und wird auch meistens mit der Eisenbahn nach dem Osten verfrachtet. Fast Alles, was zum Lebensbedarf nöthig ist, wird aus San Francisco eingeführt. Die von San Francisco anlangenden Dampfer sind mit Waarenglittern aller Art, selbst mit Obst und Gemüse, schwer beladen und fahren fast leer zurück. Dagegen sind sie, auch auf der Rückkehr nach San Francisco, stets mit Passagieren überfüllt, obgleich die Geschäftsreisenden, weil die Dampfer in San Pedro, Santa Barbara und Port Harford an jedem Platze sechs bis acht und noch mehr Stunden Zeit verlieren, die Eisenbahn der Seeroute vorziehen. In Folge der raschen Besiedelung des Landes muß San Diego mit der Zeit auch ein bedeutender Ausfuhrhafen werden. In der Umgegend entstehen so viele neue Plätze, daß es schwer hält, nur die Namen alle zu behalten. Ortschaften, die am meisten genannt werden, sind Escondido, Murieta, Elsinore und Ramona, die sämmtlich „irdische Paradiese“ sind!

Wie schnell die Stadt im Wachsen begriffen ist, davon giebt nicht nur die Bevölkerungszunahme, sondern namentlich auch der unglaublich rasch steigende Werth des Grund- und des persönlichen Eigenthums den deutlichsten Beweis. In der Stadt San Diego stieg die Steuerabschätzung in dem letzten am 1. Juli abschließenden Jahre von $4^1/_2$ auf rund 13 Millionen Dollars. Die Einwohnerzahl, welche im Sommer 1887 etwa 15000 betrug, belief sich am 1. November 1887 bereits auf 23000 Seelen und hat sich in zwei Jahren beinahe *verfechsfacht*! Ich prophezeite San Diego vor fünf Jahren 25000 Einwohner, eine Voraussagung, die in Folge des wunderbaren Emporblühens dieses Ortes ganz nichtig geworden ist. Wundern würde es mich gar nicht, wenn San Diego in weiteren fünf Jahren eine Einwohnerzahl von mindestens 50000 Seelen aufweisen würde. Unmöglich scheint mir dies durchaus nicht zu sein! Deutsche sind in San Diego zahlreich vertreten. Im Sommer 1887 gab es dort 75 deutsche Geschäftshäuser. Auch eine deutsche Wochenzeitung wird bereits in San Diego veröffentlicht.

Die Ueberbleibsel des alten San Diego treten einem bei einer Wanderung durch die Stadt auf Schritt und Tritt entgegen. In seinem südkalifornischen Platze gewahrt man neben modernen Prachtbauten so viele elende Holzbaracken, wie in San Diego. Neben den zahlreich vertretenen, intelligent aussehenden und hübsch gekleideten Fremden nimmt sich die einheimische Bevölkerung sehr hinterwäldlerisch aus. Auch das Element der Tagediebe und Strolche ist in San Diego ungewöhnlich stark an Zahl. Alle trämmen sie aber von Millionen! Wer unter den alten Ansiedlern Grundeigenthum besaß, das er viele Jahre lang vergebens zu verkaufen sich bemühte, und dies jetzt plötzlich für eine unglaublich hohe Summe an den Mann bringt, der glaubt Wunder, wie weise er gewesen ist, daß er sein Eigenthum so lange behalten hat. Alle Welt redet in San Diego heute nur von Grundeigenthum und spricht vom „boom“. In wenigen Monaten verdoppelt und verdreifacht sich oft der Werth der städtischen Grundstücke, die zu den erhöhten Preisen ohne Schwierigkeit immer wieder neue Käufer finden. Ob und wann die Sündflnth und der Krach hereinbrechen werden, das bleibt eine offene Frage, über welche ich mir kein Urtheil anmaße. In San Diego glaubt vorläufig kein Mensch an eine Katastrophe.

In jedem zweiten und dritten Hause wohnt ein „real estate broker“, und dieselben ertrenen sich sämmtlich einer zahlreichen Kundschaft. Diese Grundeigenthumsmakler sind die liebenswürdigsten Leute von der Welt, fast jeden Tag fuhr mich einer von ihnen, nicht nur in San Diego, sondern in jeder südkalifornischen Stadt, die ich besuchte, spazieren. Meine neuen Freunde zeigten mir wünschenswerthe Bauplätze, rühmten die großartige Entwickelung ihrer Stadt mit begeisterten Worten und erklärten mir die riesigen Hülfsquellen von Stadt und Land; sie kutschirten mich nach „Ranches“ hinaus, die Käufer suchten, luden mich zu Tisch ein, traktirten mich mit „Cocktails“ und Havannah-Cigarren ꝛc. Keine dieser Spazierfahrten und sehr annehmbaren Mahlzeiten hat mich jemals auch nur einen Cent gekostet!

Während meines Aufenthaltes in San Diego wurde eine Vorstadt öffentlich versteigert, d. h. der Platz, wo dieselbe im Laufe der Jahrzehnte vielleicht das Licht der Welt erblicken wird. Ein Yankee hatte ein Stück Wüstenland, das etwa acht Miles von der Stadt entfernt lag und ihm gehörte, für 10000 Dollars zu vorteilig verkauft. Nach einem Monate kaufte er dasselbe Land für 50000 Dollars wieder zurück, ließ einen hübsch gemalten Vorstadtplan davon anfertigen, versteigerte in drei Tagen für 200000 Dollars Bauplätze und behielt noch eben so viel Grundeigenthum in seiner Zukunftsstadt für spätere Manipulationen im Besitz — alles dies in sechs Wochen! Am ersten Tage wurden die neugebackenen Wüstenigrundstücke für 25 Dollars, am zweiten Tage für 50 Dollars, am dritten Tage schon für 100 Dollars das Stück verkauft. Kein Mensch denkt aber vorläufig nur daran, dort Häuser zu bauen. Und solche Käufe und Verkäufe sind in Südkalifornien heute etwas Alltägliches!

Kürzere Mittheilungen.

Der Fischfang in den Gewässern des Aralbeckens[1]).

Die Wasserfläche des Aralsees oder Aralmeeres — nach russischer Ausdrucksweise — bedeckt etwa 70000 qkm (circa 1250 Quadratmeilen), nimmt jedoch reißend schnell ab; die jährliche Erniedrigung ihres Niveaus ist zu 70 mm festgestellt worden. Aber nicht nur die Wassermasse des Sees mindert sich, sondern auch der Salzgehalt derselben, und das ist ein bedeutsamer Vorgang. Russische Forscher erklären denselben dadurch, daß in Folge der Abschnürung kleiner, zum Eintrocknen

[1]) Vergl. Iswestija der Russischen Geographischen Gesellschaft, Bd. 23, Heft 5, S. 654 ff.

Digitized by Google

verurtheilter Wasserstreifen an den Seeufern dem Gesammtkörper des Sees immerfort Salz entzogen wird, während der Syr und Amu demselben unablässig Süßwasser zuführen. So beträgt denn auch der gegenwärtige Salzgehalt des Sees nur noch 1,09 Proc., und unter seiner Fischbevölkerung findet sich keine einzige echt marine Form, wogegen von seinen Mollusken wieder keine einzige Art eigentlich und ausschließlich dem Süßwasser angehört. Diese Molluskenfauna also ist offenbar dem Untergange zunächst geweiht, dadurch aber auch die Schaar der von ihr sich nährenden Fische, namentlich eine Störart, der Schip (Acipenser schypa Lor.), von der noch weiter zu sprechen ist. — Der Syr und Amu haben auch noch in ihrem Unterlaufe eine schnelle Strömung und führen trübes, lehmreiches Wasser; der nördlichere friert schon Mitte November zu und geht erst Ende März wieder auf; der untere Amu-Darja bedeckt sich erst Ende Januar oder Anfang Februar mit Eis, welches drei bis vier Wochen zu stehen pflegt; der Aralsee selbst wird regelmäßig in jedem Winter an seinen Ufern mit einer Eisborte eingefaßt, die sich bei strenger und andauernder Kälte zuweilen schon bis zur Bedeckung des ganzen Sees erweitert hat.

Amu und Syr bilden bekanntlich Deltas, und in diesen liegen eine Reihe größerer und kleinerer Landseen, die mit den Flußarmen in Verbindung stehen, sich durch ihr klares, reines Wasser auszeichnen und eine vorzügliche Beutzfütte namentlich für verschiedene Grätenfische abgeben. Indessen gebührt die erste Stelle unter den Handelsfischen im Aralbecken dem schon erwähnten Schip-Stör, einem Knorpelfische, der für gewöhnlich ein Gewicht von 14 bis 15 kg oder nach geschehener Ausweidung als Handelswaare ein solches von 10 kg hat. Derselbe steigt im Frühjahr und Sommer zum Laichen flußaufwärts und liefert, je weiter hinauf sein Fang geschieht, um so mehr Caviar; ihn schätzt besonders die russische Bevölkerung. Die Eingeborenen bevorzugen die Barbe, die mit drei Arten in den Aralgewässern vertreten ist und gleichfalls zum Laichen die Flüsse hinaufgeht, und die im Winter theils im „Meere", theils aber, wie der Schwp, in den Deltaseen unter dem Eise gefangen wird. Eine dritte, bisher nicht beachtete, aber noch viel versprechende Art ist die des Alburnus chalcoides — gewissermaßen der Hering des Aralsees, und identisch mit dem den Kaspisee bewohnenden; erst die Russen zeigten, wie man diesen schmackhaften Fisch durch Einsalzen und Einpökeln versandfähig machen könne. Derselbe steigt zum Herbst in die Flüsse hinauf, wo sich gleichfalls zwei kleinere Süßwasserformen derselben Art finden, jedoch ohne commercielle Bedeutung zu besitzen. Von weiteren, ihr Leben zwischen dem Salzsee oder dem „Meere" und den Flüssen theilenden Fischen des Aralbeckens werden genannt: Zander, Bleie (Abramis brama und A. sapa Pall.), „Süßeelfische" (Pelecus cultratus L.), endlich je zwei Arten von Aspius und Acanthobrama. Unter den weniger den Aufenthaltsort wechselnden Fischen des Aralbeckens ragt hervor das Karpfengeschlecht, das in großen Mengen die Deltaseen bewölkert und nebst den Barben und den Welsen von den die Fettfische bevorzugenden Landeseingeborenen besonders geschätzt wird. Der Wels wird im Meere, in den Seen und in den Flüssen angetroffen und erreicht bis zwei Meter Länge. In diese Kategorie gehören ferner Hechte und Barsche, sowie auch Plötzen (Leuciscus rutilus), die indeß weder so massenhaft wie im Kaspischen Meere vorhanden sind, noch auch, wie die dortigen, zur Laichzeit regelmäßige Wanderungen ausführen, endlich Squalius oxianus, der im unteren Amu lebt und bis 23 cm lang wird, während zwei kleinere Arten dieser Fischgattung in den Nebenflüssen des Syr auftreten. Unter den reinen Süßwasserfischen ist am merkwürdigsten die Gattung Scaphirhynchus, die im Aralbecken mit drei Species vertreten ist und außerdem nur noch im Mississippi vorkommt. Die nicht zur Nahrung dienenden Aralfische übergehen wir.

Der Fang wird zum Theil noch sehr primitiv mit Schleppe- und Standnetzen, Reisern, Gattern und Fischgabeln betrieben; die Beschreibung dieser Geräthe unterlassen wir gleichfalls und bemerken nur hinsichtlich der Herstellung der Netze, daß dabei neuerdings eine Gespinnstpflanze Verwendung gefunden hat, die am Amu-Darja wildwachsend vorkommt. Es ist die Turka, eine maushohe Pflanze mit dünnem Stengel, kleinen lanzettförmigen, schmalen Blättern, und rosenrothen, im Juli aufbrechenden Blüthen (Apocynum venetum), deren Bastprodukt vor dem des Flachses den unschätzbaren Vorzug besitzt, der Fäulniß im Wasser weit länger widerstehen zu können. Erst in der zweiten Hälfte des Mai beginnt man mit dem Fang des Schip; da jedoch der Versandt desselben nach Orenburg und anderen Orten erst mit der kühleren Jahreszeit beginnen kann, so muß der Fisch bis dahin, sei es todt oder lebendig, aufbewahrt werden, und beides hat seine Schwierigkeiten. Im ersteren Falle wird der ausgeweidete Fisch der Länge nach in zwei Hälften zerlegt, eingesalzen und in Eiskellern bis zum Herbst zwar bewahrt, verliert jedoch wegen seiner starken Durchsalzung an Marktwerth. Daher versucht man ihn in den sogenannten „Gärten" lebend zu erhalten. Dies sind kleinere oder größere Wasserflächen, die man vom Ufer der durch Stangen oder Ruthen in Viereckgeflecht eingehegt hat, und die sich 6 bis 100 m in die Länge und im Maximum bis 20 m in die Breite erstrecken. Solche Fischgärten sind namentlich am unteren Syr sehr zahlreich; die meisten Gefangenen (cira 70 Proc.) überstehen darin den ganzen Sommer ohne abzumagern, ja mit Zunahme des Caviargehalts, und können somit im Spätherbst, sei es frisch, im gefrorenen Zustande oder schwach gesalzen, verschickt und gut verkauft werden. Am Amu-Darja liegen die Verhältnisse leider nicht so günstig. Hier sterben die zur Sommerzeit in die Gärten gesetzten Fische vielfach an einer räthselhaften Krankheit. Dieselbe beginnt mit rothen Flecken, die sich an der Afteröffnung und unter den Flossen zeigen, die Haut unterläuft hier mit Blut, schwillt an und bricht zuweilen in offenen Wunden auf; meistens jedoch gehen die Fische schon vorher zu Grunde. Eine Zeit lang glaubten die Fischer, daß äußere Verletzungen etwa an den Pfahlwänden der Gärten an den Krankheitserscheinungen schuld seien; man ließ daher einzelne Exemplare an langen Stricken sich im freien Wasser bewegen, erlebte jedoch, daß sie ebenso eingingen wie die Gartenbewohner. Dabei hängt die Entwickelung der Seuche von Zeit und Ort ab. Vor Ende Juni sterben wenige; zwischen dem 15. Juli und 15. August die meisten, und zwar in 2 bis 3 Tagen; dann beginnt das Sterben nachzulassen und hört von der Mitte des September ganz auf. Die gefährlichsten Strecken sind die im Amudelta, unterhalb der von einem Flußarm durchströmten Seen; oberhalb derselben, z. B. bei Petro-Alexandrowsk, existirt die Krankheit nicht, und im Meere, wofern hier Ueberfälle angelegt sind, tritt sie nur noch schwach auf; sie ist ferner unbekannt am Syr-Darja, der nebst seinen Ausläufern keine Seen durchströmt, und so stammen die Krankheitsleiche offenbar aus diesen, wo immer sie im Amudelta vorhanden sind. Natürlich liegt der Gedanke nahe, einen Parasiten als Krankheitserreger anzunehmen, doch hat das Mikroskop bisher noch keinen solchen zu entdecken vermocht, und es bleibt der Zukunft vorbehalten, diese Erscheinung aufzuklären, deren Symptome nur äußerst selten bei den aus der Freiheit frisch eingefangenen Thieren bemerkt worden sind. Daß die Plage am Amu-Darja als schwere ökonomischer Hemmschuh empfunden wird, ist selbstverständlich; der Sommerfang muß hier ja an vielen Orten sofort eingepökelt und damit bis zu einem gewissen Grade entwerthet werden.

Die Fischer im Amudelta gehören vorzugsweise dem Stamm der Karakalpaken an, die mit eigenen Netzen und

Digitized by Google

Booten ihr Gewerbe treiben; auf dem „Meere“ sind es Kirgisen, die sogenannten Halbner, welche mit fremden Geräthen und Fahrzeugen arbeiten und von deren Besitzern die Hälfte des Ertrages erhalten; bei Petro-Alexandrowsk sind Uralkosaken im Fischfang thätig; die Aufkäufer und Händler sind meistens Russen, daneben einige Tataren und Armenier und ein Hebräer. Statistische Angaben über die Höhe des Fischereiertrages im Uralbecken haben nur bedingten Werth; doch läßt sich die Zahl der gefangenen Schwystöre immerhin mit einiger Sicherheit feststellen, dieselbe beliet sich — den Fang im Sur, im Ilan und im „Meere“ zusammengerechnet — im Jahre 1885 auf etwa 40000 Stück, von denen über die Hälfte auf Kameelsrücken nach Orenburg, ein weit geringerer Theil nach Taschkent und Merw abgesetzt wurde. Hierzu wird man etwa 1 Million Kilogramm anderer Fischsorten noch hinzurechnen dürfen, und davon geht reichlich ein Viertel vom unteren Amu nach Buchara, während mehr als die Hälfte dem Verbrauche in der Oase Chiwa dient. — Nun lasset aber auf dem Fischergewerbe am unteren Amu noch ein anderer Nebelstand außer dem schon erwähnten, das ist die Schwierigkeit des Transports nach dem Hauptmarkte, nach Orenburg. Während nämlich von Kasalinsk, am Syr-Darja, die Kameeltreiben nach Orsk und Orenburg während des ganzen Jahres ohne Unterbrechung vor sich gehen, ist dies vom Amu-Darja ebendorthin nicht möglich, insoweit es sich um die kürzeste und billigste Verbindungslinie handelt, die über das Ustjurt-Plateau führt. Hier setzen mit Ende Oktober so furchtbare Schneestürme ein, daß jede Reise lebensgefährlich wird und eben deshalb unterbleibt. Schon am 10./22. Oktober pflegt jede Expedirung aus der Oase Chiwa nach Orenburg ein Ende zu nehmen, und für den Fischversandt nach letzterem Platz bleibt mithin nur der geringe Spielraum einiger Wochen übrig. Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß eine russische Firma den Versuch machte, ihre Fischwaare zu Schiff über den Aralsee nach einem nördlichen Landungsplatze zu befördern, um sie dort von Kameelen aufnehmen und nach Orenburg bringen zu lassen. Indeß hat dieses Unternehmen in Folge erlittener Verluste nach einigen Jahren wieder aufgegeben werden müssen. Noch kläglicher und wahrhaft abenteuerlich endete ein anderer Versuch einer Handelsschiffahrt auf dem Aralsee, wobei es weniger auf den Fisch- als auf den Weizentransport von Chiwa nach Kasalinsk abgesehen war. Da der Weizen damals in Chiwa zu hoch stand, fuhr der Unternehmer mit seinem Schiffe nach der wüsten Nikolajinsel, um hier Sprauj schlagen und ein laden zu lassen. Das Schiff gerieth dort auf den Sand und konnte von seiner aus sechs Mann bestehenden Besatzung nicht wieder flott gemacht werden. Dadurch kam diese letztere in eine höchst gefährliche Lage, die Vorräthe gingen zu Ende, ein Cholerangewäbs, das man auf der wüsten Insel fand, frästete den von aller Welt Verlassenen zwar noch einige Wochen das Leben, aber trotzdem rückten die Schrecken des Hungertodes immer näher. Da entschloß sich der Eigenthümer mit drei Mann auf einem kleinen Boote nach Osten zur Küste hinüberzufahren, ein Sturm beraubte die Armen des Steuerruders, sieben Tage lang trieben sie auf den Wellen umher, bis sie endlich ganz erschöpft zwischen Amur und Syr ans Land geworfen wurden, wo sie zum Glück auf einen kirgisischen Schafhirten stießen, der sie rettete. Sobald als möglich fuhr der Schiffsherr von Syr aus wieder auf das Meer hinaus, um die beiden auf der Insel zurückgelassenen Menschen zu erlösen, aber fast im Angesicht derselben nöthigten ihn Eismassen, die aus dem Syr herausgetrieben wurden, auf einer anderen Insel zu überwintern, und erst im nächsten Frühjahr konnte er zur Nikolajinsel gelangen, wo die beiden nun todt gefunden wurden, nachdem der zuletzt gestorbene sechs Monate auf derselben zugebracht hatte und erst 40 Tage vor Ankunft der Helfer, wie die Einkerbungen an einem Stock erwiesen, gewaltig hatte. Diese Robinsonade hat sich nicht auf dem Ocean, sondern vor fünf Jahren auf dem Zwergmeere des Aral ereignet! Es ist kein Wunder, daß es seitdem noch kein Russe wieder gewagt hat, daselbe sei es zum Fisch- oder zum Weizenhandel zu befahren.

So harrt der Fischreichthum des Aralsees noch immer einer entsprechenden Ausnutzung. Daß derselbe aber kein geringer ist, dafür legt u. a. eine in unserer Quelle verzeichnete Thatsache Zeugniß ab. Nach einem mächtigen Sturme waren die Ufer des „Meeres“ und der Mündungen des Amur so massenhaft mit ausgeworfenen Fischen bedeckt, daß der Berichterstatter das Gewicht derselben glaubte auf 1 Million Pfund = 16½ Millionen Kilogramm schätzen zu können! Das waren weniger „Rothfische“, wie der Russe die Störarten benennt, als vielmehr die zarteren Sorten der Fluß- und Backfische; von solchen aber wimmelt die im Mündungsbereich der beiden Flüsse gelegenen Seen, die man als natürliche „Gärten“ oder auch — a potiori fit denominatio — als großartige Karpfenteiche (im See Kamyschibalch, am Syr, wurden kürzlich bei einem Zuge 12000 große Karpfen gefangen) bezeichnen könnte. Die Massen dieser Fischarten nach Orenburg hin abzusetzen, verbietet sich von selbst; somit kann das Marktgebiet für den größten Theil des Fischreichthums im Aral nur nach der andern Seite, nach Osten hin, gesucht werden: in Turkestan, Buchara, Merw, und das Mittel, diese Gegenden zu erreichen und sie mit guter und billiger Fischnahrung zu versehen, ist gleichsam wie über Nacht gefunden und dergestellt worden — die transkaspische Eisenbahn! Diese schneidet in fast senkrechter Linie von Merw nach Buchara und Samarkand den Amur-Darja bei Tschardschui. Nach diesem Punkt also muß in Dampfern und Segelbooten der Fischertrag vom unteren Amur gebracht werden, um dann mit der Eisenbahn weiter ins Land nach Nord oder Süd hinein zu gelangen. Wahrscheinlich wird dann auch der Fang des Schip mehr und mehr oberhalb Nukus sich vollziehen, nicht nur um Tschardschui näher zu sein, sondern auch, weil sich je der Fisch dort besser im „Garten“ erhält und bei alledem reicher an Caviar ist. Die Zukunft wird lehren, wie diese Hoffnungen in Erfüllung gehen; so gar schnell dürfte es wohl nicht geschehen. F. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Presse von Odessa diskutirt neuerdings das Projekt eines Kanals, der die Landenge von Perekop durchstechen und die Halbinsel Krim von dem Festlande abschneiden soll, um die Häfen des Asowschen Meeres mit Charson, Odessa und der Donaumündung in kürzere und gerader Verbindung zu bringen. Man verspricht sich davon eine beträchtliche Hebung des südrussischen Getreidehandels, und die Regierung zu St. Petersburg soll dem Plane sehr geneigt sein. Eine französische Gesellschaft, die sich zu dem

Digitized by Google

angegebenen Zwecke gebildet hat, gedenkt das Werk ohne jede Staatssubvention in die Hand zu nehmen.

— Es scheint, daß der starke Auswandererstrom, welcher sich von unserem Lande nach Nordamerika bewegt hat, unserem Wirthschaftsleben gegenwärtig in einem sich steigernden Grade zu Gute kommt. Während Deutschland nämlich im Jahre 1882 nur mit 7,78 Proc. an der Außenhandelsbewegung der Vereinigten Staaten betheiligt war, so war dies im Jahre 1887 mit 11,65 Proc. der Fall. Der Antheil Frankreichs fiel in demselben Zeitraume von 12,27 Proc. auf 9,84 Proc., und derjenige Englands von 26,99 Proc. auf 23,84 Proc., so daß der Gewinn Deutschlands also vor allen Dingen von seinen beiden bedeutendsten Welthandels-Rivalen getragen wurde.

Nach dem „Statistischen Jahrbuche" des deutschen Israelitischen Gemeindebundes betrug die Zahl der Juden im Königreiche Preußen im Jahre 1880 563790, oder 1,33 Proc. von der Gesammtbevölkerung des Staates, im Jahre 1885 dagegen 366543, oder 1,29 Proc. von der Gesammtbevölkerung. Die Zahl nahm also in dem fraglichen Zeitraume zwar absolut zu, aber relativ ab. Am stärksten war die Zunahme im Stadtkreise von Berlin, wo sie 10406 betrug. Von den großen Städten entbielten im Jahre 1885 israelitische Bewohner: Berlin 64355, Breslau 17655, Frankfurt a. M. 15554, Posen 6719, Köln 5309, Königsberg 4155, Hannover 3627, Danzig 2837 und Stettin 2501.

Australien.

— David Lindsay, der bekannte südaustralische Forscher, ist von seiner zweiten großen Reise durch das centrale Australien, welche er im September 1887 von Port Darwin an der Nordküste aus unternahm, am 28. April dieses Jahres glücklich in Adelaide eingetroffen. Es begleitete ihn nur ein eingeborener Knabe, und er verfügte über vier Pferde. Das von ihm bereiste Gebiet ist nach seiner Angabe größtentheils für Weidezwecke verwendbar, da es an Wasser nicht fehlt, und Herr Lindsay zweifelt auch nicht, daß es von Squatterers für Viehzucht occupirt werden wird, sobald erst die von Port Augusta aus im Bau begriffene große Nordbahn, welche jetzt in der Länge von 705 km bis zur Ueberlandtelegraphenstation The Peake (in 28° 4′ südl. Br. und 135° 52′ östlich von Gr.) im Betrieb ist, weiter ins Innere des Kontinents fortgeleat ist.

— Am 3. März dieses Jahres begab sich von Finschhafen, an der Ostküste von Kaiser-Wilhelms-Land, auf dem Dampfer „Ottilie" eine wissenschaftliche Expedition nach der Südspitze von Neupommern (Neubritannien). Sie bestand aus dem Kaffeepflanzer von Below, dem Naturforscher Karl Hunstein, 16 Polynesiern und 4 Malayen und begweckte die Auffindung von für den Betrieb von Zuckerplantagen geeigneten Lande. Der Dampfer verließ am 6. März wieder Neupommern, kehrte aber am 15. dahin zurück, um Erkundigungen über den Erfolg der Expedition einzuziehen. Der Kapitän fand dabei den Hafen so verändert, daß er ihn kaum wieder erkannte. Die Dörfer, welche in der Nähe gestanden, waren nicht mehr vorhanden, die Riffe zeigten eine andere Gestaltung, ganze Landflächen waren verschwunden, große Bäume lagen entwurzelt da oder schwammen im Hafen umher, und die Anhöhen waren mit Bimsstein bedeckt. Von dem ganzen Personal der Expedition fanden sich nur noch fünf Polynesier vor, welche auf hohen Bäumen drei Tage lang ohne Nahrung zugebracht hatten, während sich von den übrigen Mitgliedern keine Spur zeigte. Eine sedenkalls durch einen vulkanischen Vorgang hervorgerufene furchtbare Fluthwelle, welche, wie sich aus der Wassermarke ergab, bis zu einer Höhe von 15 Meter angestiegen war, hatte diese schreckliche Verwüstung und den Untergang der Expedition, mit Ausnahme der fünf Polynesier, herbeigeführt. Die Vermuthung, daß die Herren von Below und Hunstein sich zur Zeit der Katastrophe bereits in den nordwestlichen Bergen der Insel, wohin sie sich begeben wollten, befunden hätten, ist wenig wahrscheinlich. Bereits angestellte weitere Nachforschungen werden darüber bald Aufklärung bringen.

— Die englische Regierung hat die Inseln Fanning, Christmas und Penrhyn im Großen Ocean unter ihre Botmäßigkeit gestellt. Die Fanning-Insel, mit einem vorzüglichen Hafen, enthält Guanolager und es wird auf ihr die Anlegung eines Kohlendepots beabsichtigt. Sie soll auch in den projectirten Kabel von der Ostküste des australischen Kontinents nach Vancouver City an der Westküste von Kanada die dritte Station bilden. Die etwas südlicher gelegene Christmas-Insel birgt ebenfalls Guano. Penrhyn, die bedeutendste unter den drei Inseln (mit 55 km Flächeninhalt), besitzt ebenfalls einen vorzüglichen Hafen. Obgleich fruchtbar, ist die Zahl ihrer eingeborenen Bevölkerung doch zur Zeit sehr gering, weil letztere von Sklavenschiffen geraubt und nach Peru gebracht wurden.

H. G.

Bücherschau.

— Richard Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — R. Buchta ist durch seine Reise sowie durch seine photographischen Aufnahmen an oberen Nil der geographischen Welt in vortheilhaftester Weise bekannt. Sein vorliegendes Buch behandelt den Ostsudan vorwiegend in geschichtlicher und politischer Beziehung, von den ersten Eroberungsversuchen Mehemed-Ali's an bis auf die Zeiten Gessi's, Gordon's und Emin-Pascha's. Die durch den Mahdi-Aufstand geschaffenen Verhältnisse in den Nilländern erhalten dadurch eine klare Beleuchtung, und für die von Schweinfurth und Rohrl herausgegebenen Briefe Emin's insbesondere bildet das Buchta'sche Werk, dem zwei gut ausgeführte Karten beigegeben sind, eine Art Schlüssel und Ergänzung.

— Anton Stauber, Das Studium der Geographie in und außer der Schule. Augsburg 1888. Gebr. Reichel. — Als die belgische Regierung im Jahre 1885 einen Preis von 25000 Francs für das beste Werk über die Popularisation und Förderung des geographischen Studiums aussetzte, da hegten wir die Meinung, daß sich naturgemäß in erster Linie ein deutscher Schulmann diesen Preis erringen müsse. War ja doch die geographische Methodologie in keinem Lande so weit gediehen wie bei uns. Die vorliegende Schrift hat diese Erwartung gerechtfertigt, und wir blicken deshalb mit großer Genugthuung auf dieselbe. Hohe Anerkennung verdient vor allen Dingen die Gründlichkeit, mit der sie ihren Gegenstand behandelt.

Inhalt: R. v. Lendenfeld: Der Charakter der Neuseeländischen Alpen. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. H. Fischalig: Rouen. III. (Mit drei Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Südkalifornien im Jahre 1887. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Der Fischfang in den Gewässern des Aralsees. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Australien. Bücherschau. — (Schluß der Redaktion am 3. Juni 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Joachim Graf Pfeil's Reisen in Ostafrika.

I.

Unter den Reisenden, welche im Dienste der deutschen Kolonisation in Ostafrika thätig waren, ist Joachim Graf Pfeil sowohl der Zahl und Ausdehnung als auch den geographischen Ergebnissen seiner Forschungszüge nach an erster Stelle zu nennen. Kaum einer von den Sendlingen der Ostafrikanischen Gesellschaft hat die Kenntniß des der letzteren zugeeigneten Gebietes in solch umfangreicher Weise erweitert wie er. Ein Bericht über seine Reisen dürfte hier aber um so mehr am rechten Orte sein, als für denselben außer den schon vorhandenen Veröffentlichungen (u. a. in „Petermann's Mittheilungen" 1886, Heft 12, und 1888, Heft 1) noch unbenutzte handschriftliche Materialien, wie Tagebücher ꝛc., zur Verfügung standen.

Zur richtigen Beurtheilung seiner geographischen Thätigkeit dürfte es angezeigt sein, zunächst einen kurzen Blick auf den Lebenslauf und die Bestrebungen des Reisenden zu werfen, weil erstere eben durch die gegebenen Lebensumstände wesentlich beeinflußt wurden.

Am 30. December 1857 zu Neurode in der Grafschaft Glatz geboren, verlebte Joachim Graf Pfeil seine erste Jugendzeit in Schlesien, bis er gelegentlich der Versetzung seines Vaters nach Göttingen kam, wo er das Gymnasium besuchte. Schon frühzeitig machte sich an ihm der in seiner Familie geltende Erfahrungssatz: „Alles, was Pfeil heißt, fliegt", dahin bemerkbar, daß er einen, durch das Lesen von Reiseschilderungen genährten Drang nach Abenteuern in jugendlicher Weise lebhaft bekundete. Diesem Zuge gaben endlich seine Eltern nach, indem sie ihn mit der Hermannsburger Mission im November 1873 nach Natal gehen ließen. Dort führte er ein wechselndes Farmer- und Wanderleben, Land und Leute — namentlich der Zulukaffern — dabei gründlich kennen lernend. Nachdem er 1877 von einem vierteljährigen Besuche bei seinen Eltern zurückgekehrt war, kaufte er sich im Oranje-Freistaat an, um Landwirthschaft, namentlich aber Viehzucht, zu betreiben. In Folge verschiedener Unfälle gab er jedoch nach einigen Jahren diese Unternehmung wieder auf und wandte sich nach den Drakensbergen, wo er eine neue Farm anlegte. — Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, ein geeignetes Gebiet zur Begründung einer deutschen Kolonie ausfindig zu machen, und angeregt durch die Wanderungen der Transvaal-Bauern nach dem Norden, richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Gebiet zwischen dem unteren Limpopo und Zambesi, welches ihn nebenbei noch dadurch besonders interessirte, daß es bisher nur in den von Erskine und Mauch erforschten Gegenden einigermaßen, im übrigen aber noch gar nicht bekannt war. Dorthin ging sein Streben, und so rüstete er sich denn mit einem von 18 Ochsen ge-

Digitized by Google

zogenen Wagen und 7 Pferden zu einer Expedition aus. Am 15. September 1881 brach er von seiner Farm in den Drakenbergen auf. Im Begleitung eines Engländers, der sich ihm unterwegs angeschlossen hatte, durchzog er zunächst das Flachland des Oranje-Freistaates, dann das südöstliche Transvaal sowie das Swasi-Land, und endlich gelangte er an den unteren Limpopo, den er überschritt. Allerhand Schwierigkeiten mit den Eingeborenen und seinen Trägern — mit denen an Stelle der wegen der Tsetse-Fliege am Cumati zurückgelassenen Zugthiere die Reise fortgesetzt worden war — ferner Lebensmittel-Mangel und Fieberanfälle machten ein weiteres Vordringen gegen den Zambesi unmöglich, und so mußte denn wohl oder übel die Rückreise angetreten werden. Theilweise vollkommen neue Wege einschlagend, traf er im Januar 1873 wieder auf seiner Farm ein. Sein Augenmerk auf dieser Reise war hauptsächlich auf das Studium der Eingeborenen, der Boden- und Vegetationsverhältnisse, der Nutzbarkeit der Flußläufe und anderer kulturtechnischer Punkte gerichtet, wodurch sein Urtheil in Kolonisations-Angelegenheiten sehr gefördert wurde.

Schon im Februar desselben Jahres brach er wieder auf und durchwanderte zu Fuß einen Theil des Swasi- und Tagalandes, die Delagoa-Bai als Ziel nehmend. Von seinen Trägern unterwegs verlassen, wäre er aber beinahe einem heftigen Fieberanfalle erlegen. Ein zufällig daherkommender Händler fand den weißen Mann bewußtlos in einem Sumpfe liegen und brachte ihn nach einer Hütte, wo er sich nach wochenlangem Krankenlager so weit erholte, daß er den Marsch nach der Delagoa-Bai fortsetzen konnte. Hier traf er ein Schiff, auf dem er, die Küstenplätze besuchend, über Sansibar bis nach Aden mitfuhr, wo er abermals ein heftiges Fieber zu überstehen hatte. Im Mai 1883 langte er endlich wieder in der Heimath an.

Hier warf sich Graf Pfeil, indem er sich zunächst in Berlin aufhielt, mit Eifer auf das Studium der geographischen Wissenschaften und auf die Einübung astronomischer Ortsbestimmungen. Nebenbei wirkte er auch für den Kolonialverein, indem er in zahlreichen Städten über Afrika und Kolonisationsfragen Vorträge hielt. Begeistert für den von ihm angeregten und von Dr. Peters lebhaft aufgegriffenen Gedanken, in Ostafrika ein Gebiet für deutsche Kolonisation zu erwerben, betheiligte er sich mit Freuden an der von diesem zur Ausführung gebrachten Expedition, welche am 1. October 1884 Berlin verließ und im November und December desselben Jahres die vom zansibarischen Küstengebiete binnenwärts gelegenen Landschaften Usagara, Nguru, Usegua und Ukami für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft erwarb. Bei der Eile der Besitzergreifung dieser Landschaften, die übrigens schon zumeist durch Stanley und andere Reisende in der Hauptsache bekannt gemacht waren, bot sich dem Grafen auf dieser Expedition keine Gelegenheit, als Forscher im Großen thätig zu sein, doch versäumte er nicht, Land und Leute mit kundigem Blick im Einzelnen zu beobachten.

Als seine Reisegenossen Dr. Peters und Dr. Jühlke, von denen ersterer nach Deutschland, letzterer nach Zansibar zurückkehrte, ihn am 7. December 1884 verlassen hatten, begann er bei dem vom Muini-Sagara (d. h. Eigenthümer von Sagara) bewohnten und nach ihm benannten Orte am Mukondogwaflusse ein Haus zu bauen, um hier eine Station anzulegen. Dieser Ort erwies sich jedoch als ein Fiebernest schlimmster Art, denn in kurzer Zeit wurden sowohl Graf Pfeil, als auch der mit ihm zurückgebliebene Expeditionsgeselfchre — Kaufmann Otto — von einem schweren Malariafieber befallen. Letzterer erlag demselben am 24. December, während ersterer, schon dem Tode nahe, nur durch das hülfreiche Eingreifen des französischen Forschers Bloyet und dessen Frau gerettet wurde. Auf deren in Kondoa, einige Stunden von Muini-Sagara entfernt gelegenen Station (der Société Internationale Africaine) erholte sich Graf Pfeil bald so weit, daß er im Februar 1885 mit der lange erwarteten, endlich von Zansibar eingetroffenen Ersatz-Expedition einen Ausflug nach dem in nordwestlicher Richtung, etwa 80 bis 90 km entfernt gelegenen Kodi-Kodi unternehmen konnte. Zurückgekehrt, errichtete er nach einer Wanderung durch das fruchtbare Sima-Thal, am Ausgange desselben gegen den Mukondogwa, unweit von Muini-Sagara, auf einem Hügel ein neues Gebäude, welches den Anfang der nunmehr hier anzulegenden Station bilden sollte. Nachdem er diese erste deutsch-ostafrikanische Station, die er Sima-Thal benannte, so weit gefördert hatte, daß er sie einstweilen zur weiteren Bewirthschaftung seinen schwarzen Leuten überlassen konnte, brach er mit 17 Trägern zu einer Reise nach Zansibar auf, wo er sich für eine ihm aufgetragene Expedition gegen den Nyassa hin anerüsten wollte.

In der Absicht, für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft das Besitzrecht über die Landschaft Kutu zu erwerben und den Rufidji auf seine Schiffbarkeit zu untersuchen, nahm er seinen Weg in südöstlicher Hauptrichtung auf diesen Fluß zu. Die zweite Tagereise brachte ihn nach Kondoa, wo er Geschäfte halber bis zum 21. Mai in Bloyet's gastlichem Hause verblieb. Nach Ueberschreitung des Mukondogwa und nach einem zweitägigen Marsche durch die Makata-Ebene, die wegen ihres Lehmbodens in der Regenzeit einen Sumpf bildet, sonst aber dürr und nur mit mannshohem, hartem Grase bewachsen ist, gelangte man, von der hier herrschenden Tsetse-Fliege arg geplagt, nach dem von Wald umgebenen, großen Dorfe Mbamba. Obwohl dasselbe als Kornkammer von zahlreichen Karawanen besucht wird, so war doch bisher nach mehrseitiger Versicherung noch kein Weißer dort gesehen worden, und Graf Pfeil wurde als solcher nicht wenig angestaunt. Hier, wie überall, wenn es die Umstände erlaubten, bestimmte er die astronomische Lage, die er auf 7°6′30″ südl. Br. und 37°13′50″ östl. L. v. Gr. ermittelte. Ebenso bestimmte er auf jedem Lagerplatze mittelst Barometer und Koch-Thermometer die Höhenlage und verzeichnete täglich dreimal die Temperaturen, die Winde und die Bewölkung, sowie die gelegentlichen Niederschläge; auch versäumte er nicht, die Wege und die wichtigen Landschaftspunkte mittelst des Kompasses festzustellen. Mit gleicher Aufmerksamkeit verfolgte er den Wechsel der Erscheinungen in der Bildung und Gestaltung des Bodens, in der Vegetation, im Thierreiche und im Sein und Thun der Bevölkerung. Manche hübsche Beobachtung machte er z. B. über die besonders in Kutu als eine schlimme Landplage auftretenden Ameisenarten, die die Palmen und Feigenbäume untergraben und in großen Massen alles Animalische, Lebende oder Todte, überfallen. Der einen Art, der „Siafu“, konnte sich unser Reisender dadurch erwehren, daß er sich aufwollene Decken legte und die ersten Angreifer mit einem heißen Messer betupfte; alsbald waren die anderen blutgierigen Genossen benachrichtigt, daß hier schwerer Fortkommen und sehr beschwerliche Behandlung zu finden sei, wonach weitere Angriffe unterblieben. Vor einer kleinen braunen Ameise, die gleich zu Millionen heranzieht, konnte man sich aber nur durch die Flucht retten.

Die Landschaft Kutu umfaßt in der Hauptsache das Quellgebiet des zum Rufu oder Kingani strömenden Mgeta und wird gegen Süden durch den Rufidji und dessen Nebenfluß, den Ruaha, begrenzt. Bei den zahlreichen Quellläufen, welche aus den Rufutu-Bergen, der Grenzscheide gegen Usagara, hervorgehen, ist dieses Land im allgemeinen recht fruchtbar und in den ausgedehnten Gärten

Digitized by Google

der oft von großen Schilfsümpfen umgebenen Ortschaften wird reichlich Bodenbau betrieben. Palmenhaine und Bambusdschungeln wechseln mit Sümpfen und Grasflächen, welche letztere theilweise für Viehzucht nutzbar sind. — Von Kisala aus, wo er wegen abermaliger Erkrankung vom 1. bis 7. Juni rasten mußte, besuchte Graf Pfeil den als Sitz böser Geister verrufenen „brennenden See", von dem er schon in Mbamba gehört hatte. Derselbe erwies sich als eine Gruppe heißer Quellen, welche, laut gurgelnd, den von ihrem Sinter gebildeten Kegeln entströmend, ihr Wasser erst in Sinterbecken und dann in einem See ansammeln. Die Temperatur der Quellen betrug 65 bis 72° C. Das kohlensäurehaltige Wasser schmeckte sehr angenehm, etwa wie Selters, doch hatte es einen eigenen Wohlgeruch und bewirkte, reichlich genossen, sehr bald den Rückgang der starken Leberanschwellung, an welcher der Reisende als an einer häufigen Tropenkrankheit zu leiden hatte. Graf Pfeil nannte diese Quellstelle seinem Bruder zu Ehren „Markus-Brunnen." — Am 11. Juni erwarb unser friedlicher Conquistador — unter Hinweis auf den von Weißen besser gewährten Schutz gegen die räuberischen Masiti — von dem Oberhäuptling Golongo vertragsmäßig die Landschaft Kutu, und er konnte sich nun gegen den Nyikiji wenden, den er am 15. Juni bei Maggop, unter 7° 48' 32" südl. Br. und 37° 55' östl. L., erreichte. In zwei Canoes wurde nun die Reise auf diesem Flusse fortgesetzt und derselbe bei beträchtlicher Breite und oftmaliger Theilung bis gegen 39° östl. L. allerwärts für Boote von mäßigem Tiefgange schiffbar befunden. An der gedachten Stelle, wo sich der Strom vor etwa 50 bis 60 Jahren ein neues Bett gegraben hatte, mußte in Folge gewaltsamer Rückforderung der Canoes seitens der Flußanwohner die Fahrt bis zur Mündung aufgegeben und mittelst Fußmarsches die Küste gewonnen werden. Am 25. Juni langte die Expedition bei Kikale, an dem nördlichsten Mündungsarme, an und schiffte sich zwei Tage später nach Zansibar ein.

II.

Nachdem sich Graf Pfeil in Zansibar neu ausgerüstet, und nach der Station Sima-Thal, die unterdessen unter der Leitung des daselbst am 31. August 1886 verstorbenen Gartentechnikers Karl Schmidt große Fortschritte gemacht hatte, zurückgekehrt war, trat er am 6. October 1885 in Begleitung des Lieutenants Schlüter die Expedition gegen den Nyassa an. Dieselbe durchzog zunächst das in südwestlicher Richtung von 1200 bis 2000 m sich erhebende Hochland von Usagara und Uhehe, welches gegen Westen allmählich, gegen Osten und Süden aber steil abfällt. Dieser Höhenentwickelung entsprechend, ist der vom Seewinde getroffene Ost- und Südabhang dicht bewaldet und bildet das Quellgebiet zahlreicher Zuflüsse des Mukondagwa sowie des Ruaha und des Ulanga. Die vom hohen Ditrande des Hochlandes im Windschatten gelegte westliche Abdachung ist dagegen nur dünn bewaldet und weniger wasserreich, stellenweise sogar sehr trocken, wie z. B. die Laterit-Steppe im Süden des die Uhehe-Berge durchbrechenden Ruaha-Thales. Im allgemeinen erinnerte dieses Hochland den Grafen Pfeil an die baumlosen grasigen Höhen am Oberlaufe des Klip-River im Oranje-Freistaate, und hier wie dort wird denn auch die Viehzucht stark betrieben. Kuhmist dient zur Feuerung und zur Düngung der Gärten. Der Höhenlage entsprechen die mäßigen Temperaturen, die im Durchschnitte um 6 Uhr Morgens 17°, Mittags gewöhnlich 23° — selten 30° — und 6 Uhr Abends 20° C. betragen. — Die Expedition erreichte am 6. November trotz des entgegenstehenden Verbotes Kurienga, den Wohnsitz des Wahehe-Häuptlings Mpawaviranika, doch gelang es ihr nicht, mit letzterem, der von einer arabischen Karawane aufgehetzt war, über Uhehe zu verhandeln, und so beschloß man denn, zunächst in Mahenge, der Ulanga-Landschaft, einen Versuch zu machen.

Auf dem in steilen Höhenzügen gegliederten Ostabfall des Hochlandes stiegen die Reisenden durch dichten Urwald hinab in die Niederung des Ruaha, nach Kidatu, und wandten sich dann südwärts nach Nalioto, dem Sitze des gleichnamigen Mahenge-Häuptlings. Hier fanden sie einen freundlichen Empfang, und bereitwillig ging Nalioto auf einen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft das Besitzrecht über Mahenge gewährenden Vertrag ein. Derselbe wurde am 5. December 1885 abgeschlossen. Hierauf folgte in feierlicher Weise die Ceremonie der Blutsbrüderschaft, wodurch Graf Pfeil zum Mitverschwor von Mahenge erklärt wurde. Das Kennzeichen dieser Würde, ein kupferner Armring, sollte ihm bald darauf bei dem am Ulanga wohnenden Unterhäuptling Nga-Homa sehr zu statten kommen, denn als dieser wegen der Ueberlassung von Booten und Leuten für die Flußfahrt Schwierigkeiten machte, brauchte Graf Pfeil nur den Ring Nalioto's zu zeigen, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen.

In zwei gut gearbeiteten Einbaum-Canoes wurde die Flußreise am 12. December stromaufwärts angetreten. Der in diesem seinem Mittellauf bisher noch unerforscht gewesene Ulanga durchströmt in vielfacher Theilung ein breites, links von den Uhehe- und rechts von den Livingo-Bergen gebildetes, zumeist versumpftes und mit hohem Schilfe bewachsenes Thal. Der Hauptarm des Flusses, dessen Tiefe nicht unter 3 m hinabging, oft aber 6 m und mehr erreichte, wurde im Durchschnitt auf 300 m Breite geschätzt, und ein gleiches Maß zeigen oft seine Seitenarme. In Folge der jahreszeitlichen Schwellungen mit ihren Schlammablagerungen erhöhen sich die Thalsohle über die Thalsohle, die bei Hochwasser ganz überschwemmt wird. Gleichwohl lebt in diesen Sumpf- und Ueberschwemmungsgebieten verschiedenes Volk, das sich dort vor den Raubzügen der kriegerischen Wahehe gesichert hat, ein elendes Dasein führend. Auch der Herrscher Mengere, dessen Vater, als ein vertriebener Bruder des Häuptlings von Uhehe, sich mit dem von ihm unterjochten Stamme der Wamarischonde ein eigenes Reich — Ubena — am oberen Ulanga gegründet hatte, mußte wegen der Einfälle seines Wahehe-Onkels auf einer Ulanga-Insel seinen Sitz nehmen. Denselben suchte die Expedition auf und fand ihn ebenfalls sehr bereit, die deutsche Oberherrschaft anzuerkennen. Am 3. Januar 1886 kam ein diesbezüglicher Vertrag zu Stande, womit die deutschen Besitzansprüche bis gegen den Nyassa ausgedehnt wurden. Nach Erfüllung dieser Aufgabe trat die Expedition am folgenden Tage die Rückfahrt auf der 250 bis 300 km langen Stromstrecke an und traf, freudig bewillkommnet, am 9. Januar wieder in Ngahoma ein.

Der Aufbruch zur Reise nach der Küste erfolgte am 12. Januar. Zuerst am linken Ufer durch dichten Wald den Ulanga entlang ziehend, überschritt die Expedition denselben oberhalb der Suguli-Fälle, in deren Nähe der Häuptling der Mvera, Namens Mlongora, auf einer Insel seinen Sitz hat. Es gelang am 23. Januar auch mit ihm einen Vertrag abzuschließen, der die Oberherrschaft über sein bis gegen die Küste reichendes Gebiet, Mberera, der Deutschen übertrug. — Die Suguli-Fälle gewähren einen mächtigen Anblick. Die ganze, gewaltige Wassermasse des Ulanga drängt sich unterhalb der Mündung des von Süden kommenden Levego (Luwegu) in eine enge, vielfach gewundene Felsschlucht zusammen und fällt etwa 6 m tief hinab, hierauf in einem Gewirr von Felsen auf mehrere Kilometer sich ausbreitend.

Digitized by Google

Von hier ab führt der Strom den Namen Rufidji. Seinen nordöstlichen Lauf verlassend, marschirte nun die Expedition in östlicher Richtung durch eine zumeist mit Busch bestandene Ebene — die nur einmal durch die aus ihr unvermittelt hervortretenden Tete-Hügel unterbrochen wird — der Küste zu, die am 10. Februar 1886 bei Kilwa erreicht wurde. Ueber Zanzibar begab sich dann Graf Pfeil nach Deutschland, wo er in Berlin, sich wieder eifrig dem geographischen Studium widmend, bis gegen Ende des Jahres verblieb.

Mitte December verließ der Reisende abermals Berlin, um an Stelle des in Kisuayu ermordeten Dr. Jühlke als Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Somali-Land zu gehen. Verschiedene Umstände, die hier nicht berührt werden sollen, verhinderten ihn aber, dieses Amt anzutreten, und so benutzte er die ihm in Zanzibar gewordene freie Zeit zu einem Forschungsausflug durch Usegnha, Ukami und Uzarame. Am 18. März 1887 trat er in Pangani die Wanderung an, die ihn zunächst längs des gleichnamigen Flusses zum Manga-See führte, den er als ein, nur von den Regenwässern der Umgebung gespeistes, etwa eine deutsche Meile langes und etwas weniger breites Becken mit zeitweiligem Abfluß erkennen lernte. Von hier aus ging er in südlicher Richtung durch eine bisher noch nicht erforschte, zumeist flache und stellenweise sehr trockene Gegend von Usegnha, dann durch die zwischen dem Wami und dem Goringoni sich ausbreitende Steppe, die sich westlich in der früher erwähnten Makata-Ebene fortsetzt, folgte dann dem Laufe des letztgenannten Flusses bis zum Kingani, und diesem hiernach selbst bis zur Mündung bei Bagamoyo, wo er am 8. Mai eintraf. Auf dieser Reise fand er Gelegenheit, die Karte mehrfach zu berichtigen, im übrigen wandte er aber seine Aufmerksamkeit besonders den für die Kolonisation wichtigen Bodenverhältnissen zu, worüber er in lichtvoller, sachlicher Weise in Petermann's Mittheilungen 1888, Heft 1 Bericht erstattet hat.

Von Bagamoyo trat Graf Pfeil, da er sein Verhältniß zur Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gelöst hatte, über Zanzibar die Heimreise an, die ihn im Juni wieder nach Deutschland brachte. Hier blieb er jedoch nicht lange, denn schon im Herbst begab er sich im Dienste der Deutschen Neu-Guinea-Gesellschaft, die seine Tüchtigkeit wohl zu schätzen wußte, nach deren Kolonialgebiet, wo ihm reichlich Gelegenheit geboten sein wird, seine Kenntnisse und Erfahrungen zu verwerthen. Auf der Reise dahin beendigte er im Interesse der deutschen Kolonisation in Ostafrika eine soeben erschienene kleine, aber sehr inhaltreiche Schrift[1]), auf die hiermit aufmerksam gemacht sei. — Wünschen wir zum Schluß dem verdienstvollen Forscher und Kolonisator reiche Erfolge und glückliches Bestehen aller Fährlichkeiten, die ihm wie bisher so auch fernerhin auf seiner Lanfbahn ja immer begegnen werden.

L. C. B.

[1]) „Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ostafrika von Joachim Graf Pfeil." (Berlin 1888, Verlag von Rosenbaum und Hart.)

Rouen.

Von Dr. H. Zschalig.

III. (Schluß)

(Mit fünf Abbildungen.)

Als ein wahres Kabinetstück gothischer Kirchenbaukunst im Kleinen könnte man die dritte der drei genannten Kirchen — die von St. Maclou — bezeichnen (S. Abbildung 2). Im 15. Jahrhundert erbaut, ist sie die jüngste von ihnen und hat das Glück gehabt, bis jetzt im Ganzen unversehrt zu bleiben. Bemerkenswerth sind vor allem die reichen Portale und die unvergleichlich schönen, von Jean Goujon aus Holz geschnitzten Thüren. Im Inneren versäume man nicht, die reizende gothische Orgeltreppe und die werthvollen Glasmalereien aus dem 15. und 16. Jahrhundert zu betrachten. Interessant ist auch der nicht weit davon, in der Rue Martinville, gelegene alte Kirchhof (aitre) von St. Maclou, an dessen Mauern noch einzelne Figuren von Todtentänzen zu sehen sind (S. Abbildung 3).

Von den übrigen, zum Theil ebenfalls sehr schönen Gotteshäusern (z. B. die schon mehrfach erwähnte Kirche St. Laurent — siehe Abbildung 1) seien noch kurz angeführt: die alte, auf den Trümmern eines Bennstempels stehende Kirche St. Paul und die wegen zum Theil sehr alter Glasmalereien besonders berühmten Kirchen St. Romain, St. Patrice, St. Godard und St. Vincent[1]).

St. Patrice verdient in letzterer Hinsicht sogar allen Kirchen der Stadt vorangestellt zu werden. Am meisten bewundert man das dem Gründer der französischen Malerschule Jean Cousin († 1590) zugeschriebene Fenster des linken Seitenschiffes, welches den Triumph des Christenthums darstellt. Beachtenswerth für Freunde kirchlicher Alterthümer ist auch noch wegen ihrer sehr alten Todtengruft die nicht weit von St. Patrice entfernte romanische Kirche St. Gervais. In dem dazugehörigen Kloster starb 1087 Wilhelm der Eroberer.

Auch eine berühmte Wallfahrtskirche fehlt natürlich der erzbischöflichen Stadt nicht. Freundlich winkt sie herab von den Höhen von Bonsecours (S. Abbildung 1, Nr. 21 dieses Bandes) „und ladet den Pilger zum Beten ein",

[1]) M. Noel nennt hier: Traité de la peinture sur verre par Hyacinthe Langlois.

Digitized by Google

und falls er zugleich ein frommer Geograph ist, daneben zum Herabschauen auf das schöne Seinethal und die schöne Seinestadt, die sich von ihr aus ganz besonders prächtig ausnehmen. Dazu ist die 150 m hoch gelegene Wallfahrtsstätte an sich schon sehenswerth genug, indem sie durch ihren frühgothischen Stil und ihre bunten Fenster-, Wand- und Deckengemälde den Beschauer ganz ins 13. Jahrhundert zurückversetzt. Geradezu verschwenderischen Reichthum zeigen der vergoldete eherne Hochaltar, die Chorstühle und die Kanzel.

Als eine Art romantischen Wallfahrtsort könnte man betrachten: das gleichfalls in der Nähe von Rouen befindliche, viel besuchte Schloß Robert des Teufels, wie die Sage Robert den Ersten oder den Prächtigen, († 1035), den Vater Wilhelm des Eroberers nennt. Die Thaten und die Buße dieses Sagenheiden, der zur Sühne verübter

St. Laurent.

Grausamkeiten eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm, lieferten bekanntlich den Stoff nicht nur zu verschiedenen französischen Romanen und Volksstücken, sondern auch zu Raupach's Drama und Meyerbeers berühmter Oper.

Zu höchst interessanten kunsthistorischen Wanderungen, besonders behufs weiterer Studien über noch erhaltene oder als Ruinen vorhandene kirchliche Bauwerke des Mittelalters bietet die Umgegend von Rouen gleichfalls die herrlichste Gelegenheit. Fährt man mit dem Dampfboot flußabwärts, so gelangt man 3 Kilometer unterhalb Canteleu zu den Ruinen der einst prachtvollen Abtei von St.-Georges-de-Boscherville, deren Kirche mit interessanten Wandmalereien aus dem 12. Jahrhundert noch gut erhalten ist. Etwa 19 Kilometer weiter abwärts liegt die noch großartigere Ruine der im 7. Jahrhundert gegründeten Abtei von Jumièges, auf welche in geringer Entfernung die gleichalte Abtei von St.-Wandrille folgt und endlich auf halbem Wege zwischen Rouen und Havre Candebec, die

Digitized by Google

St. Maclou.

Digitized by Google

verkommene einstige Hauptstadt des Ländchens Caux mit ihrer, trotz eigenthümlicher Mischung von Gothik und Renaissance sehr schönen Kirche. Stromaufwärts treffen wir auf zwei besonders schöne Kirchen noch in Elbeuf (St.-Jean und St.-Etienne.)

An die Gothik großen Stils, wie sie uns als vorherrschende Bauart der Kirchen und älteren öffentlichen Gebäude Rouens entgegentritt, reiht sich, derselben nicht unwürdig, eine anmuthige Kleingothik (wenn dieser Ausdruck statthaft), die besonders in Brunnenpyramiden, Grabmonumenten u. dgl. der spielenden Steinmetzphantasie des Mittelalters Ausdruck verlieh.

Der hier abgebildete „Brunnen mit dem Steinkreuze“ (La fontaine de la Croix-de-Pierre s. Abbildg. 4) auf dem Platze gleichen Namens (Place de la Croix-de-Pierre) ist eins der zierlichsten und — durch die sich daran knüpfenden Erinnerungen — merkwürdigsten Denkmäler dieser Art. Platz und Brunnen haben ihren Namen von einem alten Steinkreuz, das im Jahre 1197 von einem gottesfürchtigen Erzbischof zum Andenken an die Ueberwindung eines gottlosen Königs errichtet wurde, der die Kühnheit gehabt, dem Erzbischof ein unfruchtbares Stück Land in Andelys zu entreißen, um sich darauf ein Schloß zu erbauen, der aber von dem durch heilige Zornesworte und Predigten aufgeregten Volke bedroht, sich schließlich bewogen gefühlt hatte, dem beraubten Gottesstreiter ein weit besseres Stück Land zu schenken, als er zuvor besessen. Den Namen des heiligen Siegers nennt uns die fromme Inschrift: TV AS VAINCV GAVTHIER. Den König

Kirchhof von St. Maclou.

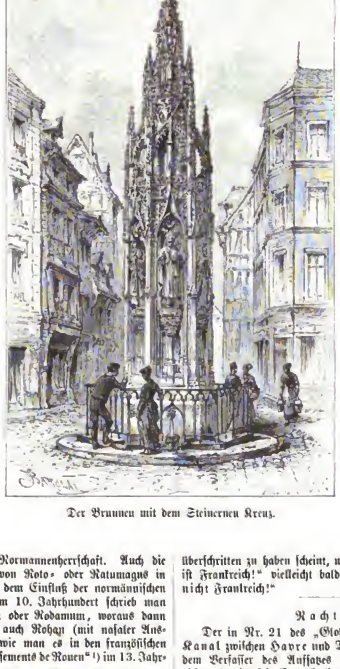
nennt uns die Weltgeschichte: Es war Richard Löwenherz. Das von den Hugenotten 1562 zerstörte Kreuz wurde zwar im 17. Jahrhundert unter Richelieu wieder hergestellt, aber lange nicht so dauerhaft als vorher, so daß es schon Ende des 18. Jahrhunderts wieder umzustürzen drohte. Trotzdem wurde die zur Erleichterung des Verkehres von der voltairianischen Zeit verlangte Beseitigung desselben nur unter der Bedingung gestattet, daß man dafür ein Steinkreuz auf die 1515 errichtete gothische Brunnenpyramide setzte. Aber auch dieses Kreuz sollte den Wechsel der Dinge hienieden erfahren. Schon 1792 wurde es durch die Büste des Bürgers Marat verdrängt, und erst 1816 durch ein neues Kreuz, dieses aber wieder, nachdem es die Stürme der Revolution von 1830 erfahren, erst durch das gegenwärtige ersetzt. Das interessante ältere Kreuz befindet sich im „Jardin de Ste. Marie“, so daß es jetzt zwei Kreuze gleichen Namens in Rouen giebt. Von den übrigen Brunnen der Stadt (deren man früher 36 zählte), sind die sehenswerthesten: „La fontaine de la Crosse“, „La fontaine Lisieux“, „Le Château d'eau“ und das Brunnendenkmal Bouilhet's mit einer wohlgelungenen Büste des Dichters. Das einzige noch vorhandene, leider am wenigsten schöne und alte Thor des alten Rouen ist das Thor „Guillaume le Lion“, am Ostende des „Quai de Paris“ und am Eingange der sehr alterthümlichen „Rue des Arpents“.

Unserer uns einmal gestellten Aufgabe gemäß faßten wir bisher fast nur das heutige Rouen in's Auge. Der dürfen wir es aber zum Schluß doch nicht unterlassen, e

Digitized by Google

kurzen Ueberblick auf seine Vergangenheit, von der wir bisher nur gelegentliche Einzelheiten anführten, zu werfen.

Die günstigen Vorbedingungen zur Anlage menschlicher Wohnplätze mußten von jeher die herher Kommenden zum Bleiben einladen. In der That haben denn auch die beim Bau des Nordbahnhofs gemachten Funde bewiesen, daß längst schon vor den von Cäsar mehrfach erwähnten Rotomagus der Gallier hier Pfahlbauten vorhanden waren. Als die eigentlichen Erbauer der neueren Stadt sind jedoch die Normannen anzusehen, die das Land unter der Führung von Ogier dem Dänen 841 zum ersten Mal heimsuchten, dann 876 unter Rollo zurückkehrten, es in Besitz nahmen und 912 zum unabhängigen Herzogthume erklärten, bis sie schließlich die errungene Macht über die See ausbreiteten. An allbekannte Thatsachen, wie die Unterwerfung Englands unter Wilhelm dem Eroberer 1066, die Entthronung von Johann ohne Land durch Philipp August 1204, die Rückeroberung Rouens durch die Engländer 1419, die Verbrennung der Jungfrau durch dieselben 1431, und die darauf folgende dauernde Einverleibung der Normandie an Frankreich 1419, brauchen wir nur zu erinnern. Zahlreiche Ortsnamen auf „tal“, „by“, „tot“, „bec“, „bu“ u. s. w. in der Umgegend von Rouen und in der Normandie (z. B. Darnétal, Caudebec, Yvetot, Bolbec u. s. w.), sowie verschiedene in die französische Sprache übergegangene Wörter sind die einzigen sprachlichen Denkmäler jener Normannenherrschaft. Auch die allmähliche Umwandlung von Roto- oder Ratumagus in Rouen ist jedenfalls unter dem Einfluß der normännischen Betonung entstanden. Im 10. Jahrhundert schrieb man bereits vielfach Rothomum oder Rodamum, woraus dann leicht Roam oder Roan, auch Rohan (mit nasaler Aussprache) entstehen konnte, wie man es in den französischen Anlegungen der „Etablissements de Rouen“[1]) im 13. Jahrhundert findet. — Das lebendigste Denkmal des normannischen Volksthums tritt uns jedoch in den „alten Mären“, in den Riesen- und Feengeschichten, im Aberglauben (Wärwolf), in den leider auch hier mehr und mehr schwindenden altertümlichen Volksbräuchen und Festen und in dem thatkräftigen, furchtlosen, sparsamen und gegen Fremde anfangs zurückhaltenden Charakter der normannischen Franzosen entgegen. Besonders zu leiden hatte die Stadt Ende des 16. Jahrhunderts durch die blutigen Kämpfe zwischen Calvinisten und Katholiken, welche dieselbe abwechselnd zu behaupten suchten, durch einen Orkan 1633, durch eine gewaltige Feuersbrunst 1774 und durch die große Cholera-Epidemie 1832. Welche Rolle sie im letzten Feldzuge als Ausgangspunkt verschiedener wichtiger Truppenbewegungen des deutschen Heeres spielte, ist noch in frischem Gedächtniß.



Der Brunnen mit dem Steinernen Kreuz.

Levallois sagt in Bezug auf das bedeutende historische Gepräge der Stadt: „Wer Rouen nicht besucht, verurtheilt sich, einen Theil und eine Seite des Mittelalters nicht zu kennen.“ In Bezug auf ihre volkswirthschaftliche Bedeutung, die ähnlich wie die von Lyon, Lille, Reims u. s. w. eine sehr hervorragende und stetig weiter wachsende ist, und ein immer entschiedenes Gegengewicht zu der übermächtigen Landesmetropole auch in politischen Dingen zu bilden verspricht, könnte man die Vermuthung hinzufügen, daß die krankhafte Centralisation in Frankreich ihren Höhepunkt überschritten zu haben scheint, und daß das bekannte „Paris ist Frankreich!“ vielleicht bald heißen dürfte: „Paris ist nicht Frankreich!“

Nachtrag.

Der in Nr. 21 des „Globus“ (Seite 330) erwähnte Kanal zwischen Havre und Tancarville ist nach bisher dem Verfasser des Aufsatzes unbekannt gebliebenen Berichten bereits seit Ende Juli vorigen Jahres dem Verkehr

[1]) Vgl. A. Giry, Les Etablissements (Verordnung.) de Rouen.

Digitized by Google

übergeben. Dieſer 25 km lange, in weniger als 6 Jahren für ungefähr 25 Mill. Frcs. hergeſtellte Kanal nimmt ſeinen Anfang in dem neuerbauten Baſſin Bellot — dem neunten von Havre —, durchſchneidet ſodann die Ebene von Graville, berührt Harfleur, zieht ſich ſodann an einer Hügelreihe vorüber durch die Wieſen der Gemeinden St.-Vigor, la Cerlangue und Tancarville und tritt in die Seine 96 km unterhalb Rouen.

Sein Hauptnutzen beſteht, wie von uns an der genann-

Rue St. Romain.

ten Stelle bereits angedeutet wurde, einerſeits darin, der Binnenſchiffahrt einen Ausweg aus den Gefahren zu eröffnen, welche ihr der Mündungsbuſen der Seine bietet, andererſeits aber auch darin, den Verkehr zwiſchen Havre und Paris durch billigere Frachtpreiſe (die Tonne wird ungefähr 2 Frcs. billiger berechnet) zu erhöhen.

Zur Geschichte und Kritik der Bevölkerungsstatistik in China und Japan.

Von Dr. A. Oppel.

In den neueren Arbeiten über Bevölkerungsstatistik ist häufig und mit Recht die Klage erhoben worden, daß gerade für die alten Kulturstaaten Ostasiens, insonderheit für China und Japan, die Grundlagen zur Feststellung der Volkszahl sich als mangelhaft erweisen und den subjectiven Annahmen einen weiten Spielraum lassen. Diese wohl begründete Beschwerde steht nun in einem merkwürdigen Gegensatze zu der Thatsache, daß in eben diesen Ländern Ermittelungen der Volkszahl viel früher stattgefunden haben, als in Europa. Während nämlich in unserem Erdtheile Schweden zuerst von allen eine auf bestimmten Registern begründete Bevölkerungsstatistik im Jahre 1775 eingeführt hat, und dessen Beispiele die Vereinigten Staaten im Jahre 1790, und Großbritannien im Jahre 1801 folgten, reichen derartige Unternehmungen in China weit in die vorchristliche Zeit, in Japan dagegen wenigstens bis in das frühste Mittelalter zurück. Bei dem großen allgemeinen und volkswirthschaftlichen Interesse, welches sich an den Vergleich der aus verschiedenen Zeiten stammenden Bevölkerungszahlen ein und desselben Gebiets knüpft, halten wir es für gerechtfertigt, auf die bezüglichen Verhältnisse an dieser Stelle einzugehen, mit dem Bemerken, daß sich die im Folgenden gegebenen Mittheilungen zum großen Theile auf einen vorzüglichen Aufsatz stützen, den Herr P. Mayet im 36. Heft der „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio“ veröffentlicht hat.

1. China.

Aus einem der ältesten erhaltenen chinesischen Werke, welches „Kokugo“ heißt und eine Sammlung von staatsmännischen Reden enthält, geht hervor, daß schon in sehr früher Zeit von Staatswegen regelmäßige Register über einzelne Zweige des Volkslebens geführt wurden; so gab es Behörden, denen es oblag, Angaben über die Waisen und die Todesfälle, über das Heer, die Verbrechen u. a. m. aufzuzeichnen. Da nun ferner die Bauern in gewissen Zeiten vom Kaiser zum Pflugscharfest und zur Jagd versammelt wurden, so vermochte man aus allen diesen Factoren die Bevölkerungszahl zu ermitteln. In demselben Werke aber wird auch berichtet, daß der Kaiser Senno, welcher um das Jahr 800 v. Chr. lebte, „den Krieg im Süden verlor und das Volk im Lande Taigen zählen ließ“. Leider ist außer der Thatsache selbst über diese Zählung nichts weiter bekannt, und wir müssen einen Zeitraum von fast 1500 Jahren überspringen, um wieder etwas von statistischen Unternehmungen in China zu hören. Die unter dem Titel „Kokan ichi roku“ citirte Gesetzessammlung nämlich, welche aus dem Jahre 624 n. Chr. stammt, enthält die Bestimmung, daß fortan jährliche Register über die verschiedenen Altersstufen geführt werden, sowie daß alle vier Jahre eine Volkszählung stattfinden solle. Wem demnach die Chinesen als die Erfinder der periodischen Volkszählungen angesehen werden dürfen, so muß man lebhaft bedauern, daß die Ergebnisse derselben doch nur unvollständig, d. h. nur für einige Jahre, bekannt sind. Die älteste Ziffer stammt nach F. von Richthofen aus dem Jahre 2 n. Chr.; dieser schließen sich auf Grund verschiedener Quellen noch mehrere andere an bis zu der Zählung vom Jahre 1812, der letzten, die stattfand. Im Folgenden sollen zuerst die Gesammtzahlen der Bevölkerung des eigentlichen China unter Angabe der Quelle, der sie entstammen, mitgetheilt werden:

$105-\frac{2}{7}$	n. Chr.	50—60 Mill.	Vgl. F. von Richthofen, Verhandlungen der Gesellsch. f. Erdkunde II, S. 35 ff.
um 722	„	52 884 818,	nach Wells Williams, The Middle Kingdom (New-York 1879) II, S. 220.
754	„	52 880 488,	nach dem chinesischen Werke „Sinsen nempio“ (Neu verfaßte Chronologie), 1855.
1393	„	60 545 811,	nach Wells Williams und Sinsen.
1579	„	60 692 856,	nach von Richthofen und Wells Williams.
um 1640—50	„	58 914 284,	nach von Richthofen, China I, S. 675; diese Angabe ist aber unvollständig.
1736	„	125 046 245,	nach Wells Williams.
1743	„	150 265 475,	„ „ „
1762	„	198 214 553,	„ „ „
1783	„	284 000 000,	nach von Richthofen, (Berhandl.)
1792	„	307 467 000,	nach Wells Williams.
1812	„	362 447 183,	nach v. Richthofen (Berhandl.), „ein besonders glaubwürdiger Census“.

Voraus gesetzt nun, daß die in den genannten Werken angegebenen Zahlen wirkliche Zählungsergebnisse sind, so fragt es sich, welchen Grad von Zuverlässigkeit sie als solche besitzen. Darauf antwortet F. von Richthofen, daß die Methode der Volkszählung in China je nach den Umständen, zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Landestheilen mit verschiedener Genauigkeit ausgeübt worden sei. Im allgemeinen aber bestehen die folgenden gesetzlichen Einrichtungen. An allen Häusern sollen zum Zwecke der Zählung Tafeln, „mömpai“, befestigt werden, auf denen die Namen der an- und abwesenden Hausbewohner vermerkt sind. Durch Aufschreiben dieser Angaben vermögen nun die damit beauftragten Beamten, als die Vorsteher der Orte, der Bezirke und der Provinzen, die Zahl der Bewohner der betreffenden Gebiete mittelst Zusammenrechnung zu ermitteln. Um aber die Richtigkeit der Angaben auf den Haustafeln zu prüfen, sollen sogenannte Aufschreiber, d. h. Beamte sehr niedrigen Ranges, in jedem fünften Jahre in die einzelnen Häuser gehen, um die Zahl der Bewohner festzustellen. Diese Art der controlirten Selbstzählung, die ja im Grunde den europäischen Einrichtungen entspricht,

Digitized by Google

würde richtige Ergebnisse liefern, wenn nicht die Familienhäupter ein Interesse daran hätten, falsche Mittheilungen zu machen, beziehungsweise die Zählbeamten zu täuschen oder zu bestechen. Das ist aber nach zwei Richtungen hin der Fall. Zu niedrige Angaben werden nämlich gemacht, weil nach der Kopfzahl die Steuern, die Frohnarbeit und die Militäraushebung bemessen werden, zu hohe, weil eben danach die Vertheilung von Land und Getreide erfolgt. Da die chinesische Regierung die vorkommenden Unregelmäßigkeiten kannte, so wurden bereits im Jahre 1647 Bestimmungen getroffen, wonach falsche Registrirungen Strafen für die Betreffenden nach sich ziehen sollen.

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß die Ergebnisse der chinesischen Volkszählungen ein unbedingtes Vertrauen nicht verdienen; nach Lage der Sache aber wird man annehmen dürfen, daß zumal die älteren Zahlen eher zu niedrig als zu hoch sind. Vergleicht man nun die mitgetheilten Summen mit einander, so zeigt sich der eigenthümliche Gegensatz, daß während der älteren Epoche von 722 bis 1640/50 die Volkszahl eine verhältnißmäßig äußerst geringe Vermehrung zeigt, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dagegen eine außerordentliche Steigerung derselben stattgefunden hat. Auf den ersten Blick könnte man nun geneigt sein, die Richtigkeit besonders der neueren Zahlen auf das entschiedenste in Zweifel zu ziehen. Da man aber nicht in der Lage ist, die Berechtigung derselben in genügendem Maße zu beweisen, so bleibt nach P. Mayet nichts übrig, als die Möglichkeit zunächst jener enormen Steigerung an der Hand der Vergleichung mit den entsprechenden Vorgängen in Europa ins Auge zu fassen.

Für die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte F. von Richthofen, nach Martin Martini Novus, Atlas Sinensis, (Wien 1655), die Bevölkerung Chinas zu 58,9 Millionen angegeben und bemerkt, daß dabei Frauen, Kinder, die Kaiserliche Familie, die Beamten, Eunuchen, Soldaten und Priester ausgeschlossen seien. P. Mayet faßt nun die Worte „Frauen und Kinder" in der Beschränkung auf die Kaiserliche Familie u. s. w. auf und schlägt die Gesammtbevölkerung zur Zeit des Anfangs der Mantschuherrschaft auf 62 Mill. an. Mit dieser Epoche begann aber nach P. Mayet ein gewaltiger Aufschwung in der Bevölkerungszahl Chinas, denn bereits im Jahre 1736 wurde dieses von 125 Millionen bewohnt; im Verlauf etwa von 90 Jahren war demnach eine Verdoppelung der Bevölkerung eingetreten. Der größere Theil dieses Abschnittes fällt aber in die Regierungszeit des großen Kaisers Kang hsi (1661 bis 1722), „welcher durch sein nach allen Richtungen entwickeltes Herrschertalent eine Stelle unter den größten Fürsten, welche auf Thronen gesessen haben, einnimmt" (von Richthofen). Ist nun der Satz richtig, daß mit dem wirthschaftlichen Gedeihen eines Volkes auch dessen Seelenzahl stark zunimmt, so kann die erwähnte Verdoppelung auch im Vergleich mit europäischen Verhältnissen nichts Auffälliges haben. Denn nach den Berechnungen, welche der Statistiker Engel in der Zeitschrift des K. Pr. Stat. Bur. und der Verfasser dieses Aufsatzes in Petermann's Mittheilungen niedergelegt haben, ist bei einer Reihe von europäischen Völkern die Verdoppelung noch schneller erfolgt als in China während des Abschnittes von 1644 bis 1736.

Wenn aber in dem Zeitraume von 1736 bis 1792 die Bevölkerung Chinas von 125 bis auf 307 Millionen stieg, so kann man für eine solche Möglichkeit ähnliche Gründe wie vorher anführen. Einmal fällt nämlich in diese Epoche die Regierung des Kaisers Kien lung, der ein würdiger Nachfolger seines Großvaters Kang hsi war. Unter ihm erfreute sich das Land der ungestörten Entwickelung seiner Hülfsquellen, insonderheit wurden auch die dünnbevölkerten Landschaften des Südens und Westens besiedelt und füllten sich rasch. Sodann fehlt es auch in Europa nicht an Beispielen eines ähnlichen Fortschrittes der Volkszahl. Während dieser nämlich in China 1736/1792 dem Verhältniß von 100 : 246 entspricht, hat England nebst Wales während des Zeitraumes 1801/1861 ein solches von 100 : 218 aufzuweisen, wobei der sehr starke Betrag der Auswanderung nicht mit berücksichtigt ist. Wenn aber P. Mayet das Beispiel der Vereinigten Staaten noch zum Vergleich heranzieht, so vermögen wir ihm darin nicht zu folgen, denn, wie bekannt, hat die außerordentliche Zunahme in den letzteren ihren Grund ausschließlich in der Einwanderung, die in auch nur entfernt ähnlichen Beträgen für China nicht in Betracht kommt.

Ueber den Abschnitt 1792 bis 1812 können wir uns kurz fassen; denn wenn in demselben die Volkszahl Chinas von 307 auf 312 Millionen stieg, d. h. um jährlich 0,89 Proc. einfacher Zinsrechnung, so entspricht das beinahe dem Durchschnitt der Volksvermehrung in Europa; man beliebe in dieser Hinsicht Petermann's Mittheilungen 1886, S. 137, nachzusehen.

Ist somit die außerordentlich starke Zunahme des chinesischen Volkes wenigstens im Bereiche der Möglichkeit gelegen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß sowohl die neueren wie die älteren Angaben mehr oder weniger von der Wirklichkeit abweichen; von den älteren darf man jedenfalls annehmen, daß sie zu niedrig sind.

2. Japan.

Nach den Ermittelungen des geographischen Bureaus im Ministerium des Innern zu Tokio fand die erste Volkszählung im Jahre 610 n. Chr. unter der Kaiserin Suiko-Tenno statt; in welcher Weise, darüber wird nichts mitgetheilt. Aber da in Japan damals vielfach chinesische Einrichtungen nachgeahmt wurden, so ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß man sich auch bei der Bevölkerungsstatistik des beliebten Vorbildes bediente. Weitere Einrichtungen wurden bald nachher insofern getroffen, als unter dem Kaiser Tenji Tenno, 668/672, Civilstandsregister angelegt und im Jahre 702 auf Grund eines Ackergesetzes periodische Volkszählungen von sechs zu sechs Jahren angeordnet wurden. Wie lange man die letzteren fortsetzte, darüber fehlt es an sicheren Nachrichten, denn für den tausendjährigen Zeitraum von 736 bis 1744 ist bisher keine Zahl aufgefunden worden. In der Periode Kio-ho (1715/36) befahl die Tokugawaregierung den Provinzialbeamten und den fendalen Grundherren in jedem sechsten Jahre eine Volkszählung abzuhalten. Hierbei verfuhr man nachweislich nach der chinesischen Methode mit dem Unterschiede, daß die Buke (Samurai) und Matamono (Untervasallen) von der Zählung ausgeschlossen, die Priester dagegen und die Personen auf grundsteuerfreien Grundstücken in dieselbe mit einbezogen wurden. Der Kuriosität wegen mag bemerkt werden, daß bei den Zählungen des vorigen Jahres ein jeder schwören mußte, daß er kein Christ sei. Aus dem Zeitraum von 1744 bis 1804 sind übrigens nur vier Ergebnisse bekannt geworden, die wir weiter unten mittheilen wollen.

Seit dem Jahre 1871 endlich ist die japanische Statistik in ein neues Stadium getreten, denn man hat seitdem nicht nur in der Registerführung und in der direkten Zählung mehrfache Verbesserungen angebracht, sondern man pflegt auch die Ergebnisse alljährlich zu veröffentlichen, und zwar neuerdings in japanischer und französischer Sprache unter dem Titel: „Résumé de statistique de l'Empire du Japon." Die Registerführung geschieht in der Weise, daß alle zur Beurkundung des Personenstandes dienenden Mittheilungen —

Digitized by Google

also über Geburten, Todesfälle, Heirathen, Scheidungen, Aufenthaltswechsel, Adoptionen, Auffindungen Ausgesetzter ꝛc. — schriftlich meist in zwei Ausfertigungen, von den Betheiligten in Person an die Ortsvorsteher überbracht werden, welche die Register zu führen haben. Trotzdem nun die Regierung nach möglichster Vollständigkeit strebt, so haften ihrem Verfahren doch noch mehrere Mängel an. Zunächst gilt dies von der Zahl der unehelichen Kinder, deren Anmeldung in den meisten Fällen unterlassen wird, weil Strafbestimmung dafür fehlt; auch die Rubrik der Todesfälle hat zahlreiche und empfindliche Lücken aufzuweisen und besonders dieser Umstand ist es, der die Ergebnisse der japanischen Statistik etwas von ihrem Werthe einbüßen läßt. Bevor wir aber darauf näher eingehen, mag es gestattet sein, den Betrag der verschiedenen älteren und einiger neueren Bevölkerungssummen anzugeben:

610 n. Chr.		4 988 842	Einwohner
736	„	8 000 000 [1]	„
1744	„	25 682 210	„
1750	„	25 935 711	„
1756	„	26 061 830	„
1804	„	27 579 391	„
1871	„	32 876 134	„
1872	„	33 110 825	„
1881	„	36 358 994	„
1886	„	38 141 217	„

Vorausgesetzt, daß diese Zahlen annähernd richtig sind, so würden sie für die Frage der Volksvermehrung sehr lehrreich sein, denn einerseits hat sich der räumliche Umfang Japans seit den ältesten Zeiten nicht wesentlich verändert, andererseits hat in nennenswerthen Beträgen weder Einwanderung noch Auswanderung stattgefunden, die gesammte Bewegung sich vielmehr unter fast völligem Ausschluß fremder Einflüsse vollzogen.

Nach den vorstehenden Zahlen hat sich nun die Bevölkerung während eines Zeitraumes von 1276 Jahren in dem Verhältniß wie 100 : 765 vermehrt, d. h. jährlich im Durchschnitt um 25 985 Köpfe oder nach dem Maßstab einfacher Zinsrechnung jährlich um 0,52 Proc., ein Procentsatz, der demjenigen Italiens (0,58) ziemlich nahe kommt. Schlägt man die etwa im Jahre 1891 zu erwartende Seelenzahl auf rund 40 Millionen an, so würde sich das japanische Volk in rund 1280 Jahren um das Achtfache der ersten Zählung vermehrt haben, — oder anders ausgedrückt, in jedesmal 160 Jahren war zu der ursprünglichen Summe ein gleicher Betrag hinzugekommen. Legen wir diesen Maßstab an die oben mitgetheilten Einwohnerziffern, so geht daraus hervor, daß die im allgemeinen fortschreitende Bewegung keine ganz gleichmäßige war, denn wenn auch das Ergebniß von 736 angeführt dem Procentsatze von 0,52 Proc. entspricht, so erscheint dagegen das von 1744 zu gering, da man in diesem Jahre bereits gegen 34 Millionen erwarten durfte. Indeß kann diese Abweichung in keiner Weise ausschlaggend sein, weil erfahrungsgemäß die Bewegung der Bevölkerung nicht ganz constant erfolgt, sondern je nach Verhältnissen aus äußeren und inneren Gründen Abweichungen eintreten. Ueberhaupt ist aber bei längeren Zeiträumen die Bevölkerungsbewegung nach Maßgabe der Zinseszinsrechnung zu beurtheilen und dabei wird der Procentsatz um so geringer, je größer der in Frage kommende Zeitabschnitt ist. Demnach würde die japanische Volkszahl drei Steigerungen erfahren haben, vom Einfachen zum Doppelten, zum Vierfachen und Achtfachen. Die Verdoppelung war bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts erreicht; wann die zweite Stufe vollendet war, läßt sich nicht sagen, da der hierfür zu erwartende Betrag von rund 20 Millionen im Jahre 1744 bereits überschritten war; nach alledem aber scheint es doch, daß während des Mittelalters eine Periode langsamerer Vorwärtsbewegung vorhanden gewesen sei. Eine Aufklärung dieser immerhin zweifelhaften Angelegenheit dürfte man freilich nur in dem Falle erwarten, daß es gelingt, durch Auffindung neuer Zahlen jene tausendjährige Lücke an einigen Stellen auszufüllen.

Wie oben angedeutet, können trotz vielfacher Verbesserungen auch die neueren statistischen Ermittelungen nur eine bedingte Richtigkeit beanspruchen. Vor allem stimmen in den bezüglichen Veröffentlichungen die jährlichen Vermehrungsbeträge mit den Ueberschüssen der Geburten über die Todesfälle nicht überein. Sieht man nämlich von den Jahren 1871/72 ab, so beziffert sich vom 1. Januar 1873 bis zum 31. December 1880 der Gesammtzuwachs auf 3 058 319 Personen, die Zahl der Geburten auf 6 943 186, die Todesfälle auf 5 172 528, der Unterschied zwischen den beiden letzteren auf 1 770 648; folglich bleiben 1 287 671 Personen des Gesammtzuwachses bezüglich ihrer Herkunft unerklärt. Nun sind zwei Fälle möglich: entweder erweist sich der Gesammtzuwachs als zu hoch oder aber die Registrirungen der Geburten und Todesfälle sind falsch. P. Mayet nimmt den letzteren Fall an, indem er darauf hinweist, daß in den betreffenden Jahren die Geburten nicht gleich vollzählig eingetragen, sondern die Register erst nachträglich berichtigt seien; dabei aber sei nicht gesagt, in welchem Jahre die nachträglich hinzugefügten Personen geboren seien. Aus einem von unserem Gewährsmann angeführten konkreten Beispiele geht hervor, daß die Nachträge sich wahrscheinlich auf ältere Personen beziehen; die Zahl derselben betrug im Jahre 1877/78 158 920 Köpfe männlichen Geschlechts. An diese Thatsache darf man wohl den Schluß knüpfen, daß auch die Geburten weiblichen Geschlechts nicht vollzählig eingetragen wurden, doch fehlt es an festen Handhaben, um die Höhe solcher Fehlbeträge zahlenmäßig festzustellen.

Sucht man nun aus den vorhandenen Angaben einen Mittelwerth des jährlichen Procentsatzes der Geburten im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung abzuleiten, so gelangt man nach P. Mayet zu dem Betrage von 2,18 Proc. In Vergleich zu europäischen Verhältnissen gesetzt, muß dieser aber als ein sehr niedriger bezeichnet werden, denn nach Bodio's bekanntem Werke: „Movimento dello stato civile“ finden wir das Maximum mit 4,95 Proc. im Europäischen Rußland, das Minimum mit 2,5 Proc. in Frankreich. Wenn nun auch in Japan künstliche Herabminderungen der Gesammtzahl durch absichtlich herbeigeführten Abortus, durch Kindermord u. s. w. vorkommen, so spielen sie doch keine umfangreiche Rolle, vielmehr liegt die so geringe Vermehrung in dem Umstande begründet, daß die japanischen Mütter ihre Kinder sehr lange (3 bis 6 Jahre) an die Brust legen. Daher folgen sich auch die Neugeburten in entsprechenden Abständen und sehr kinderreiche Familien gehören zu den Seltenheiten; in einigen Theilen Japans herrscht geradezu das Dreikindersystem.

Was nun die Zahl der Todesfälle anbetrifft, so ist P. Mayet der Meinung, daß auch diese nicht vollzählig in den Registern erscheinen; darauf weist auch der Umstand hin, daß mit dem längern Wirken des japanischen Registeramtes die Zahl der Todesfälle unverhältnißmäßig zunimmt. Die Folge davon ist, daß die Gesammtbevölkerung zu hoch erscheint. Auf Grund der bisher gebotenen Registrirungen und unter Berücksichtigung der Fehlbeträge hat Mayet als Mittelwerth der jährlichen Todesfälle im Verhältniß zur

[1] Vermuthlich sind hierbei die unter 5 Jahre alten Kinder weggelassen worden; durch deren Hinzufügung würde die Zahl auf etwa 8,8 Millionen steigen.

Digitized by Google

Gesammtbevölkerung 2 Proc. angenommen, ein gleichfalls rechtmäßiger Satz; denn in Europa finden wir als Maximum 4,37 Proc. (in Croatien und Slavonien), als Minimum 1,72 Proc. (in Irland).

Nach den vorstehenden Angaben würde sich die japanische Bevölkerung in dem der Berechnung zu Grunde gelegten Zeitraume von 1873/1880 um jährlich 0,48 Proc. vermehrt haben. Dieser Satz stimmt nun beinahe mit demjenigen überein, den wir oben aus dem Unterschiede der ältesten (610) und jüngsten (1886) Volkssumme nach Maßgabe der einfachen Zinsrechnung hergeleitet hatten. Sind aber diese Positionen richtig, so würde daraus das interessante und wichtige Ergebniß hervorgehen, daß im Gegensatz zu China in Japan während eines Zeitraumes von 1276 Jahren die Volksvermehrung im ganzen eine gleichmäßige und stetige gewesen ist.

Kürzere Mittheilungen.

Professor Heinrich Kiepert in Kleinasien.

Prof. Heinrich Kiepert, welcher augenblicklich in Gesellschaft des Archäologen Dr. Fabricius vom Berliner Königl. Museum zum vierten Male Kleinasien bereist, ist am 26. Mai von einer größeren Rundtour durch Karien glücklich nach Smyrna zurückgekehrt. Die Reisenden hatten am 28. April Aidin in südwestlicher Richtung verlassen, um quer durch das Gebirge zunächst Milas (das alte Milasa) zu erreichen. Gleich am zweiten Tage fanden sie unweit des Dorfes Mersin-belen die Ruinen der antiken Stadt Amyzon, welche jetzt Mazün-Kale heißen, auf, und in denselben eine interessante Inschrift des karischen Königs Hidrieus, des Bruders und Nachfolgers des berühmten Geschwister- und Ehepaares Mausolus und Artemisia. Bei scharfem Nordwinde war es an den Bergen, welche etwa die Höhe des thüringer Inselberges erreichen, empfindlich kühl, aber als sie am 30. April in ihr Nachtquartier — das immer noch hochgelegene türkische Dorf Hadschichanlü — hinabstiegen, überraschte sie der Duft zahlreicher blühender Orangenbäume und eine unglaubliche Fülle der buntesten Blumen auf allen Feldern und Bergen, namentlich auch Rosen; die vollen Weizenähren waren schon gelb und sollten in zwei Wochen geschnitten werden, nur die Gerste war noch grün. Doch war, wie gewöhnlich, nur der dritte oder vierte Theil des ertragfähigen Landes angebaut, der beste Boden oft nur mit Unkraut (namentlich Disteln und Akanthus) bestanden. Unweit südlich vom Nachtquartier, bei Demirdschi-Tereffi, liegen ausgedehnte schon von früheren Reisenden beschriebene Ruinen, welche vielleicht der antiken Stadt Alinda angehören, die in der Geschichte jenes karischen Herrscherhauses eine Rolle spielt. Die „überraschenden Prachtbauten" wurden topographisch aufgenommen und photographirt. Dagegen gelang es nicht, bei dem Bergübergange nach Milas den einst hochberühmten Zeus-Tempel von Labranda und die von Mylasa dorthin führende, 60 Stadien lange heilige Straße wieder aufzufinden. Milas selbst, eine öfters besuchte Stadt, bot, von Inschriften abgesehen, nichts; als Aufnahme bezeichneten es die Einwohner, daß es am 3. Mai dort noch regnete. Charakteristisch für die, doch auch dem Weltverkehr angehörende türkische Post ist es, daß es hier unmöglich war, einen Brief aufzugeben, weil es erstens keine Briefkasten giebt, und weil zweitens der Herr Postmeister, da er sonst nichts zu thun hatte, ins Bad gegangen war. Und das in einer Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern mit zahlreichen griechischen Kaufleuten!

Am nächsten Tage wurden in einer Höhe von 800 m beim Dorfe Karabschabissar die von kyklopischen Mauern umgebenen Reste einer großen antiken Stadt mit Bauwerken und Inschriften aus römischer Zeit entdeckt und bei ziemlich kühlem Wetter untersucht; vielleicht entsprechen dieselben dem bisher vergeblich gesuchten Bargasa des Alterthums. Dann ging es überaus steil hinab zur warmen Küste des herrlichen Meerbusens von Kos, vorwährend durch dichtes Gebüsch von Lorbeer, Myrten, Granaten, Orangen und Weinreben, eine entsetzliche Anstrengung für die Pferde; brauchte man doch zu einer Entfernung von 500 bis 600 Schritt eine volle Stunde. Auch an diesem Tage, dem 5. Mai, fiel einige Stunden lang Regen, zu dieser Zeit eine große Seltenheit. — Hier wurden beim heutigen Geramo die Reste des antiken Keramos untersucht, das Strabo nur ein „Städtchen" nennt, während unsere Reisenden von „gewaltigen Prachtruinen" sprechen. Wie entsetzlich ist dieses Land, eines der schönsten auf Erden, wo jede Quadratmeile ganze Kolonien wie Kamerun und Neuguinea mehr als aufwiegt, unter der Türkenherrschaft herunterkommen! Doch scheint der neue Tag auch für diese flassischen Gefilde anzubrechen, und die Griechen sind es, denen hier die Zukunft gehört, und die in ihrem Eifer, zu lernen und vorwärts zu kommen, den apathischen Türken mehr und mehr überholen und verdrängen.

Von Geramo führte ein 12 Stunden langer, sehr beschwerlicher Weg, zum Theil über entsetzliche, Felstreppen, nach Budrun, dem alten Halikarnassos, Herodot's Heimath; es ist heute eine Seestadt mit Telegraphen- und Dampferverbindung von 6000 bis 7000 Einwohnern, aber noch ohne Gasthaus. Dem Dampfboote, welches wöchentlich einmal von hier nach Smyrna geht, ist es verboten, Briefe mitzunehmen; die werden blühsch langsam zu Lande befördert und brauchen so mehr als eine volle Woche, um die Provinzialhauptstadt zu erreichen — wieder ein hübsches Beispiel türkischen Schlendrians.

Von hier ging es im nördlichen Bogen durch das Innere über Milas und die Ruinen des berühmten Hekate-Tempels zu Lagina und diesenigen von Eskihissar (Stratonike), wo Photographien genommen wurden, nach Mughla und in die kultschen Grenzgebiete, wo zahlreiche unerforschte Gebiete der Untersuchung warteten. Doch liegen über die dort gemachten Funde noch keine Nachrichten vor. R. K.

Süd-Mesopotamien.

In der Mai-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt Dr. B. Moritz einen Vortrag über die Geographie und Ethnographie von Süd-Mesopotamien, welches Land er als Mitglied einer von Herrn L. Simon ausgerüsteten archäologischen Expedition im Jahre 1887 bereist hatte. Der Eindruck, den Süd-Mesopotamien nach den Ausführungen des Reisenden auf den europäischen Besucher macht, ist im allgemeinen ein trostloser. Bei dem Anblicke der weiten Einöden und Sümpfe mit ihrer dünnen, verkommenen Bevölkerung ist es schwer, an die Blüthe des alten Babylonien

Digitized by Google

zurückzudenken, wo das Land von schiffbaren Kanälen durchzogen und mit reichen Feldern bedeckt war, die mehrhundertfältige Frucht trugen, wo in seinen Städten Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühten, und wo seine Hauptstadt der erste aller Kulturherde war. Heute kann man selbst über die einstige Lage dieser Hauptstadt in Zweifel sein. — Als die Hauptursache dieser Umwandlung zum Schlechteren muß der Islam gelten. Schon vor der mohammedanischen Invasion hatten schlimme Ueberschwemmungen stattgefunden, die das Land verheerten. Dazu kamen dann lange und blutige Kämpfe zwischen allen Besitzern des Landes und den neuen Eindringlingen, eine fortschreitende Verarmung und Abnahme der Bevölkerung durch das Raubsystem der neuen Herren und ein allgemeiner Verfall der Kanäle und Dämme. Die Araber hatten für Agrikultur keinen Sinn. Die Türken fanden das Land vor, wie es heute ist, thaten aber nichts zu seiner Wiederherhebung. — Gegenwärtig nimmt die Wüste etwa zwei Drittel des ganzen Landes ein: eine fast ebene Fläche, mit Alkalien bedeckt und beinahe jedes Pflanzenwuchses bar. Hie und da erheben sich Hügel, die bis 30 m emporsteigen, und unter denen Ziegeltrümmer und Scherben verborgen sind. Dies sind alte Kulturstätten, welche bezeugen, daß Mesopotamien einst eins der dichtest bevölkerten Länder der Erde gewesen ist. Bei manchen lassen sich noch ganz deutlich die Straßenzüge verfolgen. Auch hohe Dämme antiker Kanäle ragen an manchen Stellen über die tischplatteähnliche Ebene empor. In der dicken, undurchsichtigen Atmosphäre, die ganz verschieden ist von der klaren irrischen Atmosphäre, erscheinen diese Hügel dem Auge oft als förmliche Gebirge. — Charakteristisch sind der Wüste die Staubstürme, die zugleich die beträchtlichsten Veränderungen im Bodenrelief bewirken. Sie bewegen vor allen Dingen das feine Verwitterungsprodukt der Ziegel von den Trümmerstätten hin und her, schütten damit die Wasserläufe zu, und bäuen hohe Dünen daraus auf, welch letztere in fast beständiger sichtbarer Bewegung sind. — Das dritte Drittel des Landes ist beinahe ausschließlich Sumpf. Auch im Alterthume gab es zwar Sümpfe im Lande, dieselben nahmen aber bei weitem nicht einen so großen Raum ein. Bedingt sind dieselben durch die regelmäßigen Ueberschwemmungen der beiden großen Ströme, die das Land durchfließen. Das Steigen derselben findet nur allmählich statt — zuerst (im Februar) im Tigris, und dann (gegen Ende März) im Euphrat. Hierdurch aber werden allmählich nicht nur die Reisefelder, sondern auch weite Strecken der Wüste unter Wasser gesetzt. Ungeheuer war die Hochfluth von 1887. Bei der großen Hitze und den starken Winden folgt dann aber rasche Austrocknung, und im August enthält der Schatt el Hai bei Scharra keinen Tropfen Wasser mehr. — Von weitem gesehen, erscheinen die mesopotamischen Sümpfe als unermeßliche grüne Flächen, von dem Schilf und Rohr, das meterhoch aus ihnen heraus wächst und belebt sind sie von zahllosen Wasservögeln, Wildschweinen, Löwen ꝛc. — Die Bevölkerung ist abgesehen von derjenigen in den Städten sehr einheitlich in ihrem Typus, wenn sie auch kaum rein arabisch genannt werden kann, und sie bekennt sich gleich der persischen zum schiitischen Glauben und trägt arabische Kleidung. — Den Bodenfarmen nach sind darunter Wüstenbewohner — Beduinen — und Sumpfbewohner — Mahân — zu unterscheiden. Die ersteren leben von nomadisch betriebener Viehzucht und gelegentlicher Räuberei; die letzteren fristen zusammen mit ihren Büffeln ein merkwürdiges amphibisches Leben und verharren auf einer sehr tiefen Kulturstufe. Die Bewohner der kleinen Kulturoasen sind von beiden zu unterscheiden. Diese treiben etwas Ackerbau, neigen aber in ihren Lebensgewohnheiten (besonders in der Einrichtung ihrer Rohrhütten) sehr stark zum Nomadenthum. Das Nivelliren sowie das Damm- und Kanalbauen verstehen sie zum allen Babylon her vortrefflich. Bei allen ihren Bauten haben sie sich infolge des absoluten Steinmangels aber ganz wie die Alten mit Strah, Rohr und Erde zu behelfen. E. D.

Die Scilly-Inseln.

Die Scilly-Inseln haben in den früheren Jahrhunderten eine viel bedeutendere Rolle gespielt als heutzutage. Die Annahme, daß sie identisch seien mit den Kassiteriden Strabo's, hat allerdings vor strengerer Kritik nicht zu bestehen vermocht. Aber in den Zeiten Heinrich's III., Franz Drake's und Cromwell's gallen sie mit gutem Grunde als eine der wichtigsten strategischen Positionen der Engländer, und damals waren sie infolgedessen auch zugleich stark befestigt.

1815 wurde die Position aber aufgegeben, und die Festungswerke durften seitdem in Ruinen sinken. Ein paar verrostete Kanonen blicken heute nur noch auf die Meerenge von Saint Mary, ohne irgend jemand ernstlich zu bedrohen. Unter Palmerston dachte man einen Augenblick an die Wiederherstellung der Befestigungen, aber thatsächliche Schritte dazu wurden nicht gethan.

Die Vortheile der Lage der Inseln in einem großen Seekriege — insbesondere gegen Frankreich — springen auf jeder Karte ins Auge. Die halbmondförmige Rhede, die von der Gruppe eingeschlossen wird, ist fähig, die größten Schiffe aufzunehmen und durch genügsame künstliche Nachhülfe ohne Zweifel zu einer vortrefflichen zu gestalten. Die Inseln St. Mary, St. Agnes, Annet, Samson, Bryer, Tresco und St. Martin würden sich vorzüglich zur Anlage von Forts eignen, und die Straßen zwischen ihnen wären sowohl durch diese Forts als auch durch Torpedos leicht zu schützen. Die feindlichen Angriffe aber würden durch den Mangel jedes Stützpunktes in der Nähe, sowie durch das Vorhandensein zahlloser Klippen und Riffe außerordentlich schwer sein. So wie die Inseln jetzt sind, können sie von jedem Feinde leicht genommen werden, und falls sie von einem solchen in ein nordisches Gibraltar umgewandelt würden, so könnten sie für Großbritanniens Handel und Seeherrschaft sehr verhängnißvoll werden.

(Admiralty and Horse Guards Gazette.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den Berechnungen Troinizki's, denen officieller Charakter beizumessen ist, belief sich die Bevölkerung des Russischen Reiches im Jahre 1885 auf rund 109 Millionen, und die Dichtigkeit der Bevölkerung betrug in den 50 europäischen Statthalterschaften 19,3 pro Quadratwerst; in Polen 71,4; in Finland 7,6; in Central-Asien 1,8; in Sibirien 0,4. Vier Städte hatten mehr als 200 000 Einwohner, neun andere mehr als 100 000, und 23 weitere über 50 000. Die Zahl der Geburten beträgt durchschnittlich 3 100 000, die Zahl der Todesfälle 2 500 000, so daß die Bevölkerung also abgesehen von der Einwanderung in jedem Jahre durchschnittlich um 900 000 wächst. Die Einwanderung wird auf eine Million, die Auswanderung

Digitized by Google

auf 921 000 angegeben, was einen weiteren Ueberschuß von 79 000 ergeben würde. Dabei erkennt die angegebene Quelle aber an, daß die statistischen Zahlen auf Genauigkeit keinen Anspruch machen können, weil besonders außerhalb Europas die Registrirungen vielfach nachlässig gehandhabt werden.

— Dem „Chamber of Commerce Journal“ (Vol. VII, p. 100 f.) zufolge bezifferte sich der allgemeine griechische Außenhandel im Jahre 1887 auf rund 203 Mill. Mark, und zwar auf ziemlich 116 Mill. Mk. in der Einfuhr und auf reichlich 87 Mill. Mk. in der Ausfuhr. Bezüglich ihrer Theilnahme an den Einfuhrwerthen hielten sich Rußland und England ungefähr die Wage (jedes Land mit etwa 27 Proc.), ebenso Oesterreich-Ungarn und die Türkei (jedes mit gegen 14 Proc.) und Italien und Rumänien (mit ziemlich 5 Proc.). Bezüglich der Ausfuhr nahm England den ersten Rang ein (mit 40 Proc.), Frankreich den zweiten (mit ziemlich 22 Proc.), Belgien den dritten (mit 10 Proc.), die Türkei den vierten (mit reichlich 9 Proc.), Oesterreich-Ungarn den fünften (mit 7 Proc.), die Vereinigten Staaten von Nordamerika den sechsten (mit 4½ Proc.) und Deutschland erst den siebenten (mit etwas über 4 Proc.).

Asien.

— Graf Aurey-Elmpt hat eine größere Reise in das Innere von Hinterindien angetreten, die sich womöglich bis nach Tibet ausdehnen soll. Besondere Aufmerksamkeit gedenkt derselbe der Ethnologie der Muongs, Moïs, Laos ꝛc. sowie den Bezeichnungen dieser Völker zu der alten Kultur der Khmers zuwenden. — Die Denkmäler, welche in Hinterindien von den Khmers übrig geblieben sind, bilden gleichzeitig auch den Gegenstand der Untersuchungen der Herren Fournereau, Raffgeau und Kéraudren, die Cochinchina und Kambodscha im Auftrage des französischen Unterrichtsministers bereisen (Vergl. „Comptes rendus“ der Pariser Geographischen Gesellschaft 1888, Nr. 7 und 8).

— Dr. Walther aus Jena hat im Jahre 1887 zur Untersuchung verschiedener Fragen der dynamischen Geologie eine Forschungsreise nach der Sinai-Halbinsel unternommen, über die er am 5. Mai vor der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin berichtete. Besondere Aufmerksamkeit hatte er den daselbst vorhandenen Korallenbildungen, sowie der Lockerung und Zersprengung der Gesteine durch die Temperaturschwankungen, und der Anlagerung ihrer Bruchstücke durch die Windwirkung zugewandt. Die Thatsache, daß eine junge koralline Bildung nördlich von Thor in bedeutender Höhe über dem Meeresspiegel liegt, erklärt er sich durch eine active Bewegung des Meeres — durch ein Rückweichen, oder so zu sagen ein Anslaufen des Golfes von Suez.

— Da die Sommerregen nunmehr in Ostasien begonnen haben, so ist gegenwärtig keine Hoffnung mehr vorhanden, daß es gelingen werde, die Hoangho-Fluth bereits in dem gegenwärtigen Jahre in ihr früheres Bett zurückzudämmen. Das Bild, welches unser in Nr. 9 des laufenden Bandes enthaltenes Kärtchen von der Lage giebt, bleibt also bis auf weiteres unverändert. — Das Erdbeben von Yünnan, dessen genaue wissenschaftliche Beurtheilung leider für immer aussichen wird, scheint noch erheblich größere Verwüstungen angerichtet zu haben, als man annahm. Mindestens 5000 Menschen sollen dadurch ihr Leben verloren haben, und von der großen Stadt Shih-ping soll nichts übrig geblieben sein als ein Trümmerhaufen.

Afrika.

— In der Münchener Geographischen Gesellschaft erstattete Dr. P. von Zeyschwitz Bericht über seine Reise nach der Westküste Afrikas und nach dem Nigerdelta. Das letztere bezeichnete der Reisende als ein außerordentlich belebtes und wichtiges Handelsgebiet und als die natürliche Hauptpforte des Sudan, von der es zu bedauern sei, daß sie den Anstrengungen Robert Flegel's zum Trotz für Deutschland verloren gegangen sei. Der englische Handel besitzt gegenwärtig daselbst ein beinahe unbestrittenes Monopol. Bonny, Akassa und Benin sind die Hauptplätze, alle drei freilich verschieden nach Malaria sowie auch zum Theil durch Moskitos. Die Bemannung des Schiffes, dem Herr von Zeyschwitz als Schiffsarzt angehörte, hatte unter den üblen hygienischen Verhältnissen des Nigerdeltas viel zu leiden, und gerade die kräftigsten Konstitutionen wurden in der Regel am heftigsten von dem Fieber ergriffen.

— Die Bohrungen, welche die Londoner „Royal Society“ im Nildelta vornehmen läßt, haben bisher erwiesen, daß bei Zagazig Felsen nicht existirt in einer Tiefe von 345 Fuß (103,5 m), bei Kafr el Nil nicht in einer Tiefe von 45 Fuß (13,5 m), bei Kafr Zawat nicht in einer Tiefe von 48 Fuß (25,2 m) und bei Tantah nicht in einer Tiefe von 73 Fuß (21,9 m). (Athenaeum 1888, Nr. 3159, p. 603.)

— Einem Vortrage, den der Missionär Franz Xaver Geyer vor der Münchener Anthropologischen Gesellschaft über die ethnographischen und politischen Verhältnisse im Sudan gehalten hat, entnehmen wir die folgenden Sätze: Das Wort Sudan stammt aus dem Arabischen von ʿaswad, schwarz) und bedeutet so viel wie „Land der Schwarzen“. Heute unterscheidet das ganze ungeheure Gebiet mit Ausnahme seines südlichen Theiles, am weißen Nil, wo sich Emin Pascha heldenhaft behauptet, dem Khalifen Abdullahi. Die Bevölkerung zerfällt in Neger und Nigritier. Zu den ersteren zählen namentlich die Schilluk, Dinka, Bari, Nuer, Bongu, Niam-Niam ꝛc.; zu letzteren die Habendoa, Bischarin, Dunarab, Ababda, Beni-Amer, Bahab ꝛc. Die Neger tragen ihren bekannten eigenartigen Typus in sehr verschiedener Ausprägung, sie sind im allgemeinen sehr leicht lebig, lassen sich nur durch Strenge zu geregelter Anstrengung anhalten, und können höchstens nach Generationen an Selbstthätigkeit gewöhnt werden. Manche Stämme zeigen aber ganz schöne geistige Anlagen. Der größte Feind des Negers ist der Islam, und die verderbliche Wirkung der Mahdiherrschaft läßt sich deshalb noch gar nicht absehen. Als ihresgleichen werden die Araber die Neger doch niemals behandeln. — Die Nigritier zeichnen sich durch braune Hautfarbe, langes Haupthaar, regelmäßigere Gesichtsbildung und schlankeren Wuchs vor den Negern aus, sie sind intelligenter als jene, aber auch mißtrauischer und feindseliger gegen die Europäer. An Ausdauer und Genügsamkeit wetteifern sie mit dem Kameel, und besonders dadurch sind sie auf ihrem eigenen Boden den Europäer im Kampfe überlegen. Ihren Reihen entstammt eine der bekanntesten Figuren des Mahdi-Aufstandes — Osman Digma.

— Nachrichten aus Brüssel geben an, daß die Franzosen im Begriffe stehen, den Posten Knudja am Ubangi zu räumen, so daß dadurch die schwebende Grenzstreitigkeit zwischen dem Kongostaat und Französisch-Kongo erledigt wird.

Australien.

— Die Erträge aus den australischen Goldfeldern haben sich schon seit Jahren beträchtlich vermindert. Nur in Queensland werden noch immer namentlich goldreiche Quarzriffe von hohem Werthe aufgefunden. Die Goldfelder der Kolonie Südaustralien waren nie von Bedeutung, und das ihr in nachstehender Tabelle für das Jahr 1886 zugewiesene Gold stammt meistens (17 490 Unzen zu 63 139 Pfd. St.) aus dem dazu gehörigen Nord-Territorium. In Westaustralien

Digitized by Google

wurde erst im Jahre 1886 durch den jetzt verstorbenen Ingenieur Edward T. Hardman in dem nördlichen unwirthbaren und unbewohnten Kimberley-Distrikte (26° 15′ südl. Breite und 114° 56′ östlich von Gr.) Gold entdeckt. Die darüber verbreiteten günstigen Nachrichten zogen mehrere Hundert Abenteurer dahin, welche aber meistens sehr unbefriedigt heimkehrten.

Die Reinheit des australischen Goldes ist sehr verschieden. Während z. B. das Victoria-Gold einen durchschnittlichen Werth von 4 Pfd. St. pro Unze hat, wird für Queensland-Gold nur 3½ Pfd. St. gezahlt.

Die Goldausbeute Australiens beziffert sich für die Kolonien:

Für die Kolonie:	Vor dem Jahre 1886		Im Jahre 1886		Im Ganzen	
	Centnem Unzen	Werth Pfd. St.	Centnem Unzen	Werth Pfd. St.	Centnem Unzen	Werth Pfd. St.
Victoria . .	53 727 986	214 911 944	648 186	2 666 784	54 393 182	217 578 728
Neu-Südwales . .	9 039 358	35 727 939	98 446	355 600	9 737 805	36 083 539
Queensland . .	4 885 647	17 099 764	340 988	1 193 483	5 226 635	18 293 247
Südaustralien .	173 961	691 278	26 215	95 671	199 276	786 949
Total . .	68 425 953	268 430 924	1 113 835	4 365 554	69 556 798	272 796 473
Tasmanien . .	419 656	1 606 929	31 014	117 250	450 670	1 726 179
Neu-Seeland . .	10 789 806	42 297 252	227 979	903 569	11 017 729	43 200 821
	79 635 359	312 337 103	1 372 828	5 386 373	81 024 397	317 683 473

Nordamerika.

— Die geographisch-geologische Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten beschäftigt sich im laufenden Jahre namentlich mit Kalifornien, Oregon und Montana, wohin vor kurzem acht verschiedene Expeditionen entsandt worden sind. Außer mit theoretischen Fragen sollen dieselben sich auch mit gewissen praktischen Fragen beschäftigen, so in dem Kaskadengebirge von Oregon namentlich mit der Untersuchung goldhaltiger Quarzgänge, in dem Quellgebiete des Missouri (in Montana) mit dem Aufsuchen von Stellen, an denen Dämme zur Verhütung der furchtbaren Hochfluthen des Stromes errichtet werden könnten ꝛc. Die Triangulationsarbeiten, denen die Expeditionen obliegen sollen, werden in der Hauptsache bereits im Frühsommer zu einem Abschlusse gebracht werden müssen, weil im Juli der sogenannte „summer haze“ (Staubnebel) einzusetzen und die Atmosphäre in einem hohen Grade undurchsichtig zu machen pflegt. Von Kalifornien soll eine Karte im Maßstabe von einem Zoll auf zwei amerikanische Meilen hergestellt werden, von Oregon und Montana eine solche im Maßstabe von einem Zoll auf vier Meilen. (Vergl. „Science“, Vol. XI, p. 228.)

— Nach einer Mittheilung in „Science“ wird die „United States Geological Survey“ demnächst auch eine Karte ausgeben, welche die Verbreitung der Indianerstämme zur Darstellung bringt. Das „Bureau of Ethnology“ hat nach fast fünfjähriger Arbeit die Klassifikation der Indianer nach linguistischen Familien vollendet und vertheilt auf der Karte die 300 bis 350 bekannt gewordenen Stämme in etwa 60 Familien, von denen jede durch eine besondere Farbe bezeichnet wird. Der vorläufigen Mittheilung nach bewohnen die Familien mit geringen Ausnahmen auch geographisch geschlossene Gebiete; die einzelnen Stämme sind also nicht in der Weise gewandert, wie man gewöhnlich annimmt; am größten ist die Zersplitterung in Kalifornien und Oregon, wo zahlreiche kleine Stämme dicht neben einander wohnen, welche oft nur aus wenigen Familien bestehen, aber linguistisch total verschieden sind. Die Karte, welche von einem ausführlichen „Report“ begleitet demnächst erscheinen soll, wird eine der interessantesten Publikationen werden, welche das ethnographische Bureau veröffentlicht hat.

— Dr. Franz Boas hat in der zweiten Hälfte des Mai im Auftrage der „British Association of the Advancement of Science“ eine neue Fahrt nach dem nordamerikanischen Westen angetreten, um daselbst seine ethnologischen Forschungen fortzusetzen. Wir hoffen in der Lage zu sein, unseren Lesern über die Ergebnisse dieser Reise seiner Zeit eingehenderen Bericht zu erstatten.

Polarregionen.

— Nach einer Mittheilung von Ch. Rabot an die Pariser geographische Gesellschaft hat der norwegische Kapitän E. H. Johannesen im Osten von Spitzbergen eine neue Insel entdeckt. Die bekannte Hypothese von dem Vorhandensein einer Inselkette, die Spitzbergen mit Franz Josephs-Land verbindet, gewinnt dadurch eine größere Festigkeit. Die Freiheit der europäischen Küsten von arktischem Treibeis dürfte vielleicht zum Theil mit dieser Insel-Barriere in Zusammenhang zu bringen sein.

— Nach einem Briefe, den Dr. Nansen von den Färöer aus an Professor Holland in Christiania gerichtet hat, ist die Nord- und Westküste von Island in diesem Jahre bereits sehr stark von Treibeis umlagert. Der Reisende ist geneigt, dies als einen sehr günstigen Umstand für seine Grönlandreise zu betrachten, da er glaubt, daß starke Nordwestwinde die Ostküste Grönlands verhältnißmäßig eisfrei gemacht haben.

Bücherschau.

— E. v. Hesse-Wartegg, Kanada und Neufundland. Freiburg 1888. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. — E. v. Hesse-Wartegg versteht es in diesen seinen Reisebildern aus Kanada eben so gut wie in den allbekannten älteren aus den Vereinigten Staaten, uns Land und Leute in ihren Wechselbeziehungen lebendig vor die Seele zu stellen. Dabei wird er durch zahlreiche geschickt gewählte und hübsch ausgeführte Illustrationen wesentlich unterstützt. Das Buch muß um so willkommener geheißen werden, als die deutsche Literatur thatsächlich sehr arm ist an Reisewerken über das britische Nordamerika, während die Bedeutung dieses ungeheuren Landes doch in mehrfacher Beziehung allmählich eine sehr hohe geworden ist.

— Dr. Moritz Hoernes, Dinarische Wanderungen. Wien 1888. Karl Graeser. — Ein gedankenreiches und elegant geschriebenes Buch, das den Leser sowohl in das gegenwärtige als auch in das vergangene Kulturleben Bosniens und der Herzegowina viel tiefere Blicke thun läßt wie die meisten anderen Reiseschilderungen, und das auch zugleich allenthalben die Bürgeln nachzuweisen sucht, durch welche dieses Kulturleben in der geographischen Eigenart der betreffenden Territorien haftet. Die Mission, welche Oesterreich-Ungarn durch die Occupation derselben den Orient gegenüber angetreten hat, erhält darin eine treffende Beleuchtung.

Inhalt: Joachim Graf Pfeil's Reisen in Ostafrika. — Dr. H. Zschatzig: Rouen. III. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. A. Oppel: Zur Geschichte und Kritik der Bevölkerungsstatistik in China und Japan. — Kürzere Mittheilungen: Professor Heinrich Kiepert in Kleinasien. — Süd-Mesopotamien. — Die Stille-Inseln. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polarregionen. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 10. Juni 1888.)

Hierzu eine Beilage von J. Wurster & Co. in Zürich.

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

AUG 31 1999

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04353 9215

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04353 9215

Digitized by Google

Digitized by Google